



# Carlyle / Friedrich der Große



Thomas Carlyle

# Geschichte Friedrichs des Zweiten

## genannt der Große

Neu herausgegeben und bearbeitet
auf Grund der Originalübersetzung
von
Georg Dittrich

Dritter Band

1928

F. W. Hendel Verlag in Meersburg am Bodensee



# Elftes Buch

## Friedrich ergreift die Zügel

Juni bis Dezember 1740



# Erstes Kapitel / Die Thronbesteigung Friedrichs

In Berlin wurde von Dienstag, dem 31. Mai 1740, dem Sterbetage des alten Königs, bis zum folgenden Donnerstag die Post zurückgehalten. Die Tore blieben geschlossen. Keine Stafette durfte abgehen, wiewohl Dickens und die Gesandten alle eifrig mit Schreiben beschäftigt waren. Am Donnerstag, nachdem die Regimenter, die Offiziere und höheren Beamten den Eid geleistet hatten und der neue König in aller Form im Sattel saß, jagten Stafetten und Postillione davon, und das Gerücht verkündete nach allen Weltgegenden die gewaltige Neuigkeit[1].

Der Regierungsantritt eines Königs ist immer ein hoffnungsreiches Ereignis für das Publikum, zumal der eines jungen Königs, von dessen Anlagen und Streben — von dessen Leiden zum mindesten — viel die Rede gewesen ist und dessen Antimacchiavell unter der Presse sein soll. Überall hat sich die ungewisse Meinung verbreitet, daß dieser König sich als bedeutend erweisen werde. Da sei endlich einmal ein Philosoph auf den Thron gelangt, und namhafte Taten der Menschenfreundlichkeit und Seelengröße seien zu erwarten — so meinen voreilige Zeitungsschreiber und die müßige Menschheit. Voreilige Zeitungsschreiber in England und anderswo, hören wir, sind bereit, zu glauben, Friedrich habe nicht nur die Potsdamer Riesen aufgelöst, sondern er gedenke auch „die preußische Armee um etwa die Hälfte zu vermindern", zur Erleichterung (zeitweiligen Erleichterung, die aber hoffentlich eine bleibende werden wird) für alle Beteiligten, und er werde sich viel mit Emanzipation, politischem Rosenwasser und Humanität, wie man es in neuerer Zeit heißt, befassen.

Bei der ersten Versammlung seiner Minister, so erzählen jene Leute, habe er die Frage gestellt, ob man das preußische Heer nicht auf 45 000 Mann herabsetzen könne — der vortreffliche junge Mann. Darauf haben die Minister geantwortet: „Schwerlich, Ew. Majestät! Die jülich-bergische Frage ist vorläufig noch bedrohlich!" Dies sei freilich ein Geheimnis und zweifelhaft für dritte, meint ein kluger Redakteur; offenkundig aber und sicherlich hinlänglich kennzeichnend sei folgendes: Auf einer Fahrt Seiner

[1] Dickens (im Englischen Staatsarchiv), 4. Juni 1740.

Majestät nach oder von Potsdam, in den allerersten Tagen, seien etwa tausend Kinder, die alle die roten Halsbinden trugen und nötigenfalls als Soldaten in die Regimenter ihres Kantons gesteckt werden konnten — „tausend Kinder" also seien diesem jungen König an einer Wendung der Straße begegnet und hätten mit gellendem Unisono wehklagend geschrien: „Oh, befreie uns von der Sklaverei" — von der roten Halsbinde, Königliche Majestät! Warum sollen wir Armen für unser Vaterland oder aus anderen Gründen dem Ungemach ausgesetzt sein, Königliche Majestät? Können nicht andere dazu genommen werden? Und Seine Majestät habe auf der Stelle eingewilligt — so glaubt der voreilige Redakteur[1]! „Die Gans, gnädige Frau?" rief einmal ein erfinderischer Philanthrop, dessen Plan, Kamine vermittels Herunterziehen einer lebendigen Gans zu fegen, Widerspruch fand: „Die Gans, gnädige Frau? So nehmen Sie meinetwegen zwei Enten, wenn Sie die Gans dauert!" — Voreilige Zeitungsschreiber geben sich der Meinung hin, es werde eine Herrschaft der Asträa Redux durch diesen jungen König in Preußen beginnen, und sie vergessen, sich zu fragen, was dieser junge König keineswegs vergessen darf, inwiefern nämlich Asträa für Preußen und für ihn möglich sei?

Daheim trägt man sich ebenfalls mit reichlichen Prophezeiungen, vagen Hoffnungen, die größtenteils sehr fehlgehen.

Dieser junge König hat sich, wie wir wissen, allerdings als bedeutend erwiesen; aber nicht auf die Weise, die das Publikum für ihn entworfen hatte — es geschah auf andere Weise! Denn kein Publikum weiß in solchen Fällen das geringste vorher. Ja, auch dem Manne selber wird es nur allmählich und, wenn er danach strebt, bewußt werden. — „Zweifelsohne", sagt ein Freund, „war es das Atlantische Meer, das den Kolumbus nach Amerika trug; zum Glück für das Atlantische Meer, für Kolumbus und uns: aber das Atlantische Meer stimmte nicht von vornherein ganz so, ja sein Votum wies, wenn ich mich nicht irre, in den verschiedenen Stadien der Fahrt große Unterschiede auf!" Und dies ist eine Wahrheit, die Könige und Menschen, wenn sie sich nicht treiben lassen oder wie die schäumende Woge dem Mond untertan sein wollen, vielleicht schon sehr früh auf ihrer Reise beherzigen müssen.

Friedrichs Auftreten in den ersten Wochen seiner Regierung hat, soweit es dem prüfenden Auge noch erkennbar ist, allerdings viel Glänzendes, Populäres, Hochherziges, offenbart aber auch starke, solide Eigenschaften und größere Sicherheit, als man hätte erwarten können. Denn die ganze Berliner Welt ist in rosenroter Stimmung, und Friedrich ist es gleichfalls — sind doch seine Fesseln plötzlich gelöst, und neue Hoffnungen tun sich dem jungen Mann auf! Er hat Großes vor sich; fühlt Großes in sich und jubelt ohne Zweifel bei dem Gedanken an die Verwirklichung. Er ist hochgemut, populär, hoffnungsreich, hat überdies

[1] Gentleman's Magazine (London, 1740), X. 318. Zeitungen usw.

Voltaire und die Höchsten der Welt als Zuschauer — aber er ist doch auch weise; ist sich löblich bewußt, daß es Schranken gibt, daß seine Stellung ihre Bedingungen hat und daß diese Bedingungen unerbittlich sind. Wir bemerken mit Vergnügen, wie die alte Wahrhaftigkeit seines Charakters durch das schwindlige neue Element hindurchscheint; daß all dies schöne Tun wenigstens nicht affektiert, sondern in einem ganz besonderen Grade wahr und das Erzeugnis seiner Natur in ihm ist — kurz, daß jene vollkommene Achtung vor der Tatsache, die eine seiner Eigenschaften zu sein pflegte und zu den höchsten und zugleich seltensten im Menschen gehört, ihn gegenwärtig nach keiner Seite verlassen hat.

Eine Spur von überströmender Erregung, natürlichem, nicht völlig unterdrückbarem Wohlgefühl über die plötzliche Wandlung zur Freiheit und Machtvollkommenheit dürfte vielleicht auch herauszulesen sein, wenn in den monotonen Aufzeichnungen, die sich Geschichte Friedrichs nennen, irgend etwas Menschliches mit Gewißheit zu lesen wäre! Er fliegt viel umher, von einem Ort zum andern; ist bald in Potsdam, bald in Berlin, in Charlottenburg oder Rheinsberg; erscheint nicht ungern dort, wo Geschäfte ihn rufen, und vor der Öffentlichkeit. Die Zeitungswelt, wie wir bemerkten, die bisher eine sehr stumme Welt gewesen, bricht hier und da in eine Art von dumpfem Jubilieren aus ob der großen Dinge, die er täglich tut, und freut sich der Aussicht auf einen Philosophenkönig. Der junge, erst achtundzwanzigjährige Mann kann nur wünschen, diese schöne Funktion für die Zeitungsschreiber und die Welt zu erfüllen. Er ist sehr tätig und tritt keck ein in sein großes Unternehmen, „die Menschen glücklich zu machen" — angesichts eines bewundernden Voltaires und des aufgeklärten Publikums in aller Welt.

Bielfeld spricht von gewaltigem Zulauf von Leuten, die sich in und um Charlottenburg drängten, um Glückwünsche, Gesuche darzubringen usw. Er erzählt, wie er selber genötigt war, sein Logis in jenem Königsdorfe der Hoffnung fast in den Hintergebäuden aufzuschlagen. Was er und was jedermann in Rheinsberg empfand, während Friedrich Wilhelm im Sterben lag und alle gleich Jagdhunden auf dem Sprunge standen, um mit Pfeilesschnelle davonzujagen, als die gewaltige Nachricht eintraf: all das hat er bereits mit weitschweifiger Breite auf seine phantastische, halb fabelhafte Weise beschrieben[1]. Friedrich selber schien sich mäßig mit Bielfeld zu freuen, nahm seine schwärmerischen Glückwünsche mit einer wohlwollenden, jedoch etwas gelassenen Miene entgegen und betraute ihn nach Wochen mit einem unerwartet geringfügigen Geschäft: nämlich unter Truchseß von Waldburg nach Hannover zu gehen und unseren Regierungsantritt bekanntzugeben. Das ist freilich ein unbedeutender, formaler Auftrag, aber vielleicht paßt Bielfeld am besten zu dergleichen Dingen.

Die britannische Majestät oder wenigstens seine Hannoveraner sind

[1] Bielfeld I. 68—77; das. 81.

dieser Höflichkeit bereits zuvorgekommen. Baron Münchhausen war, ohne Zweifel auf Grund von Befehlen für den eintretenden Fall, mit der gehörigen Begrüßung und Kondolenz fast am ersten Tage der neuen Regierung in Berlin erschienen. Er war der erste von allen Abgesandten. Die britannische Majestät ist augenscheinlich in versöhnlicher Stimmung, weil sie diesen gefährlichen spanischen Krieg vor sich hat. Sie kommt sogar kurz darauf selber nach Hannover, und Friedrich entsendet Truchseß, von Bielfeld begleitet, um die Aufmerksamkeit zu erwidern.

Friedrich versäumt diese Höflichkeitsbezeugungen deshalb nicht, weil sich im stillen Wichtigeres daran anknüpfen läßt. Wenn er zum Beispiel Absichten auf Jülich und Berg nährt, was wäre da zweckmäßiger, als zu ermitteln, was die Franzosen zu einem solchen Vorhaben sagen würden und wie sich die Engländer, das heißt die Hannoveraner, die sich viel in die Reichsangelegenheiten mischen, dazu verhalten würden. Aus diesen und anderen Gründen entsendet er gleichfalls, vermutlich nach sorgfältigerer Wahl als im Bielfeldschen Falle, den Oberst Camas, um den französischen Hof zu begrüßen und den dortigen Boden gewandt zu sondieren. Camas, ein wohlbeleibter gesetzter Militär in vorgerücktem Alter, voll Beobachtungskraft, Erfahrung und gesundem Verstand — „mit nur einem Arm, der aber die Arbeit von zweien tut und gewandt niemand merken läßt, daß der andere Arm, der in der Rockbrust ruht, von Kork ist" — wird ohne Zweifel in dieser Sache tun, was tunlich ist, vermutlich aber zuerst nicht viel. Er soll auf der Durchreise bei Voltaire, der sich seit einigen Monaten in Holland, im Haag, aufhält, vorsprechen und ihm „ein Fäßchen ungarischen Wein" überbringen, den Seine Majestät vermutlich vortrefflich befunden hat. Hiervon und von noch anderem Unbedeutenden, das zwischen ihnen verhandelt wurde, ist in den Schriften und Briefen Voltaires aus dieser Zeit noch mehr als genug zu lesen.

Auf solche Weise verfügt Friedrich über seine Bielfelds, die von jetzt ab in ziemlicher Anzahl um ihn her sind. Abenteurer aus allen Weltteilen, namentlich vom literarischen Gepräge, umschwärmten in der Hoffnung auf Anstellung Friedrich während seiner ganzen Regierung. Aber sie fanden in ihm einen ziemlich strengen Beurteiler. Man kann nicht sagen, daß sie das fanden, was sie erhofft hatten.

Gunst, Vertraulichkeit, das sieht man gleich von Anfang an, hilft diesem jungen Könige gegenüber nichts; ihm ist es vor allem Hauptsache, daß seine Arbeit getan werde, und er sieht sich immer nur nach denen um, die am fähigsten dazu sind, sie zu tun. Darum geht Bielfeld nach Hannover, um vor unserem sublimen kleinen Oheim schöne Redensarten zu lispeln und graziöse Hofbücklinge zu machen. Dagegen stiftet Friedrich einen neuen Orden, „Pour le mérite" genannt. Das ist freilich an sich nichts Großes und verrät vorerst nur Hoffnung und überströmenden Sinn, ja, es könnte sogar schädlich werden, je nach den Rittern, die er ernennen

wird. Glücklicherweise bewährte sich der Orden in diesem letzteren wesentlichsten Punkte und blieb bis an Friedrichs Lebensende eine hohe und begehrte Auszeichnung in Preußen.

Ohne Zweifel ist dies ein strahlende junge Majestät, berechtigt, Hoffnung zu hegen und Hoffnung zu erwecken. Schon sein Äußeres ist einnehmend; er ist entschieden schön, sagen alle, anmutig von Gestalt, wennschon nicht über fünf Fuß fünf Zoll hoch[1] und vielleicht von stärkerem Gliederbau als ein Apollo von Belvedere. Er hat ein schönes freies ausdrucksvolles Gesicht; nichts von Strenge darin. Kein stolzes oder kein allzu stolzes Gesicht, aus dem einem jedoch allerlei Hohes mächtig entgegenblitzt. Welch ein Mann: er ist in der Blüte der Jahre, hat große Möglichkeiten vor sich, Voltaire und die Menschheit jubeln ihm erwartungsvoll zu. —

Wir wollen als Beitrag zur Schilderung seines damaligen inneren Menschen versuchen, aus dem historischen Schutt einige wenige der kennzeichnenden Ereignisse oder charakteristischen Handlungen Friedrichs in jenen ersten Wochen seiner Thronbesteigung herauszulesen und im Zusammenhang vorzutragen.

### Friedrich will die Menschen glücklich machen. Kornmagazine.

Am Tage nach seinem Regierungsantritt, als die Generäle und Staatsminister den Eid leisteten, empfahl Friedrich seinen Generälen, „von denen er hinfort denselben Eifer erwartet, dessen er als ihr Kamerad Zeuge gewesen sei", ein mildes Benehmen der Hohen gegen die Niederen und wünscht, daß der gemeine Soldat nicht unverdient mit Härte behandelt werde. Gegen seine Minister spricht er noch nachdrücklicher in gleichem oder noch eindringlicherem Tone. In einem Reskript, das den Kammern seinen Regierungsantritt ankündigt, bedient er sich folgender Worte, die ein hocherfreutes Berliner Publikum bald darauf zu lesen bekommt: „Unsere größte Sorge wird dahin gerichtet sein, das Wohl des Landes zu befördern und einen jeden Unserer Untertanen vergnügt und glücklich zu machen. Wir wollen nicht, daß ihr euch bestreben sollet, Uns mit Kränkung der Untertanen zu bereichern, sondern vielmehr, daß ihr sowohl den Vorteil des Landes als Unser besonderes Interesse zu eurem Augenmerk nehmet, inmaßen Wir zwischen beiden keinen Unterschied setzen." Dies ist schriftlich und erscheint noch innerhalb dieses Monats im Druck. Seine Majestät geruhte an demselben Tage, als die Minister persönlich vor ihm erschienen und den Eid leisteten, in Worten, die ebenfalls in wenigen Tagen gedruckt wurden, folgenden erquicklichen Zusatz beizufügen: „Ja, des Landes Vorteil

[1] Preuß gibt durch ein bei ihm ungewöhnliches Versehen zweimal „fünf Fuß zwei Zoll drei Linien" als die richtige Ziffer (es ist die von Napoleons Maß nach *französischem* Fuß), bleibt dann aber bei obiger wohlverbürgter Messung (Preuß, *Buch für Jedermann* I. 18; Preuß, *Friedrich der Große* I. 39 und 419).

muß den Vorzug vor Unserem eigenen besonderen haben, wenn sich beide nicht miteinander vertragen[1]."

Das ist eine hübsche Sprache für einen angehenden König, und sie ist zu jener Zeit nagelneu. Er erregt bei der damaligen Welt eine Bewunderung, die uns unbegreiflich ist, weil wir doch daran gewöhnt sind, daß etwas ganz anderes aus dem wird, was beabsichtigt war. Es ist außer Zweifel, der junge König will sich redlich dem Beglücken der Menschen widmen; aber hier wie anderswo gibt es Schranken, die er erkennen wird, manche vielleicht näher, als er erwartete.

Vorläufig entsprechen seine ersten Handlungen in dieser Richtung ganz jenen schönen Worten. Das Jahr 1740 — dessen grimmige Kälte noch tief im Sommer anhält — stellt eine späte und schlechte Ernte in Aussicht, und zu anderem Ungemach, das man schon erlitten hat, droht Hungersnot hinzuzukommen. Die Sachlage erkennend, wozu sein armer Vater nicht mehr imstande war, öffnet er die Kornmagazine — eine weise Maßnahme für Notjahre, die man dortzulande hat — läßt Korn zu ermäßigten Preisen an die Bedürftigen verkaufen und sorgt dafür, mitunter mit beträchtlicher Mühe, daß es überall in seinen Staaten geschieht. „Berlin, den 2. Juni", ist das früheste Datum dieses wichtigen Reskripts, eines schönen Programms an seine Minister, das, kaum ausgesprochen, sogleich ins Werk gesetzt wurde. Augenscheinlich eine weise und humane Maßregel, für die ohne Zweifel aufrichtige Segenswünsche von mehreren Millionen seiner Mitmenschen zu ihm aufstiegen.

Ja, noch mehr; wie sich dunkel annehmen läßt, traf man, da der Mangel anhielt, dauernde Einrichtungen zur Unterstützung der Bedürftigen, und Monsieur Jordan, ehemaliger Vorleser des Kronprinzen und noch immer der Vertraute seines königlichen Freundes, wird, ausgestattet mit Gehalt, Planentwurf und anderem Nötigen, zu seiner und unserer Verwunderung zum „Armeninspektor" ernannt. Ein Inspektor, der sein Amt ganz gut zu verwalten scheint. Und kommenden November sehen wir „tausend arme Weiber und andere Frauenspersonen zu Berlin ihr Brot bequem mit Spinnen verdienen": auf Kosten Seiner Majestät. Es werden leere Wohnungen in gewissen Straßen und Vorstädten gemietet, neugedielt, geheizt, und arbeitsame Frauenspersonen können da spinnen. Da sitzen ihrer tausend, unter passender Aufsicht, Behandlung und passendem Lohn — und das Schwirren ihrer armen Spindeln und ihrer armen, unartikulierten alten Herzen tut einem wohl, wenn man nur daran denkt. — Das ist eine von Friedrichs allerersten Handlungen, dieses Öffnen der Kornmagazine und Sorgen für die Bedürftigen[2], und es läßt sich nichts daran aussetzen. Das

[1] Dickens, Depesche, 4. Juni 1740: Preuß, *Friedrichs Jugend und Thronbesteigung* (Berlin, 1840) S. 325 — unter Anführung der Berliner Zeitungen vom 28. Juni und 2. Juli 1740.

[2] *Heldengeschichte* I. 367; Rödenbeck, *Tagebuch aus Friedrichs des Großen Regentenleben* (Berlin, 1840) I. 2, 26 (2. Juni, Oktober 1740).

Sieden hungriger Töpfe, nach vernünftigen Grundsätzen mit Speise gefüllt, das Schwirren der Spindeln jener armen Weiber in den warmen Stuben: Götter und Menschen vernehmen solche Töne gern und nehmen sie als ein unendlich winziges Scherflein der Sphärenharmonien unseres Universums an!

## Abschaffung der gerichtlichen Folter.

Dann macht sich Friedrich sofort an die Justizreform. Schon am Tage nach jener Verordnung wegen der Kornmagazine schafft er durch Kabinettsordre vom 3. Juni 1740 die Folter in peinlichen Prozessen ab[1]. Die Anwendung der Folter war, glaube ich, in Preußen bereits ziemlich abgekommen; aber nun soll auch ihre Androhung aufhören. — Diese Androhung war einmal, wie wir uns erinnern können, Friedrich selber sehr nahe gewesen. Vor drei oder vier Jahren, so heißt es ferner, geschah eine finstere Mordtat in Berlin. Ein Mann wurde eines Nachts auf offener Straße umgebracht, und der Täter war auf keine Weise zu ermitteln — ausgenommen ein gewisser Kandidat der Theologie, auf den einige Spuren hinwiesen, der aber leider durchaus nichts eingestehen wollte. Dieser arme Kandidat wurde mit der Folter bedroht und würde sie am Ende wohl erlitten haben, wäre der wirkliche Mörder nicht entdeckt worden. Dies oder ähnliches trug natürlich sehr zum Verruf der Folter in Berlin bei. Dieser Kandidat wurde nur damit bedroht, und es ist mir auch nicht bekannt, wann der letzte wirkliche Fall sich in Preußen ereignete. Im aufgeklärten Frankreich aber und den meisten anderen Ländern nahm man noch keinen Anstoß daran. Barbier, der Tageschroniker von Paris, erzählt einige Zeit nach obigem von einer dortigen Diebesbande, die förmlich gefoltert wurde. „Sie plapperten auch, ils ont jasé", sagt Barbier mit amtlicher Spaßhaftigkeit[2].

Friedrichs Kabinettsbefehl, wir brauchen es nicht erst zu sagen, wurde überall, daheim und im Auslande, mit lautem Beifall begrüßt. Wir alle würden sicherlich noch immer in ihn einstimmen, obgleich viele von uns auch den Nachteil davon sehen, was ihre Begeisterung naturgemäß schwächt. Dies war Friedrichs erster Schritt in der Justizreform, geschehen am vierten Tage seines Regierungsantritts. Ein langer Weg liegt auf diesem Gebiete vor ihm; seine Bemühungen um die Verbesserung der Gesetze im Zivil- wie im Kriminalwesen endigen nur mit seinem Leben. Denn seine Gerechtigkeitsliebe war in der Tat groß. Das einem so notwendigen Lebensbedürfnisse wie der Justiz anklebende Lügen- und Perückenhafte fand zu keiner Zeit Gunst bei ihm.

Ein verdienstvolles, fleißiges, wennschon recht chaotisches Buch, das dem Leser unerwartet wenig Ausbeute gewährt; stellt für jeden Tag von Friedrichs Regierung, soweit möglich, fest, wo Friedrich war und was er tat; ermangelt wie gewöhnlich jedes Registers usw.

[1] Preuß, Thronbesteigung S. 340; Ködenbeck I. 14 (3. Juni).

[2] Barbier, Journal Historique du Règne de Louis XV (Paris 1849) II. 338 (Datum: Dezember 1742).

Er will Philosophen um sich haben und eine wirkliche Akademie der Wissenschaften.

Philosophie, schöne Künste, Interessen der menschlichen Kultur zu vernachlässigen, dazu ist er am wenigsten der Mann. Der Gedanke, die Akademie der Wissenschaften zu ihrer ursprünglichen Höhe oder noch viel höher zu führen, gehört augenscheinlich mit zu jenen, die der Kronprinz lange mit sich umhertrug, ihre Verwirklichung ersehnend. Der unsterbliche Wolf, der verbannt aber sicher in Marburg ist und der zu Friedrich Wilhelms Zeiten nicht wieder zurückkehren wollte, hatte vor kurzem dem Kronprinzen ein Buch gewidmet und deutete damit an, daß er unter einer neuen Regierung vielleicht doch zu bereden wäre. Friedrich beeilt sich, ihn zu bereden, beauftragt die geeignete Person, den Probst Reinbeck, Haupt des Konsistoriums in Berlin, ihm zu schreiben und mit ihm zu unterhandeln. „Alle räsonablen Bedingungen" sollen dem unsterblichen Wolf bewilligt werden — und Friedrich fügt eigenhändig als Nachschrift hinzu: „Ich bitte Ihn, sich um den Wolf Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, muß unter aller menschlicher Gesellschaft wert gehalten werden und glaube, daß Er eine Conquête im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn Er den Wolf hier her persuadieret[1]." Dies ist datiert vom 6. Juni, noch nicht eine Woche, nachdem Friedrich König geworden. Die Reinbeck-Wolfsche Unterhandlung, die hierauf folgte, ist in Büsching zu lesen[2]. Sie zeigt uns einen brummigen, haushälterischen, geriebenen alten Herrn Professor, dem es gar nicht eilig ist, Marburg zu verlassen, es sei denn für etwas Besseres: „Muß wollene Schuhe und Stiefeletten tragen", „kann nicht gut Treppen steigen"; und außerdem fordert er gute Behandlung. Er ist, wenn schon mit Vorsicht, willfährig, an einer Akademie der Wissenschaften mitzuwirken — zweifelt jedoch, daß die Franzosen in dergleichen Unternehmungen so bewundernswürdig sind, wie sie sich selber dünken. Veteran Wolf, merkt man allmählich, könnte wohl auch selber eine deutsche Akademie der Wissenschaften aufbauen, wenn man ihn dazu ermunterte! Dies war vermutlich der eigentliche Stein des Anstoßes in der Sache. Veteran Wolf wurde nicht Präsident der neuen Akademie der Wissenschaften, wurde aber an seine alte Stelle in Halle, „die Straßen voll Triumphbogen", zurückgebracht und verlebte daselbst, ohne sonstige namhafte Leistung, aber wir wollen hoffen in warmen Schuhen und ohne viel Treppensteigen, friedlich siegreich den Rest seiner Tage.

Friedrichs Gedanken richten sich nicht auf eine deutsche, nach heimischer Art aufgebaute Akademie, sondern auf eine französische, und dafür kennt er bereits einen Baumeister, hat ihn im stillen schon zwei Jahre im Auge gehabt, seit Voltaire ihm in dem Briefe, von dem wir einmal in Loo

[1] In Oeuvres de Frédéric (XXVII. II. 185) ist der Brief mitgeteilt.
[2] Büschings Beiträge (§ Freiherr von Wolf) I. 63—137.

hörten, einen Wink gegeben hatte. Der Erbauer soll jener sublime Maupertuis sein, der wissenschaftliche Löwe der Pariser Salons seit seiner Tat im Polarkreis und der reizenden Erzählung, die er daraus machte. „Welch eine Tat, welch ein Buch!" riefen die Pariser gebildeten Kreise, Herren und Damen, und Maupertuis, in dem eine sorgfältig unterdrückte Freude am Lärm schlummert, stimmt vornehm-bescheiden bei. Seitdem sind seine Porträts in den Bilderläden, und ein sehr eigentümliches, über das ein wenig gelacht wird, kommt eben heraus: ein grob geschnittenes Gesicht, krakeelerisch, mit triumphierendem Blick und gemachter Artigkeit; er steht da in weitem Schlafrock und Pelzmütze, gemächlich die Erde und ihre Meridiane mit der linken Hand flach drückend (wie wenn e r es getan hätte), während die andere mit ausgestrecktem Finger auf die Menschheit weist: „Ist es euch denn nicht bekannt?" — „Ob es uns bekannt ist!" antwortet Voltaire später mit endlosen Späßen auf ihn, wie respektvoll er auch gegenwärtig ist. Friedrich schreibt in diesen Tagen folgenden Brief — und welcher Mensch, ja, welcher Löwe könnte einem solchen königlichen Handbillett widerstehen?

An Monsieur de Maupertuis in Paris.

(Ohne Datum — datierbar, Juni 1740.)

„Mein Herz und meine Neigung ließen mich von dem Augenblicke an, da ich den Thron bestieg, wünschen, Sie hier zu haben, damit Sie unsere Akademie neugestalten, wie nur Sie es können. Kommen Sie also, kommen Sie und pfropfen Sie auf diesen wilden Holzapfelbaum das Reis der Wissenschaften, damit er Früchte trage. Sie haben der Menschheit die Gestalt der Erde gezeigt; zeigen Sie auch einem König, wie süß es sei, einen Mann wie Sie zu besitzen.

Monsieur de Maupertuis, votre très-affectionné

Frédéric *(sic)*[1]."

Dieser Brief — wie konnte Maupertuis bei einer solchen Gelegenheit einen Zufall verhindern? — kam in die Zeitungen, ruhmvoll für Friedrich, ruhmvoll für Maupertuis, und schraubte die Dinge noch höher hinauf. Maupertuis ist unterwegs, und wir werden ihn binnen kurzem sehen.

## Und jeder soll nach seiner Fasson selig werden.

Hier ist ferner ein kleines Faktum, das daheim und im Auslande in jenen Sommermonaten und lange nachher ungeheures Aufsehen erregte.

22. Juni 1740. Das Geistliche Departement meldet: Die römisch-katholischen Schulen, die seit acht Jahren für Soldatenkinder dieser Konfession bestehen, „gäben, besonders in Berlin, Anlaß, daß, gegen den landesherrlichen Befehl von 1632, Protestanten zum Katholizismus verleitet würden: solches habe der Generalfiskal berichtet" — was geruhen Seine Majestät zu befehlen?

Seine Majestät schreibt kurz und bündig folgende Worte an den Rand, die einen Geist erkennen lassen, der über die Frage der Toleranz mit sich im reinen ist, während die meisten anderen damals viel mehr Zweifel darüber hegten, als wir es heute tun.

[1] Oeuvres XVII. I. 335. Das erdachte „Fédéric" anstatt „Frédéric" ist um diese Zeit bereits die übliche Unterschrift in Friedrichs Briefen.

„Die Religionen müssen alle toleriert werden, und muß der Fiskal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch tut, denn hier muß ein jeder nach seiner Fasson selig werden[1]."

Wundervolle Worte, die den großen Geistern damaliger Zeit sehr teuer waren. Sie flogen (nachdem die Orthographie der Urschrift wie oben korrigiert war) über die ganze Welt, und noch einmal rief das aufgeklärte Publikum Seiner Majestät sein lautestes „Bravissimo" zu, mit einer Begeisterung, einer Bewunderung und einem Erstaunen, daß man sich jetzt, nach Verlauf von hundertundzwanzig Jahren, nicht leicht eine Vorstellung davon machen kann. Überhaupt sollte man bei der Betrachtung dieser edlen, auf Verbesserung des Menschentums gerichteten Handlungen berücksichtigen, wie außerordentlich ursprünglich sie damals waren, wie sie mit dem Glanze neuen Goldes strahlten und wie sehr sie seitdem durch vielen Gebrauch verblaßt sind. Man sollte das berücksichtigen, und doch ist es nicht möglich. Keine menschliche Einbildungskraft ist in den heutigen Zeiten noch dazu fähig.

### Freie Presse und Zeitungen die besten Lehrer.

Toleranz war bei Friedrichs religiösen Begriffen vielleicht keine so außerordentlich große Tat; aber was der Leser wohl kaum von ihm erwartete, das ist die Preßfreiheit oder wenigstens ein Versuch in dieser Richtung. Aus England, aus Holland hatte Friedrich von der freien Presse gehört und von Zeitungen als den besten Lehrern. Es ist Tatsache, daß er sich beeilt, einen Keim dieser Art in Berlin zu pflanzen; er geht schon am zweiten Tage seiner Regierung daran, so eifrig ist er dabei. Berlin besaß schon irgendein mageres Intelligenzblatt, vielleicht zwei; aber Friedrich geht aus auf eine wirkliche Zeitung mit genialen, umfangreichen Spekulationen, die dem Geist Nahrung bringen: eine „literarisch-politische Zeitung" oder sogar zwei Zeitungen, eine französische und eine deutsche. Er trifft schnell Anstalten dazu — entsendet Jordan bereits am zweiten Tage, um einen dazu befähigten Franzosen aufzutreiben. Die Anstalten sind bald getroffen: Buchhändler Haude, weiland kronprinzlicher Buchhändler — den wir vor Zeiten einmal in einem häuslichen Donnerwetter sahen[2] — wird ermuntert, die deutsche Zeitung, „Nachrichten von Staats- und Gelehrten-Sachen", herauszugeben; der schale Formey, eine gewandte Feder, aber keine kräftige, ist der Redakteur, den Jordan für die französische auserlesen hat. Kurzum, Formeys erste Nummer erscheint innerhalb eines Monats im Druck[3], und Haude, der sich von Hamburg einen Zeitungsschreiber von Ruf hat kommen lassen, wetteifert mit ihm in der Belehrung der Menschheit.

[1] Preuß, Thronbesteigung S. 333; Rödenbeck, in die.
[2] Oben, Buch VI. Kap. 7.
[3] „2. Juli 1740". Preuß, Thronbesteigung S. 330 und Formey, Souvenirs I. 107 verbessert von dem exakten Herrn Preuß.

Nach Verlauf weniger Monate aber trat Formey, ein gewandter und gelehrter, aber etwas schaler Herr, ab oder wurde entlassen, und die zwei Zeitungen flossen zu einer zusammen — vielleicht spalteten sie sich auch wieder in zwei und gingen, ich weiß nicht welchen Weg oder welche Wege, in der Folgezeit jedenfalls keinen, der zu irgendwie nennenswerten Resultaten führte. Die Freiheit der Presse wurde diesen Zeitungen gegenüber niemals verletzt, und sie gaben auch keinen Anlaß dazu. Allgemeine Preßfreiheit hat Friedrich nie förmlich oder auf immer gegeben, aber praktisch hatte sie unter ihm allezeit eine Art wirklicher, vielleicht etwas schwankender ungewisser Existenz. Man bemerkt durch Friedrichs ganze Regierung eine ausgesprochene Abneigung dagegen, sich mit der Zensur oder dem Fesseln der armen Zungen und Federn der Menschen zu befassen. Nichts außer der oder jener offiziösen Meldung von etwaiger Beleidigung fremder Höfe in eines armen Mannes Pamphlet konnte Friedrich bewegen, sich dahinein zu mischen. Ja, er äußerte auch dann gewöhnlich seinen Ministern gegenüber, daß sie ihn falsch unterrichtet hätten; und sein Spruch erging zugunsten des armen, auf den Urquell sich berufenden Pamphletars[1]. Bis an sein Lebensende wurden ekelhafte Spottschriften auf ihn, Vie Privée von Voltaire, Matinées du Roi de Prusse und noch schmählichere Lügen und Dummheiten ungehindert in Berlin verkauft und trugen Berlin sogar als Druckort, ohne daß Friedrich etwas dazu sagte oder sich daran kehrte. Er hat wohl Pamphlete öffentlich verbrennen lassen — eins werden wir selber noch in Flammen sehen — aber es geschah ohne den mindesten persönlichen Groll und bloß amtlicher Gründe wegen. Bis ans Ende antwortete er wohl seinen berichtenden Ministern: „La presse est libre, man müsse die Presse gewähren lassen“ — großartig abgeneigt, sich in Pressesachen zu mischen oder mit den Hunden, die vor seiner Türe bellten, anzubinden. Dergleichen üble Folgen der freien Presse (das erste Stadium der üblen Folgen) ertrug er auf diese Art. Die guten Folgen aber scheinen hinter seinen Erwartungen zurückgeblieben zu sein. Friedrichs Begeisterung für Pressefreiheit, schnell genug zur Tat schreitend, stieg nie bis zum äußersten Höhepunkt und nahm eher ab als zu auf Grund der Erfahrungen, die er an Menschen und Dingen machte. Die Berufung Formeys und Begründung jener zwei Zeitungen war der einzige ausdrückliche Versuch, den er in dieser Richtung gemacht hat. Der Erfolg entsprach kaum der Erwartung. Die zwei Zeitungen gingen fortan ihren Weg; bisweilen benutzte Friedrich sie für geringfügige Zwecke, schrieb in ihnen ein- oder zweimal selber einen Aufsatz neckisch-vexierenden Inhalts, worauf wir vielleicht später noch zurückkommen werden; sonst aber sind sie, außer für

[1] (Laveaux,) Vie de Frédéric II, Roi de Prusse (Strasbourg 1787) IV. 82. Ein wertloses, nun beinahe vergessenes Buch, aber authentisch in diesem, vielleicht nur in diesem Punkt, weil Laveaux (ein flinker Geselle, entlaufener Exmönch mit attachierter entlaufener Exnonne) viel in Berlin lebte und sich dort allezeit mit Pamphletenschriftstellerei befaßte.

chronologische Zwecke, von der größten Bedeutungslosigkeit für Götter und Menschen.

„Freiheit der Presse“, sagt mein melancholischer Freund, ist ein edel Ding und erzeugt bei gewissen Völkern, zu gewissen Epochen, glorreiche Wirkungen — namentlich im revolutionären Fache, wo dies einmal unentbehrlich geworden ist. Pressefreiheit ist nur möglich da, wo jedermann ihren Mißbrauch mißbilligt, wo die ‚Zensur‘ sozusagen von aller Welt ausgeübt wird. Wenn die Welt (wie sie selbst in den freiesten Ländern fast unwiderstehlich dazu neigt) nicht länger in der Lage ist, dieses heilsame Amt auszuüben, und lautes, törichtes Sprechen, lautes, törichtes Überreden nicht im Zaum halten und, sooft es im Druck auftritt, zum Schweigen bringen kann — dann wird Pressefreiheit bei verständigen Menschen nicht lange guttun. Und wirklich wird sie bei Völkern, die nicht in einem Ausnahmefalle sind, erstaunlich bald unmöglich!“ —

Dies alles sind Ereignisse aus Friedrichs erster Regierungswoche. Sie mögen als Proben dieser ersten Gattung genügen. Es sind sicherlich glänzende Anzeichen, und sie folgen Schlag auf Schlag zum Erstaunen der aufmerksamen Welt, andeutend etwa, welch innerer Reichtum in diesem jungen Könige nach Enthüllung strebt, und wie hoch seine Hoffnungen sich für die Menschheit versteigen. Im Hintergrunde die „neue Ära“ der Philanthropie, der Aufklärung und so viele andere Dinge, die Französische Revolution und eine „sich selbst abtuende Welt“! Offenbar gebührt diese zweifelhafte Ehre dem jungen feurigen Friedrich, dem ersten Mann seiner Zeit, der wohl dazu angetan ist, ihr undeutliches, stummes Wollen in die Tat umzusetzen. Und auch Friedrich selbst hätte das für eine wunderliche Ehre gehalten, hätte er erlebt, was damit gemeint ist!

Friedrichs Schnelligkeit und Tätigkeit in den ersten Monaten seiner Regierung erregten das Erstaunen der Menschen, wie er überhaupt sein Leben lang ein gar geschwinder, tätiger König blieb. Er fliegt umher, mustert Truppen, Regierungskammern, erläßt Edikte, inspiziert, nimmt Huldigungen von Provinzen entgegen — entscheidet und verrichtet tagtäglich eine erstaunliche Anzahl von Dingen. Dabei schreibt er viele Briefe, findet sogar Augenblicke für Verse und läßt gelegentlich seine Flöte erklingen.

Seine Briefe sind uns in reichem Maße erhalten. Aber gewöhnlich sind sie in raschem amtlichen Tone geschrieben und sagen uns fast nichts. Seinen Schwestern schreibt er brüderliche Versicherungen, seinen Freunden, seinen Suhms, Duhans, Voltaires, eifrige, allgemeine oder besondere Einladungen, zu ihm zu kommen. „Meine Lage hat sich verändert“, schreibt er an Voltaire und andere geliebte Freunde. Es läßt sich ein Ton sinnenden Nachdenkens, zuerst sogar des Schmerzes und der Rührung darin verspüren. „Kommt zu mir“ — und der Ton hätte in einer älteren Ausdrucksweise soviel bedeutet wie: „Betet für mich.“ Eine ganz neuartige

Szene hat sich aufgetan, voll von Möglichkeiten des Guten und Üblen. Seine Hoffnungen sind ebenso groß wie seine Besorgnisse, der Schatten der Hoffnungen. Duhan (sein guter alter Lehrer) kommt an, Algarotti kommt an, beide warm empfangen. Mit Voltaire hat es Schwierigkeiten, aber auch er wird sicherlich binnen kurzem kommen können. Der gute Suhm, der seit langem ungern sächsischer Minister in Petersburg war, machte sich sehr bald auf den Weg; aber leider hatte das russische Klima seine Brust verdorben. Er kam niemals an. Seine letzten Briefe haben noch immer etwas sehr Rührendes. Leidenschaftlich vorwärtseilend wie ein erschöpftes Roß, das heimwärts drängt, muß er in Warschau rasten, wo er nach wenigen Tagen stirbt — sehr betrübend für Friedrich und uns! Für Duhan und Duhans Kinder sorgte er redlich, aber nicht verschwenderisch, ebenso für Suhms Neffen, die der Sterbende ihm empfohlen hatte. — Werfen wir nun einen kurzen Blick auf eine zweite, gleichzeitige Phase von Friedrichs Geschäften.

### Er gedenkt auch praktisch zu sein und in jedem Zoll ein König.

Es fällt Friedrich nicht ein, seine Armee zu verringern, wie der auswärtige Zeitungsschreiber sich einbildet. Er ist im Gegenteil beflissen, sie zu vergrößern. Er schuf die Potsdamer Riesen zu vier Regimentern von gewöhnlicher Statur um, steht in Unterhandlung mit seinem Schwager von Braunschweig und mit anderen Nachbarn wegen anderer neuer Regimenter — bildet im Laufe der nächsten wenigen Monate acht Regimenter, einen Zuwachs von etwa 16 000 Mann. Es sieht aus, als wolle er auch das Praktische im Auge behalten. Jedenfalls will er einen Fechtapparat von äußerster Stärke besitzen. Anderes deutet noch darauf hin:

Wir sahen den Alten Dessauer letzthin in einer traurigen Stunde sich etwas herausnehmen und sahen zugleich, mit welch einem olympischen, plötzlich tränenlosen Blick der neue König ihn anblickte und nichts wissen wollte von irgendeiner einem Dessauer zustehenden „Autorität“. Dies ist keine vereinzelte Erscheinung; sie begegnete uns überall, wo sie nötig wird. Heinrich von Schwedt, der schlimme Markgraf, traf, als er in jenen ersten Tagen mit drolliger Miene in alter Kameradenweise sich nähern wollte, auf unerwartete Zurückweisung und wurde aufs geschwindeste ernsthaft gemacht: „Monsieur, jetzt bin ich König!“ eine Tatsache, die der schlimme Markgraf nie wieder vergessen konnte. Auch der Generalleutnant Schulenburg, der didaktische Schulenburg, kommt, auf alte Bekanntschaft sich stützend, ungebeten von Landsberg hergeeilt, um seine Wünsche darzubringen, getrieben von unwiderstehlicher, überströmender Loyalität. Zu seinem Erstaunen wird er daran gemahnt (die Sache ist gewiß, das Wie unbekannt), daß ein Offizier seinen Posten nicht ohne

Befehl verlassen dürfe, daß er gegenwärtig in Landsberg sein sollte[1]! Schulenburg hat ein hartes, altes, militärisches Gesicht; aber hier ist auch ein junges Antlitz, das unerwartet strenge geworden ist. Man denke sich den verblüfften Blick des kleinen Schulenburg, als er sein Licht solchermaßen plötzlich ausgeputzt sieht. Er soll an Abschiednehmen gedacht haben und kehrte ohne Zweifel mit düsteren Gedanken nach Landsberg zurück, da das Gamaschenhafte seines Gemüts so schwer verletzt war. Friedrich aber war nicht aufgebracht gegen ihn und beruhigte seinen kleinen Schulenburg bald darauf durch Erteilung einer ihm zugedachten Auszeichnung. „Eine schrecklich stolze junge Majestät", rufen die süßen Stimmen aus. Und in der Tat, wenn sie eine saturnische Herrschaft haben sollen, so wird dies dem Anschein nach nur unter Bedingungen möglich sein.

Man hatte erwartet, daß alle Unbill gegen den Kronprinzen, die zum Teil grausam genug gewesen war, jetzt in Erinnerung gebracht werden müßte. Gewissen Leuten bangte es mit Recht bei dem Gedanken an ihre Sündenzahl. Andere wiederum nährten Hoffnungen. Aber weder die Befürchtungen noch die Hoffnungen erfüllten sich; namentlich erwiesen sich die Befürchtungen als völlig grundlos. Derschau, der in jenem Köpenicker Kriegsgericht über den Kronprinzen nicht günstig für ihn gestimmt haben soll, blieb in seinem Posten, ja, in seines Königs Gunst, wie wenn nichts vorgefallen wäre. Weder Derschau noch die anderen in gleichem Falle wurden über ihr Verhalten bei einer Gelegenheit befragt, die einst einem gewissen Jemand das Leben bedrohte.

Aber auch die Belohnungen richten sich nicht viel nach den einstmals dem Kronprinzen geleisteten Diensten oder selbst nach den für ihn erduldeten Leiden. „Arge Undankbarkeit!" rufen die süßen Stimmen auch hier aus — weil sie freilich größtenteils eine nur schwache Urteilsfähigkeit besitzen. Des armen Katte Vater, einen treuen alten Soldaten, der nicht sehr fähig war, macht er mit einigem Eklat zum Feldmarschall, zum Reichsgrafen — würde ihn glücklich machen, wenn diese Ehren dem alten Manne zum Trost gereichen könnten. Die Münchows von Küstrin — die Leser erinnern sich ihrer Freundlichkeit in jener trüben Zeit, als der Knabe das Kinderröckchen noch einmal anzog und wohlbepackt in des Kronprinzen Zelle kam — die Münchows, Vater und Söhne, darunter diesen jungen Mann mit dem Kinderrock, durch Beförderung zu belohnen, ließ er sich sofort angelegen sein. Den ältesten Sohn versetzte er in das Generaldirektorium, zwei jüngere Söhne erhob er in den Majors- bzw. Hauptmannsrang bei ihren Regimentern. Den mit dem Kinderrock „hatte er bereits ganz zu sich genommen[2]" — und wir werden ihn demnächst bei Wilhelmine als einen dem König aufwartenden „Milchbart" (jeune morveux) zu Gesicht bekommen. Dies war eine namhafte Ausnahme. Und wirklich leiste-

[1] Stenzel IV. 41; Preuß, Thronbesteigung usw.
[2] Preuß I. 66, aus der Haudeschen Zeitung.

ten diese Münchows in ihren verschiedenen Wirkungskreisen gute, mitunter hervorragende Dienste. Es zeigte sich am Ende, daß sie hauptsächlich, weil sie Fähigkeit zur Arbeit zeigten, mit Arbeit betraut worden waren, und so bestätigte der Ausnahmefall der Münchows doch nur die Regel.

Leutnant Keith wiederum, den wir einmal bei seinem und des Kronprinzen schlimmen Handel aus Wesel galoppieren sahen, um sein Leben zu retten, war nicht ganz so glücklich. Leutnant Keith entkam damals mit Eile und mit Hilfe von Chesterfields Sekretär nach England, kam in portugiesische Dienste, wo er schweigend seit zehn Jahren das Soldatenhandwerk trieb — mit heiler Haut, obschon sein Bildnis in Wesel gevierteilt und an den Galgen genagelt worden war — voller Hoffnungen der Zukunft entgegensehend. Als die Zeit da war, eilte Leutnant Keith in die Heimat, berief sich auf sein Bildnis am Galgen — und ward bloß zum Oberstleutnant und daneben zum Stallmeister und noch sonst etwas ernannt — seine Einkünfte aber waren beschränkt, allerdings genügend zum Leben[1]. Geringe Beförderung im Vergleich mit dem Gehofften, dachte der arme Leutnant, mußte sich aber begnügen und begreifen lernen, daß er vielleicht zu nichts Größerem fähig war, und sich befleißigen, dies Geringe gut zu verrichten. Hartherzigkeit an hoher Stelle! Aber Friedrich hatte, wie man mit Genugtuung bemerkt, den armen Kerl durchaus nicht vergessen, hätte er ihn nur zu Besserem gebrauchen können. Zehn Jahre nachher langte eines schönen Morgens ganz von ungefähr eine gespickte Börse von Seiner Majestät bei Keith an, ein hübsches Präsent für Keith. — Davon war in Berlin gerade die Rede, als ein gewisser gravitätischer Engländer durchreiste (den wir später einmal ein wenig aufzuhalten gedenken) und der uns umständlich davon berichtet[2].

Leutnant Spaen war gleichfalls des Kronprinzen wegen in Ungemach geraten, wenn wir ihn auch schon wieder vergessen haben. Er hatte „Zusammenkünfte mit Katte zugelassen" oder ähnliches getan — hatte infolgedessen ein Jahr in Spandau gesessen, war aus preußischen Diensten entlassen worden und in holländische getreten. Leutnant Spaen kehrte entweder gar nicht zurück, oder, wenn er es tat, gefielen ihm die Aussichten nicht, und er ging wieder nach Holland, was wahrscheinlich das beste war. In späterer Zeit einmal traf König Friedrich, nun ein großer König, auf einer seiner klevischen Reisen mit Spaen zusammen, der ein holländischer General von Rang geworden war und sich zu benehmen wußte. König Friedrich freute sich, ihn wiederzusehen, kehrte auf eine Nacht bei ihm ein, sprach entzückend über alte und neue preußische Dinge mit ihm und berührte nicht mit einer Silbe jenen interessanten Umstand in seinem und

[1] Preuß, Friedrich mit seinen Verwandten und Freunden S. 281.

[2] Sir Jonas Hanway, Travels etc. (London 1753) II. 202. Das Datum des Geschenkes ist 1750.

Spaens Jugendleben[1]. Hart wie polierter Stahl! denkt Spaen vielleicht, muß sich aber, wenn er gerecht ist, auch fragen: ob etwa die Tatsachen oder die Gesetze des Königsamts für dessen Träger weicher seien. — Keith besorgte sein Leben lang schweigend seine Oberstleutnantsstelle nebst den Anhängseln. Daß für den Pagen Keith, seinen Bruder, der freilich, wie wir uns erinnern, den Kronprinzen verriet und zu keinem Anspruch berechtigt war, irgend etwas geschah, habe ich niemals gehört, und ich denke mir ihn mit geschultertem Gewehr als gemeinen Füsilier bis an sein Ende marschieren, vielleicht mit mancherlei Betrachtungen über vergangene Dinge[2].

Alte Freundschaft ist, wie es scheint, ohne Gewicht bei öffentlichen Anstellungen hier. Alte Freunde sind einigermaßen erstaunt, ihren Freund in jedem Zoll einen König zu finden. Für alte Kameraden, wenn sie unbrauchbar, mehr noch, wenn sie schlimmer als unbrauchbar waren, mußte das enttäuschend sein. „Ein Unglückseliger" (sein Name wird verschwiegen, war aber damals bekannt und in der Leute Mund), „der, in der Hoffnung, dadurch emporzukommen, den Kronprinzen in seinen Lastern mit Frauenzimmern fleißig unterstützt hatte, ward so erschüttert von getäuschter Erwartung, daß er sich in Löbejün" (Lübegun im Magdeburgischen) erhängte" — ein Fall für Menschenfreunde[3]! —

Freund Keyserlingk selber, weiland „Cäsarion", wie lieb und wert er uns auch sei, kann nichts erlangen, weil er ein müßiger Springhans ist und eigene Mittel besitzt. Jordan mit seinem feinen Witz, französischer Logik, literarischen Reisen, dünner Pünktlichkeit, was kann wohl für Jordan geschehen? Auch ihn liebt der neue König und weiß, daß ohne irgendeine Anstellung der arme Jordan nichts zu leben hat. Jordan wird nach einigem Warten und Überlegen zum „Armeninspektor" ernannt. Er ist diesen Herbst damit beschäftigt, sich nach leeren Wohnungen umzutun und Anstalten für die tausend spinnenden Weiber zu treffen — bleibt dabei fortwährend mit vermischten literarischen Dienstleistungen betraut (suchte z. B. Formey zum Redakteur aus) und in vertrautem Verkehr mit seinem königlichen Herrn. Auch das war vielleicht das passende Maß für den liebenswürdigen Jordan. Jordan durch eine Anstellung zu versorgen, der er nicht gewachsen war, Jordan zu wärmen durch Anzünden des eigenen königlichen Bettes — das wäre Jordans königlichem Freunde nicht eingefallen. Die Münchows aber beförderte er, desgleichen die Finks, Söhne seines Hofmeisters Finkenstein, denn es bereitete ihm ohne Zweifel Vergnügen, die Fähigkeiten dieser und anderer alten Kameraden, die er wahrgenommen hatte, anzuerkennen und ihnen ein Betätigungsfeld zu ver-

[1] Nicolai, Anekdoten VI. 178.
[2] Diese und die übrigen preußischen Keiths sind sämtlich schottischen Ursprungs.
[3] Küster, Charakterzüge des usw. von Saldern (Berlin 1793) S. 63.

schaffen. Er tut es in diesen und anderen Fällen. Aber vor allen Dingen steht es fest bei ihm, eingedenk zu sein, daß er König ist, daß er die strengen Gesetze dieses ihm anvertrauten Amtes erkennen und das Amt ausüben muß; denn sonst hat er nichts getan.

Ein umgekehrtes Zeichen, das aber dieselbe Richtung verfolgt, ist seine eifrige Nachfrage im Auslande nach fähigen Männern. In ebendiesen Monaten z. B. erinnert er sich zweier Grafen Schmettau im österreichischen Dienst, die er in der Kampagne am Rhein kennengelernt hatte, und eines Grafen Rothenburg, den er damals im französischen Lager gesehen hatte. Er knüpft Unterhandlungen an, um sie zu erwerben. Die Schmettaus sind von Geburt Preußen, wenn auch in österreichischen Diensten. Er gewinnt sie unter der Form eines mit günstigen Bedingungen verknüpften Befehls, heimzukehren. Sie kamen und erwiesen sich als nützliche Leute für ihn. Rothenburg, eine glänzende Figur in der Diplomatie sowohl als im Soldatenstande, war ein Elsässer. Aber auch ihn erwarb Friedrich und machte viel aus ihm, wie sich bald zeigen wird. Die Seele aller sicherlich bedeutenden edlen Neigungen in Friedrich ist eben dieses: daß er Leute von Verdienst liebt und Leute ohne Verdienst nicht liebt, daß er ein endloses Begehren nach Leuten von Verdienst hegt und, bewußt oder nicht, fühlt, daß sie das eine Schöne, das einzig Notwendige für ihn seien.

Dieses Erzeugnis aller edlen Neigungen ist zugleich auch ihr Mittel- oder Brennpunkt, von dem sie immer von neuem ausgehen, mit einiger Aussicht auf Erfüllung. — Und wir können auch aus vielerlei Arten von Berufungen, die Friedrich vornahm, und Unterhandlungen, die er anknüpfte, entnehmen, nach wie vielen Seiten hin er sich ausbreiten wollte: Akademiker — und zwar nicht bloß Maupertuis, sondern allerlei mathematische Genies (Euler, den er erwarb, 's Gravesande, Muschenbroek, die ihm entgingen) und unzählige literarische Genies, Musiker, Schauspieler, Tänzer sogar, gar nicht zu reden von Soldaten und Männern für den Zivildienst: da ist keiner, der ehrliche Leistungsfähigkeit mit sich herumträgt, der hier nicht herzlich willkommen wäre. So geht es Friedrichs ganze Regierung hindurch und verwickelt ihn in manche Verdrießlichkeiten. Denn es glückte ihm nicht immer in den niederen Bereichen. Sein Hof war der Polarstern aller ehrgeizigen Kreaturen, die da auf dem Fluge oder fluglustig waren. Er war gleich einer Leuchte, angezündet, in der finsteren Welt — und daher schlugen auch manche Eulen an ihn an, die er ohne Komplimente abweisen mußte.

Es wäre vielleicht besser gewesen, er hätte sich bloß an preußisches oder deutsches, vaterländisches Verdienst gehalten! Oder vielmehr, es wäre ohne Zweifel besser gewesen! In einigen Fächern, wie im militärischen, administrativen, diplomatischen, war Friedrich selber der beste Kenner. Aber in verschiedenen anderen mußte er hauptsächlich (hauptsächlich, durchaus nicht

blindlings und allein) den lärmenden Ruf als Beweis des Verdienstes hinnehmen, und hierbei war, strenge genommen, sein Erfolg im wesentlichen nicht beträchtlich. Um so mehr gebührt ihm Ehre dafür, daß er nie müde wurde, Versuche zu machen. „Wem nichts an Verdienst gelegen ist," sagt das Sprichwort, „der kann selber keines besitzen." Aber ein König, dem nichts an Verdienst gelegen ist, was soll man von einem solchen Könige sagen! —

Benehmen gegen seine Mutter, seine Gemahlin.

Notieren wir einen weiteren schönen, bedeutungsvollen Zug: seine Liebe zu seiner Mutter. Als seine Mutter ihn „Ew. Majestät" anredete, antwortete er, wie die Bücher sorgfältig hervorheben: „Nennen Sie mich Sohn, dieser Titel ist köstlicher für mich als die Königswürde!" Worte, die ganz ohne Zweifel von Herzen kamen. Gern möchte er sich auch in der kindlichen Pietät wie in anderen Dingen groß zeigen, gern sein Herz laben, indem er seiner Mutter Liebes antut. Großmütig, liebevoll, doch abermals mit klarer Erkenntnis der Grenzen. Er erkennt ihr einen höheren Titel zu, als herkömmlich gewesen, einen Titel, der mehr seinen Gefühlen entspricht: nicht „verwitwete Königin", sondern „Königinmutter". Er beschließt, ihr einen neuen mit aller Pracht ausgestatteten Palast unter den Linden zu bauen — nach ein paar Monaten grub man bereits am Fundament und war tätig mit dem Ankauf der einzureißenden Häuser[1] — doch wurde das Unternehmen, ohne Zweifel mit Einwilligung, aufgegeben, als die politischen Aussichten sich trübten. Nichts an Ehren, an wirklicher, innig gehegter und bezeugter Liebe ging der Königin Sophie in ihrem Witwenstande ab. Aber auf der anderen Seite wurde ihr von Einfluß auf die Staatsgeschäfte, falls sie je solchen angestrebt, auch keine Spur gestattet. Die gute, gütige Mutter lebte in ihrem Monbijou als der Mittelpunkt und die Spitze der Berliner Gesellschaft und beschränkte sich weislich auf Privatdinge. Sie hat ihre häuslichen und Familienangelegenheiten, ihre Freuden, Lektüre, Gedanken und gibt Abendgesellschaften in Monbijou. Einmal, im Jahre 1742, wird uns ein flüchtiger Blick auf sie als auf eine ganz privat lebende königliche Dame gestattet. Er ist zwar an sich von geringer Bedeutung, da er aber verbürgt ist — wir erhalten ihn durch Büsching — so mag er immerhin als Pünktchen in der totalen Finsternis beachtenswert sein und dem Leser und seiner Phantasie nicht vorenthalten bleiben:

Ein Graf Henkel, ein Thüringer Herr von hohen Gedankengängen, hoher pietistischer Gesinnung, äußerst fromm und selber Verfasser religiöser Schriften, kam in Geschäften wegen schlesischer Besitzungen nach Berlin — ein Mann, wie ich mir vorstelle, von vornehm melancholischem Aussehen und einigermaßen mit dem Gepräge eines literarischen Löwen von der ernsteren Art wegen seines Buches „Sterbebett-Szenen in vier Bänden". Er kam nach Berlin und wurde am 15. August

[1] Rödenbeck S. 15 (30. Juni bis 23. August 1740); man verbessere danach Stenzel (IV. 44).

1742 gegen Abend (wie der stets pünktliche Büsching aus Henkels Papieren mitteilt) „der Königin Mutter vorgestellt, die ihn zum Abendessen bei sich behielt, welches erst um zehn Uhr beginnt. Die Königin Mutter war sehr gnädig gegen Henkel, fragte ihn aber viel aus und richtete sehr viele Fragen an ihn", die in einem solchen Kreis nicht leicht zu beantworten sind, „z. B.: Warum er nicht spiele? Was er von Komödien und Opern halte? Mit welchen Predigern in Berlin er bekannt sei? Ob er selber Bücher verfasse?" (verdeckt auf die Sterbe-Szenen anspielend, bemerkt Büsching) „und noch viele andere Fragen. Sie erzählte auch viele abenteuerliche Anekdoten von dem Grafen Zinzendorf" (dem Gründer Herrnhuts, einem weithin leuchtenden geistlichen Paladin jener Zeit, der Ihrer Majestät aber ein geistlicher Don Quixote dünkt) „und erklärte, daß sie streng wahr seien [1]." Darauf tritt Henkel ab, von Büsching weggeführt, und unser Fünkchen erlischt.

Dieser eine flüchtige Einblick in Königin Sophiens Witwenstand ist mir bekannt. Über die anderen (im ganzen) siebzehn Jahre herrscht Schweigen für die Menschheit und mich, und nur ihr Tod und ihres Sohnes großer Schmerz darüber, so groß, daß er Verwunderung erregt, wird in den Büchern gemeldet.

Von eigentlich herbem Schmerz über seines Vaters Tod, geschweige denn von neuem Tränen- und Klageausbruch berichtet man nach jenem ersten Morgen nichts mehr. Die Zeit tut ihr Werk, in einem solchen Strudel von Beschäftigungen schneller als anderswo: und die geliebten Toten ruhen in dem Mausoleum unseres Herzens — heiter-traurig wie die Ewigkeit, nicht in lautem Schmerz wie das Zeitliche. Friedrich war ein frommer Sohn, wie es auch immer sonst mit seiner Frömmigkeit stehen mag. Von seinen ersten Regierungstagen bis in seine letzten Lebensjahre war es unverkennbar, in welchen Ehren er Friedrich Wilhelms Andenken hielt. Die Worte „mein Vater", wenn sie im Laufe des Gesprächs vorkamen, hatten in seiner schönen Stimme einen Ton, der den Beobachtern auffiel. „Seiner Mutter einen Besuch zu machen, verfehlte er keinen Tag, wenn er in Berlin war, wie beschäftigt er immer sein mochte, und er sprach nie anders als mit dem Hut in der Hand zu ihr."

Mit seiner eigenen Königin lebt Friedrich in dieser ersten Zeit noch viel zusammen; er ist mit ihr auf ein paar Tage in Charlottenburg, Berlin, Potsdam, Rheinsberg, je nachdem es die Gelegenheit mit sich bringt; in Rheinsberg zuweilen wochenlang, in den Zwischenräumen von Krieg und Geschäften — froh, sich bei seinen alten Beschäftigungen an der Seite eines gütigen, unschuldigen, vertrauten Wesens auszuruhen. So ist es eine Zeitlang. Aber diese glücklichen Zwischenräume, bemerkt man, werden allmählich seltener; ob etwa damit auch die gute Laune der Dame abnahm und so das Seltenerwerden noch beschleunigt? Man hat von ihr einmal gesagt, daß sie „schmollen" könne (faire la fâchée)! Es bleiben nur Vermutungen; auch nicht das leiseste Flüstern leitet uns. Tiefes Stillschweigen herrscht darüber in allen preußischen Büchern. — Sich vernachlässigt fühlen oder Vernachlässigung mutmaßen und darum nur noch liebenswürdiger

[1] Büschings Beiträge IV. 27.

werden (worin allein Hoffnung läge), das ist schwer für jede Königin! Genug, es läßt sich feststellen, daß diese Zusammenkünfte innerhalb zweier oder dreier Jahre viel seltener geworden sind und vielleicht am Ende des dritten oder vierten Jahres ganz aufhören. Sie haben dann bloß noch einen formalen Charakter. So bleiben sie dann, keinem Schwanken unterworfen, und finden bis an Friedrichs Lebensende mit derselben unbeugsamen Regelmäßigkeit wie die jährlichen Musterungen statt. Dies ist ein eigentümlicher Abschnitt seines Lebens, auf welchen zurückzukommen sich andere Gelegenheit bieten wird. Aber für jetzt und die nächstfolgenden Jahre findet sich nirgends ein Gedanke davon, obgleich das Gegenteil besagende Fabeln einst in Büchern gang und gäbe waren[1].

## Kein Wechsel in seines Vaters Methoden oder Ministerien.

In der bisherigen Verwaltungsweise, in den Ministerien und Kammern, machte er keine Veränderung. Diese Verwaltungsmethoden seines weisen Vaters hält Friedrich, der sie wohl kennt, für bewundernswürdig. Sie bleiben ihm das auch. Ebenso kennt Friedrich die Leute seines Vaters und weiß, daß sie gut gewählt waren. Er ist geneigt, in den Methoden und Personen gegenwärtig so wenig Veränderungen als möglich vorzunehmen. Einen plusmachenden Geheimen Finanzrat von Eckert, der die letzten, schwachen Jahre Friedrich Wilhelms mißbraucht und die Menschheit durch die Gunst, die er genoß, viel gequält hatte, ließ Friedrich in Untersuchung stellen. Er fand, daß das Publikum recht hatte, über ihn zu klagen, und entließ ihn mit Unehren, ohne weitere erhebliche Strafe. Den Minister Boden dagegen hoch im Finanzfache, gegen den auch viel gemurrt worden war, erkannte Friedrich als einen wackeren Mann und behielt ihn nicht nur im Amte, sondern beförderte ihn und bediente sich seiner mehr und mehr in der folgenden Zeit. Vorliebe für geleistete Arbeit, Sinn für Sparsamkeit schienen bei ihm fast noch größer zu sein als bei seinem Vater — zur Enttäuschung vieler. In den anderen Verwaltungen wirkten Podewils, Thulmeyer und die übrigen, wie bisher — nur daß sie in der Regel weniger zu tun hatten, weil der junge König selber mehr tat, als es üblich war. Valory, „mon gros Valory", der französische Minister in Berlin, den wir näher kennenlernen werden, schreibt über den neuen König von Preußen nach Hause: „Er fängt seine Regierung an, wie er sie dem Anscheine nach fortsetzen wird, auf höchst befriedigende Weise: überall Züge von Herzensgüte, Mitgefühl für seine Untertanen, Anerkennung, die er dem Verstorbenen erweist"[2] — macht keine Veränderungen, wo sie nicht augenscheinlich Verbesserungen sind.

[1] Laveaux usw.

[2] Mémoires des Négociations du Marquis de Valori (Paris 1820) I. 20 (13. Juni 1740). Ein wertvolles, oft von uns anzuführendes Buch, auf eine beklagenswert unkundige Weise ediert.

Friedrichs „drei Geheime Kabinettsräte" sind sehr merkwürdig. Drei Schreiber fand oder wußte er im Amte und machte sie nun mit Beilegung eines höheren Titels zu seinen Privatsekretären: drei rüstige, geriebene, junge Männer, „Eichel, Schumacher, Lautensack" sind ihre unbekannten Namen[1]. Sie verrichten von jetzt ab eine Unmenge von Arbeit für ihn, blieben sein Leben lang im Dienste und wurden natürlich immer geschickter darin. Verschlossen, schweigsam, pünktlich wie ein Uhrwerk, allezeit imstande, aus dem kleinsten Fingerzeig, aus Bleistift-Randbemerkungen, ja, fast aus einem Blick den königlichen Willen zu entnehmen und ihn mit gehöriger schlichter Klarheit und Wortsparsamkeit in die offizielle Form zu kleiden. „Sie kamen pünktlich um vier Uhr des Morgens im Sommer, um fünf im Winter", verrichteten ihre Tagesarbeit und hielten den Mund wohl verschlossen. Ein sehr denkwürdiges Trio von Menschen, die Sr. Majestät und der preußischen Nation auf diesem Fuße als Staatssekretäre — ja, beinahe als Parlamentshäuser dienten, da ja so viele anerkannt weise Parlaments*akte* täglich mit Sr. Majestät und ihrer Hilfe zutage gefördert wurden! — Friedrich besoldete sie gut; sie sahen keine Gesellschaft, lebten einzig ihrem Berufe und ihren Familien. Nur Eichels allein wird noch dunkel Erwähnung getan: „ein abstruser, verschlossener, geriebener Mensch" und „verdiente sich am Ende ein gut Stück Geld", gibt Büsching zu verstehen[2], der kein Freund von Friedrich noch von ihm war.

In äußerlichen Dingen wiederum findet Friedrich, daß es einem preußischen König allerdings gezieme, einen passenden königlichen Hofstaat und einen gewissen Prunk unter seinen Nachbarn zu unterhalten — was bis jetzt nicht ganz der Fall war. In dieser Hinsicht nimmt er Veränderungen vor: eine gewisse Anzahl neuer Pagen, neuer Hofbedienten, ein beträchtliches, nicht allzu beträchtliches Aufpolieren des königlichen Haushalts — gleichsam ein neuer Ölanstrich mit nicht verschwenderischer Vergoldung. Aber damit ließ es dieser neue König auch genug sein. Ungefähr „hundertundfünfzig" neue Figuren in der Pagen- und Hofbedientenwelt ist die Summe, die man angibt[3]. So viele von diesen — bei der Armee aber findet eine Vermehrung um 16 000 Mann statt: das ist das wahrnehmbare Verhältnis. Die Hauptsachen ließ Friedrich, wie sein Vater sie hinterließ, und beharrte dabei sein Leben lang; aber auch an den Äußerlichkeiten änderte er vorläufig nicht mehr. — Dies sind die Erscheinungen bei Friedrichs Thronbesteigung, die wir bemerkungswert finden.

Die Leser sehen, da ist genug schimmernder Glanz, vielleicht ein wenig zuviel, aber von innerlich guter Art, in der Morgenröte dieser neuen Regierung. Ein brillanter tapferer junger König: in ihm ist viel Glanz von

[1] Rödenbeck, 15. Juni 1740.
[2] Beiträge V. 238 usw.
[3] *Heldengeschichte* I. 353.

goldener oder weicher Natur (in jenen seinen Anbahnungen der „neuen Ära", in seiner innigen Ergebenheit für seine Freunde wird das sichtbar) und auch, was uns beinahe noch besser an ihm gefällt, etwas von stahlhellem, sternenartigem Glanz (Scharfblick, Unerschrockenheit, strenge Loyalität gegen die Tatsache) — was einen edlen Zusatz zu dem weicheren Element bildet und dessen philanthropische und hochherzige Hingebungen gehörig beherrschen wird. Ein solcher Mann ist in dieser Welt selten; wie selten erst ein solcher Mann als geborener König! Er ist schnell und doch beharrlich, scharf beobachtend, furchtlos im Entschluß und in der Ausführung. Er trägt seine großen Naturgaben mit Leichtigkeit, als würden sie ihm nicht schwer. Er hat herbes Unglück gekannt, ist durch Schläge erzogen worden: ein leichter Stoizismus steht ihm gut.

„Zu was er es wohl bringen wird?" Vermutlich zu etwas Bedeutendem. Ganz gewiß allerdings zu etwas, das weit hinter seinen Zielen zurückbleibt, das sehr verschieden von dem sein wird, was er selber und was seine eigene Welt von ihm hofft. Nicht wir, die Mutter Zeit schaltet und waltet mit unseren Hoffnungen, und sie treibt damit ein seltsam Spiel. Zum Beispiel ist Friedrichs große, unter dem anbetenden Beifall der leitenden Geister in einer Woche heraufgeführte „neue Ära" seitdem in eine Französische Revolution und in eine „Welt" ausgelaufen, die sich „selbst abgetan" hat. Die leitenden Geister sind sehr verblüfft darüber! Mit der neuen Ära ist es weit gekommen seit Friedrichs Zeit, und die leitenden Geister beten sie jetzt nicht an, sondern gähnen darüber oder tun noch Schlimmeres! Dadurch gewinnt der damalige Anblick Friedrichs und seiner Epoche und seines Strebens für uns eine sehr veränderte Gestalt. —

Im ganzen genommen wird Friedrich seinen Weg gehen, die Zeit und die leitenden Geister den ihrigen, und er wird es, gleich uns anderen, so weit bringen, wie er eben kann. Seine materielle Größe inmitten der anderen Königreiche ist nicht beträchtlich, seine äußeren Hilfsquellen sind eher klein zu nennen. Das preußische Reich hat zu jener Zeit einen Umfang von ungefähr einem Vierfünftel des eigentlichen Englands und ist vielleicht kaum ein Viertel so ergiebig. Die Bevölkerung beträgt noch nicht dritthalb Millionen, die jährliche Einnahme wenig über sieben Millionen Taler[1] — sehr gering, wäre nicht Sparsamkeit eine so ergiebige Rentkammer.

Dieser junge König ist hochherzig; ehrgeizig ist er nicht sehr, im gemeinen Sinne beinahe gar nicht — wie seltsam dies auch klingen mag. Seine Hoffnungen sind in dieser Zeit mannigfaltig — und darunter, bemerke ich, fehlt im stillen nicht, trotz seiner Erfahrungen, die Hoffnung,

[1] Die genaue statistische Ziffer zu Friedrichs Regierungsantritt ist: Preußisches Ländergebiet 2275 Geviertmeilen, Einwohner 2 240 000, Einkünfte 7 371 707 Taler 7 Gr. S. Preuß, Buch für Jedermann I. 49; Stenzel III. 692 usw.

daß er selber wesentlich „glückseliger“ als vorher werden könne. Und es ist auch nichts Asketisches in ihm, das sich dem Versuch widersetzen dürfte. Er ist sehr entschlossen, es zu versuchen. Sehr wahrscheinlich, soweit sich erraten und entnehmen läßt, stellte er damals seine liebsten Erwartungen auf Rheinsberg, wie er da in den Mußestunden nach verrichteter Arbeit gänzlich den Musen leben, seine auserlesenen Geister um sich versammeln, seine göttergleichen Abendunterhaltungen und Mahlzeiten halten wolle. Warum nicht? Läßt sich doch auch ein König der intelligenten Geister denken, der die auserwählten, erleuchteten Seelen dieser Welt beschützt, pflegt, praktisch leitet. Ein neuer Karl der Große, der kleinste neue Karl der Große von geistigem Gepräge, umgeben von seinen Paladinen — wie glorreich, wie heilvoll in jenen finsteren Generationen! — Auch das waren Hoffnungen, die sich als völlig nichtig erwiesen. Die strenge Zeit konnte sie durchaus nicht erfüllen. — Sie gewährte auf ihre eigene harte Weise andere Dinge dafür. Aber von Anfang bis zu Ende war das Lebenselement, die Epoche, obschon Friedrich sich darein fand und niemals klagte, einem solchen Manne nicht hold.

„Es ist eine etwas verrottete Epoche, in der Friedrich zur Welt kam, um daselbst sich und sein königliches und sonstiges Tun und Wesen zu gestalten!“ so ruft Smelfungus einmal aus: „In einer älteren, ernsten Zeit, da die ewigen hehren Bedeutungen dieses Universums noch niemandem zu Zweifeln, geschweige denn zu leichtfertigen oder lügenhaften Dingen, zu ungeheurem sorgfältig reguliertem Heuchelwesen geworden waren, hätte einem so lichten, lebhaften und natürlichen jungen Gemüte das göttliche Manna auf seiner Pilgerfahrt durch das Leben niemals gefehlt. Auch würde es in diesem Falle nicht in so magerer Beschaffenheit daraus hervorgegangen sein. Aber der höchste Mensch unter uns ist ein geborener Bruder seiner Zeitgenossen; wie er auch kämpfe, er kann die Familienähnlichkeit nicht abstreifen. Durch krampfhaftes erzürntes Widerstreben gegen sie, durch dumpfe Nachgiebigkeit gegen sie — gleicht man ihnen nur in umgekehrter Weise; wie jener Star im Käfig[1] kann man nicht hinaus! — Gewiß ist es heilvoll und gut, wenn in der Zeit, in der wir leben, Manna vom Himmel fällt und täglich in uns Ehrfurcht und echten Edelsinn nährt. Fehlt dies unseren armen geistlichen Interessen, dann folgt sicher eins der folgenden zwei Resultate: entweder Spottlust, Verachtung, Unglaube, was man eine schmale Kost nennen kann, die sogar bis zur Hungersnot steigt, und das war Friedrichs Fall; oder aber schleichendes Gift, das wohl zubereitet als tägliche Nahrung dargereicht wird.

Die unglücklichen Seelen! Das schleichende Gift ist tief in sie hineingedrungen. Anstatt Manna haben sie seit langem von schimmligen, faulen, mit Bleizucker versüßten Speisen gelebt. — Oder es ziehen einige wie Voltaire vielleicht den Hunger als das reinere vor und schnüffeln in höhnischer, unfruchtbarer, spöttischer Laune, die noch nicht bis zur Höhe der Genialität oder Entrüstung gestiegen ist, den Ostwind als geistliche Kost. Bei solcher Nahrung auf der Lebensfahrt bringt es auch die beste menschliche Seele nicht bis zur gesunden Frische. — Die Nachrichten über den Himmel sind so schwankend geworden, aber die Erde und ihre Freuden sind noch immer sehr anziehend: ‚Halte dich an die Erde und ihre Freuden — laß deine Seele hinsterben, da es einmal so sein muß; laß deine fünf Sinne und ihre Begierden recht lebendig sein.‘ Das ist ein schreckliches ‚Scheinchristentum‘ für die Zeitgenossen! Du wunderst

[1] In Sternes Empfindsamer Reise. D. Übers.

dich über den Mangel an Heroismus im achtzehnten Jahrhundert. Wundere dich vielmehr über den Grad von Heroismus, den es besessen; wundere dich, daß man doch so viele Seelen von wirksamen Fähigkeiten darin antrifft, ungeachtet sie von solcher Kost lebten — da in den Läden nichts anderes zu haben war. Die Carterets, Belleisles, Friedriche, Voltaires, die Chathams, Franklins, Choiseuls: in ihnen ist wirksame Arbeit und ein edles Feuer heroischen Stolzes, das noch nicht durch die geistliche Hungersnot oder das schleichende Gift vernichtet wurde; so kräftig ist die Natur, die mächtige Mutter!

Aber im allgemeinen ist jenes traurige Evangelium: ‚Die Seelen sind erloschen, die Mägen lebendig!' das gangbare, nicht artikuliert gepredigte, aber von den verworfenen Generationen praktisch geglaubte, nach dem sie handeln wie nie zuvor. Welche unermeßlichen Sinnlichkeiten es gab, ist bekannt, ebenso (als geringer Ersatz, der freilich 1740 noch nicht angehoben hatte) welch unermeßliche Masse physischer Arbeit und kunstreicher Erfindungen von jener Epoche bis auf die Gegenwart von der Menschheit zutage gebracht wurden. Als ob sie, weil sie ihren Himmel verloren, verzweifelt tief in die Erde hinein grübe, als wäre sie eine Biberheit und nicht mehr eine Menschheit. Wir hatten einst einen Barbarossa und eine großartig durchaus wahre Welt. Aber von da zu Karl VI. und seinem Heiligen Römischen Reich in diesem Zustande der „Heiligkeit' —!" — Hier unterbreche ich meinen abstrusen Freund.

Der Leser ist ungeduldig ob dieser vermischten Präludien und möchte einmal wirklich unterwegs sein, da doch eine solche Reise vor uns liegt. Ja, Leser, das ist eine Reise! — Und hier erlaube mir, dir anzusagen: überall dort, wo das Gelände oder Dryasdust und das Geschick irgend etwas bieten, was Friedrich und sein Werke menschlich beleuchtete, dort müssen wir verweilen und es sorgfältig einsammeln. Es begegnen uns große Strecken, bestreut mit bloßen Pedanterien, diplomatischen Spinnweben, gelehrtem Schutt und nichtssagendem Zeug, über die man mit leeren Händen wegspringen muß. Auch dies gehörte zu den traurigen Umständen unserer Reise, daß sie bald zu langsam und dann wieder zu schnell von statten gehen muß, und zwar nicht nach dem Verhältnis der natürlichen Wichtigkeit der Gegenstände, sondern unter Rücksichtnahme auf verschiedene Belanglosigkeiten. So sehr hat sich das tückische Schicksal damit befaßt, das tückische Schicksal, das gefräßige Ungefähr — und auch die Dryasduste und Nachtmahre, in Preußen wie anderswo! Wir wissen wie mächtig sie sind! —

Friedrichs Charakter im späten Alter steht ohne Zweifel in wunderlichem Zusammenhange, in verdeckten Übereinstimmungen mit diesen prognostischen Zügen und Andeutungen seiner Jugend. Und für unsere Leser — wenn wir sie je an das Ziel bringen, daß sie Friedrich ein wenig mit eigenen Augen und eigenem Urteil schauen — dürften eines Tages angenehme Kontraste und Vergleiche dieser Art klar erkennbar sein. Aber die weit gewöhnlichere Erfahrung (die auch meine gewesen ist) spricht Smelfungus in folgender strenger Betrachtung aus:

„Mein Freund, du kannst von besserem Glück reden als ich, wenn du nach zehnjährigem, nicht zu sagen in gewissem Sinne zwanzigjährigem, dreißigjährigem Lesen und Herumstöbern in jenen traurigen preußischen Büchern, alten und neuen (die aller-

dings oft lobenswert authentisch und genau in den Einzelheiten sind) irgendeinen Charakter Friedrichs zu irgendeiner Periode seines Lebens herauslesen oder ihn dir überhaupt als ein menschliches Wesen zur Vorstellung bringen kannst! Es ist sonderbar, nach so tausendfältigem Schreiben, aber es ist wahr, daß seine Geschichte zum heutigen Tag der Welt noch beträchtlich unklar ist. Man hat sie an vielen Punkten chaotisch, rätselhaft gelassen — nur der militärische Teil ist klargemacht, so daß derjenige, der danach forschen will, sie gehörig verstehen und glaubhaft finden wird. Was nun aber den Menschen selbst oder seine eigentliche Physiognomie betrifft, so muß man freilich eingestehen, es hat wenige Menschen gegeben mit solcher Beweglichkeit des Antlitzes und Wesens, wenige, deren Züge so schwer zu fassen waren. Auch in seinen Handlungen war eine solche Schnelligkeit, solche Verschwiegenheit, Plötzlichkeit; es war ein Mensch, der selbst von den Billigdenkenden nur wie in Blitzstrahlen gelesen werden konnte. Und nun stelle man sich den Ärger ungerechter Mitmenschen vor, die Schaden durch ihn erlitten, ihre leidenschaftliche Mißgunst, ihre Dummheit, ihren Unverstand: kurz, in neueren Zeiten sind vielleicht, was viel sagen will, keines Menschen Beweggründe, Absichten und Handlungen bei Lebzeiten ärger durch Lügen entstellt, mißverstanden, mißgedeutet worden. Und auch seitdem, denke ich, ist wohl nicht vielen von wohlwollenden und übelwollenden Pinselern und Biographen ärger mitgespielt worden, ist wohl über wenige so gesudelt und geschmiert worden, und kaum einer ist so zu einem Bündel von Widersprüchen und Lügen und einem Geblende von durcheinander blitzenden Lichtern gemacht worden, worin nichts, nicht einmal so viel wie eine menschliche Nase, an Zügen klar erkennbar übriggeblieben ist."

Mut, Leser, wir wollen nichtsdestoweniger unter all diesen Voraussetzungen versprechungsgemäß vorwärts schreiten.

## Zweites Kapitel / Die Huldigungen

Der junge Friedrich hält es — wie vor ihm schon sein Vater — für überflüssig, sich krönen zu lassen. Wir sahen, wie der alte Friedrich, der erste des Namens und des Königreichs, gekrönt wurde, wobei die Feierlichkeit durch eine Prise Schnupftabak gemildert wurde. Jene einmalige Krönung genügte bisher seinen Nachkommen. Welch ein Aufwand von Geld — und auch von verdünnter Unwahrheit! Welch feierliche Ansprachen, Gebärden und symbolische Schauspiele — es ist alles zur halben Unwahrheit geworden. Meide, wenn es irgend möglich ist, das Lügen, selbst das Lügen mit den Augen, den Knien oder dem Kleide.

Nichts von Krönung; aber man hält es für nötig, die Huldigungen entgegenzunehmen. Darum reist die junge Majestät umher oder erteilt Vollmachten zur Vollziehung der Huldigungen in den verschiedenen Provinzen. Aber auch dabei ist Friedrich nichts weniger als steif. Er nimmt es nicht allzu genau und läßt es meist durch Bevollmächtigte besorgen. Nur in drei Orten, Königsberg, Berlin und Kleve, erscheint er persönlich. Überall aber geschieht es mit dem Minimum von Umständlichkeit und ohne feierliche Ansprachen, soweit dies vermieden werden konnte. Nirgends werden die alten und veralteten Landtage zusammengerufen; bei dieser wie bei jeder anderen Veranlassung genügen die ständischen Ausschüsse, wo mehr Redenhalten, als zur notwendigen Geschäftsverhandlung gehört, nicht an der Tagesordnung ist.

„Stände — hauptsächlich Ritterschaft, aus niederem und höherem Adel bestehend — gab es einmal in all diesen Ländern", sagt ein Geschichtschreiber; „und manche derselben, z. B. in Preußen, waren ziemlich laut und zu Tumult geneigt, bis der Zügel, von verständiger Hand geführt, sie warnte. Aber seit längst schon — namentlich seit des Großen Kurfürsten Zeit, der eine ‚Akzise' einführte oder den Grund dazu legte und damit und mit Domänengefällen ein festes Staatseinkommen schuf, das er als gerecht für beide Teile ansah — waren sie aus Arbeitsmangel allmählich im Aussterben begriffen, und unter Friedrich Wilhelm können sie als völlig eingegangen angesehen werden[1]. Was war ihnen auch an Arbeit übriggeblieben? Das preußische Budget ist festgesetzt, vieles ist festgesetzt: wozu länger davon reden? Der preußische

[1] Preuß IV. 432 und Jugend und Thronbesteigung 370—383.

König, kein Tor wie andere" — worauf eigentlich alles ankommt, wennschon mein Autor nichts davon sagt — „nimmt achtungsvoll die Tatsachen um sich her wahr und kann sogar die Gerüchte beachten, soweit er es für gut befindet. Es ist von furchtbarer Wichtigkeit für den König, in allen Dingen den rechten Weg einzuschlagen und den unrechten zu meiden! Er sucht wohl auf seine Weise ‚weisen Rat hinsichtlich der wichtigen Angelegenheiten des Staates', ja, ich glaube, er ist emsig beflissen, sich den weisesten einzuholen — wer weiß, ob die Stände ihn immer weiser erteilen würden, zumal feierlich redende Stände!" — Kurz, sie werden nicht befragt.

Friedrich ist nicht der Mann danach, schlafende, von seinen Vorfahren beschwichtigte parlamentarische Rüden aufzuwecken. Ein- oder zweimal in Friedrich Wilhelms Zeit ließ sich aus Preußen ein leises Knurren vernehmen, das wie der Anfang von Bellen klang. Aber Friedrich Wilhelm war auf der Hut: Kommt ihr mir mit eurem Nie Pozwalam (eurem liberum veto)? Keine polnische Wirtschaft hier! „Tout le pays sera ruiné (das ganze Land wird ruiniert werden)", sagt ihr? (ein Landtagsmarschall hatte ihm das vorgehalten) — ich glaub' nichts davon. Aber „das glaub' ich, daß die Junker ihre Autorität, Nie Pozwalam, wird ruiniert werden" — was sie auch werden soll! „Ich stabiliere die Souveränität wie einen rocher von Bronze", eine Felsenart von ganz besonderer Stärke[1]! Dies war einer von Friedrich Wilhelms Marginalbescheiden als Antwort auf dergleichen und das meuterische Knurren mußte wieder verstummen. Parlamentarische Versammlungen sind zuweilen kollektive Weisheit, aber keineswegs immer. Wir erinnern uns, welch eine Plackerei Friedrich Wilhelm mit seinen Magdeburger Rittern hatte. Dort hatte die Ritterschaft den Reichshofrat hinter sich und konnte nicht wie Preußen abgefertigt werden. Aber Friedrich Wilhelm wurde auf verständigem, langsamem Wege auch mit Magdeburg fertig.

In jeder Provinz ersetzt ein ständischer Ausschuß die ehemaligen Landtage und hat Fug und Macht zu nützlichen Dienstleistungen in allen landschaftlichen Dingen, von Straßen und Brücken an aufwärts; aber er hat gar keine Macht, um den geringsten Schaden zu tun. Straßen und Brücken, Kirchensachen, Steuerverteilung, Armensachen sind sein Arbeitsgebiet, und er ist sozusagen in jeder Provinz ein arbeitendes, nicht redendes Parlament gegenüber des Königs Stellvertreter, ganz dazu angetan, seine Beamten und ihn zu erleuchten und zu fördern. Ja, wir bemerken, daß der Verkehr des Königs mit diesen Ausschüssen oder ihren Ritterschaften häufig in Geschenken und Rechtsverleihungen besteht. Es werden Entwürfe zur Trockenlegung von Sümpfen, zu Kunststraßen, zu Landwirtschaftsverbesserungen gemacht; es werden ihnen Darlehen gewährt, Bankanstalten zum Nutzen der Provinz begründet — bei solchen Veranlassungen ist keine parlamentarische Beredsamkeit nötig, sondern etwas ganz anderes.

Von dieser stillen oder geräuschlos tätigen Art von Ständen und Leuten hat Friedrich seine Erbhuldigung entgegenzunehmen. Die Handlung,

[1] Förster, Friedrich Wilhelm III (Urkundenbuch I. 50); Preuß IV. 420 Anm.

ob persönlich oder durch Stellvertreter vollzogen, ist einfach genug. Er ist so glücklich, überall die Souveränität „stabiliert" zu finden — der „rocher von Bronze" ist zu seiner Zeit nicht im geringsten erschüttert. Er bestätigt allergnädigst durch schriftlichen Akt, der den Ständen im Beisein des Königs oder seines Bevollmächtigten vorgelesen wird, „die Rechte und Privilegien seiner getreuen Stände"; die Stände antworten durch Eidschwur mit erhobener Hand und unter ausdrücklicher Anrufung des Himmels, daß sie ihm als treue Untertanen gehorchen wollen. Und so geht — ohne Zweifel mit einem darauffolgenden Essen, wovon jedoch keine Silbe gemeldet wird — der Huldigungsakt überall ruhig vor sich.

Die Huldigung an sich interessiert uns nicht, selbst wenn Friedrich zugegen ist — wie zu Königsberg, Berlin und Kleve, den drei Orten, die eine Ausnahme machen. Nichtsdestoweniger wollen wir ihn flüchtig dahin begleiten, in der Hoffnung, hin und wieder eine Einsicht in Wesen und Art des damaligen Friedrich zu erlangen. Andere unmittelbare Anschauungen oder Gelegenheiten dazu gewähren uns auch die Bücher nicht, die sehr ausführlich über diese Huldigungen sind, dafür aber über viele andere Punkte stillschweigen.

## Friedrich nimmt an drei Orten die Huldigungen persönlich entgegen.

Nach Königsberg geht seine erste Reise zu diesem Zwecke. Preußen hegt vielleicht — zum mindesten besteht dieser Verdacht — noch Überreste von böser Laune und Erinnerungen an feierlich redende und sogar aufrührerischer Stände. Hier, wenn irgendwo, dürfte das persönliche Erscheinen des Königs bei einer solchen Veranlassung von Nutzen sein. Er reiste am 7. Juli von Berlin dahin ab. Wir bringen eine Notiz über diese erste königliche Rundreise, eine Probe von mehreren hundert derartigen Reisen, die er im Verlauf der folgenden fünfundvierzig Jahre zu machen hatte.

„Freund Algarotti, der angenehm zu plaudern weiß, begleitete ihn, man frage nicht, wer sonst noch von Beamten oder Nichtbeamten. Die Reise geht auf Umwegen, um verschiedenartige Geschäfte zu erledigen und auch Vergnügungen damit zu verbinden. Man reist über Küstrin und sieht eine altbekannte Gegend wieder, die um diese Jahreszeit frisch grünt. Dann geht es durch die Neumark nach Pommern und weiter auf verflochtener sich vielfach windender Route. Man hält bald hier, bald da Musterungen ab, besichtigt Garnisonen, inspiziert allerlei, unterhält sich, ich weiß nicht von was, und logiert meistens, wenn es gerade so paßt, bei beliebten Generälen. Die Entfernung von Berlin nach Königsberg ist auf geradem Wege etwa 100 Meilen; auf diesem Umwege muß sie gegen 160 betragen haben — die Reise dahin dauerte neun Tage: quer durch Pommern, fast bis zur Ostseeküste (der entfernteste Punkt war ein Ort namens Köslin, wo scharfe Musterung gehalten wurde. — Kolberg, eine nicht weit dahinter liegende kleine Seefestung, wird wegen Zeitmangels übergangen); von da nach Westpreußen, schnell durch das polnische Gebiet hindurch; Danzig und sein Geräusch ließ man weit genug zur Linken liegen: eine Nacht in Polen

und die folgende schon in Ostpreußen, in einem Orte namens Liebstadt — wieder auf eigenem Boden. Dort wird emsige Musterung gehalten.

Die Musterung zu Liebstadt ist dadurch bemerkenswert, daß die Garnison, namentlich eine Kompanie, in argem Zustand betroffen und ein gewisser Grenadierhauptmann deshalb auf der Stelle kassiert wurde. Der alte Kommandant selbst wurde bald darauf pensioniert und auf sanftere Weise nach Hause geschickt. So streng verfährt Seine Majestät. Dahingegen findet er folgenden Tages in Angerburg die Garnison des Generalleutnants von Katte in vortrefflichem Stande, besonders das Regiment des Obersten von Posadowsky. Bei letzterem schlug er sein Logis auf und beglückte ihn außerdem mit dem Orden pour le mérite. Oberst Posadowsky, Garnison Angerburg, fern in Ostpreußen, Ritter des Verdienstordens, müssen wir uns merken. Dem wackeren alten Generalleutnant von Katte, der ohne Zweifel mit ihnen speiste, überreichte Seine Majestät das Feldmarschallspatent; gedenkt ihn demnächst in den Grafenstand zu erheben, was bekanntlich auch geschah. Beide, Oberst und General, begleiteten ihn, noch immer auf Umwegen, nach Königsberg, um an den dortigen Feierlichkeiten teilzunehmen. Über Gumbinnen, über Trakehnen — auch das Gestüt von Trakehnen sah Seine Majestät und hielt dort Musterung — wohl nicht ohne Gemütsbewegung, während die glatten Füllen unter so veränderten Umständen an ihm vorbeitraben müssen! Über Nacht in Trakehnen; Katte und der Oberst sind Seiner Majestät Gäste. Dies ist der äußerste östliche Punkt. Königsberg liegt nun ein gutes Stück westlich vor ihnen. Samstag, den 16. Juli, nach weiteren etwa zwanzig Meilen im angenehmen Tale des Pregel, erreichen sie Königsberg, bereit, Montag früh, nötigenfalls schon am Sonntag, ihr Geschäft aufzunehmen [1]."

Am Sonntag kam etwas in seiner Art Denkwürdiges vor: die Huldigungspredigt, die von dem Oberhofprediger Quandt gehalten wurde. Sie wäre nicht des Erwähnens wert, wenn nicht Seine Majestät Quandt außerordentlich bewundert und ihn für ein höchst demosthenisches Genie und den besten deutschen Redner gehalten hätte. Quandts Text waren die Worte: „Dein sind wir, David, und mit dir halten wir's, du Sohn Isai; Friede, Friede sei mit dir, Friede sei mit deinen Helfern, denn dein Gott hilft dir [2]." Quandt hob mit heller Stimme an, indem er das Angesicht mit ehrfurchtsvollem Enthusiasmus gegen den König wendete: „Dein sind wir, o Friedrich! und mit dir wollen wir's halten, du Sohn Friedrich Wilhelms!" Seine Predigt war kurz, helltönend, bündig und ohne Umschweife. Friedrich stand unbeweglich, den beredten demosthenischen Quandt mit von Überraschung erhöhter Bewunderung anblickend. — Er schrieb über Quandt an Voltaire und mit noch immer lebendiger Begeisterung lange nachher an das Publikum und pflegte bis an das Ende seiner Tage Quandt als eine Ausnahme, wenn auch vielleicht die einzige, in dem Barbarismus der Deutschen und ihrer Disharmonie zwischen Geist und Ausdruck zu betrachten. Darum kann der arme Quandt seitdem nie ganz vergessen werden, sondern muß dieses Umstandes halber, wenn andere aufgehört haben, stets

[1] Preuß, Jugend und Thronbesteigung S. 382, 385; Rödenbeck S. 16.
[2] 1. Chronik XIII. 18.

wieder von neuem erwähnt werden: eine fast melancholische Erfahrung für den armen Quandt und noch jemand!

Die Huldigung war ziemlich großartig; es fanden Reden und Gegenreden von gehöriger Länge statt, und es folgten die passenden Festlichkeiten: jedoch die Stände vermochten nicht zu lautem Tagen und Verhandeln zu kommen; Friedrich hatte vor der Abreise von Berlin ihre diesbezüglichen Winke und Ersuchen mit folgenden Worten beantwortet: „Wir sind auch gnädigst geneigt, ermeldeten Ständen noch vor der Huldigung eine solche Versicherung, als sie von Unseres nun in Gott ruhenden Herrn Vaters Majestät erhalten, zu erteilen" — eine allgemeine Versicherung, daß ihre und jedermanns „Rechte aufrechterhalten werden sollen" (so wie wir es sehen) — „womit sie hoffentlich zufrieden sein und sich dabei beruhigen werden[1]." Es ist schließlich das ratsamste für sie!

Friedrich ließ hier viel Getreide verteilen, d. h. er öffnete seine Kornmagazine zum Besten der Armen und ergriff hier wie anderswo allerlei Maßregeln zur Linderung der herrschenden Not. Von der Illumination, wie prächtig sie auch war, soll der Leser nichts hören. „Ein Fackelzug der Studenten, mit Musik begleitet", nahm sich gut aus. Friedrich gab ihnen ein „kostbares Trinkgelag", dessen Einzelheiten ich nicht kenne, und ihrem Redner, einem stattlichen jungen Herrn mit einem „von" vor seinem Namen, bot er eine Fähnrichsstelle zu Fuß („Füsilierregiment von Camas" — Camas, der jetzt als Gesandter nach Paris gegangen ist) an, die mit Freuden angenommen wurde. Auch hiervon war der Erfolg für alle Teile befriedigend: der junge Fähnrich stieg, wo nur Verdienst die Bedingung des Steigens war, im Verlauf der nächstfolgenden fünfzig Jahre bis zum Generalleutnant und wurde in den Grafenstand erhoben[2].

Nachdem Huldigung und Fackelzug vorüber waren, trat die königliche Gesellschaft ungesäumt am folgenden Morgen (21. Juli) auf dem kürzesten Wege die Rückreise an und gelangte in drei Tagen über Frankfurt an der Oder (wo man General Schwerin, wohlgelittenen General, im Vorübergehen besuchte) glücklich nach Berlin — nach dieser angenehmen vierzehntägigen Reise mit Jubel, ja (wie einige melden), mit „Segenswünschen und selbst mit Tränen" empfangen. General Schwerin, heißt es, soll sofort zum Feldmarschall erhoben werden, die Münchows werden, wie bereits erwähnt, befördert, es erscheinen Verordnungen, viele Geschäfte sind im Gange, und die Zungen der Menschen sind es ebenfalls.

Die Huldigung in Berlin — und gleichzeitig durch Bevollmächtigte in beinahe allen übrigen Städten — fand am Dienstag, dem 2. August, statt. In Berlin war Seine Majestät selber gegenwärtig; aber außer dem Gedränge der Zuschauer und den auf dem Schloßplatz und den angrenzenden Straßen aufgestellten Husaren- und Infanterieregimentern kam wenig Be-

[1] Preuß, Jugend und Thronbesteigung S. 380.
[2] Preuß a. a. O. S. 387.

merkenswertes vor: die Dekorationsarbeiten waren von der sparsamsten Ausführung. Seine Majestät ist bei diesen Huldigungsvorgängen, wie es scheint, zur Sparsamkeit geneigt, hält die Handlung vielleicht für eine bloße Schaustellung. Hierfür erlebte man noch ein anderes Beispiel neben dem berlinischen. Die Quedlinburger, vom Licht des wirklichen königlichen Angesichtes ausgeschlossen, brauchten, wie sich ergibt, zu ihrer Huldigung wenigstens ein Bildnis des Königs und der Königin. Wie man sich zu verhalten habe, fragt der Minister an. „Man lasse ein paar schlechte Kopien in Berlin sudeln, das Stück zu 20 Taler", und schicke ihnen die, antwortete der König[1]!

Im Berliner Schloß ist im großen Vorsaal „eine Erhöhung von drei Stufen errichtet, und darauf steht, einen Thron vorstellend, ein alter Lehnstuhl von schwarzem Sammet, darüber ein Baldachin von demselben Zeuge": ein nicht sehr sublimes, aber für gut befundenes Stück Tapeziererarbeit. Friedrich stieg die drei Stufen hinan, stellte sich vor den alten Lehnstuhl, hinter dem seine Prinzen durcheinanderstanden, während sich seine Ritterschaft in starker Anzahl unten vor ihm und an den Seiten aufgestellt hatte. Ein Minister erklärt in angemessener, nicht zu langer Rede den Zweck der Versammlung; ein jüngerer Beamter von Rang antwortet im Namen des Adels. Hierauf wird die Huldigungsurkunde verlesen, und die Ritter leisten laut und mit erhobenen Händen den Eid. Dies ist die Ritterhuldigung.

Seine Majestät tritt dann auf den Balkon hinaus, um Huldigung und Eid der Bürger anzunehmen. Das versammelte Volk rief dreimal aus vollem Halse: „Es lebe der König!" Hierauf wurden Huldigungsmünzen von Gold und Silber (wieviel, ist nicht gemeldet) hinabgeworfen, um die man sich in der üblichen Weise riß. „Seine Majestät", wird berichtet, und dies ist vielleicht die einzige bemerkenswerte Tatsache, „Seine Majestät blieb, gegen Herkommen und Etikette, noch eine halbe Stunde nach der Zeremonie auf dem Balkon, den festen, aufmerksamen Blick auf die unermeßliche Menge vor dem Schloß gerichtet; er schien in tiefer Betrachtung verloren" — eine fast schauerlich erhebende stumme Erscheinung für Seine Majestät, diese jauchzenden, durcheinanderdrängenden Volksmassen da unten[2]!

Im übrigen war Friedrich nur noch bei der klevischen Huldigung persönlich gegenwärtig; die übrigen ließ er durch Bevollmächtigte vollziehen, alle an ein und demselben Tage (2. August) und ohne viel Umstände. Er will sich nicht an solchen bloßen Schaustellungen beteiligen, soweit er nicht, wie in Königsberg, Inspektionen und ernstes Geschäft damit verbinden kann. Inzwischen hat er nun, hauptsächlich Inspektionen und anderer

[1] „On doit faire barbouiller de mauvaises copies à Berlin, la pièce à 20 écus. — Fr." Preuß II (Urkundenbuch S. 222).

[2] Preuß, Jugend und Thronbesteigung S. 389.

realen Geschäfte wegen, eine Reise ins Klevische vor — das Seitenstück zu jener nach Königsberg: Königsberg, Preußen, ist der östlichste äußerste Flügel seiner langgestreckten Gebiete, und Kleve-Jülich ist dessen Gegenstück auf der südwestlichen Seite. — Auch hier, wo zumal die nächste Zukunft so ungewiß ist, geziemt es sich, die Grenzgarnisonen und Zustände ein wenig zu mustern[1]. Dies beabsichtigt Seine Majestät: und wir beabsichtigen, ihn abermals zu begleiten — nicht wegen Inspektion und Musterung, sondern aus einem unerwarteten Grunde. Die ernste Reise nach Kleve hat ein Anhängsel oder komisches Nebenstück, das dem Leser nicht entgehen darf! — Ehe wir uns auf den Weg begeben, wollen wir nachstehende, aus dem diplomatischen Makulatursack gerettete zwei Stücke lesen. Wenn wir recht zusehen, so gewinnen wir daraus einen flüchtigen Eindruck von Friedrich als Geschäftsmann und auch noch von jemand anders.

Sonntag, den 14. August 1740, hatte Dickens, dessen bisherige Berichte günstig, wenn auch lau klingen und wenig genaueres Wissen verraten, weil weder er noch England in besonderer Gunst stehen — eine ausdrückliche Audienz bei Seiner Majestät, wozu er nach Potsdam geladen wurde. „Sonntag abend gegen sieben" — es ist der Vorabend von Seiner Majestät Antritt der klevischen Reise. Begleiten wir Dickens. Die Leser erinnern sich vielleicht, daß Georg II. seit einigen Wochen in Hannover ist, wo Bielfeld ihm emsig schöne Worte vorlispelt und Kratzfüße macht, während Truchseß bei Gelegenheit anzuhören gibt, daß vielleicht Gegenstände von Belang zu besprechen sein dürften. Britischerseits aber will man nicht recht damit anfangen. König Georg ist in ungewisser Verlegenheit wegen seines spanischen Krieges, der ihm leicht Frankreich und die ganze Welt auf den Hals bringen kann, wobei Preußen von Wichtigkeit werden dürfte. — Folgendes ist, in abgekürzter Form das, was Dickens an jenem Abend von 7 Uhr an in Potsdam sah und hörte:

„Die Audienz dauerte über eine Stunde. Der König fing sogleich von Geschäften an und wünscht ‚kategorische Antworten' über die Seiner britannischen Majestät bereits zur Erwägung vorgelegten drei Punkte. Ein klares Verständnis ist unerläßlich zwischen uns. Sprecht deutlich aus, was ihr von mir verlangt! Was ich von euch verlange, sind folgende drei Dinge:

1. Gewährleistung wegen Jülich und Berg. Alle Welt weiß, *wem* diese Herzogtümer eigentlich gehören. Will Seine britannische Majestät mir dafür garantieren? Und wenn er will, wie und wie weit will er sich darauf einlassen?
2. Übereinkunft wegen Ostfriesland. Anwartschaft auf Ostfriesland, dessen erledigte Erbfolge in Aussicht steht, die *mir* längst zugestanden worden ist, obschon Hannover allerhand Einsprüche macht: ich muß wissen, woran ich damit bin.
3. Desgleichen wegen der Wirren in Mecklenburg. Da liegt keine Schwierigkeit, wenn wir es ernstlich versuchen, hat auch keine so drängende Eile damit.

Dies sind meine drei Ansprüche an England, und ich will als Gegenleistung England in demselben Grade dienen, wenn es mir sagen will, wie! ‚Ach, hüten Ew. Majestät sich ja davor, sich Frankreich in die Arme zu werfen', bemerkte Dickens schüchtern. ‚Nun, wenn Frankreich mir jene Herzogtümer gewährleisten will und ihr

[1] Hinsichtlich des Huldigungstages in Kleve, der glücklicherweise ganz ohne Belang für uns ist, scheinen Preuß (*Jugend und Thronbesteigung* S. 390) und *Heldengeschichte* (I. 423) in direktem Widerspruch miteinander zu stehen.

nichts tun wollt —?' antwortete Seine Majestät mit feinem Gelächter. ‚England betrachte ich als meinen natürlichsten Freund und Bundesgenossen: aber ich muß wissen, womit ich dort rechnen kann. Fürsten werden von ihren Interessen beherrscht. Sie dürfen ihren Gefühlen nicht folgen. Lassen Sie mir eine bestimmte Antwort zukommen; am besten in Wesel, wo ich am 24. zu sein gedenke', also in zehn Tagen. Die britische Majestät ist in Hannover und kann bis dahin antworten. ‚Wesel, den 24.', sagte er mir zweimal im Verlauf der Unterredung. Ich empfehle den Gegenstand Ew. Lordschaft" — Mylord Harrington, der Seine britannische Majestät begleitet.

„Während der ganzen Audienz", fügt Dickens hinzu, „war der König in der besten Laune und hörte nicht nur alle Erwägungen, die ich vorbrachte, aufmerksam an, sondern ward auch von keiner meiner Einwendungen irgendwie beleidigt. Man tut ohne Zweifel am besten, sich mit Offenheit gegen ihn zu benehmen." Dies letzte sind Dickens' eigene Worte; mögen Ew. Lordschaft sie sich unmaßgeblich zur Notiz dienen lassen. Dieser König geht selbst geradezu auf den Gegenstand los, und Gradheit, als eine erste Bedingung, wird Ew. Lordschaft bei ihm gute Dienste tun [1].

Ein sehr treffender Rat! Er würde vielleicht befolgt werden, wäre es nur so leicht! Aber die Dinge sind verwickelt; und die britannische Majestät, arg geplagt mit spanischem Krieg und parlamentarischem Lärm in seinem unruhigen Eiland, ist zweifelsohne froh, auf eine Weile nach Hannover zu kommen, und möchte gern die schönen Monate in ländlicher Ruhe genießen, was aber leider nicht möglich ist. Das wie ein feuriges Zeichen endlich aufsteigende Jenkinssche Ohr hat den Londoner Nebel da drüben entzündet, so daß die faule Stagnation in Brand gerät. Die Engländer sind, wie selten ein Volk, darauf erpicht, den Spaniern eine Lektion zu geben, und sie hoffen auch, daß es ihnen gelingen wird — werden aber auf unerwartete Schwierigkeiten stoßen.

Bielfeld möchte trotzdem Seine britannische Majestät gern bewundern. Gesteht freilich, er sei klein von Gestalt, jedoch gut gewachsen, habe namentlich sehr schöne Beine — was Seine Majestät auch recht wohl weiß; streckt deshalb stets das eine Bein mit dem Hosenbandorden ein wenig hervor, damit man es bemerke. Der abgekürzte Inhalt von Bielfelds Beschreibung ist der folgende:

„Große, blaue, etwas hervorquellende Augen" — à fleur de tête, wie Fischaugen, wenn man so sagen darf, die auch einen derartigen Geist ausdrücken! — „Hat eine gerade und eigentümliche Haltung, die die Hofleute majestätisch nennen. Der Mund groß und halbmondförmig geschlossen (fermée en croissant); Lockenperücke (à noeuds, an Lammswolle erinnernd), sehr gepudert, so daß keine eigentliche Farbe erkennbar ist; aber man sieht es seinen Augenbrauen an, daß sein Haar aschblond ist. Die Gesichtsfarbe ist gewöhnlich gelbbraun; bei besserem Gesundheitszustande gewinnt er eine ganz angenehme Hautfarbe (prend d'assez belles couleurs). Was soll Bielfeld über das Innere sagen? Daß Seine Majestät mitunter verständige und witzige Bemerkungen mache, allezeit lobenswert ernst sei und majestätisch schweigen könne. Er hat viel Würde, und bei feierlichen Handlungen läßt sich auf seinem Antlitz eine Mischung von Stolz und Freude wahrnehmen. Er hat seine Schwächen — welcher Mensch ist frei davon? Er ist wohl hart gegen seinen Sohn Fred gewesen; aber seine Strenge entsteht

[1] Dickens (im Staatsarchiv), 17. August 1740.

aus Gerechtigkeit. Majestät liest jeden Morgen im Bett die englischen Zeitungen, die oft bissig sind. Majestät hat seine Walmoden, seine hannoveranische Mätresse, die sogenannte Gräfin Yarmouth. Sie ist ruhig, herbstlich, von blendendem Teint, beschränktem Verstand und ihm eine große Erquickung. Sie mischt sich weder in politische noch in sonstige Angelegenheiten und nickt Bielfeld mitunter gnädig zu[1]." Harrington befindet sich ebenfalls hier; die britannische Majestät und er sind bemüht, unter diesen Bedingungen die englische Nation zu regieren. — Wir kehren nun zurück zu der preußischen Majestät.

Etwa sechs Wochen nach diesem Dickensschen Bericht — die klevische Reise und anderes war beendigt — gibt Prätorius, der dänische Gesandte, dessen Bekanntschaft wir einmal vorübergehend in Rheinsberg machten, folgende Darstellung, indem er an eine Exzellenz in Kopenhagen schreibt, nach deren Namen wir nicht zu fragen brauchen:

„Um Ew. Exzellenz einen richtigen Begriff von der neuen Herrschaft zu geben, so muß ich sagen, daß bis jetzt der König von Preußen schlechterdings alles selbst tut und daß, ausgenommen den Finanzminister von Boden, der die Sparsamkeit predigt und damit ungemeinen, ja, noch größeren Eingang findet als unter der vorigen Regierung, Se. Majestät keinen Rat von irgendeinem Minister leidet, so daß Herr von Podewils, jetzt der einzige Arbeitsfähige im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, nichts zu tun hat, als die ihm direkt aus dem Kabinette zukommenden Befehle zu expedieren, ohne daß er über etwas befragt würde; und ebenso werden die anderen Minister behandelt. Man hielt bisher den Verlust des Herrn von Thulemeier", des alten erfahrenen Ministers des Auswärtigen, dem wir flüchtig in der Zeit der Doppelheiratsverhandlungen und vielleicht selbst in London oder sonstwo begegnet sind[2], „für unersetzlich, weil er ein sehr geschickter Mann und ein lebendiges Archiv war; indes scheint seine Stelle mit seinem Tode eingegangen zu sein. Sein Gehalt ist verteilt unter den Herrn von Podewils, den Kriegsrat von Ilgen", Sohn des vormals bekannten alten Herrn, „und den Rendanten der Legationskasse, Hofrat Sellentin. Ich habe viele Resolutionen und Antworten von dem Könige gesehen; sie vereinigen lakonischen Ausdruck und bewunderungswürdigen Geschäftsblick. Unglücklicherweise" — wenigstens für uns im diplomatischen Fache, für Ew. Exzellenz und mich unglücklicherweise — „ist nicht einer um den König, der Seiner Majestät ganzes Vertrauen hätte und dessen man sich bedienen könnte, um mit Erfolg die nötigen Einleitungen zu machen. Daraus entspringt, daß, da gewisse Dinge sich nur mit Vorsicht und Umschweif behandeln lassen, ein Gesandter hier weit mehr desorientiert ist als an jedem andern Hofe und nicht weiß, welchen Weg er einzuschlagen hat, wenn er an das ihm gesteckte Ziel gelangen will[3]."

[1] Bielfeld I. 158.
[2] Starb 4. August (Rödenbeck S. 20).
[3] Preuß, Jugend und Thronbesteigung S. 377 (2. Oktober 1740).

# Drittes Kapitel / Friedrich macht einen Ausflug auf nicht geradem Wege ins Klevische

König Friedrich hielt seinen Tag in Wesel nicht völlig ein; in der Tat war dieser 24. nicht der erste, sondern der letzte von verschiedenen Tagen, die er für das Ende jener Reise nach den klevischen Landen festgesetzt hatte, einer Reise, deren Anordnung ein wenig verwickelt ist. Er hat verschiedenerlei Geschäfte in jener Gegend vor und gedenkt sie, wie gewöhnlich, mit Umsicht und Zeitersparnis abzuwickeln. Nicht bloß Inspektionen gibt es, sondern auch Vergnügen, Zusammenkünfte mit Freunden, namentlich französischen. Es besteht also die Frage, wie alles mit Geschicklichkeit so einzurichten ist, daß jedesmal die nötigen Elemente im rechten Moment zusammentreffen und man mit einem Streich drei oder vier Fliegen schlagen kann. Das ist Friedrichs kluge Art, wie sie sich auf all diesen Reisen kundgibt. Die französischen Freunde, von denen jeder seine besondere Fährte mit seiner besonderen hinderlichen Last verfolgt, z. B. Voltaire mit seiner Madame, bilden ein schwieriges Element in einem solchen Problem. Es ist darüber, namentlich im vorigen Monat, viel projektiert und korrespondiert worden, was noch fortgeht.

Voltaire befindet sich gegenwärtig mit seiner Du Châtelet in Brüssel, um jenen endlosen „Prozeß mit dem Hause Honsbruck" vorwärtszutreiben, mit dem er und wir gern fertig wären. Er ist auch ab und zu im Haag und druckt da den Antimacchiavell oder ist im Begriff, ihn zu drucken; korrespondiert nach allen Seiten, hadert mit van Duren, dem Drucker, wohnt, wenn er dort ist, in der Vieille Cour, in den geräumigen düsteren Sälen mit verblaßten Vergoldungen, grandiosen alten Bücherschränken und „mit den größten Spinneweben in Europa". Brüssel ist der Ort für die Rechtskonsultationen und sein Familienaufenthalt. Im Haag, in jenem alten spinnewebigen Palast, korrigiert er Druckbogen und liegt seinen eigenen Studien ob, die er niemals ganz vernachlässigt. Gern möchte Friedrich ihn sehen, er gern Friedrich; aber da ist eine göttliche Emilie, da ist ein Mau-

pertuis, da sind — kurz, da sind Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Viele vergebliche Briefe über den Gegenstand, wie über andere, ebenso unbedeutende, hat man bereits gewechselt. Ein Briefwechsel, der heutzutage nicht angenehm zu lesen ist, um so weniger, da kein Leser, ohne endloses Forschen, ihn auch nur annähernd verstehen kann. Ein Briefwechsel, der nicht geordnet, kommentiert und lesbar gemacht vorliegt, sondern größtenteils so, wie der editorische Schuttkarren ihn eben auszuschütten geruht hat; wie ein wüstes Steingeröll oder wie die Trümmer einer geplünderten Stadt — der Leser meidet ihn besser, wenn er nicht hineingezwungen wird. Die folgenden Proben mögen immerhin noch von einigem Nutzen sein. Die allgemeine Überschrift lautet:

König Friedrich an H. von Voltaire (im Haag oder in Brüssel).

„Charlottenburg, 12. Juni 1740. — — Mein lieber Voltaire, widerstehen Sie nicht länger meinem Verlangen, Sie zu sehen. Tun Sie mir zuliebe, was nur immer Ihre Menschlichkeit vermag. Ende August gehe ich nach Wesel und vielleicht noch weiter, versprechen Sie mir, daß Sie mich treffen wollen, denn ohne Sie umarmt zu haben, kann ich weder glücklich leben noch ruhig sterben! Tausend Komplimente an die Marquise", die göttliche Emilie. „Ich habe alle Hände voll zu tun" (Kornmagazine, freie Presse, Abschaffung der Tortur und noch viel anderes); „arbeite mit einer Hand an der Armee, am Volk und mit der anderen an den schönen Künsten."

„Berlin, 5. August 1740. — — Ich will, weil Sie es wünschen, an Madame du Châtelet schreiben. Wenn ich offen wegen ihrer Reise zu Ihnen sprechen soll, so sind Sie es, Voltaire, mein Freund, den ich zu sehen verlange, und die göttliche Emilie mit all ihrer Göttlichkeit ist nur die Zugabe zu dem newtonisierten Apollon.

Ich kann noch nicht sagen, ob ich reisen werde" (inkognito ein wenig ins Ausland) „oder nicht"; es gab Gerüchte, vielleicht stille Wünsche, aber — — „Adieu, lieber Freund, erhabener Geist, Erstgeborener der denkenden Wesen. Lieben Sie mich stets aufrichtig und seien Sie versichert, daß niemand Sie mehr lieben und schätzen kann als ich. Vale

Fédéric."

„Berlin, 6. August" (Tag nach dem vorigen), „Sie werden meinen Brief von gestern erhalten haben; dies ist der zweite, den ich Ihnen schreibe; ich beziehe mich auf den Inhalt des vorhergehenden. Wenn es sein muß, daß Emilie den Apollon begleite, so willige ich ein; doch es wäre mir lieber, wenn ich Sie allein sehen könnte. Ich würde zu sehr geblendet werden; soviel Glanz auf einmal wäre mir zu viel, es würde mich überwältigen. Ich müßte den Schleier haben, um die Strahlen zweier solcher Gottheiten zu mildern" — — Kurzum seien Sie gut und bringen Sie sie lieber nicht mit.

„Remusberg" (poetisch für Rheinsberg), „8. August 1740. — Mein lieber Voltaire, ich glaube, van Duren kostet Ihnen mehr Mühe und Beschwerde, als Sie mit Henri Quatre gehabt haben. Indem Sie das Leben eines Helden dichteten, schrieben Sie die Geschichte Ihrer eigenen Gedanken; aber indem Sie einem Schurken Räson lehren, fechten Sie mit einem Gegner, der Ihrer unwürdig ist." Ihn zu strafen und seinen Profit zu schmälern, „drucken Sie also nur zu" (Ihre Ausgabe des Antimachiavell, damit sie mit der seinigen konkurriere und sie verdränge). „Faites rouler la presse; streichen Sie aus, ändern Sie, verbessern Sie, was Sie immer für gut finden. Ich überlasse das völlig Ihrer Einsicht." — „In acht Tagen reise ich nach" — (wohin denkt der Leser? „Danzig"

drucken in aller Ruhe sämtliche Herausgeber, darunter der sorgfältige Preuß, indem sie das irdische Azimut für uns umkehren und aus Tag Nacht machen!) — „nach Leipzig und gedenke am 22. in Frankfurt zu sein. Falls Sie dort sein könnten, hoffe ich Sie auf meiner Durchreise zu beherbergen. Ich rechne fest damit, Sie in Kleve oder in Holland umarmen zu können [1]."

Wenn man gezwungen ist, sich zu einigem Verständnis des Friedrichschen Briefwechsels dieser Zeit (vor allem der Korrespondenz mit Voltaire) durchzuarbeiten, und wenn man auf diese Weise dahin gelangt, Teile davon mit den Augen Friedrichs und Voltaires zu lesen, so findet man darin doch eine gewisse innere Liebenswürdigkeit. Er ist lange nicht so wüst und öde, wie er in ungeordnetem, chaotischem Zustand zunächst aussieht. Friedrich schreibt mit gedrängter Kürze, zumeist über praktische Dinge (über den Antimacchiavell, die bevorstehende Zusammenkunft und dergleichen), hat augenscheinlich keine Zeit übrig. Er schreibt an Voltaire immer mit recht großer Aufrichtigkeit, mit Freundlichkeit, viel Bewunderung und natürlicher Lebhaftigkeit. Voltaire, der mit Muße in Brüssel oder in dem alten Schloß mit seinen Spinneweben sitzt, schreibt viel eingehender. Auch er schreibt nicht unaufrichtig, aber mit endlosen zierlichen Graziositäten, sinnreichen Schnörkeln und Pinselstrichen schmeichelnden Balsams. Doch weiß er wohl, daß er den nicht zu stark auftragen darf. Das sieht dann z. B. so aus:

In bezug auf den Antimacchiavell — Sire, geben Sie mir die Erlaubnis, gegen den Spitzbuben van Duren vorzugehen; es ist wohl der Mühe wert, Sire. — „Es ist ein Denkmal für die späteste Nachwelt; das einzige eines Königs würdige Buch seit fünfzehnhundert Jahren."

Dies ist freilich eine etwas starke Kelle voll, die mit Gewandtheit direkt hingeschwungen wird: aber selbst hierin liegt eine Art Aufrichtigkeit. Sicherer ist es jedoch, man tut es nicht geradeaus, sondern auf Umwegen — durch den Gesandten Camas z. B.:

„Ich sage Ihnen dreist, mein Herr" (Ihnen, Monf. de Camas), daß ich dies Buch (den Antimacchiavell) höher schätze als Kaiser Julians Cäsaren oder die Maximen des Mark Aurel" — ich tue es wirklich, zumal da ich selber einigen Anteil daran habe [2]!

In der Tat nimmt sich auch Voltaire in diesem Teil der Korrespondenz ganz schön aus; ist aber stark aufgeregt — er ist die Königin von Saba, nicht der gesetzte Salomo, in Erwartung des Bevorstehenden. Er brüstet sich ein wenig, wie man wohl sehen kann, seinen d'Argentals und französischen Korrespondenten gegenüber mit dem hohen Umgang, den er mit einem gekrönten Haupt, diesem Augenmerk der Menschheit, pflegt. Vielleicht erkannten Sie selbst, mein bester Freund, mich nicht und wußten

[1] Preuß, Oeuvres de Frédéric. XX. S. 5, 19—21; Voltaire, Oeuvres LXXII. 226 etc.

[2] Voltaire, Oeuvres LXXII. 280 (an Camas, 18. Oktober 1740).

nicht, welche Verdienste ich besaß! Brüstet sich ein wenig; befleißigt sich dabei jedoch der Bescheidenheit; hat seinen alten Freunden gegenüber eigentlich nicht viel vom Pfau, und vom Truthahn schon gar nichts. All das ist recht naiv und durchsichtig natürlich und sogar hübsch von seiten des Herrn von Voltaire als des schwächeren Teiles. — Im übrigen ist es sicher, daß sich Maupertuis in Paris für die Reise zu dem klevischen Stelldichein fertigmacht. Auch Brüssel liegt so nahe an diesen klevischen Landen; sind es doch nur zwei Tagereisen, wenn man rasch fährt — wenn nur Zeit und Richtung der Reise recht zusammenstimmen!

Friedrich beabsichtigt durchaus nicht eine direkte Reise nach Kleve: er will zuerst nach Bayreuth, dann zurück von Bayreuth nach Kleve — einen großen Ellbogen, dessen Spitze Bayreuth ist, nach Süden zu auf der Karte beschreibend. Auf diese Weise will er die Zeit ausfüllen und dann in Kleve den Bogen enden lassen. Nach Bayreuth — wer weiß, ob nicht noch weiter? Den ganzen Sommer über hatte man von Zeit zu Zeit gemunkelt, er wolle Frankreich sehen; vielleicht Paris inkognito? Das Gerücht, das selbst bis nach Petersburg drang, ist nun wieder verstummt [1]; aber im stillen nährt Friedrich ohne Zweifel den Wunsch, einmal einen Blick in die sublime französische Nation zu tun. Er konnte in seinen jüngeren Jahren niemals zum Reisen kommen; verfehlte gänzlich die große Tour, wie sehr er sich auch danach sehnte, und er ist wohl der Mann zu Geniestreichen! — Genug, Montag früh, 15. August 1740 [2], reisen Friedrich und seine Begleiter von Potsdam ab; gehen über Leipzig, auf dem meinen Lesern bereits bekannten Weg, durch Koburg und das Vogtland. Wilhelmine ist benachrichtigt, sitzt, ihren Bruder gespannt erwartend, in der Eremitage bei Bayreuth, die froheste aller Schwestern. Sie ist nicht ohne Beklommenheit, wenn sie daran denkt, wie ihr Bruder jetzt sein wird. Die Reisegesellschaft bestand außer dem König aus sieben Personen: Prinz August Wilhelm, des Königs nächstältester Bruder, mutmaßlicher Erbfolger, falls keine Kinder kommen sollten, gegenwärtig ein munterer Jüngling von achtzehn Jahren; Leopold Prinz von Anhalt-Dessau, des Alten Dessauer Ältester, den wir wohl auch den „Jungen Dessauer" nennen dürfen; Oberst von Borck, von dem wir noch hören werden; Oberst von Stille, von dem wir bereits gehört haben (beide gesetzte Fünfziger, diese zwei); der flaumbärtige Münchow, ein Adjutant, der jüngste der beförderten Münchows; Algarotti, unentbehrlich für die Unterhaltung, und Fredersdorf, Kämmerer und Hausfaktotum, ehemals gemeiner Soldat in Schwerins Regiment, den Bielfeld, voraussehend, wozu er es einst bringen werde, in Rheinsberg so sehr bewunderte. Eines der letzten Dinge, die Friedrich getan hatte, war, daß er dem Faktotum Fredersdorf zur Erquickung in seiner Mußezeit ein Gut (klein genug wird es sein, denke ich mir, aber es hat ein Landhaus)

[1] Raumers Beiträge II. 19 (Finchs Bericht, 24. Juni 1740).

[2] Rödenbeck S. 15, nicht ganz richtig; vergl. Dickens' Audienz, oben S. 51.

geschenkt, diesem so nützlichen Manne, der sich, wie ich gehört habe, auch mit Chemie beschäftigte. Es waren sieben im ganzen außer dem Könige[1]. Geradeswegs nach Bayreuth, inkognito und so rasch, als es nur gehen wollte. Mittwoch, den 17., kommen sie an. Die arme Wilhelmine findet ihren Bruder verändert. Er ist doch ein König geworden und streng abgesondert, einsam in der Seele, wie ein König es sein muß[2]! —

„Algarotti, einer der ersten Schöngeister der Zeit", wie Wilhelmine ihn beschreibt — Freund Algarotti, der junge feingebildete Venetianer, mit dunkler Haut, mit blendender Wäsche und Krause, mit seinen glühenden schwarzen Augen, „trägt die Kosten der Unterhaltung". Er ist voll eleganter Logik, ergeht sich in Spekulationen über die große und die kleine Welt, über Natur, Kunst, Papismus, Antipapismus, und hält auf eine ernsthafte Weise die Oper für fähig, eine Schule der Tugend und des Sittlich-Erhabenen zu werden. Seine achtbaren Bücher über die Oper und andere Gegenstände sind nun sämtlich vergessen und bitten flehentlich darum, unerwähnt zu bleiben. Für mich ist er nicht so überschwenglich schön, wenn auch ein ganz feiner Herr in Manieren wie in Krause und Manschetten und ein geistreicher Denker. — Für mich ist sein Geist wie seine Haut etwas gelblich und auch fleckig wie von altem venetianischen Makassar. Aber Friedrich schätzt ihn ungemein, ihm gefällt der spitzige Zuschliff des Mannes. Er hat nichts gegen die gelblichen oder makassarischen Eigenschaften seines Geistes. Dank sei jenem wandernden Baltimore, daß er ein solches Juwel aufgefunden und dem Norden zugeführt hat! Algarotti selber liebt den Norden: in unserem strengen Klima — namentlich in Berlin, wäre sein geliebter Friedrich n i c h t ein König — könnte Algarotti in der ihm hier gestatteten Freiheit sehr glücklich sein. In London, wo es keinen König oder keinen nennenswerten gibt, dafür aber eine Fülle freier Geister, die Carterets, Lyttletons, jungen Pitts und dergleichen, da behagt es ihm ebenfalls, wenn nur der abscheuliche Rauch einem nicht so auf die Wäsche fiele und die stolzen Insulaner nicht so wenig französisch sprächen.

Wilhelminen scheint er zu gefallen; sie ist jedenfalls froh, daß er die Kosten der Unterhaltung, so gut es eben gehen will, trägt. Von den übrigen ist nichts zu hoffen. Stille und Borck sind geschickte Militärs, aber von schweigsamem Naturell, eher vernünftig und praktisch als gesprächig; sie vertun ihr Pfund nicht durch mangelnde Enthaltsamkeit der Zunge. Stille erhält sich durch seine, belesenen Soldaten noch immer bekannten militärischen Kommentare in dauerndem Andenken; Borck werden wir binnen kurzem mit einem kleinen Auftrag bedacht sehen. Der kleine Münchow, der jeune morveux von einem Adjutanten, zeigt zwar ein manierliches Benehmen, und eine schöne Plümette ziert seinen Hut, aber er ist doch

[1] Rödenbeck S. 19 (über Kämmerer Fredersdorfs Gut, S. 15).
[2] Wilhelmine II. 322, 323.

ein noch nicht flügges junges Geschöpf, sozusagen ein „Gelbschnabel". Er macht sich hauptsächlich dadurch bemerkbar, daß er dem lästigen Ding, der stets kokettierenden Marwitz, sichtlich nachgeht. Friedrich unterhält sich, namentlich mit Wilhelmine, „guindé, geschraubt"; auch spottet er häufig, und es ist schmerzhaft sichtbar, wie er meine Schwester von Ansbach und ihren törichten Gemahl, die er dringend hierher geladen hat, mit mehr Auszeichnung behandelt als die arme Wilhelmine mit ihrer alten Liebe. Geduld, meine scharfsichtige Prinzessin, Schönheit Bayreuths und der Welt, hoffen wir, daß alles wieder ins gleiche kommen wird! Meine scharfsichtige Prinzessin — die auch eine Kraft der Melodie in sich trägt, schrillen kriegerischen Querpfeifen ähnlich — versteht, geduldig zu sein, und verschleiert manches, obgleich sie von höchst unheuchlerischer Natur ist.

Das waren die drei großen Tage in Bayreuth; Wilhelmine soll bald zum Gegenbesuch nach Berlin kommen. Zur Aufwartung bei dem König, den man ungeachtet seines Inkognitos kennt, kam „der Bischof von Bamberg" herübergefahren[1] — ist es Schönborn, der österreichische Kanzler, oder wer sonst? Seine alte Stadt sahen wir einmal (und eine Anzahl gehenkter Verbrecher in der Umgegend) auf jener Reise ins Reich; aber den Bischof selber sahen wir unseres Wissens niemals, da er damals abwesend war. Ich hoffe, es ist derselbe Bischof von Bamberg, den ein um dieselbe Zeit in dortiger Gegend reisender Freund Büschings auf eine außerordentliche Weise, umgeben von mittelalterlichen Trompetern, „Bedienten mit Sporen und gelbledernen Degengehängen", speisen sah[2]. Wenn er es nicht ist, so habe ich nicht den entferntesten Schatten von Bekanntschaft mit ihm — es hat ja so viele Bischöfe von Bamberg gegeben, mit denen man keine Bekanntschaft haben möchte. Am dritten Tage gingen Friedrich und seine Gesellschaft nach Würzburg, und Wilhelmine blieb allein mit ihren Gedanken zurück. „Ich hatte ihm soviel zu sagen und war nicht dazu gekommen." So geht es leider immer. „Der König war so verändert, so gewachsen (grandi), daß man ihn kaum wiedererkannte." Er hält sich hübsch gerade und in die Brust geworfen, jeder Zoll ein König, sogar von Statur größer geworden, möchte man sagen. — Adieu, meine Prinzessin, Perle aller Prinzessinnen, alle Leser erwarten deinen Gegenbesuch in Berlin, der bald stattfinden soll.

### Friedrich wendet sich links und besieht sich Straßburg zwei Tage lang.

Durch Würzburg und Frankfurt am Main eilt Friedrich dahin — Wilhelmine und die Menschheit meint, es gehe heimwärts und nach Kleve: aber in Frankfurt wird insgeheim eine plötzliche Schwenkung nach Süden

[1] Heldengeschichte I. 419.
[2] Büschings Beiträge; Schlosser (Geschichte des Achtzehnten Jahrhunderts) führt die Szene ebenfalls an.

gemacht, das Rheintal hinauf geradeswegs nach Straßburg, um dort Frankreich ein wenig in Augenschein zu nehmen. So hat es Friedrich beschlossen — nicht etwa plötzlich infolge neuer Briefe oder neuer Berechnungen in bezug auf Kleve, sondern vielmehr, wie es eher scheint, auf Grund eines schon in Bayreuth gefaßten Planes. Von Frankfurt nach Straßburg sind es etwa 30 Meilen, und der Rückweg wird von Straßburg aus nicht viel länger sein als von Frankfurt aus: es läßt sich also in aller Schnelle tun! —

Das Inkognito soll verschärft werden: Friedrich wird Comte Dufour, ein preußisch-französischer Edelmann, Prinz August Wilhelm ist Graf von Schaffgotsch, Algarotti ist Graf von Pfuhl. Wie Leopold, der junge Dessauer, und die anderen sich nannten oder ob die anderen überhaupt dabei waren und nicht vielmehr direkt nach Wesel geschickt wurden, was sehr viel wahrscheinlicher ist — das mag ungewiß bleiben. Von Frankfurt also, am Montagmorgen, dem 22. August 1740, nach meiner Rechnung, rollt die königliche Gesellschaft bei schlechtem Wetter dahin durch die altbekannte Gegend der Philippsburger Kampagne und der Linien von Ettlingen und Stollhofen. Es ist sicher, daß sie in Kehl am Dienstagabend waren, über die lange Rheinbrücke hinüberblickend, Straßburg und seine Türme nun in nächster Nähe sahen.

Dies sieht aus wie eine romantisch schöne Begebenheit in der Geschichte des jungen Königs — ist aber in Wirklichkeit keine, ist vielmehr recht unwesentlich für ihn wie für uns. Wenn er aber hört, daß wir darüber genaue Nachricht, ja, sogar zwei Berichte (einen von des Königs Hand) besitzen, dann wird der Leser vielleicht doch Lust verspüren, Näheres darüber zu erfahren. Dies eher törichte als weise Verlangen wollen wir lieber gleich befriedigen, und wir werden des Königs Erzählung vollständig wiedergeben, obschon sie ein klingelndes, dünnes, mageres Stück ist, teilweise in Reimen abgefaßt, „in der Manier von Bachaumont und La Chapelle", das ein paar Tage nachher in vollem Galopp niedergeschrieben und an Voltaire abgefertigt wurde. — „Sie", lieber Voltaire, „wünschen zu wissen, was ich seit meiner Abreise von Berlin getrieben habe; anbei finden Sie die Beschreibung davon", schreibt Friedrich[1]. Aus Voltaires und anderer Leute Papieren ist es stückweise endlich wieder aufgefischt und von siegreichen neueren Herausgebern zusammengeklebt worden. Hier ist es nun wieder vollständig. Die andere Erzählung, die bald nachher in den Zeitungen erschien, ist ebenfalls verbürgt — Faßmann, unser armer alter Freund, bestätigt sie, falls das nötig sein sollte. Sie ist glücklicherweise in Prosa geschrieben[2]. Durch Gegenüberstellung dieser beiden Stücke und voll-

[1] Oeuvres XXII. 25 (Wesel, 2. September 1740).

[2] Mitgeteilt in *Heldengeschichte* I. 420—423. — Vergl. auch Faßmanns *Merkwürdigster Regierungsantritt*; Preuß, *Thronbesteigung* S. 395—400 usw.

ständige treue Wiedergabe des von dem König geschriebenen ist es wohl möglich, dieses Straßburger Abenteuer hinlänglich aufzuhellen.

König Friedrich schreibt (aus Wesel, 2. September 1740), größtenteils in Knittelversen an Voltaire über seinen Ausflug nach Straßburg[1].

„Ich habe soeben eine mit seltsamen, mitunter angenehmen, mitunter das Gegenteil von angenehmen Abenteuern untermischte Reise zurückgelegt. Sie wissen, daß ich zunächst nach Bayreuth gereist war" — ‚nach Brüssel' schrieb der französische Herausgeber und verbreitet damit ägyptische Finsternis — „um eine Schwester zu besuchen, die ich liebe und schätze. Unterwegs zogen Algarotti und ich die Landkarte zu Rate, um den Rückweg über Wesel festzulegen. Man sprach zuerst von Frankfurt am Main, da aber der Umweg über Straßburg nicht groß zu sein schien, so wählten wir lieber diesen Weg. Man beschloß das Inkognito, bestimmte die Namen" (Graf Dufour und die übrigen) „und was wir als Reisezweck vorgeben sollten: kurz, es wurde alles, so gut es gehen wollte, aufs genaueste angeordnet und verabredet. Wir hofften" (von Bayreuth) „nach Straßburg in drei Tagen zu kommen.

Aber der Himmel, der alles lenkt,
Verfügte die Sache anders.
Mit abgemagerten Rennern
Aus Rosinantes echtem Stamme,
Mit Bauern als Postillions verkleidet,
Lümmeln von allergröbster Art,
Unsere Kutscher hundertmal fest im Kot,
Fuhren wir gravitätisch mit Muße dahin,
Stießen oft gegen Felsen.
Die Lüfte von rollendem Donner erschüttert,
Regengüsse, die Erd' überströmend,
Bedrohten die Menschen mit dem jüngsten Tag,
Und trotz unserer Ungeduld
Gingen vier gute Tage büßend
Verloren für immerdar auf dieser Rumpelfahrt.

Mais le ciel, qui de tout dispose,
Régla différemment la chose.
Avec de coursiers efflanqués,
En ligne droite issus de Rossinante
Et des paysans en postillons masqués,
Butors de race impertinente,
Notre carrosse en cent lieux accroché,
Nous allions gravement, d'une allure indolente,
Gravitant contre les rochers.
Les airs émus par le bruyant tonnerre,
Les torrents d'eau répandus sur la terre,
Du dernier jour menaçaient les humains;
Et malgré notre impatience,
Quatre bons jours en pénitence
Sont pour jamais perdus dans les charrains.

[1] Zum Teil unrichtig in Voltaire, Oeuvres (dem lästerlichen Stück, das jetzt Mémoires genannt ist, vormals Vie Privée du Roi de Prusse hieß), II. 24—26. Schließlich in Preuß, Oeuvres de Frédéric XIV. 156—161, das wirkliche und ganze Zeug — so wie der siegreiche Preuß und andere es aufgefischt haben.

Hätten sich alle unsere Fatalitäten auf Hemmnisse im Weiterkommen beschränkt, so hätte man sich noch in Geduld fassen können; aber nach scheußlichen Wegen trafen wir auf noch scheußlichere Unterkünfte.

> Denn habsüchtige Gastwirte,
> Als sie hungerbedrängt uns sahen:
> Auf mehr als frugale Weise
> In infernaler Baracke
> Gift uns reichend, raubten sie unsere Taler.
> Wie verschieden" (bezüglich Bewirtung)
> „Ist dies Jahrhundert von dem des Lukull!
>
> Car des hôtes intéressés,
> De la faim nous voyant pressés
> D'une façon plus que frugale,
> Dans une chaumière infernale
> En nous empoisonnant, nous volaient nos écus.
> O siècle différent des temps de Lucullus!

Entsetzliche Wege, schlechte Kost, schlechtes Getränk; und das war noch nicht alles: allerhand Unfälle begegneten uns. Sicherlich muß unser Aufzug ein gar seltsamer gewesen sein, denn in jedem Ort, durch den wir kamen, hielt man uns für etwas anderes.

> Die einen hielten uns für Könige,
> Andere für vornehme Spitzbuben,
> Andere wieder für gelehrte Leute.
> Mitunter drängte sich das Volk in Haufen,
> Gaffend in die Augen uns
> Wie neugierige, ungezogene Flegel.
> Unser lebhafter Italiener" (Algarotti) „fluchte;
> Ich selber faßte mich in Geduld;
> Der junge Graf" (mein munterer achtzehnjähriger Bruder)
> „war ausgelassen;
> Der große Graf" (Erbprinz von Dessau) „brummelte
> Und wünschte diese schöne französische Reise
> In seiner Seele allerchristlichst zum Teufel.
>
> Les uns nous prenaient pour des rois,
> D'autres pour des filous courtois,
> D'autres pour gens de connaissance;
> Parfois le peuple s'attroupait,
> Entre les yeux nous regardait
> En badauds curieux, remplis d'impertinence.
> Notre vif Italien jurait;
> Pour moi, je prenais patience;
> Le jeune Comte folâtrait,
> Le grand Comte se dandinait,
> Et ce beau voyage de France
> Dans le fond de son coeur chrétiennement damnait.

Nichtsdestoweniger gelangten wir langsam vorwärts; endlich kamen wir in jener Festung an, wo" (1734)

> „Wo die Besatzung, schlaffe Krieger,
> Sich so schmählich übergab
> Gleich nach dem ersten Knall
> Des Donners französischer Kanonen.

Où la garnison, troupe flasque,
Se rendit si piteusement
Après la première bourasque
Du canon français foudroyant.

Sie erkennen Kehl in dieser Schilderung. In dieser schönen Festung — wo, nebenbei gesagt, die Breschen noch unausgebessert daliegen" (da das Reich leider etwas sehr saumselig in solchen Dingen ist) — „frug der Posthalter, ein Mann von mehr Vorsicht als wir, ob wir auch Pässe hätten?

Nein, sagt' ich ihm, von Pässen
Waren wir niemals Liebhaber:
Starke, deucht mir, waren nötig,
Um einen ins Leben herüberzurufen
Aus König Plutos Schattenreich;
Aber aus dem Reich der Deutschen
In das galante und zynische Land
Eurer artigen Messieurs français —
Eine frische lustige Miene
Und ein rötlich Bacchusgesicht
Sind die lesbaren Pässe,
Die unser Trupp euch präsentiert.

Non, lui dis-je, des passe-ports
Nous n'eûmes jamais la folie.
Il en faudrait, je crois, de forts
Pour ressusciter à la vie
De chez Pluton le roi des morts;
Mais de l'empire germanique
Au séjour galant et cynique
Des Messieurs vos jolis Français,
Un air rebondissant et frais,
Une face rouge et bachique
Sont les passe-ports qu'en nos traits
Vous produit ici notre clique.

Nein, Messieurs, sagte der vorsichtige Posthalter, kein Heil ohne Pässe. Als wir uns nun so von der Not getrieben gezwungen sahen, entweder selber Pässe zu fabrizieren oder nicht in Straßburg einzukehren, da wählten wir das erstere. Und das preußische Wappen, das ich auf meinem Siegel hatte, kam uns dabei prächtig zustatten."

Das hat sich wirklich so ereignet, wie die alten Zeitungen und Faßmann umständlicher berichten. „Als der Wirt" (oder Posthalter) „in Kehl sie bedeutete, daß man ohne Paß nicht hinüberkäme", war Friedrich zuerst ein wenig verblüfft, dann fiel ihm ein Petschaft mit dem königlichen Wappen ein, das er an seiner Uhrkette trug, und bald war der nötige Paß angefertigt und in gehöriger Form gesiegelt. — Der Wirt jedoch, der dies sah, faßte einigen Verdacht bezüglich des Ranges seines Gastes. Hierauf, am Dienstagabend, dem 23. August, „fuhren sie sofort nach Straßburg hinüber", sagt Freund Zeitungskorrespondent, „und stiegen daselbst im Gasthaus zum Raben ab". Oder in Friedrichs rhythmischer Beschreibung:

„Wir kamen in Straßburg an, und der Zollkorsar mit seinen Visitatoren schien von unseren Zeugnissen befriedigt.

Diese Schurken späheten uns aus,
Mit einem Auge lasen sie den Paß,
Schielten nach dem Beutel mit dem andern.
Gold, die Aushilf aller Zeiten,
Das zum Genuß dem Zeus verhalf
Der Frau Danae, von ihm geherzt;
Gold, mit dem einst Cäsar beherrschte
Die glückliche Welt unter seinem Zepter;
Gold, ein stärkerer Gott als Mars und Amor,
Gold auch war es, das uns einließ
In Straßburgs Mauern jenen Abend [1].

Ces scélérats nous épiaient,
D'un œil le passe-port lisaient,
De l'autre lorgnaient notre bourse.
L'or, qui toujours fut de ressource,
Par lequel Jupin jouissait
De Danaé, quil caressait.
L'or, par qui César gouvernait
Le monde heureux sous son empire;
L'or, plus dieu que Mars et l'Amour,
Le même or sut nous introduire,
Le soir, dans les murs de Strasbourg."

Trauriges Gereimsel, das man zur Not als Probe Friedrichscher Fabrikation zulassen kann, aber sonst sicherlich nicht! Mehr als die Hälfte davon haben wir noch vor uns: die Leser sehen, was ihr törichtes Begehren ihnen beschert hat. Eine klare Geschichte von dem, was sich wirklich zutrug, läßt sich dem Reimbrief nicht entnehmen, obgleich höchstens Übertreibung und Verzerrung, aber nichts Erdichtetes darin ist. Wir nehmen unsere Zuflucht zu den Zeitungsnachrichten, die — glücklicherweise wenigstens in Prosa abgefaßt — an diesem Punkte anheben; den Reimbrief aber werden wir hinfort nur als Illustration benutzen, um gleichzeitig damit zu zeigen, wie sich jene Vorgänge in Friedrich widerspiegelten:

In Straßburg und dem Gasthaus zum Raben angelangt und nun endlich auf französischem oder wenigstens halbfranzösischem, halbdeutschem Boden, läßt es Friedrich sein erstes sein, die Gelegenheit möglichst auszubeuten. Sofort wird der Wirt mit einem von Friedrichs Bedienten nach den vornehmsten Kaffeehäusern abgeschickt, um Offiziere zum Abendessen einzuladen; Bonifaz fragt höflichst die vornehmsten Offiziere, die er trifft, ‚ob sie einem reisenden Kavalier nicht die Ehre geben wollten, mit ihm im Raben zu Abend zu speisen?' ‚Parbleu, nein!' antwortete die Mehrzahl, ‚wer ist der Herr, daß wir mit ihm speisen sollten?' Jedoch von dem Absonderlichen der Sache gereizt, willigen drei ein, und mit diesen muß man vorliebnehmen. Friedrich — oder nennen wir ihn Monsieur le Comte Dufour, zu dessen Begleitung die Herren Pfuhl, Schaffgotsch und vielleicht andere noch gehören — empfängt die Offiziere aufs allerartigste: ‚Verzeihung, meine Herren, und schönen Dank. Bin so ganz fremd hier; mache gern Bekanntschaft — und da Sie nun einmal so gefällig sind, schätze ich mich glücklich, mittels einer kleinen Formverletzung brave Offiziere, die ich vor allen anderen Leuten hoch schätze, zur Gesellschaft gewonnen zu haben!'

[1] So weit, mit verschiedenen geringen Irrtümern, mitgeteilt in Voltaire II. 24—26 — lange unbekannt, der Überrest mußte stückweise aufgefischt werden (Preuß, Oeuvres de Frédéric XIV. 159—161).

Die Offiziere fanden ihren Wirt sehr einnehmend. Seine Tafel war superb, Wein in Fülle, „und eine rosenfarbene Sorte war ihnen ganz neu und mundete ihnen sehr". Er schickte ihnen den Tag darauf einige Flaschen davon in ihr Quartier. Die Unterhaltung betraf militärische Dinge und wurde von manchen guten Einfällen belebt. Dieser fremde Graf spricht erstaunlich gut französisch, ein brillanter Herr, den die anderen fast zu fürchten scheinen. Vielleicht ist er mehr als ein Graf? Die Offiziere, die ungern aufbrachen, bedachten sich jedoch, daß ihre zwei Bataillons am Morgen auf Wache ziehen sollten und daß es Zeit sei, die Ruhe zu suchen. ‚Ich will zu Ihrer Parade kommen', sagte der fremde Graf. Die entzückten Offiziere versprachen, ihn abzuholen, und bestimmten hocherfreut das Wann und Wie!

Am folgenden Morgen holen sie ihn also ab, er sieht die Parade mit an. Danach baten sie ihn zum Abendessen: ‚Sehr gern!' antwortet er und „dann geht er mit ihnen auf den Paradeplatz, um die Wache aufziehen zu sehen". Ehe sie sich trennen, bittet er sich ihre Namen aus und notiert sie auf seine Schreibtafel, indem er lächelnd hinzufügte, ‚er sei ihnen zu sehr verbunden, als daß er sich ihrer nicht erinnern sollte'. Dies geschah am Mittwoch, dem 24. August 1740; Feldmarschall Broglio ist Kommandant in Straßburg, und diese verbindlichen Offiziere sind „vom Regiment Piemont" — ihre auf des Königs Schreibtafel verzeichneten Namen habe ich nie (oder nie, bis des Königs Knittelverse wieder aufgefischt wurden) nennen hören. Den Feldmarschall Broglio haben meine Leser flüchtig in weiter Ferne gesehen — „mit nur einem Stiefel galoppierend", einige sagen, „fast im Hemd", an der Furt der Secchia, in den italienischen Feldzügen vor fünf Jahren, als die Österreicher ihn überrascht hatten: er machte damals einen gewaltigen Ritt und mußte sich endlos darüber auslachen lassen; ist nun Kommandant hier, und wir werden die nächsten zwei Jahre noch viel mit ihm zu tun haben.

„Als ich" (der Einsender des Berichtes nämlich, wie es scheint, jemand von Stande, dessen Worte glaubwürdig klingen) „hierauf diesen Tag, den 24., bei dem Marschall von Broglio, allhiesigem Gouverneur, war, wurden ihm der Prinz von Preußen und der Italiener" (Algarotti) „als ‚zwei deutsche Kavaliers' präsentiert." „Der Marschall" — ein etwas hoffärtiger greiser Militär, nahe an den Siebzigern, von piemontesischer Physiognomie und Abstammung, der leicht außer Fassung geriet, aber voll Ehrgefühl war, „erwies sich sehr höflich gegen dieselben und behielt sie zur Tafel. Nach der Tafel wurde auch der Prinz von Anhalt als ein schlesischer Edelmann dem Marschalle präsentiert, wobei er so tat, als ob er die anderen nicht kenne."

Seiner Majestät Abendessen mit den Offizieren an jenem Mittwoch uns vorzustellen, auch, wie hoch es dabei herging, das bleibt unserer Einbildung überlassen: Seine Majestät, so hören wir ferner, ging denselben Abend „in die italienische Komödie, wo ihm ein kleines Mägdlein zwei Lotteriezettel, jeden von 30 Sous präsentierte, die er annahm und zerriß, dem Kinde aber dafür vier Dukaten schenkte". Der Ruf dieses fremden Grafen und seiner Gesellschaft im Raben verbreitete sich durch Straßburg, namentlich in militärischen Kreisen. Unser freiwilliger Zeitungskorrespondent fährt fort:

„Den Tag darauf", Donnerstag, 25. August, „da der Marschall mit mehr als zweihundert Offizieren auf der Terrasse spazierenging, kam ein Soldat vom luxemburgischen Regiment, der vor etlichen Monaten vom Regiment des Königs von Preußen, als er noch Prinz gewesen, desertiert, zum besagten Marschall und hinterbrachte: der im Raben logierende Fremde sei der König von Preußen, er kenne ihn sehr wohl, habe denselben mehr als tausendmal in Berlin und Potsdam gesehen und vielmals bei ihm auf der Wache gestanden." — Oho!

Alsbald begibt sich ein gewisser Oberst, Marquis de Loigle, auf eigenen oder Broglios Antrieb in den Raben, macht seine Aufwartung, was nicht schwer war, und wird zur Tafel gezogen, was auch nicht schwer zu bewerkstelligen war. Bei Tisch sprach der fremde Herr den Wunsch aus, die Festungswerke zu sehen. Oberst Loigle läßt es

dem Broglio melden, und Broglio schickt sogleich einen Offizier mit einem Staatswagen: ‚Will der fremde Herr mir die Ehre antun?‘ Der fremde Herr versucht noch immer sein Inkognito zu wahren und verbittet sich den Ehrensitz im Wagen; die begleitenden Offiziere aber bestehen auf dem Rücksitz. Mit dem Inkognito ist es leider so ziemlich aus. In einem Kaffeehaus oder dergleichen, wo man unterwegs einkehrte, nannte eine Frau von Fiennos den fremden Herrn ‚Sire‘ — davon ward er so betroffen, daß, obschon er den Titel durchaus ablehnte, die zwei Offiziere doch sehr wohl sahen, was es damit für eine Bewandtnis hatte.

„Nach Besichtigung der Festung begaben sich die begleitenden Offiziere wieder zum Marschall, wo um vier Uhr auch der hohe Gast sich einfand. Da aber die Sache schon kund war und der hohe Fremdling sich von allen anwesenden Offizieren umringt sah, zog er sich, ehe man es gewahr wurde, in das Kabinett des Herrn Marschalls zurück, mit dem er etwa eine Stunde ganz allein blieb“ (nicht sonderlich von der Unterhaltung des Marschalls eingenommen, wie wir sehen werden), „noch immer auf seinem Inkognito bestehend“ — aber Broglio, durch diese plötzliche Wendung außer Fassung gesetzt, zumal da er wohl überhaupt leicht verwirrt wurde, besaß nicht die Feinheit, darauf einzugehen. ‚Wie habe ich mich in diesem unerwarteten Falle zu benehmen?‘ denkt der arme Broglio bei sich: ‚Muß es wohl an den Hof berichten, vielleicht gar ihn aufzuhalten suchen —?‘ Friedrichs vornehmster Gedanke ist natürlich: Je eher man sich aus dem Staube macht, desto besser. ‚Wollen wir nicht in die Komödie gehen, Herr Marschall? Es ist Zeit!‘ — Der Zeitungskorrespondent fährt fort:

„Der Marschall aber ging sodann allein aus dem Gemach und fuhr nach der Komödie, wohin ihm seine sämtlichen Offiziere folgten. Als nun der König vernommen, daß es leer worden, bediente er sich der Gelegenheit, retirierte sich nach seinem Quartier, von wannen er mit seiner Gesellschaft so geschwind als ein Blitz von hier verschwand. Der Herr Algarotti, der indessen auch in die Komödie gekommen und mit dem Marschall in seiner Loge eine Viertelstunde heimlich gesprochen, machte sich auch bald aus dem Staube und folgte dem Könige mit der Post per Kurier nach“ — direkt nach Wesel; konnte aber den König (dessen Weg wohl geschäftehalber im Zickzack ging) nicht einholen und traf ihn erst in genannter Stadt wieder [1].

So lautet die prosaische Wahrheit von jenen fünfzig oder achtundvierzig Stunden in Straßburg, die damals so sagenhaft romantisch erschienen. Sollen wir nun die königlichen Knittelverse wieder zur Hand nehmen und die andere Seite des Bildes betrachten? Einmal eingekehrt im Raben, innerhalb der Mauern Straßburgs, fährt der Reimbrief fort:

„Sie können sich wohl denken, daß meine Neugierde nun erregt wurde, da ich ja das große Verlangen in mir trug, die französische Nation in Frankreich selber kennenzulernen.

Hier endlich erblickt’ ich jene Franzosen,
Deren Ruhm von Ihnen besungen;
Das Volk, das die Briten verachten,
Die ihr düstrer Verstand mit schwarzer Galle erfüllt;
Jene Franzosen, die von unsern Deutschen
Aller Vernunft bar gehalten werden;
Jene Franzosen, deren Geschichte Amor schreiben sollte,
Der flatterhafte nämlich, nicht Eros, der Beständige;
Das tolle, hastige, galante Volk,
Das so unerträglich singt;
Das übermütig im Glück, im Unglück kriechend;

[1] Nach Heldengeschichte (I. 420—424) usw.

Von unbarmherzig geschwätziger Suade,
Um zu hehlen des leeren Geistes Ignoranz.
Der Bagatelle eifriger Verehrer,
Für die allein nur Sinn es hat;
Leichtfertig, anmaßend, unbedacht,
Wie der Wetterhahn nach jedem Wind sich drehend.
Von den Zeiten der Cäsaren sind die der Ludwige nur Schatten;
Rom überragt Paris in allen Stücken und Sinn.
Nimmer gehören Sie zu diesen garstigen Franken —
Sie denken ja, und jene denken nicht.

Là je vis enfin ces Français,
Dont vous avez chanté la gloire;
Peuple méprisé des Anglais,
Que leur triste raison remplit de bile noire;
Ces Français, que nos Allemands
Pensent tous privés de bon sens;
Ces Français, dont l'amour pourrait dicter l'histoire,
Je dis l'amour volage, et non l'amour constant;
Ce peuple fou, brusque et galant,
Chansonnier insupportable,
Superbe en sa fortune, en son malheur rampant,
D'un bavardage impitoyable,
Pour cacher le creux d'un esprit ignorant.
Tendre amant de la bagatelle,
Elle entre seule en sa cervelle;
Léger, indiscret, imprudent,
Comme une girouette il revire à tout vent.
Des siècles des Césars ceux des Louis sont l'ombre;
Rome efface Paris en tout sens, en tout point.
Non, de vils Français vous n'êtes pas du nombre;
Vous pensez, ils ne pensent point.

Verzeihen Sie mir, lieber Voltaire, diese Charakterisierung der Franzosen; ich spreche am Ende ja doch nur von den straßburgischen. Um Bekanntschaften zu machen, ließ ich bei unserer Ankunft einige Offiziere einladen, die mir natürlich ganz fremd waren.

Da kamen alsbald dreie —
Lustiger, zufriedener als Könige,
Sangen sie mit heiserer Stimme
Ihre Liebesabenteuer in Versen
Zu einer Hopsermelodie.

Trois d'eux s'en vinrent à la fois,
Plus gais, plus contents que de rois,
Chantant d'une voix enrouée,
En vers, leurs amoureux exploits,
Ajustés sur une bourrée.

M. de la Crochardière und M. Malosa" (zwei Namen aus der Schreibtafel, der dritte fehlt) „waren eben von einem Diner gekommen, wo der Wein reichlich geflossen war.

Ihrer heißen Freundschaft Flamme sah ich wachsen,
Für enge Freunde hätte man uns halten müssen:
Aber mit dem Abschied war auch alles aus;
Es verschwand die Freundschaft, unbedauert,
Mit dem Spiel, dem Wein, der Tafel und den Speisen.

De leur chaude amitié je vis croître la flamme,
L'univers nous eût pris pour des amis parfaits;
Mais l'instant des adieux en détruisit la trame,
L'amitié disparut, sans causer de regrets,
Avec le jeu, le vin, et la table, et les mets.

Den Tag darauf wollte der Herr Gouverneur der Stadt und der Provinz, Marschall von Frankreich, Ritter der Orden des Königs usw. — kurz der Marschall Herzog von Broglio", der sich im jüngsten Krieg an der Secchia überraschen ließ —

„Dieser stets überraschte General,
Den mit Leidwesen der junge Louis (Ihr König)
In Italien hosenlos erblickte,
Fliehend, um sein Leben zu verbergen
Vor den Deutschen, den unart'gen Kriegern.

Ce général toujours surpris,
Qu'à regret le jeune Louis
Vit sans culotte, en Italie,
Courir pour dérober sa vie
Aux Germains, guerriers impolis.

Dieser General wollte Ihren Grafen Dufour gern ausforschen — den fremden Grafen, der, kaum angekommen, alsbald Leute, die ihm völlig unbekannt sind, sich zur Abendtafel laden läßt. Er hielt den Grafen für einen Schwindler und riet klüglich dem M. de la Crochardière, sich nicht foppen zu lassen. Unglücklicherweise ward der gute Marschall selbst gefoppt.

War er doch geboren, überrascht zu werden.
Sein weißes Haar, sein grauer Bart,
Gaben ihm ein ehrwürd'ges Ansehn.
Trügerisch ist oft das Äußere:
Wer nach dem Einband urteilt
Über ein Werk und dessen Verfasser,
Kann schon durch das Lesen einer Seite
Sich seines Irrtums überführen.

Il était né pour la surprise.
Ses cheveux blancs, sa barbe grise,
Formaient un sage extérieur.
Le dehors est souvent trompeur;
Qui juge par la reliure
D'un ouvrage et de son auteur
Dans une page de lecture
Peut reconnaître son erreur.

So erging es auch mir; denn von Weisheit konnte ich in ihm nichts wahrnehmen, es sei denn sein graues Haar und abgelebtes Aussehen. Gleich seine ersten Worte verrieten, wes Geistes Kind dieser Maréchal ist,

Er, von eigener Größe Dünkel berauscht,
Zählt seine Namen und Titel breit her
Und seine von nichts beschränkte Macht.
Alle Archive zählt er mir auf,
Wo sein Name einregistrieret,
Schwatzte von seiner unendlichen Macht,
Seiner Tapferkeit, seinen Talenten,
Und wie heilvoll für Frankreich sie seien; —
Das vergaß er, daß vor drei Jahren [1]
Man seine Vorsicht nicht gepriesen.

[1] Sechs genau bis auf wenige Wochen, „15. September 1734", wenn Eure Majestät exakt sein wollen.

Qui, de sa grandeur enivré,
Décline son nom et ses titres,
Et son pouvoir à rien borné.
Il me cita tous les registres
Où son nom est enregistré;
Bavard de son pouvoir immense,
De sa valeur, de ses talents
Si salutaires à la France:
Il oubliait, passé trois ans,
Qu'on ne louait pas sa prudence.

Noch nicht damit befriedigt, den Marschall gesehen zu haben, sah ich die Wache aufziehen

Von diesen ruhmbegierigen Franzosen,
Die den Tag vier Sous bekommen,
Königen und Helden Ruhm verschaffen:
Sklaven bekränzt von Viktorias Händen,
Unglückselige Herden, die der Hof geschickt
Mit dem bloßen Trommelschlage lockt.

A ces Français brûlants de gloire,
Dotés de quatre sous par jour,
Qui des rois, des héros font fleurir la mémoire,
Esclaves couronnés des mains de la victoire,
Troupeaux malheureux que la cour
Dirige au seul bruit du tambour.

Hier nahm mein Spiel ein Ende. Ein Ausreißer von unseren Truppen sah mich und gab mich an.

Dieser schlimme Galgenstrick muß mich sehen,
Das ist das Los der irdischen Dinge;
Und da er einmal mich erkannt,
Kam das Geheimnis an den Tag.

Ce malheureux pendard me vit,
C'est le sort de toutes les choses;
Ainsi de notre pot aux roses
Tout le secret se découvrit."

Nun denn, wir müssen diesen Einblick in das Innere des jungen Mannes hinnehmen, wie wir ihn eben haben, in das frische rüstige, stachelige deutsche Gemüt; er wandert dahin auf unwegsamen Straßen und bei strömendem Regen, in den aber zuweilen Blitze aus höheren Regionen hineinleuchten. Man kann nötigenfalls die „Literatur" dieser jungen Majestät vergessen, wie man ein Stakkato auf der Flöte von ihm vergessen würde! In späteren Monaten, bei neuer Veranlassung, „witzelte er immer wieder in bitteren Späßen über den lächerlichen Empfang, den Broglio ihm in Straßburg bereitet hatte", sagt Valory[1] — das Knittelgedicht bietet bereits Beispiele davon.

„Wohl das schwächste Stück, das ich je übersetzt habe!" ruft einer aus, der dergleichen mehr übersetzt hat. Nichtsdestoweniger flackert ein beißender Sinn darin herum — wie das ferne Blitzen in jenem jämmerlich nassen Wetter, das die königliche Reisegesellschaft hatte. Witz ist in Fülle da,

[1] Mémoires I. 88.

aber er ist lärmend, persiflierend und wirkt hauptsächlich durch Übertreibungen und Verdrehungen, eine ziemlich dürre Sorte Witz. Von Humor im feineren poetischen Sinne ist keine Spur da; wohl aber überraschende Wahrhaftigkeit — sachgetreue Wahrheit; man muß nur richtig zu lesen wissen. Dabei welche Schnellfertigkeit — welch ein Fonds von Unterhaltungsstoff nötigenfalls! Dies dürre Stück, das doch besser ist als das Zeug, was die Leute oft miteinander reden, ward augenscheinlich sehr schnell hingeschrieben. — „Es nähert sich der Manier von Bachaumont und La Chapelle, d. h. soweit ein König von Preußen sich derselben nähern kann", sagt Voltaire höhnisch in jener lästerlichen Vie Privée — wozu folgendes als Kommentar dienen möge:

„Etwa siebzig oder achtzig Jahre vor diesem publizierten ein M. Bachaumont und ein M. La Chapelle, sein Freund, in Prosa, die hin und wieder in tanzende Verse überhüpfte, ‚eine charmante Beschreibung einer Reise oder inländischen Tour', die sie zusammen gemacht hatten. Die ‚Beschreibung' ließe sich noch lesen, hätte man nichts Besseres zu tun. — Zu ihrer Zeit wurde sie von aller Welt charmant gefunden, ja, sie brachte eine neue Schreibart in die Mode, deren sich Voltaire oft und mit großem Geschicke bedient, mit der aber Friedrich, der sie auch gern gebraucht, keineswegs so gut zurechtkommt."

Genug, Friedrich gelangte nach ein paar Tagen nach Wesel, zurück zu seinen Geschäften. Für ihn — und auf immer auch für uns — ist der Straßburger Streich mit seinen Knittelversen nun abgetan.

## Friedrich trifft Monsieur de Maupertuis, aber noch nicht Monsieur de Voltaire.

Friedrich gelangte am 29. nach Wesel — wo ihn, wie verabredet, Maupertuis erwartete, ein umständlich höflicher, etwas hochtrabender wissenschaftlicher Herr, der bereit ist, „den Berliner Holzapfelbaum zu pfropfen" und echte akademische Früchte dort zu erzeugen, sobald der König, der Eigentümer, Muße dazu hat. Algarotti besitzt bereits die Ehre einiger Bekanntschaft mit Maupertuis. Maupertuis war auf dem Herwege in Brüssel, sah Voltaire und sogar Madame. Dies letztere war wegen vergangener Mißhelligkeiten und gegenwärtigen Grolls eine etwas heikle Operation, die aber unter der feinen Leitung Voltaires gut gelang. Voltaire versteht es, die Räder zu ölen: „Da sind Sie, Monsieur! — drei Könige laufen Ihnen nach!" Frankreich gibt Ihnen ein neues Jahresgehalt, Rußland überbietet Frankreich, um Sie zu gewinnen, und dazu kommt noch der Berufungsbrief von Friedrich, der in allen Zeitungen steht: „Drei Könige" — Sie anerkannt großer Mann, Trismegistus der sogenannten reinen Wissenschaften! Madame verehrt Sie, hat Sie allezeit verehrt: ein versöhnliches Wort dem erhabenen weiblichen Gemüt wird Wunder wirken — sprechen Sie es aus[1]! —

[1] Voltaire, Oeuvres LXXII. 217, 216, 230 (Haag, 21. Juli 1740, und Brüssel, 9. August usw.).

Kein Leser kann sich heutigestags einen Begriff davon machen, welch ein leuchtender Himmelskörper der jetzt wieder so verdunkelte Maupertuis damals der Menschheit war. Da ist in der gebildeten französischen Gesellschaft kein so gefeierter Löwe wie Monsieur de Maupertuis, seitdem er vom Plattdrücken der Erde in der Polargegend heimgekehrt. „Die exakten Wissenschaften: was gibt es außerdem Zuverlässiges?" denkt die französische gebildete Gesellschaft: „und hat nicht Monsieur in diesem Fache etwas geleistet?" Monsieur, von vornehmer exsoldatischer Haltung, besitzt eine gewisse strenge Gravität, zurückhaltendes Selbstgefühl und einen höflichen Dogmatismus, der jene Meinung für ganz richtig hält. Ein dem Studium sich widmender Exmilitär — war einmal Dragonerrittmeister, hatte aber die Wissenschaften zu lieb — und ist sich bewußt oder möchte es sein, daß in allen Stücken, mathematischen, sittlichen und sonstigen, er der rechte Mann sei. Ein Mensch, mit dem schwer umzugehen ist. Er kommt wirklich der Grenze von dem, was wir Genie nennen, der Ursprünglichkeit und poetischen Größe im Denken, nahe — kann aber besagte Grenze nie so recht überschreiten, obgleich er sich immer gewaltig anstrengt. Man bedenke es! Eine fatale Art Mensch, namentlich wenn er einmal als Löwe gefeiert worden ist. Wie Neid, verborgener galliger Ärger und stille Wut in ihm brannte und wie Voltaire darauf antwortete, davon wird später noch genug zu erzählen sein. Er trägt — wenigstens zehn Jahre nachher, obgleich ich hoffen will, daß sie zur Zeit noch nicht ganz so schreiend ist — „eine rote Perücke mit gelben Locken (crinière jaune)" und ist als Plattdrücker der Erde mit seinem eigenen etwas platten, roten Gesicht und seinen unüberwindlichen steinernen Augen ein Mann, gefährlich anzuschauen, wennschon beflissen, sich liebenswürdig zu zeigen, wenn man ihm gehörig huldigt. Über den Streit mit Madame wollen wir folgende Notiz bringen, die auch auf spätere Ereignisse etwas Licht werfen dürfte:

Maupertuis ist in Cirey wohlbekannt; ein solcher Löwe konnte dort natürlich nicht fremd sein. Allerlei Bernouillis, Clairauts, hohe Mathematiker, sind häufige Gäste in Cirey, verehrt von Madame — die sogar ihren eigenen Privatprofessor der Mathematik gehabt hat: ein gewisser König, ein Schweizer (von jenen Bernouillis empfohlen), gab ihr bereits seit geraumer Zeit, nicht ohne Erfolg, fleißigen Unterricht in den reinen Wissenschaften, und sie hat sich soeben erst beim Antritt dieser Reise nach Brüssel von ihm getrennt. Ein bon garçon, sagt Voltaire, er scheint aber im übrigen mitunter ein wenig laut gewesen zu sein. Madame war überaus gütig gegen seinen Bruder und ihn — Söhne eines theologischen syrisch-hebräischen Professors in Bern, der zu viele Söhne hat. Es schmerzt mich, melden zu müssen, daß dieser unbesonnene König einen Ausbruch in Madames Gefühlen veranlaßte, wie er sich wenig für ihn schickte. Auf dem Weg nach Paris nämlich, als wir zu dem Honsbruckschen Prozeß fuhren, hatte sich irgendein Streit über die Monaden, die vis viva, das Unendlichkleine, zwischen Madame und König erhoben; der Streit stieg crescendo in disharmonischem Duett und endete, bezeugt Voltaire, „in einer scène très désagréable". Madame vergab nur schwer dem unbesonnenen Menschen, der noch ziemlich jung und eigentlich ohne böse Absicht war. Aber der unbesonnene König, fest in seiner Ansicht von dem

Unendlichkleinen, berief sich auf Maupertuis: „Habe ich nicht recht, Monsieur?' 'Er hat recht, ganz ohne Frage!' schrieb Maupertuis an Madame, „etwas allzu trocken", meint Voltaire. Die Folge davon ist, daß von der Stunde an ein himmlischer Geist gegen einen anderen in roter Perücke mit gelben Locken eine beträchtliche Wut hegt. Voltaire tut das Herz darüber wehe („j'en ai le cœur percé"), er muß sein Flattieren gegen Maupertuis verdoppeln und ist in der Tat äußerst diplomatisch zu Werke gegangen, um einen Anschein von Aussöhnung bei dieser Gelegenheit von Maupertuis' Durchreise zu vermitteln. Was König betrifft — der auf einer holländischen Universität studiert hatte — so ward er später Bibliothekar bei dem Prinzen von Oranien, und wir werden ganz gewiß wieder von ihm hören — abermals mit Bezug auf das Unendlichkleine [1].

Auch Voltaire hat diese mathematischen Leute auf seine Weise gern. Begierig wie er ist, hier, wie in jedem Element, nach Kenntnissen zu fischen, wenn die Gelegenheit sich bietet, gibt er sich eben jetzt viel mit diesem Studium ab. Und er erlangt wirklich gesunde Ideen oder wenigstens Umrisse von Ideen auf diesem Gebiet — obschon er ihm innerlich nicht die rechte überschwengliche Bewunderung zollt. Mit König pflegte er munter über vis viva, Monaden, Gravitation und das Unendlichkleine zu diskutieren; ganz besonders aber bückt er sich bis auf die Erde vor dem rotperückigen Bassa, dem Plattdrücker der Erde, mit dem er um Madames und seiner selbst willen gut zu stehen wünscht. 'Fallt neunmal auf Euer Antlitz, ihr Eingeweihten der bloß nichtreinen Wissenschaft!' — gibt Maupertuis der Menschheit zu verstehen. 'Ja, versteht sich!' antwortet M. de Voltaire, indem er es lebhaft tut, mit einer Art von Loyalität, wie man wohl bemerken kann, und auch mit einiger Heuchelei um des lieben Friedens willen. Wenn dies nun einmal die Natur des Bassa und die einzige Weise ist, Kenntnisse aus ihm herauszufischen, warum denn nicht? denkt M. de Voltaire. Seine Geduld dem M. de Maupertuis gegenüber war lange Zeit sehr groß. Aber wir werden sie einmal, in zwölf Jahren, auf auffallende Weise reißen sehen! —

„Maupertuis war mit Jean Bernouilli zu uns nach Cirey gekommen", sagt Voltaire; „und von der Zeit an nahm er, der von Natur der eifersüchtigste Mensch ist, mich zum Gegenstand dieser Leidenschaft, die ihm allezeit sehr teuer war [2]." Hier möge ein armer rheumatischer Brief folgen, der den Zustand nach jener scheinbaren Versöhnung in Brüssel beleuchtet:

Voltaire an M. de Maupertuis (in Wesel den König erwartend oder schon mit ihm dort weilend).

„Brüssel, 29. August (1740), drittes Jahr, seitdem die Welt abflachte.

Wie zum Teufel, mein großer Philosoph, sollte ich Ihnen nach Wesel schreiben? Ich glaubte Sie von dort abgereist, um den König der Weisen irgendwo auf seinem Wege zu treffen. Ich hatte auch gehört, daß man in jenem festen Nest (bouge fortifié) so entzückt darüber war, Sie zu besitzen, daß es Ihnen da gefallen mußte, denn wer Vergnügen gewährt, empfindet Vergnügen."

„Sie haben wohl bereits den dicken Gesandten des liebenswürdigsten Monarchen der Welt gesehn" — den auf der Reise nach Versailles begriffenen wohlbeleibten Camas (der hier in Brüssel vorsprach mit schönen Grüßen und einem Fäßchen Ungarwein, was vielleicht Ihnen zu Ohren gekommen ist). „Herr von Camas ist ohne Zweifel bei Ihnen. Ich glaube nämlich, daß Sie es sind, dem er nachläuft. Aber sicherlich sind Sie zur Stunde, da ich dies schreibe, bei dem König" — glücklich geraten, denn der König kam tatsächlich am selben Tag nach Wesel zurück. „Schon

[1] Vergl. Oeuvres de Voltaire II. 126, LXXII. (20, 216, 230), LXIII. (229 bis 239) usw.
[2] Vie Privée.

erkennen der Philosoph und der Fürst, daß sie füreinander geschaffen sind. Sie und Algarotti werden sagen, Faciamus hic tria tabernacula: was mich anlangt, so kann ich nur duo tabernacula machen" — oh, du profaner Voltaire.

„Wohl wäre ich gern bei Ihnen, wenn ich nicht in Brüssel wäre; aber mein Herz ist nichtsdestoweniger bei Ihnen, wie es nichtsdestoweniger der Vasall dieses Königs ist, der dazu geschaffen wurde, über alle denkenden und fühlenden Wesen zu herrschen. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß Madame du Châtelet irgendwo unterwegs mit Ihnen zusammentreffen werde. Es würde das einen Auftritt wie in einem Feenmärchen abgeben; sie wird ankommen mit zureichendem Grund" (wie Ihr Leibniz sagt) „und umgeben von Monaden. Sie liebt Sie nicht weniger, obgleich sie gegenwärtig an ein Plenum der Welt glaubt und sich von der Idee der absoluten Leere losgesagt hat. Sie besitzen einen Einfluß auf sie, den Sie niemals verlieren werden. In Summa, mein lieber Monsieur, wir beide wünschen lebhaft, Sie baldigst umarmen zu können. Bitte erhalten Sie mir Ihre Freundschaft auch an dem Ihrer so würdigen Hofe, wo Sie sich nun befinden." Tout à vous, ein wenig rheumatisch [1].

Der Marquis de Voltaire ist immer eifrig, fast bebend bemüht, den gewaltigen geometrischen Bramarbas mit roter Perücke in günstiger Laune zu erhalten. Durch sein sensitives, durchsichtiges Wesen hindurch kann man dies Gefühl fast peinlich tätig in jedem Briefe wahrnehmen, den er an den Abflacher der Erde schreibt.

[1] Voltaire LXXII. S. 243.

# Viertes Kapitel / Voltaires erste Zusammenkunft mit Friedrich

In Wesel wird Friedrich nach all diesem Reisen und dieser Unruhe unwohl, erkrankt an einem Fieber, das mehrere Monate lang seine Bewegungen gehemmt hätte, wenn er ihm gewichen wäre. Er hat viel zu tun — darunter gerade einiges von etwas heikler Art — hat aber eifrig seinen Sinn darauf gestellt, vor allem Voltaire zu sehen. Bei fleißigem Lesen in dem Voltaire-Friedrichschen Briefwechsel (einem argen Durcheinander von unrichtigen Daten und dunklen Stellen in den gewöhnlichen Editionen) begegnet einem häufig die Erwähnung dieses Fieberzustandes; es ist ein mitunter sehr heftiges „viertägiges Fieber", aber Friedrich kämpft dagegen an und will sich dadurch in keinem seiner Pläne stören lassen.

Er hatte zwei arbeitsreiche Wochen hier und ist mehr beschäftigt, als wir es uns zunächst vorstellen. Viel Arbeit gibt natürlich das gewöhnliche Inspizieren, woran es ihm nirgends mangelt; hier in den strittigen berg-jülichschen Landen ist es besonders wichtig. Wie er seine Inspektionen durchführt, wissen wir — und da sind in der Stille noch gewichtigere Dinge im Gange, von denen wir bald zu reden bekommen werden und von denen die ganze Welt reden wird. Geschäfte genug sind im Gange, zum Teil ernste und heimliche — und auch die vielen kleinen, die offen zutage liegen, werden alle auf eine rasche, pünktliche, präzise Weise erledigt. Immer folgt auf den überhäuften Tag anregende Abendunterhaltung mit den Weisen, um das Tagewerk melodisch abzuschließen. Trotz des Fiebers ist er ein behender und in mannigfaltiger Weise geschäftiger junger König.

Er war in den klevischen Landen, wo sich entweder jetzt oder später jene leichtfertige Szene zugetragen hat, die in Laveaux' dürftiger Geschichte und in allen Anekdotenbüchern erzählt wird. Der Kern der Sache ist wahr, wennschon die Einzelheiten sämtlich etwas verschoben sind:

„Beim Inspizieren von Finanzrechnungen bemerkt Friedrich ein gewisses Kloster in Kleve, das bedeutende Einkünfte aus der Forstkasse bezieht, die ihm von den alten Herzögen, ‚um Seelenmessen für sie zu lesen', vermacht worden sind. Er sieht sich das Kloster an und befragt die Mönche, die, in zwei Reihen aufgestellt, bei seinem Anblick

den Ambrosianischen Lobgesang anstimmten: ‚Ihr lest also noch immerfort diese Seelenmessen?‘ ‚Allerdings, Ew. Majestät!‘ — ‚Und wem kommen sie zustatten?‘ ‚Ew. Majestät, jene alten Fürsten sollen die himmlische Gnade dadurch erlangen, sollen dadurch aus dem Fegefeuer erlöst werden.‘ — ‚Fegefeuer? Aber es lastet unterdessen schwer auf der Forstkasse! Und sie sind noch immer nicht daraus erlöst, jene armen Seelen, nach so vielhundertjährigem Gebet?‘ Die Mönche befürchten, sie seien noch nicht erlöst. ‚Wann werden sie endlich erlöst und die Sache erledigt sein?‘ Die Mönche wissen es nicht. ‚Schickt mir einen Kurier, wenn es soweit ist!‘ sagt der König spöttisch und überläßt sie ihrem Lobgesang [1].“

Trauriger Zustand der sogenannten katholischen Religion! Wie lange müssen diese unglückseligen Mönche noch ihre trägen dreimalverderblichen starren Blasphemien so weitertreiben? Und wie lange muß sich denn ein wirklicher König noch damit begnügen, sie und ihr Treiben auszulachen? Mich dünkt, hier dürfte wohl eine härtere Geißel als die satirische am Platze sein. Die leichtere Geißel ist auch leichter zu schwingen — o ja, gewiß! rufen viele. Geduld, die härtere Geißel wird bestimmt kommen — es sei denn allgemeiner Tod komme. König Friedrich ist nicht der Mann dazu, eine solche Geißel zu schwingen. Arbeit von ganz anderer Art ist König Friedrich beschieden; und die Natur will ihn nicht durch Ahnungen von jener fürchterlichen Aufgabe in der ihm auferlegten Arbeit stören. Er hat nichts von einem Luther oder Cromwell an sich; er kann Fakire, die ihre kreiselnden Gebetfässer anbeten, als eine lächerliche Plattheit mit ansehen und unter dem Beifall seiner klügeren Zeitgenossen fein dazu lächeln wie jetzt eben. Wünschen wir ihm guten Fortgang auf seiner eigenen Bahn!

Welche Antwort Friedrich auf seine englischen Anträge vorfand — die Antwort von Dickens sollte am 24. hier eintreffen — erfahre ich nicht ausdrücklich, kann sie aber aus Harringtons Antwort auf jenen Bericht von Dickens entnehmen, worin dieser Geradheit und offenes Benehmen Seiner preußischen Majestät gegenüber anriet. Harrington ist in Herrenhausen, befindet sich da noch immer mit der britannischen Majestät — beide in ziemlicher Verlegenheit wegen ihres spanischen Krieges und der französischen und sonstigen Aussichten, die damit zusammenhängen. „Gesetzt, Seine preußische Majestät verbindet sich mit Frankreich gegen uns!“ Wir wollen es nicht hoffen. Harringtons Antwort ist etwa folgenden Inhalts: „Hm, ach! — Berg und Jülich, sagen Sie? Kann unmöglich Bescheid darauf geben; noch kein Entschluß deshalb gefaßt. — Was will Seine preußische Majestät für u n s tun?“ Nicht viel, möcht’ ich vermuten,

[1] C. Hildebrandts neuere Auflage der (meistens zweifelhaften) A n e k d o t e n u n d C h a r a k t e r z ü g e a u s d e m L e b e n F r i e d r i c h s d e s G r o ß e n (eine sehr ignorante und nachlässige Edition, 5 Bde. 12, Halberstadt 1829) II. 160. Laveaux (bereits angeführt), Vie de Frédéric usw. Nur Nicolais A n e k d o t e n, die nicht in dieser Hildebrandtschen Sammlung mit inbegriffen sind, können als unbedingt echt angesehen werden. Die übrigen, mitunter wahr und oft eine beachtenswerte Art m y t h i s c h e r Wahrheit enthaltend, bewegen sich in allen Abstufungen von der Ungewißheit bis herab zum handgreiflich Falschen und Albernen.

bis etwas Kategorischeres von euch kommt! Seine preußische Majestät ist behutsam, will nichts durch Übereilung verderben; will lieber warten und bis aufs äußerste versuchen, wer von beiden, England oder Frankreich, ihm mehr Vorteil bringe.

Was noch mehr ist, die preußische Majestät beabsichtigt in der jülich-bergischen Angelegenheit selber etwas für sich zu tun. Denn wir finden den König, wie er in aller Stille die Umgegend von Wesel in bezug auf ihre Eignung für die Anlegung eines „verschanzten Lagers" besichtigt, eines Lagers von etwa 40 000 Mann als Vorbereitung für einen gewissen Fall, der zu erwarten steht. Ein Lager, das die Zeitungsschreiber viel beschäftigen wird, wenn sie es erst zu Gesicht bekommen werden. Dies ist eins von den Geschäften, die er in der Stille bei Gelegenheit betreibt, während er im klevischen Lande umherreitet. Da ist sodann ein anderes kleines Geschäft, von dessen richtiger Behandlung viel abhängt und das nun in Wesel wieder in aller Stille emsig eingeleitet wird. Auch dieses ist von auffallender Art und wird die journalistischen und diplomatischen Kreise staunen lassen. Es ist die Affäre mit dem Bischof von Lüttich, auch die Herstaler Affäre genannt, deren gelegentliche Erledigung auf dieser Reise sich Seine Majestät vorgenommen hatte. Der Leser wird sogleich ausführlich darüber hören — zuvor müssen wir aber ein geringfügiges Vorereignis erwähnen: Voltaires Ankunft hierzulande.

Friedrichs erste Zusammenkunft mit Voltaire! Jene anderen hohen Dinge waren einst laut in Zeitungen und diplomatischen Kreisen und meinten nicht anders, als daß *sie* die Weltgeschichte ausmachten — und nun sind sie völlig dem Reich der Nacht anheimgefallen, und alle Sterblichen haben sie vergessen. Es hält sogar schwer, einem Friedrich zuliebe oder aus sonst einem triftigen Grunde in den Menschen eine vage Erinnerung daran zu erwecken, so zuwider ist ihnen das Verweste und Verschollene. Ein damals völlig unbeachtet Ding aber, die erste Zusammenkunft mit Voltaire, auf das sind alle Leser gespannt — ja, sie sind imstande, Unmögliches darüber von mir zu verlangen! Geduld, Leser. Du sollst es von außen und von innen in all dem Lichte sehen, das eben da war, und du sollst eine Vorstellung davon erhalten, wenn du mithelfen willst. Aus der Schalheit alter Zeitungen, aus historischem Schutt und unverständlichen Korrespondenzen sichten wir die folgenden Umstände dieser ersten Zusammenkunft oder wirklichen Begegnung der zwei Gestirne heraus.

Die Zeitungen sind, wennschon ihre Augen noch nicht die uns heutzutage bekannte argusgleiche Schärfe hatten, während dieser bayreuth-klevischen Reise wachsam auf Friedrich gerichtet, namentlich seit seiner neulichen plötzlichen Verfinsterung in Straßburg. Sie entwerfen bald diesen, bald jenen Reiseplan für ihn, denn die Zeitungen und sogar manche Freunde tasten ziemlich im Dunkeln über seine wirklichen Absichten. Seit seinem Wieder-

erscheinen in den klevischen Landen taucht ein Gerücht auf, Friedrich wolle, ehe er heimkehre, sich ein wenig in Holland umsehen. Und daran hatte Friedrich auch wirklich gedacht. „Holland? Man könnte über Brüssel reisen und Voltaire besuchen!" meinte er.

In Brüssel schenkte man natürlich diesem Gerücht viel Aufmerksamkeit. Davon geben Voltaires Briefe, voll sichtbarer Aufregung, noch immer Zeugnis. Der König von Preußen kommt! Madame Du Châtelet, die „Prinzessin Tour" (Thurn und Taxis nämlich), allerlei hohe Damen sind in gespannter Erwartung. Die Prinzessin Tour hofft, sie werde diesen unvergleichlichen Fürsten in ihrem Palast beherbergen: „Sie, Madame?" antwortet die Du Châtelet innerlich, den Kopf in die Höhe werfend: „Seine Majestät gehört hoffentlich mehr M. de Voltaire und mir an: er soll mit des Himmels Hilfe bei uns wohnen!" Voltaire trägt sich mit großartigen Anordnungen, wie der König zu beherbergen sei, falls er nach Paris geht — was er, wie wir wissen, nicht tut. Voltaire ist voll reger Erwartung gespannt auf die Wendungen der Begebenheiten. Man stelle sich die Châtelet-Voltairesche Frühstückstafel in jenen interessanten Tagen vor, während der Briefträger erwartet wird[1]!

Ach, in den ersten Tagen des September — Friedrichs Brief ist datiert „Wesel, den 2." (und enthält die Straßburger Knittelverse) — bringt der Brüsseler Briefträger ganz andere Nachricht, sehr zu Madames Verdruß: „Seine Majestät sei in Wesel unpaß geworden; sei mit dem Fieber behaftet und habe zwar Hoffnung, aber keine sichere Aussicht, zu kommen: Voilà, Madame! — Der nächste Brief, Wesel, Montag, 5. Sept., ist gleichen Inhalts: „Hoffe noch immer stark, zu kommen; morgen ist mein Fiebertag; wenn nur der Anfall ausbleibt!" O weh, der bleibt nicht aus, der stellt sich ein: das nächste Schreiben, Dienstag, 6. Sept., das durch Stafette gebracht wird (Kurier kommt, wohl am folgenden Donnerstag, damit herangesprengt) — ach, Madame! Hier ist es:

König Friedrich an M. de Voltaire in Brüssel.

„Wesel, 6. September 1740.

Mein lieber Voltaire. — Ich muß trotz allem Sträuben dem Fieber nachgeben, das halsstarriger als ein Jansenist ist, und ich befinde mich, wie groß auch mein Verlangen war, nach Antwerpen und Brüssel zu gehen, außerstande, eine solche Reise ohne Gefahr zu unternehmen. Ich wollte Sie daher fragen, ob der Weg von Brüssel nach Kleve Ihnen nicht zu lang scheinen sollte, um zu mir zu kommen. Es ist das einzige Mittel, das mir übrigbleibt, Sie zu sehen. Gestehen Sie, daß ich kein Glück habe. Denn nun, da ich über meine Person verfügen könnte und nichts mich hindert, Sie zu sehen, kommt das Fieber dazwischen und scheint die Absicht zu haben, mir diese Genugtuung streitig zu machen."

„Betrügen wir das Fieber, mein lieber Voltaire, und lassen Sie mich wenigstens das Vergnügen genießen, Sie zu umarmen. Entschuldigen Sie mich auf das schönste" (artiger als aufrichtig) „bei der Frau Marquise, daß ich nicht die Freude haben kann, sie in Brüssel zu sehen. Alle meine Leute wissen, daß ich die feste Absicht hatte,

[1] Voltaire. LXXII. 238—256 (Briefe 22. August—22. September 1740).

und daß sicherlich nur das Fieber sie zu ändern vermochte."

„Sonntag werde ich an einem kleinen Ort" — Schloß Moyland, über das der Überbringer ebenso Aufschluß geben kann wie über den Weg dahin — „nahe bei Kleve sein, wo Sie ganz mir angehören würden. Wenn Ihr Anblick mich nicht genesen macht, werde ich sofort nach einem Beichtvater senden. Adieu; Sie kennen meine Gesinnung und mein Herz [1]." —

Fédéric.

Hierauf erlischt der Briefwechsel plötzlich, hört vierzehn Tage lang ganz auf — in den schlechten falsch datierten Ausgaben begegnet einem sogar noch Schlimmeres. Wir bleiben in dichter Finsternis uns selbst überlassen, da Dryasdust über diesen kleinen und interessierenden Gegenstand vornehm schweigt. Was ist da zu tun?

## Umstände der ersten Zusammenkunft, nach strengem Forschen.

Hier sind von einem mühseligen Vorgänger, dessen Papiere ich erbe, einige alte Nachrichten und Studien über den Gegenstand am Platze — allerdings nur eine klägliche Sammlung der kümmerlichen Funken, die in dem finsteren Element schwebend vorgefunden wurden. — Wir numerieren die einzelnen kümmerlichen Beweisstücke — fast entsteht ein schwaches Zwielicht — und übergeben sie der Neugier des Lesers:

Nr. 1. Datum der ersten Zusammenkunft. Es ist gewiß, daß Voltaire in dem kleinen Schloß Moyland am 11. Sept., Sonntag nacht — welches der in Friedrichs Brief soeben angegebene „Sonntag" ist — wirklich ankam. Voltaire hatte sich auf der Stelle entschlossen, zu reisen — wie konnte er auch anders? Er war sehr schnell reisefertig: die königliche Stafette kam spät am Donnerstag an, Voltaire war Samstag früh oder die Nacht vorher auf dem Wege. Mit Madames schrillem Reisesegen (nicht dem allermelodischsten jedenfalls) und mit Aufhebens genug. „Er pflegte immer sehr vornehm zu reisen", hab' ich gehört, „und die Wirte nannten ihn ‚Herr Graf'." Kommt Sonntag nacht im alten Schloß Moyland an, zwei Stunden von Kleve; es war Mondschein. — Der Besuch dauerte drei Tage [2].

Nr. 2. Voltaires Hinreise. Schloß Moyland: Wie weit von Brüssel und auf welchem Weg zu erreichen? Über Löwen, Tirlemont, Tongres nach Maastricht; dann von Maastricht die Maas (linkes Ufer) hinauf nach Venlo, wo man sie überschreitet; durch Geldern und Goch nach Kleve: zwischen der Maas und dem Rhein verläuft dieser letzte Teil der Reise. Plattes feuchtes Land, ziemlich reich bebaut; seine ursprünglichen Bestandteile sind Moor und Sand. Die Entfernungen betragen nach meiner Rechnung: nach Tongres 12 Meilen, nach Maastricht 2½ oder 3 Meilen, von Maastricht 15 Meilen, im ganzen 30 Meilen. Zwei Tagereisen? Ein Äquinoktialmond und noch über zwölf Stunden Tageslicht für „M. le Comte".

Nr. 3. Von dem Orte der Zusammenkunft. Voltaire, der es hätte wissen sollen, nennt ihn ‚petit Château de Meuse', ein Schloß, das, außer etwa in Träumen, nirgendswo existiert. Andere französische Biographen sind noch fabelhafter. Das kleine Schloß Moyland — ganz und gar nicht „Meuse" und auch nicht Mörs, das Voltaire vermutlich meint, wenn er Château de Meuse sagt — war, wie die geringste Untersuchung außer Frage stellt, der Ort, wo Voltaire und Friedrich

[1] Preuß, Oeuvres de Frédéric XXII. 27.

[2] Rödenbeck S. 21; Preuß usw.

sich zum erstenmal trafen. Friedrich Wilhelm pflegte bei seinen klevischen Reisen oft da zu wohnen: hier fand er ein Obdach in jener Krankheit, die ihn auf seiner Heimreise von der rheinischen Kampagne, 1734, in Freund Ginkels Hause überfiel; er lag da mehrere Wochen. Jedes andere Licht, das ich mir darüber noch verschaffen könnte, ist sichtbare Finsternis. Büsching unterrichtet mich ausdrücklich [1], daß es „ein Kirchspiel und zusammen mit Till eine Gerichtsbarkeit sei" — was den forschenden Geist nicht sehr bereichert. Ein kleiner Flecken, dieses Moyland, Größe nicht angegeben; „wurde", sagt er, „1695 von Friedrich, dem nachherigen ersten König, von denen von Spaen gekauft" — wir haben einmal einen Leutnant von Spaen aus jener holländischen Gegend gekannt — „und von der Zeit an ein königliches Schloß genannt". Wer es bewohnte; was für ein Ding es eigentlich ist — darüber herrscht altum silentium von seiten Büschings und der Welt. Gehörte vor fünfzig Jahren denen von Spaen — weilt vielleicht irgendein Schatten unseres armen verbannten Freundes, des Leutnants, dort? Ein dunkles altes Herrenhaus, steht es da im Mondlicht, mit einem „Hof", mit einem bißchen Ausstattung — es erschien dem Voltaire nicht sehr prächtig, als er ausstieg. So daß unser ganzes Wissen sich auf diesen einen Punkt beschränkt; nämlich, daß wir Moyland auf der Karte gefunden haben und Datum der Reminiszenz kennen, die sich für uns daran knüpft!

Mörs — das bei Ruhrort, ungefähr halbwegs zwischen Wesel und Düsseldorf, liegt, muß etwa acht Meilen von Moyland, neun von Kleve entfernt nach Süden zu liegen. So daß der Ort, „à deux lieues de Clèves", selbst nach Voltaires Beschreibung dieses Moyland ist. Mit „Château de Meuse" uns auf die schattenhafte Spur von Mörs hinschicken, das heiße ich den Leser schlecht bedienen. Von einem verständigen Manne, geschweige von einem Trismegistus der Menschen, erwartet man, daß er nach dreitägiger Erfahrung, wie hier, wisse, in welchem Ort er sich befinde. Aber er weiß es nicht immer, hängt einen bloßen „Schattenriß von Mörs bei Mondschein" aus, bis wir uns selbst eines Besseren belehren. Duvernet, sein Biograph, nennt es sogar „Sleus-Meuse", weil sich offenbar irgendeine wunderliche Idee von Schleußen und einem Fluß in Duvernets Kopf daran heftet [2]!

## Was Voltaire zwanzig Jahre nachher von der Zusammenkunft dachte.

Von der Zusammenkunft, verbunden mit einer allgemeinen Betrachtung des Besuches aus der Vogelperspektive (in sehr inkorrektem Zustande), besitzen wir ein unmittelbares Zeugnis von Voltaire selber. Von Freunden dazu aufgefordert, schreibt Voltaire zwanzig Jahre später in ganz anderer Laune — aus Ursachen, die wir später kennenlernen werden, gänzlich zu grimmigem Sarkasmus verbittert — als seine friderizianischen Erinnerungen jene lästerliche Vie Privée, ein höchst trauriges Dokument. Folgende Stelle darin bezieht sich auf „den kleinen Ort in der Nachbarschaft von Kleve", wo Friedrich ihn nun erwartete. Irrtümer sind von unserem fleißigen Freunde verbessert worden. Nachdem er Stücke aus jenen Straßburger Knittelversen angeführt hat, deren Ganzes uns nur allzu bekannt ist, fährt Voltaire so fort:

„Von Straßburg ging er", König Friedrich, „seine niederdeutschen Provinzen zu besuchen, und schrieb mir, er wolle mich inkognito in Brüssel besuchen. Wir

[1] Erdbeschreibung V. 659, 677.

[2] Duvernet (in seiner zweiten Form — d. h. Vie de Voltaire par T. J. D. V.) S. 117.

richteten ein schönes Haus für ihn her" — waren bereit, das Mietshaus, das wir bewohnten, unter vielen Entschuldigungen wegen seiner Mängel für ihn herzurichten (erster Irrtum) — „da er aber in dem kleinen Schloß Meuse (Château de Meuse), zwei Meilen von Kleve erkrankte" — ward krank in Wesel, und ein Schloß Meuse gibt es nicht (zweiter und dritter Irrtum) — „schrieb er mir, er erwarte, daß ich den ersten Schritt tue. Ich ging also, ihm meine tiefen Huldigungen darzubringen. Maupertuis, der bereits seine Absichten hatte und von der Wut besessen war, Präsident einer Akademie zu werden, hatte sich auf eigenen Antrieb" — nein, er war eingeladen, und zwar auf meine Veranlassung (vierter Irrtum) — „eingefunden und wohnte mit Algarotti und Keyserlingk" (letzterer war wohl von Berlin gekommen, da er nicht zu der Straßburger Partie gehörte) „in einer Bodenkammer dieses Palastes."

„Am Hoftor fand ich als Schildwache einen einzigen Soldaten. Der Geheimrat Rambonet, Staatsminister" (eine sehr untergeordnete Persönlichkeit, die ich niemals habe nennen hören außer in dem Herstaler Handel und hier) „wandelte in dem Hofe auf und ab und blies sich in die Finger, um sie warm zu halten." Sonntag nacht, 11. September: die Welt ist in Mondschein gebadet, und die Sterblichen haben sich größtenteils aus der rauhen Luft hinweg in ihre warmen Stuben zurückgezogen. „Er", Rambonet, „trug leinene Manschetten, die sehr schmutzig waren" (sichtbar beim Mondschein? der fünfte Irrtum, erstreckt sich ad libitum über sämtliche folgenden Details), „einen löcherigen Hut, eine alte Beamtenperücke, deren eine Seite hinab in seine Tasche hing, während die andere kaum über die Schulter reichte. Man sagte mir, dieser Mann sei eben mit einem wichtigen Geschäft betraut worden, und das erwies sich auch so" — es ist das Herstaler Geschäft.

„Ich wurde in das Gemach Sr. Majestät geführt. Da war nichts als die vier kahlen Wände. Bei dem Lichte einer Kerze bemerkte ich in einer Kammer ein kleines dritthalb Fuß breites Rollbett, worauf ein in einem Schlafrock von grobem blauen Düffel eingehülltes Männlein lag: dies war der König, der in einem heftigen Fieberanfall unter einer schlechten Decke schwitzte und zitterte. Ich machte meine Verbeugung und begann die Bekanntschaft damit, daß ich ihm den Puls fühlte, als wäre ich sein erster Arzt. Als der Anfall vorüber war, kleidete er sich an und begab sich zur Tafel. Algarotti, Keyserlingk, Maupertuis und der königliche Minister bei den Generalstaaten" — ein gewisser Räsfeld (bewandert in den Herstaler Dingen, sollte ich meinen) — „wir nahmen teil an diesem Abendessen, wo man über die Unsterblichkeit der Seele, über Freiheit, Schicksal und die Androgynen des Platon" (die Androgynoi oder Mannweiber in Platons Gastmahl; nicht das allerschönste symbolische Phantasiebild des göttlichen Platon) „gründlich verhandelte[1]."

Das ist Voltaires Meldung von dem Besuche — der sich über drei „Abendessen", hier alle in eines zusammengeworfen, erstreckte. Weiter sagt er nichts davon, da er sich nun in neuen Irrtümern über Herstal, den Antimacchiavell usw. ergeht: neuen und häßlichen Irrtümern, die viel mehr von Lügenhaftigkeit und ernster Bosheit an sich haben als das ihm eben nachgerechnete harmlose Halbdutzend.

Von den Gästen bei diesem Abendessen sind mir vier bekannt: Maupertuis, Voltaire, Algarotti und Keyserlingk. — Räsfeld und Rambonet mögen als Statisten mit dabeisitzen. Voltaire kam Sonntag abend an; blieb bis Mittwoch. Mittwoch morgen, den 14. des Monats, brach die Gesellschaft auf: Voltaire fuhr links ab, nach Brüssel oder dem Haag, der

[1] Voltaire, Oeuvres (das vormals Vie Privée genannte Stück) II. 26, 27.

König rechts, auf Inspektionsgeschäfte und auf Umwegen heimwärts. Drei Abende war man beisammen gewesen, mit zwei Tagen voller Arbeit dazwischen, und Gespräche über das Schicksal und die Androgynoi des Platon waren keineswegs das einzige, was Voltaire und die übrigen bei dieser Gelegenheit verrichteten. Wir werden anderswo finden, daß er im Verlauf dieser drei Abende „seinen Mahomet" (die erhabene, noch nicht erschienene neue Tragödie) zur „sprachlosen Bewunderung" seines königlichen Wirtes deklamierte, und daß er bei Tage sogar seine Feder zur Hand nahm und wegen des Herstaler Handels, der eben seine Krisis erreicht, ein Manifest niederschrieb, das sich noch auffinden läßt. Es unterliegt auch, trotz seines späteren höhnischen Tones, keinem Zweifel, daß es hoch und vornehm herging in diesem armseligen Schlößlein Moyland, und daß jene drei Soupers wahrhaftige Göttermahle waren.

„Geheimrat Rambonet", mit dem löcherigen Hut und der unsymmetrischen Perücke, fährt Voltaire in satirischer Laune fort, „hatte mittlerweile ein Mietpferd bestiegen (cheval de louage"; heilloser Voltaire, er fuhr gewiß im eigenen Wagen): „er ritt die Nacht durch und kam am folgenden Morgen vor den Toren von Lüttich an, wo er im Namen des Königs, seines Herrn, Akt nahm" (d. h. sein Manifest publizierte), „während 2000 Mann von den Weseler Truppen Lüttich brandschatzten. Der Vorwand zu dieser hübschen Expedition" — gar kein Vorwand, sondern die in allen Stücken begründete Behauptung gerechter, lange mit Füßen getretener und nun unerwartet kräftig geltend gemachter Ansprüche — „waren gewisse Rechte, die der König auf eine Lütticher Vorstadt haben wollte. Er beauftragte mich sogar, ein Manifest auszuarbeiten, und ich verfaßte auch eins, gut oder schlecht, nimmer zweifelnd, daß ein König, mit dem ich soupierte, und der mich seinen Freund nannte, recht haben müsse. Der Handel wurde bald mittels einer Million bereinigt" — lange nicht so viel, wie wir sehen werden — „die er in vollwichtigen Dukaten abdrang; sie mußten dazu dienen, ihn für die Kosten seiner Straßburger Reise schadlos zu halten, über die er sich in seinem poetischen Briefe" (den oben mitgeteilten Knittelversen) „beschwert hatte."

Dies ist Voltaires nach zwanzig Jahren sehr beißend gewordene Ansicht. Er gesteht bei all der Satire: „Ich fühlte mich von ihm angezogen; denn er besaß Geist, Anmut und war obendrein ein König, was auf die menschliche Schwäche immer einen mächtigen Reiz ausübt. Gewöhnlich sind wir Schriftsteller es, die den Königen schmeicheln: aber dieser lobte mich vom Kopf bis zum Fuß, während der Abbé Desfontaines und anderes Gesindel (grédins) mich in Paris wenigstens einmal wöchentlich verlästerten."

### Was Voltaire zur Zeit der Zusammenkunft von dieser dachte.

Nehmen wir jedoch den gleichzeitigen Bericht, den wir ebenfalls aus erster Hand besitzen. Er ist fast pathetisch zu lesen, so groß ist der Abstand zwischen dem rosenroten Morgen und den Stürmen des Nachmittags! Hier sind zwei Briefe von Voltaire; hübsch durchsichtige menschliche Briefe, wie die seinigen gewöhnlich sind: der erste gleich bei seiner Rückkehr nach dem Haag geschrieben.

Voltaire an M. de Maupertuis (bei dem Könige).

„Im Haag, 18. September 1740.

Ich bediene Sie, Monsieur, eher als ich es Ihnen versprochen, denn es gebührt Ihnen, so bedient zu werden. Ich sende Ihnen die Antwort des M. Smith" — vermutlich irgendeines deutschen oder holländischen, hier auf englisch geschriebenen Schmidt, eines wohl mit den Wissenschaften, etwa dem Wassertransport, der Buchdruckerei oder mit sonst etwas zu tun habenden Mannes — „Sie werden sehen, wie die Sache steht.

Als wir beide von Kleve abreisten" — am 14. des Monats, vergangenen Mittwoch; der 18. ist Sonntag, hier in dem alten spinnwebigen Palast, wo ich den Antimachiavell korrigiere — „und Sie sich rechts wendeten" — der König, auf dem Heimwege, gelangte an jenem Abend nach Ham — „und ich links, dünkte ich mich bei dem jüngsten Gericht, wo der Herrgott die Erwählten von den Verdammten trennt. Divus Fredericus sprach zu Ihnen: ‚Sitze du zu meiner Rechten in dem Paradies von Berlin', und zu mir: ‚Hinweg, Verfluchter, nach Holland.'

Und so bin ich denn hier in dieser phlegmatischen Hölle, fern von dem göttlichen Feuer, das die Friedriche, die Maupertuis, die Algarotti beseelt. Um Gottes Willen spenden Sie mir einige Funken in diesen stehenden Wassern, wo ich erstarre. Benachrichtigen Sie mich von ihren Vergnügungen, von Ihrem Tun und Treiben. Sie werden ohne Zweifel M. de Valory sehen — empfehlen Sie mich ihm, ich bitte Sie darum. Wenn ich ihm nicht schreibe, so deshalb, weil ich ihm nichts Neues zu melden habe: ich würde ebenso pünktlich sein, wie ich ihm ergeben bin, wenn meine Mitteilungen ihm nützlich oder angenehm sein könnten.

Soll ich Ihnen Bücher schicken? Wenn ich bei Empfang Ihrer Befehle noch in Holland bin, werde ich ihnen auf der Stelle Folge leisten. Bitte, vergessen Sie mich nicht bei Herrn von Keyserlingk" — Cäsarion, den wir einmal in Cirey hatten, einem tollen dunkelfarbigen kleinen Witzkopf (durcheinandergeworfene Bibliothek, nannte ihn Wilhelmine).

„Bitte, sagen Sie mir, ob die ungeheure Monade des Volfius" (Wolfs, des Philosophen) „in Marburg, in Berlin oder in Hall" (Halle) „argumentiert.

„Adieu, Monsieur; adressieren Sie Ihre Befehle für mich nur nach dem Haag; sie werden mir zugeschickt, wo ich immer sei, und überall auf der ganzen Erde verbleibe ich — ewig der Ihre (à vous pour jamais)[1]."

Der andere Brief, von dem wir ein Fragment mitteilen wollen, ist an einen gewissen Cideville einen Monat später geschrieben; er ist um so echter, da es kaum möglich war, daß der König seinen Inhalt erfahren würde. Cideville, ein literarischer Advokat in Rouen (der den Lesern der Voltaireschen Briefe genügend bekannt ist), hatte — das ist um diese Zeit fast eine endemische Krankheit — ein Gedicht auf den König von Preußen verfaßt, das er Seiner Majestät überreichen zu lassen wünschte. Die Überreichung unterblieb zufälligerweise; man höre nun, wie Voltaire aus seinem Spinnwebenpalaste, mit dem Antimachiavell, mit Van Duren und sonst vielerlei beschäftigt — am 18. Oktober 1740, einem Tage, an welchem wir ihn viele Briefe schreiben sehen — den mißlichen Zufall erklärt:

Voltaire an M. de Cideville (in Rouen).

„Im Haag, im Palast des Königs von Preußen, den 18. Oktober 1740.

— — Dies ist mein Fall, mein liebenswürdigster Cideville. Als Sie mir in Ihrem Briefe jene Verse — worunter einige allerliebste und unnachahmliche sind — für

[1] Voltaire LXXII. 252.

unsern Marcus Aurelius des Nordens sandten, gedachte ich allerdings, ihm den Hof damit zu machen. Er sollte damals inkognito nach Brüssel kommen. Wir erwarteten ihn dort, allein das Quartanfieber, das er leider noch immer hat, machte all seine Pläne zunichte. Er schickte mir einen Kurier nach Brüssel" — merken Sie sich das, mein Cideville — „und so machte ich mich auf den Weg, ihn in der Nähe von Kleve aufzusuchen."

„Dort sah ich einen der liebenswürdigsten Menschen von der Welt, einen, der, wäre er nicht ein König, als Zierde der Gesellschaft überall gesucht sein würde; ein Philosoph ohne Härte, voll Sanftmut, Gefälligkeit und Güte, der, wenn er mit seinen Freunden zusammen ist, nicht daran denkt, daß er König ist, ja, es so völlig vergißt, daß er auch mich es fast vergessen ließ, und daß es einer Gedächtnisanstrengung bedurfte, um mich zu erinnern, daß ich zu Füßen meines Bettes einen Souverän sitzen sah, der eine Armee von 100 000 Mann besitzt. Das war der Moment, ihm Ihre liebenswürdigen Verse vorzulesen" — ja; nun aber? — „Madame du Châtelet, die mir sie hatte schicken sollen, tat es nicht, ne l'a pas fait." Leider nicht, und so sind sie noch in Brüssel, diese charmanten Verse, und ich bin schon seit einem Monat hier in meinem Spinnwebenpalast! Aber ich schwöre Ihnen: sobald ich nach Brüssel zurückkehre, soll es mein erstes sein usw.[1]

Schließlich lassen wir hier folgen, was Friedrich zehn Tage nach seinem Schreiben von Voltaire davon dachte. Auch dies wollen wir lesen (obgleich es eigentlich noch nicht an der Reihe ist), um nach allen Seiten hin belehrt und für den Rest unseres Lebens hinsichtlich dieser Friedrich-Voltaireschen ersten Zusammenkunft gesättigt zu sein.

König Friedrich an M. Jordan (in Berlin).

„Potsdam, 24. September 1740.

Mein respektabler Armen-, Invaliden-, Waisen- und Tollhäuslerinspektor. — Ich habe mit reifer Überlegung den sehr tiefsinnigen Jordanschen Brief, der mich hier erwartete, gelesen" — und billige Ihren gelehrten Vorschlag.

„Ich habe den Voltaire gesehen, den kennenzulernen ich so begierig war; aber ich sah ihn, als ich mit Fieber behaftet und an Leib und Seele abgespannt war. Wenn man mit Leuten von seinem Schlag spricht, sollte man nicht krank, sondern vielmehr ganz besonders wohl und womöglich frischer als gewöhnlich sein."

„Er besitzt die Beredsamkeit des Cicero, die Sanftmut des Plinius, die Weisheit des Agrippa; kurz, er vereinigt in sich alle Tugenden und Talente der drei größten Männer des Altertums. Sein Geist arbeitet unaufhörlich, jeder Tropfen Tinte wird zu einem geistreichen Wort. Er deklamierte uns seinen Mahomet, eine bewundernswürdige Tragödie, die er gedichtet hat" — in der die Behörden Ketzereien („Toleranz, Abscheu vor Fanatismus" u. dgl.) wittern und sie nicht aufführen lassen wollen — „er entzückte uns, ich konnte nur bewundern und schweigen. Die Du Châtelet ist eine glückliche Person, daß sie ihn besitzen darf, denn aus den Einfällen und Gedanken, die er nur so um sich wirft, könnte jemand, der weiter nichts als ein Gedächtnis besäße, ein glänzendes Buch verfassen. Besagte Minerva hat soeben ihr Werk über Physik herausgegeben: es enthält immerhin einige gute Sachen. König hatte ihr das Thema angegeben; sie hat es geordnet und hier und da mit Gedanken verziert, die sie Voltairen bei ihren Soupers abgelauscht hat. Das Kapitel vom Raum ist erbärmlich; das" — kurzum, sie ist noch roh in den reinen Wissenschaften und hätte warten sollen. — —

„Adieu, mein allergelehrtester, wissenschaftlichster, tiefsinnigster Jordan oder vielmehr galantester, liebenswürdigster, jovialster Jordan — ich grüße Dich mit der Ver-

[1] Voltaire LXXII. 282.

sicherung aller jener altbekannten Gefühle, die Du jedem, der Dich kennt, wie mir einzuflößen weißt. Vale."

„Ich schreibe im Augenblick meiner Ankunft: danke es mir, mein Freund; denn ich habe gearbeitet und werde noch arbeiten wie ein Türke oder wie ein Jordan [1]."

Dies wird hastig an Freund Jordan geschrieben, im Augenblick nach Seiner Majestät Ankunft zu Hause. Die Leser können Seiner Majestät noch nicht dahin folgen, sondern müssen erst die Herstaler Affäre und sonstige Überbleibsel der klevischen Reise nachholen.

[1] Oeuvres de Frédéric XVII. 71.

# Fünftes Kapitel / Die Herstaler Affäre

Dieser Rambonet, den Voltaire in dem Schloßhof von Moyland auf- und abwandeln sah, ist eine der Geschichte sonst verhältnismäßig unbekannte Amtsperson, die jüngst in einer Staatsaffäre beschäftigt war und aus ähnlichem Grunde eben wieder „auf einem Mietspferd" oder sonstwie abreist — mit vortrefflichen Instruktionen versehen. Es handelt sich um eine zwar an sich geringfügige Affäre, die aber eben anfängt, viel Aufsehen in der Welt zu machen, während Friedrich auf dem Heimweg von seiner klevischen Reise ist. Er hat sie gehörig in Gang gebracht, zusammen mit Voltaire, ehe er Moyland verließ, und nun wird sie von selber gehen. Die Affäre von Herstal oder die Affäre mit dem Bischof von Lüttich ist Friedrichs erstes Auftreten auf der politischen Bühne. Eine kurze, aber verständliche Notiz wird dem heutigen Leser darüber genügen.

Heristal, jetzt Herstal genannt, wird einmal ein weltbekanntes Schloß, weiland König Pipins Schloß, der sich „Pipin von Heristal" nannte, ehe er König der Franken wurde und Karl den Großen zeugte. Es liegt an der Maas, in der fruchtbaren Gegend von Spa, links der Maas, ein wenig nördlich von Lüttich. Es war früher vermutlich bedeutender als Lüttich selbst, das ursprünglich nur ein von dem weltlichen Herstal abhängiges Kloster war. — Wie sonderbar ist doch der Lauf der Welt! Das geistliche Lüttich, jetzt eine große Stadt, schwarz von dem Rauche von Eisenhämmern und Dampfmühlen, Herstal ein unbedeutendes Dorf, von dem man zufälligerweise 1740 einige Wochen lang redete, und von dem wohl nie wieder in der Welt die Rede sein wird.

Herstal hatte in dem wirren Wechsel von tausend Jahren mancherlei Schicksale gehabt und unterschiedlichen Herren angehört. Vor fünfzig Jahren war es in den Händen des nassau-oranischen Hauses; der holländische Wilhelm, unser englischer protestantischer König, der vermutlich kaum wußte, daß er es besaß, war bis zu seinem Tode Besitzer von Herstal. Der holländische Wilhelm war kinderlos und hinterließ für Herstal keine Erben. Er war verwandt mit dem preußischen Hause, wie den Lesern bekannt ist; und aus diesem Grunde war dieser Ort, nicht ohne lange Erörterungen und schwierige „Teilung der oranischen Erbschaft", endlich Friedrich Wilhelm

zugefallen, zusammen mit Neuenburg, dem Spinnwebenpalast und noch sonst einigen Orten und Anhängseln.

Denn, wie gesagt, der holländische Wilhelm war dem preußischen Regentenhause verwandt; Friedrich I. von Preußen war durch seine Mutter, des Großen Kurfürsten edle Gemahlin, Vetter des holländischen Wilhelm. Die Eheverträge waren bündig, aber die Hochmögenden machten Schwierigkeiten, und die oranischen Nebenzweige waren widerwillig, als es zur Ausführung kommen sollte. Denn die Sache war allerdings verwickelt. Was sollte z. B. mit dem Fürstentum Oranien geschehen? Es gehörte von Rechts wegen zu Preußen, aber es liegt tief eingebettet in Frankreichs Bauch: das wäre also fast ein Kaiserschnitt! Wäre damals nicht gerade Neuenburg an Frankreich (oder wenigstens gewissermaßen an Frankreich) gefallen, so würde die Erbschaft von Oranien Preußen wenig genützt haben. Über das Fürstentum Oranien hatte man sich durch diesen Ausweg längst im wesentlichen noch zur Zeit des ersten Königs auseinandergesetzt[1]; aber es bedurfte noch vieler Jahre des Wartens und Antreibens von seiten Friedrich Wilhelms. Denn erst 1732 brachte dieser seine holländischen Erbschaften schließlich ins reine: Neuenburg und Valengin, wie gesagt, statt Oranien; und nun ferner den alten Palast in Loo (jene Vieille Cour mit den größten Spinnweben) nebst Pertinenzien, dem Garten von Honslardik und einer Reihe größerer und kleinerer Anhängsel, die nicht anführenswert sind. Darunter war dies Herstal — und dieses mochte Friedrich Wilhelm wohl oft zum Teufel wünschen, so viele Scherereien brachte es ihm.

## Wie die Herstaler sich gegen Friedrich Wilhelm benahmen.

Die Herstaler hätten am liebsten angesichts des preußischen Werbewesens und anderer strenger Verfahrungsweisen eine Machtausdehnung Friedrich Wilhelms über ihr Gebiet verhindert. Sie verweigerten den Huldigungseid, schworen, sie würden niemals schwören, und taten es auch nicht, bis die Erscheinung oder das unzweifelhafte Anzeichen von Friedrich Wilhelms Bajonetten von Osten her auf sie anmarschierte. Auch später noch legten sie eine blinde Halsstarrigkeit an den Tag, eine gewisse nichtssagende und gleichsam impertinente, tiefwurzelnde Widerspenstigkeit. Überall suchten sie ihn zu kränken — namentlich bei vorkommenden Werbehändeln, weil sie wohl wußten, daß dies der preußischen Majestät schwache Seite war. Das alles würde wenig bedeutet haben, wäre nicht ihr Nachbar, der Fürstbischof von Lüttich, gewesen, der sich einbildete, einige dunkle Ansprüche auf Oberherrschaft in Herstal zu haben, und dies für eine gute Ge-

[1] Neuenburg, 3. November 1707, an Friedrich I., da die Einwohner ihn „fünfzehn anderen Prätendenten" vorzogen; Ludwig XIV. protestierte laut: gab erst beim Utrechter Vertrag (14. März 1713, im ersten Monat von Friedrich Wilhelms Regierung) gegen Abtretung Oraniens seine Einwilligung.

legenheit hielt, sie geltend zu machen. Eifrig bemühte er sich, die Herstaler in ihrem rebellischen Tun zu unterstützen und zu bestärken.

Die Ansprüche des Bischofs von Lüttich auf Herstal (die in dem weitläufigen Gestrüppe seiner Rechtsausführungen wie in einem glücklicherweise verschollenen Irrenhaus vor der Menschheit verborgen liegen), scheinen mir hauptsächlich aus zwei begründeten Tatsachen erwachsen zu sein.

Erste Tatsache. Zu Kaiser Barbarossas Zeit, 1171, war Herstal von dem damaligen Besitzer, dem Herzog von Lothringen und Brabant, an die Kirche von Lüttich für ein Darlehn verpfändet worden. Das Darlehn wurde abgetragen und das Pfand zurückgegeben, zur Genüge des Herzogs oder der Erben des Herzogs, niemals so recht zur Genüge der Kirche, die ungern aufgab, was einmal in ihrem Besitz gewesen war. „Man gebe uns Herstal zurück, es sollte uns gehören!" ein nicht zu beschwichtigendes Ächzen oder Murren dieses Inhalts läßt sich hinfort von Zeit zu Zeit im Lütticher Domkapitel vernehmen und hat in Friedrichs Zeit noch nicht aufgehört. Da aber die Welt auf ihren lauten Wegen besagtes Seufzen im Kapitel selten oder nie hörte oder hören konnte, so erfolgte nichts darauf — bis zur

Zweiten Tatsache. Zu Kaiser Karls V. Zeit fügte es sich, daß der Fürstbischof von Lüttich ein natürlicher Sohn des alten Kaisers Max war und Freunde an allerhöchster Stelle hatte. Er hatte den Kaiser Karl zum Neffen oder Halbneffen, und, was vielleicht noch besser war, er hatte Karls Tante, Maria, Königin von Ungarn, damals Statthalterin der Niederlande, zur Halbschwester. Durch so ausgezeichnete Umstände und sonstige günstige Fügungen bekam Lüttich abermals Herstal auf ein paar Jahre in seine Hände (Datum 1546—48, während der Minderjährigkeit des Prinzen von Oranien, des eigentlichen Besitzers, dessen Vorfahr es für bares Geld gekauft hatte): einmal und vielleicht ein zweites Mal unter gleichen Umständen. Mußte es aber beide Male wieder herausgeben, als der jeweilige Prinz von Oranien seine Volljährigkeit erreichte. Und seitdem ächzt das Lütticher Kapitel wie zuvor: „Herstal gehört vielleicht gewissermaßen uns, wir hatten einmal gewisse Rechte darauf!" — ein Ächzen, das auf den lauten öffentlichen Wegen unvernehmbar ist. Das ist des Bischofs Anspruch. Sein Name, falls irgendwem daran gelegen sein sollte, ist „Georg Ludwig Titular-Graf von Berg", zur Zeit ein sehr bejahrter Mann. Er ist Bischof von Lüttich und hat nun wieder einmal seit acht Jahren Herstal auf eine rasche und erbitternde Weise bei jedem Zipfel, der gerade losflatterte, gierig zu erhaschen versucht[1] — er ist jetzt zweiundachtzig Jahre alt. Der Tor: besser er hätte stille gesessen. Es liegt in diesen letzten Monaten eine Rute für ihn eingeweicht, die auf eine erstaunliche Weise in Anwendung kommen wird, wenn erst die Zeit dazu da ist!

„Ich habe Jurisdiktionsrechte über Herstal und richte dort in letzter Instanz", sagte dieser Bischof. — „Ihr!" dachte Friedrich Wilhelm, der weit weg war und wenig Zeit zu verschwenden hatte. — „Jeden preußischen Werber, der sich vergeht, bringe man zu mir!" sagte der Bischof, der an Ort und Stelle war. Und so geschah es; ein namhaftes Beispiel ereignete sich vor zwei Jahren. Da wurde ein preußischer Leutnant auf Beschwerde der meuterischen Herstaler in Lüttich eingesperrt. Einen preußischen Offizier von Rang (Oberst Kreutzen, einen würdigen alten Herrn, der bei Malplaquet gedient hatte), vom König gesandt, ließ man nicht zur Audienz, ja, die Lütticher Schöffen vergriffen sich an ihm. Und es waren noch mehr ähnliche unerhörte Dinge geschehen[2], so daß Friedrich Wilhelm nichts als

[1] Délices du Pays de Liège, 1738; Heldengeschichte II. 57—62.
[2] Heldengeschichte II. 63—73.

Verdruß von dem winzigen Herstal hatte und seinen Nachbar Bischof für einen sehr streitsüchtigen anmaßenden Herrn halten mußte, der sich viele Freiheiten herausnahm, wenn er gerade im Vorteil war.

Das bischöfliche Benehmen vor acht Jahren bei der ersten Huldigung in Herstal war von ähnlicher Art gewesen, und auch in der Zwischenzeit hatte es nicht an dergleichen gefehlt, obschon die letzte Gewalttätigkeit sie alle übertraf. Diese begann Ende 1738 und zog sich durch das ganze Jahr 1739, als Friedrich Wilhelm an seiner letzten Krankheit darniederlag und weniger als sonst imstande war, sich einzumischen. Als ein friedliebender Mann, nicht gewillt, wegen eines geringfügigen Dinges Händel anzufangen, hatte sich Friedrich Wilhelm durch Kreutzen bei dieser Veranlassung erboten, sich Herstals ganz und gar zu entäußern, es für „100 000 Taler" dem übermütigen Bischof zu verkaufen und es ehrlich loszuwerden. Aber der übermütige Bischof willigte nicht ein, gab keine bestimmte Antwort, und so stand die Sache — wie ein ungeordnetes, böses Blut machendes, winziges Ding — zur Zeit, da Friedrich Wilhelm starb.

Die Zeitungsschreiber und das Publikum wußten wenig von dieser Sache oder hatten sie wieder vergessen; aber am preußischen Hofe war sie in lebhafter Erinnerung. Des jungen Friedrich Ansicht ersehen wir aus folgender, sieben oder acht Jahre nachher niedergeschriebenen, gedrängten, in allen Stücken zutreffenden Notiz, die noch einen Hauch des alten Humors mit sich führt. „Ein miserabler Bischof von Lüttich machte sich eine Ehre daraus, den verstorbenen König zu kränken. Es hatten sich einige Untertanen der benachbarten preußischen Herrschaft Herstal empört. Der Bischof von Lüttich nahm sie in Schutz. Der verstorbene König schickte den Oberst von Kreutzen mit einem Beglaubigungsschreiben versehen nach Lüttich, um die Sache auszugleichen. Sollte man es für möglich halten, daß der Bischof ihn nicht annehmen wollte? Drei Tage nacheinander sah er diesen Abgesandten vor seinen Palast kommen, und immer versagte er ihm den Zutritt. Natürlich waren diese Dinge unerträglich geworden[1]." Und Friedrch hatte sich Herstal für diese klevische Reise mit angemerkt, mit der stillen Absicht, Herstal und dem übermütigen Bischof vor seiner Rückkehr aus jener Gegend einen Denkzettel zu erteilen.

Denn in der Tat waren die Sachen bei Friedrichs Antritt ärger, nicht besser geworden. Natürlich hatten die Herstaler den Huldigungseid zu leisten; aber gedeckt von dem Bischof verweigerten sie ihn. Von Abbitte für das Vergangene, von Besserung für das Künftige ist weniger als zuvor die Rede. Was soll da der junge König mit dem winzigen Nest Herstal anfangen? Er konnte sich freilich der Theorie nach an den Reichshofrat, an das Reichskammergericht (bei dem zwei hundertundachtzigjährige Prozesse in der Schwebe sind) wenden — wäre er ein theoretischer deutscher König

[1] Preuß, Oeuvres (Mém. de Brandebourg) III. 53.

gewesen. Er kann am Reichstag und beim Reichskammergericht zu Wetzlar endlos plädieren: „jeder deutsche Reichsfürst ist berechtigt, seinen Gesandten irgendwohin zu schicken“ (sagt Friedrich an anderer Stelle), „mit dem Privilegium, den Mond anzubellen“ — unbeschränktem Privilegium, den Mond anzubellen, falls das einem praktischen Mann oder Königsgesandten etwas nützen sollte. Oder wird sich vielleicht der Bischof von Lüttich endlich von selber besinnen, welche große Freiheit er sich herausnimmt? Vier Monate sind verstrichen, der Bischof von Lüttich hat sich nicht im mindesten besonnen. Wir befinden uns in eigener Person in der Nachbarschaft und haben uns den Gegenstand wohl angemerkt.

## Friedrich nimmt die Rute aus dem Essig.

Deswegen war der Rat Rambonet, den Voltaire jene Sonntagsnacht in Moyland traf, drüben in Lüttich gewesen; hatte sich genau eine Woche vorher mit folgender Botschaft peremtorischen Inhalts von Seiner Majestät dahin begeben:

An den Fürstbischof von Lüttich.

Wesel, 4. September 1740.

„Mein Vetter. In Erwägung aller der von Ihnen vorgenommenen Eingriffe in meine unstreitigen Gerechtsame über meine Freibaronie Herstal, und wie die Aufrührer zu Herstal seit einigen Jahren in ihrem abscheulichen Ungehorsam gegen mich bestärkt worden — habe ich meinem Geheimrat Rambonet anbefohlen, sich zu Ihnen zu begeben, um in meinem Namen innerhalb zwei Tagen eine aufrichtige und kategorische Erklärung von Ihnen zu fordern: ob Sie noch gewillt sind, Ihre prätendierte Souveränität über Herstal zu behaupten, und ob Sie die Rebellen zu Herstal in ihrem Unfug und Ungehorsam bestärken wollen?

Sollten Sie mir die richtige Antwort abschlagen oder aufschieben, welche ich mit Recht fordere, so werden Sie sich vor aller Welt der Folgen schuldig machen, die solche Verweigerung gewiß nach sich ziehen würde. Ich bin mit vieler Hochachtung — Mein Cousin —

Ihr wohlaffektionierter Cousin
Friedrich[1].“

Rambonet war mit diesem Sendschreiben sofort nach Lüttich gegangen und hatte es, wie ich annehme, am 7. in aller Form überreicht, mit der Meldung, daß er achtundvierzig Stunden warten und sodann mit der etwaigen Antwort oder Nichtantwort heimkehren würde. Als er keine schriftliche oder bestimmte mündliche Antwort, sondern nur ein vages Murmeln erhielt, das so gut wie keine Antwort war, hatte Rambonet am 9. Lüttich verlassen und war jenen Sonntagabend, als Voltaire ankam, wieder in Moyland. Er ging gerade auf und ab, um sich zu wärmen, nachdem er seinen Bericht obigen Inhalts erstattet hatte.

Rambonet, schließe ich, genoß nur eines jener göttlichen Soupers in Moyland und eilte, „auf Mietpferd“ oder sonstwie, gleich am folgenden Morgen wieder weiter, weil man jenen Fall einer Nichtantwort voraus-

[1] Heldengeschichte I. 426, II. 75, 111.

gesehen und alles dafür vorbereitet hatte. Rambonets neuer Auftrag war, „an den Toren von Lüttich Akt zu nehmen", wie Voltaire es nennt — in Lüttich ein kurzgefaßtes Manifest, zwei Manifeste, beide gedruckt (sie waren im voraus fertiggemacht) und datiert von demselben Sonntag, „Wesel, 11. September", abzugeben. Gewiß waren sie dazu angetan, Seine Hochwürden zu Lüttich in Staunen zu setzen. Kurzgefaßte, gute, wie es heißt, von Friedrich selbst geschriebene Manifeste. Der wesentliche Inhalt beider ist der folgende:

Darlegung der Gründe, welche Seine Majestät den König von Preußen veranlaßt haben, gerechte Repressalien gegen den Fürstbischof von Lüttich zu ergreifen.

„Seine Majestät der König von Preußen, durch das üble Verfahren des Fürstbischofs von Lüttich zum Außersten gebracht, hat sich mit Bedauern veranlaßt gesehen, den Weg der Waffe einzuschlagen, um die Gewalt und den Schimpf abzuwehren, die der Bischof ihm anzutun sich vermaß. Dieser Entschluß fällt Sr. Majestät dem König um so schwerer, als Er aus Grundsatz sowohl wie von Gemüt weit von allem entfernt ist, was den Anschein von Strenge und Härte erwecken könnte.

Da Er sich aber von dem Bischof von Lüttich gezwungen sieht, andere Maßregeln zu ergreifen, so blieb ihm nichts anderes übrig, als die Rechtmäßigkeit seiner Gerechtsamen zu behaupten und die seinem Minister von Kreutzen widerfahrene schimpfliche Begegnung sowohl als die Geringschätzung, mit welcher der Bischof von Lüttich das Schreiben des Königs behandelte, das er noch nicht einmal einer Antwort würdigte, zu rächen.

So wie allzu große Strenge an Grausamkeit grenzt, ebenso gleicht allzu große Mäßigung der Schwäche —: Wie gern daher auch der König seine Interessen der öffentlichen Ruhe und dem Frieden geopfert hätte, so konnte dies doch nicht in betreff seiner Ehre geschehen. Dies ist der Hauptbeweggrund, der ihn zu einem seinen Absichten so widerstrebenden Schritt veranlaßt.

Vergebens hat man durch gelindere Mittel einen Vergleich angestrebt. Es hat sich im Gegenteil gezeigt, daß die Mäßigung des Königs die Anmaßung des Fürsten vermehrte, daß Sr. Majestät Güte nur dem Hochmut Nahrung gab, und in Summa, daß, anstatt durch Güte zu gewinnen, man nachgerade zum Gegenstand von Schikanen und Geringschätzung wurde.

Da nun kein Mittel, Gerechtigkeit zu erlangen, bleibt, als daß der König mit seinen Machtmitteln sie sich selbst verschafft, so wird er den Fürsten von Lüttich fühlen lassen, wie sehr er sich geirrt hat, als er solche Mäßigung so unwürdig mißbrauchte. Trotz allem üblen Verfahren von seiten dieses Fürsten wird der König doch nicht unbeugsam sein, sondern sich damit zufrieden geben, ihm gezeigt zu haben, daß er ihn bestrafen könne, denn er ist zu großmütig, ihn zu überwältigen.

Frédéric[1]."

Wesel, 11. September 1740.

Ob Rambonet sein Schriftenpaket in den Palast von Seraing einschwärzte, es am Tor von Lüttich (allenfalls angeheftet) zurückließ oder auf was sonst für eine Weise er „Akt nahm", habe ich nie erfahren. Rambonet verschwindet an dieser Stelle aus der menschlichen Geschichte. Sicher ist nur, daß er seine Formalität etwa zwei Tage darauf bewerkstelligte — und

[1] Heldengeschichte II. 76. Soll von Friedrich selbst verfaßt sein (Stenzel IV. 59).

daß das damit angedeutete Faktum gleichfalls in denselben Stunden ins Werk gesetzt wurde.

Denn die im voraus gedruckten Manifeste, datiert von Wesel, den 11. September, waren nicht das einzige, was man in Wesel für den Fall der Nichtantwort bereithielt. Generalmajor Borck mit den erforderlichen Truppen und Rüstungen war gleichfalls bereit. Generalmajor Borck, derselbe, der letzthin mit uns in Bayreuth gewesen ist, war eben von dieser Reise zurückgekehrt, als er Befehl erhielt, 2000 Mann zu Roß und zu Fuß nebst dem entsprechenden schweren Geschütz aus den umliegenden preußischen Garnisonen zu versammeln und in Bereitschaft zu halten zum augenblicklichen Abmarsch im gegebenen Falle — Sonntag, den 11., wie sich voraussehen läßt. Borck kennt seinen Weg: nach Maaseyk, einem ansehnlichen, für Wesel bequem gelegenen bischöflichen Städtchen. Er soll Maaseyk und die daranstoßenden „Grafschaften Letz und Horn" besetzen und daselbst auf Kosten des Bischofs liegen bleiben, bis Seine Hochwürden seinen Sinn ändert.

Borck ist bis auf den letzten Ponton, den letzten Laib Kommißbrot in Bereitschaft. Kaum ist das Signal der eingetroffenen Nichtantwort gegeben, so bricht Borck jenen selben „Sonntag, den 11.", auf, marschiert stetig wie ein Uhrwerk auf Maaseyk (zehn Meilen südlich von ihm, eine Entfernung, die nun jede Stunde abnimmt); er überschreitet die Maas mit Hilfe seiner Pontons, ist nunmehr auf bischöflichem Gebiete und rückt in Maaseyk ein am Abend von „Mittwoch, dem 14." — demselben Tage, da Voltaire und Se. Majestät sich trennten und auf verschiedenen Wegen Moyland verließen, und vermutlich um dieselbe Stunde, da Rambonet mit Nagelhammer oder sonstwie „am Tore von Lüttich Akt nahm". Alles geht pünktlich und rasch vor sich in diesem kleinen Herstaler Geschäft. Die Räder greifen überall ineinander ein. Es wird kein Irrtum begangen, und alles geschieht in kürzester Frist.

Borcks Verhalten war durchaus gut, pünktlich, ruhig-exakt, mild-unbeugsam. Gern hätte der Maaseyker Rat die Tore vor ihm geschlossen, bat verzweifelt „nur um so viel Zeit, bis man des Bischofs Ordre einhole". Aber es war vergebens. „Aufgemacht, Ihr Herrn; geschwind, sonst wird gesprengt!" Borck macht seine Proklamation bekannt, ein mild abgefaßtes strenges Schriftstück, bedeutet die Lüttichschen Landstände: Daß er eine Kontribution von 20 000 Talern, zahlbar binnen drei Tagen, hier einzutreiben habe; daß man ihm ferner während seines Aufenthaltes hier für die Verpflegung seiner Truppen die und die Lieferungen und Zahlungen — darunter „fünfzig Louisdors täglich für seinen Privatgebrauch", zu leisten habe, und weist in mild-rhadamanthischer Sprache alle Gegenvorstellung, Weigerung oder Zögerung als völlig überflüssig und unzulässig von sich. Falls besagte Kontribution und die vorgeschriebenen

Lieferungen nicht gutwillig geleistet werden, ist es meine schmerzhafte Pflicht, Exekution eintreten zu lassen[1].

Der übermütige Bischof, äußerst erstaunt, ist nun bemüht, Sr. preußischen Majestät zu antworten; „sei verreist, sei krank gewesen, glaubte, er habe geantwortet, sei der härtest behandelte aller Bischöfe" — und sonst noch anderes von hysterischer Art[2]. Und es erschienen, wie die Lage es mit sich brachte, zahlreiche Beschwerden, Kundgebungen, Rufe um Unterstützung an den Kaiser, an die Franzosen, an die Holländer, von sehr leidenschaftlicher Art seitens des Bischofs von Lüttich. Friedrich nimmt wenig oder gar keine Notiz davon, und wir können sie alle ungestört auf den Makulaturhaufen liegen lassen. „Sed spem stupende fefellit eventus", schreit der arme alte Bischof wehklagend zu dem Kaiser: „ecce enim, proemissa duntaxat una Litera: besagter König von Borussia hat 2000 Mann zu Roß und zu Fuß mit Kriegsgerät im laufenden Monat September in das Lütticher Gebiet einrücken lassen[3]", was eine unleugbare, aber zwecklose Wahrheit ist. Borck ist da und „hat 2000 triftige Beweisgründe mit sich", wie Voltaire es definiert. Friedrich läßt sich auf keine weiteren schriftlichen oder mündlichen Erklärungen über den Gegenstand ein; und wir dürfen wohl mit ihm die dergestalt unter Borcks Aufsicht in Gang gesetzte Herstaler Affäre als eigentlich beendet ansehen und annehmen, daß Se. Majestät sie in befriedigendem Zustande zurückgelassen hat, ihr getrost den Rücken zuwenden und den baldigen sicheren Ausgang in Berlin abwarten kann.

## Was Voltaire von Herstal hielt.

Voltaire hat uns gesagt, er habe selber ein Manifest über diese Herstaler Angelegenheit abgefaßt. Wo ist denn das Schriftstück, oder was ist daraus geworden? Es liegt in den einsamen Schutthügeln jener Heldengeschichte begraben — ein auf die Oberfläche geritztes Siste Viator kann bezeichnen wo[4]. Das ist, wie es scheint, das Voltairesche Schriftstück!

Man gewinnt beim Lesen die innere Überzeugung von dieser Identität, denn es unterscheidet sich von den umgebenden Stücken wie eine Platte geschliffenen Steins von einem aus alten Backsteintrümmern, zerbrochenen Flaschen und Mörtelstaub zusammengerammten Fußboden, in den die Platte eingelassen ist. Und außerdem stimmt dies Schriftstück, wie man bei mikroskopisch genauer Untersuchung feststellt, mit den sicheren und schließlich auch klaren, wenn auch winzig kleinen äußeren Anzeichen überein. Es ist ohne Zweifel Voltaires Werk — wenn jetzt etwas daran gelegen wäre.

[1] Heldengeschichte I. 427, II. 113.
[2] Das. II. 85, 86 (Datum: 16. September).
[3] Das. II. 88.
[4] Das. II. 93—98.

Es ist kein eigentliches Manifest, sondern eine in den Zeitungen veröffentlichte Denkschrift, die der unparteiischen Welt auf eine lesbare kurzgefaßte Weise auseinandersetzt, wie die alte und neueste Geschichte Herstals und die Herstaler Irrungen eigentlich aussehe, und wie chimärisch und „nichtig bis zur äußersten Nichtigkeit (nulles de toute nullité)" die Ansprüche dieses armen Bischofs seien. Voltaire bildet sich viel auf dieses Schriftstück ein[1], prahlt auch damit, wie er „M. de Fénelon", den französischen Gesandten im Haag, abgefertigt habe, „der vorgestern zu mir kam", stutzig über die Herstaler Geschichte, bis ich ihn eines Besseren belehrte[2]. Es ist augenscheinlich, wie hübsch Voltaire sich in den Zeitungen und in diplomatischen Kreisen bemühte, Friedrichs Sache in das rechte Licht zu setzen: so loyal ist er zur Zeit gegen Friedrich und seine Lütticher Sache. Der Unterschied zwischen dem, was seine gleichzeitigen Briefe über den Gegenstand sagen, und dem, was seine spätere Schmähschrift Vie Privée davon erzählt, ist abermals groß.

Die dämmrige, flaue Welt läßt, durch diesen Lütticher Handel wachgerüttelt, ihre Stimme in verschiedenen Tönen vernehmen. In den journalistischen und diplomatischen Kreisen läßt man sich beim Ausbruch der Sache viel darüber aus, und zwar nicht überall in günstigem Tone. „Er hat einen Antimacchiavell geschrieben," sagt der Abbé St. Pierre und sagt sogar Voltaire (in der Schmähschrift, nicht in den gleichzeitigen Briefen), „und er handelt so!"

Allerdings, Monsieur de Voltaire, so handelt er, und alle Welt, ob gut unterrichtet oder schlecht unterrichtet, muß ihre Glossen dazu machen. Im übrigen sind Borcks „zweitausend Beweisgründe" an Ort und Stelle, mit denen Borck höflich, ruhig, aber streng vorgeht. Nach und nach wird sich der Staub schon legen, und die Tatsache wird überall gesehen werden, wie sie wirklich ist.

Was den übermütigen Bischof betrifft, so wendet der sich, als er findet, daß hysterisches Gebaren an Friedrich und Borck nur weggeworfen sei und keine Wirkung auf ihre 2000 triftige Gründe habe, zunächst in schrillem Latein, wovon wir bereits eine kurze Probe gegeben, an den Kaiser, an den Reichstag: „Dero humillimus und fidelissimus Vasallus und gehorsamster Knecht, Georgius Ludovicus; demütig, bescheiden und unaussprechlich im Rechten. War je zuvor ein Mitglied des Heiligen Römischen Reichs so angefahren und an die Kehle gefaßt worden? O steh' ihm bei, mächtiger Kaiser, und befiehl der eisernen Faust, daß sie loslasse[3]!" Der Kaiser tut es, in

[1] Brief an Friedrich ohne Datum, datierbar unmittelbar nach dem 17. September, obwohl die unbesonnenen Editoren ihn gar nicht oder aufs Geratewohl vom „August" datiert haben. Oeuvres de Voltaire (Paris 1818, 40 Bde.) geben den Brief XXXIX. 442 (s. auch das. 453, 463); spätere Herausgeber, sogar Preuß, schlagen den sichereren Weg ein.

[2] Voltaire an Friedrich, „Im Haag, 22. September 1740"; Preuß, Oeuvres XXII. 28.

[3] Heldengeschichte II. 86—116.

schweren lateinischen Reskripten, in mehr als einem deutschen Dehortatorium, von zürnendem, befehlshaberischem und sogar sehr herausforderndem Tone: „Laß Georgius Ludovicus los, törichte rasche junge Liebden (nicht Majestät, denn wir sind die alleinige Majestät), und ich will richten zwischen euch; oder —!“ sagte der Kaiser, indem er seine olympische Perücke gewichtig schüttelte und sein vergoldetes Rohr, das Zepter der Menschheit, auf olympische Weise erhob. Hier sind einige Proben aus seinem zweiten an Friedrich gerichteten Dehortatorium, in abgekürztem Auszuge[1]:

Wir Karl der Sechste, Kaiser von (Titel in Fülle) — — „Unter diesen im Heiligen Römischen Reich fast nicht erhörten, und solch verbotener Thätlichkeiten, welche Wir, Unserm Obrist-Richterlichen Amt nach, durchaus nicht billigen, oder zugeben können .... Diesem nach haben Wir zu Euer Liebden bekannten tiefen Einsicht das Vertrauen, daß Sie selbst großmüthig erkennen werden, wie man dieselbe zu weit verleitet habe, den Anfang Dero Regierung, statt deren in denen Reichsconstitutionen allen, sowohl denen mächtigen als schwächeren Ständen auf eine indispensable Art vorgeschriebene Wege, mit solchen Thathandlungen zu machen, die sowohl innerhalb des Teutschen Vaterlandes, als auch in auswärtigen Reichen ein großes Aufsehen verursachen müssen.

Dahero Wir an Euer Liebden hiermit gesinnen, Uns auch zu Deroselben gänzlich versehen, daß Sie nicht nur Dero in das Lüttichische gezogene Truppen die schleunige Wiederersetzung alles Erpreßten, mithin auch dem General von Borck die Restitution der täglich gezogenen 50 Louisd'or anbefehlen, von der Forderung der 20,000 Thaler abstehen, auch alle übrige Schäden ersetzen, und Dero sämmtliche Militz wieder abführen; sondern auch die mit vorberührtem Bischofen zu Lüttich habende Streitigkeiten durch gütliche, oder rechtliche Wege um so mehr abthun lassen werden, als besagter Bischof nichts sehnlicher wünschet, als Euer Liebden Wohlgewogenheit zu erhalten. Wir erwarten also von Euer Liebden als Churfürsten zu Brandenburg, wie Sie alles dieses, was hierdurch aufgehoben worden, befolget haben, binnen zweier Monate von Verkündigung dieses demnächsten Dero Anzeige, und verbleiben usw. —

Karl.

Gegeben zu Wien, den 4. Octobris 1740.“ Das letzte von Karl VI. je unterzeichnete Dehortatorium. Zwei Wochen darauf aß er zu viele Pilze — und das ergab unermeßliche Resultate!

Dehortatorien hatten ihr Interesse für die diplomatischen Kreise in Berlin und anderwärts, brachten aber nicht die mindeste Wirkung auf Borck oder Friedrich hervor, obgleich Friedrich sich des Kaisers Art und Weise in diesen Dingen merkte und — wie es den Einsichtigen augenscheinlich war — bei sich dachte: „Welch eine Wucht von Perücke auf dem alten Herrn lastet!“ Einem angesehenen kaiserlichen Gesandten, Herrn von Botter, der in diesen Wochen zur Antrittsbegrüßung eintraf, begegnete Friedrich mit Zurücksetzung und ließ ihn kaum zur Audienz zu. Friedrichs Entgegnung auf jenes Dehortatorium hatte fast einen Anstrich von Sarkasmus: Verleitet von schlechten Räten, sagen Kaiserliche Majestät? Kaiserliche Majestät selbst ist es, die, schlecht beraten von „übelgesinnten und gehässigen Gemütern, die aus eigennützigen Absichten das so nötige und vor-

[1] Heldengeschichte II. 127; ein erstes und milderes (das. 73).

nehmste Augenmerk in dieser wie in anderen Sachen, nämlich das Band eines guten Einverständnisses und der Harmonie zwischen Haupt und Gliedern des Reichs unversehrt zu erhalten und soviel als möglich zu befestigen, fast gänzlich aus den Augen setzen und durch allerhand Ratschläge zu vielem Mißtrauen und daraus entstehenden schweren Kollisionen geflissentlich Anlaß und Gelegenheit geben[1]." Eine Ausdrucksweise, die Aufsehen in der Welt erregte. — Eine lange Rechnung ist bereits angelaufen zwischen jenem alten Herrn mit seinen Seckendorffs, Grumbkows, mit seinem schwerfälligen Übermut, seinem Perückenwesen, und diesem jungen Herrn, dem sie fast das Herz gebrochen und seines Vaters Haus verrückt gemacht haben! Borck bleibt auf seinem Posten, die Lieferungen für die Truppen gehen fort und die fünfzig Louisdors täglich für seine Privatkosten. Der Kaiser erhält keine Antwort oder erhält sie in scharfen kurzgefaßten Ausdrücken (mit Anspielung auf „daraus entstehende schwere Kollisionen"). Eine Antwort, die fast schlimmer ist als keine.

Die Leser sehen wohl so gut wie Friedrich ein, wie dieser Handel ablaufen muß — wir wollen ihn hier gleich zu Ende führen, ehe wir Sr. Majestät nach Berlin folgen. Der arme Bischof hatte Frankreich um Hilfe angerufen — und Fénelon sprach mit Voltaire davon, falls das ein Resultat zu nennen ist. Er rief auf gleiche Weise die Holländer an, ohne irgendein verspürbares Resultat. Nirgendwo, außer beim Kaiser, ist auch nur ein Dehortatorium zu erwirken. Da sieht der einst übermütige, nun umsonst Hilfe suchende Bischof klar ein, daß ihm nur ein Weg übrigbleibt — der Weg, der ihm bereits seit Jahren weit offenstand, den ihn aber sein Hochmut nicht sehen ließ. Ehe drei Wochen verstrichen, schickt er, da Dehortatorien keinen Eindruck machten, Gesandte, Entschuldigungen, Vorschläge zur Güte nach Berlin[2]: „Möchte es Ew. Majestät nicht etwa genehm sein, dies Herstal zu verkaufen, wie Ihr hochseliger Herr Vater einmal willens war?" —

Friedrich antwortet unverzüglich: „Ja freilich! Zahlt mir den Preis, wofür es bereits einmal angeboten war: 100 000 Taler plus gehabte Unkosten. Das wären 150 000 Taler, außer dem, was euch der General Borck an Verpflegung gekostet hat. Ferner kommt noch hinzu jene lumpige alte, klar erwiesene, noch immer unbezahlte Schuld: 60 000 Taler, die uns von dem Bistum Lüttich seit dem Utrechter Vertrag gutstehen, 60 000, und wir wollen keine Zinsen dafür anrechnen: das macht alles zusammen 210 000 Taler, statt der alten Summe, für die ihr es hättet haben können. Erlegt das Geld und nehmt Herstal und all den Staub, der daraus aufgestiegen, mit euch heim[3]." Der Bischof willigt dankbar

[1] Heldengeschichte II. 139.
[2] Seine Gesandten kamen am 28. September an, noch ehe der Termin des letzten Dehortatoriums um war. Das Geschäft ward abgeschlossen am 20. Oktober (Rödenbeck in diebus).
[3] Heldengeschichte I. 432.

in alles, die Unterhaltung ist schnell beendigt („20. Oktober", das schließliche Datum): der Bischof hat zwar nicht soviel Bargeld zur Hand; will aber hergeben, was er hat, und 4 Prozent Zinsen zahlen, bis das Ganze abgetragen ist. Seine Bevollmächtigten „erhalten goldene Dosen" und kehren sauersüß heim.

Und somit ist etwa sechs Wochen nach Borcks Ankunft in jener Gegend seine Funktion beendigt. Der Lärm der Zeitungen und diplomatischen Kreise legt sich wieder, und das einmal wegen König Pipin und dann wieder wegen König Friedrich viel genannte Herstal verfällt endlich in hoffentlich dauernde Dunkelheit. Roucoux, das ganz nahe dabei liegt, wird in wenigen Jahren ein Schlachtfeld — und Denkwürdigkeiten hängen in dieser Welt viel vom Zufall ab.

## Sechstes Kapitel / Friedrich kehrt über Hannover heim, besucht aber seinen königlichen Onkel dort nicht

Friedrich verwendete zehn Tage auf die von mehreren Aufenthalten unterbrochene Heimreise. Er hielt in Minden und Magdeburg Inspektion und hatte noch andere Geschäfte zu erledigen. Die alten Zeitungen sind durch die Herstaler Affäre aufmerksamer auf ihn geworden und sind es noch, namentlich die englischen Zeitungen, die der Ansicht sind, daß zwischen dem großen Georg, ihrem Könige, und ihm Liebeszwiste stattfinden. So bringen sie dem alten Londoner Publikum folgende in allen Teilen zutreffende Nachricht: „Briefe aus Hannover melden, daß der König von Preußen am 16. dieses n. S. auf seiner Rückreise nach Berlin nahe an erstgenannter Stadt vorbeikam, aber nicht in Herrnhausen anhielt" — wovon man bei uns jüngst soviel gehofft und erwartet hatte[1]. Über diese Tatsache scheint der verschollene Redakteur ein paar Tage zu brüten. Darauf öffnet er zum zweitenmal die Lippen und spricht (teilweise mit gesperrter Schrift) bedeutsam zum Publikum: „Briefe aus Hannover berichten, daß die erwartete Zusammenkunft zwischen Seiner Majestät und dem König von Preußen gewisser P r i v a t u r s a c h e n wegen, die unser Korrespondent unseren Mutmaßungen überläßt, nicht stattfand!"

Es ist wohlbekannt, daß Friedrich seinen kleinen Onkel weder damals noch überhaupt jemals liebte und sein kleiner Onkel ihn noch weniger: „Was ist dies Preußen, das immer höher neben uns emporsteigt, wie wenn es sogar auf gleiche Stufe mit uns selber kommen wollte!" denkt der kleine Onkel bei sich. Gegenwärtig waltet kein Streit zwischen ihnen; im Gegenteil, wir sahen ja, wie sie beide recht gut fähig sind, einander zu helfen — und sie erkennen das auch selbst. Wird aber die Zusammenkunft dazu beitragen, dies nützliche Ergebnis zu fördern. Friedrich mochte in den Pausen, die ihm das Fieber und der Herstaler Handel gönnen, zu einer weisen Verneinung gekommen sein. „Unser erhabener kleiner Onkel mit dem wächsernen Teint, mit den stolz starrenden Fischaugen hat keinen Geist in sich, nicht viel Verstand, aber sehr viel Stolz — er steht schrecklich steif

[1] Daily Post, 22. September 1740; andere Londoner Zeitungen vom 31. Juli ab.

aufrecht, das Hosenbandbein vorgestreckt, wenn man ihn besucht, und seine Bemerkungen sind nicht von unterhaltender Natur. Laß ihn lieber dort stehen, ihm mögen Truchseß und Bielfeld, bei diesem Drang der Geschäfte, bei diesem Fieber, das uns noch plagt, genügen." Daraus ziehen denn langweilige alte Zeitungen, damalige Eulen der Minerva, ihre Folgerungen. Für uns aber ist nur bemerkenswert, daß Friedrich bei dieser Gelegenheit eine viertel oder eine halbe Meile an seinem Onkel vorüberreist, ohne ihn zu sehen, und sein Lebtag keine zweite Gelegenheit dazu hatte. Er sah den erhabenen kleinen Mann niemals und kam ihm nie wieder so nahe.

Ich glaube, Friedrich weiß wenig von den Schwierigkeiten, die sich in dieser Zeit um seinen Onkel häufen; und er hat zu wenig Nachsicht mit dem zaudernden Verhalten eines Mannes mit Augen à fleur-de-tête. Auch die modernen Leser haben Jenkins' Ohr vergessen. Erst nach langem Forschen fängt man an, die außergewöhnlichen Unergründlichkeiten einzusehen, die jenes Phänomen für die arme englische Nation und ihren armen Georg II. hatte.

Die Engländer entsandten voriges Jahr eine recht kleine Kriegsflotte, „sechs Linienschiffe", nicht mehr als sechs, unter Vernon, einem feurigen Admiral, der auch ein wenig zu feurigen Reden im Parlamente geneigt ist. Diese fuhren nach Porto-Bello auf dem spanischen Festlande von Südamerika, beschossen und bestürmten Porto-Bello so gewaltig, daß der arme Ort bald der Zerstörung nahe war, und zwangen ihn, sich mit allem, was er an Schiffen, Besatzung, Gütern und Hilfsquellen enthielt, dem feurigen Vernon auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Er zeigt sich einem flehenden Feind gegenüber nicht unversöhnlich. Gewiß, man demütige die Übermütigen, sei dann aber barmherzig gegen sie, sagen die bewundernden Zeitungsschreiber. „Sogar jenes Ungetüm selber, das Mr. Jenkins' Ohr abriß, wurde ergriffen" (das Ungetüm oder sogar drei oder vier verschiedene Ungetüme, deren jedes es getan haben soll, da das „ward ergriffen", wie der Leser sieht, mythisch ist) „und dachte natürlich, daß es mit ihm aus sei; aber die Unserigen verziehen ihm großmütig, ließen großmütig den Kerl laufen[1]; es war ihnen unmöglich, einen Hund kaltblütig zu erschießen."

Darauf kehrte Vernon siegreich heim, und es brach ein solches Frohlocken über dies Nichts aus, daß man heute mit Staunen daran denkt. Wäre der Xanthippe eigener Thalamus und ihre Schatzkammer plötzlich eines Nachts mit glühenden Kugeln beschossen, Madrid in Asche gelegt oder des Kindes Carlos Apanage aus der Welt getilgt worden, so hätte der englische Jubel kaum größer sein können (das beweisen die Porto-Bellos, neue Ortschaften dieses Namens, die sie noch haben). Und in der Tat hätte man die Zahl der Teerfässer, die verbrannt, der Bierfässer, die aus-

[1] Gentleman's Magazine X, 124, 145 (das Datum der Begebenheit ist 3. Dezember n. S. 1739).

getrunken wurden, und die ganze Menge des bei den Illuminationen und Munizipalitätsfesten verbrauchten Dochtes und Talgs genau ermittelt, so hätte man vielleicht Porto-Bello in seinem blühendsten Zustand ohne weiteres dafür kaufen können. Sie sind doch ein absonderliches Volk, die Engländer, wenn sie aus ihrer Stockung aufgerüttelt werden, und es ist ihnen sehr ernst mit diesem spanischen Kriege.

Es heißt, es bereite sich jetzt eine andere, viel großartigere Expedition vor, die diesmal sowohl Land- als Seemacht umfassen und für das spanische Amerika bestimmt sein soll. Aber davon wollen wir vorerst noch nicht reden. Genug, der spanische Krieg ist jenen alten Engländern eine gar ernsthafte und furchtbare Angelegenheit. Uns aber glimmt er, nach gezwungenem Studium, nur wie ein weitferner Brand mit einer gewissen düsteren Bedeutsamkeit aus der damaligen Nacht der Dinge hervor — einer Nacht, die im übrigen auf die heutige Menschheit finster und einschläfernd wirkt. Da die britannische Majestät und seine Walpoles von Haus aus gegen diesen spanischen Krieg waren, so ist das Problem um so bedrohlicher, und das, was möglicherweise sonst noch daran hängt, beschwert das königliche Gemüt nur um so mehr.

Da existiert zum Beispiel bekanntlich ein gewisser Familienkontrakt oder eine Verbrüderung der französischen und spanischen Bourbonen. Politiker fragen sich mit Beben: „Wie wollen die Franzosen sich von diesem Kriege fernhalten, wenn er länger andauert? Und in diesem Falle, wie wollen Österreich und Europa überhaupt sich fernhalten? Jenkins' Ohr wird vielleicht das ganze Universum, nicht bloß das spanische Amerika in Brand setzen — dann stecken wir schön in der Klemme!" Die britannische Majestät erwägt: wenn Frankreich Krieg mit ihm anfängt, wird der erste Stoß vermutlich gegen den zugänglichsten und bei weitem empfindlichsten Teil geführt werden — gegen unser kurfürstliches Gebiet nämlich, wo kein Parlament uns behelligt, gegen unser geliebtes Geburtsland Hannover. Ist es da nicht äußerst interessant, zu wissen, was Friedrich von Preußen in solchem Falle tun würde?

Allerdings mochte es für König Georg am vorteilhaftesten gewesen sein, mit Friedrich abzuschließen, Jülich und Berg zu garantieren und Friedrich auf diese Weise dahin zu bringen, daß er sich zwischen Frankreich und Hannover stelle, während Georg, mit einem England in solcher Stimmung im Rücken, sich gänzlich dem spanischen Kriege hingeben könne, was den Seinen gegenwärtig allein not tut. Dann aber gibt es auch wieder folgende Erwägungen: „Was ist dieser Friedrich, der soeben in der Welt aufgetreten ist? Was für eigentliche Streitkraft besitzt er nach all dem lächerlichen Drillen und Werben, mit dem sich Friedrich Wilhelm abgegeben hat? Kann man ihm trauen; ist nicht vielleicht von alters her seine Neigung mehr Frankreich zugewendet? Und was wird der Kaiser dazu sagen?" Das sind verwickelte Fragen für eine britannische Majestät! Nicht

oft ist ein so unlösbarer Wirrwarr von Möglichkeiten dagewesen, gefährlich anzurühren, gefährlich auf sich beruhen zu lassen — und das Verhalten Seiner britannischen Majestät ist sehr langsam und widerspruchsvoll, wird mit jedem Jahr bei den hinzukommenden neuen Verwickelungen noch schlimmer und meinen Lesern und mir zum Überdruß. Denn man beachte folgende gleichzeitige Tatsache: Während dieser ganzen Zeit ermahnt Robinson in Wien die Kaiserliche Majestät, der alten Marlboroughschen Tage und der Naturordnung zu gedenken und sich im schlimmsten Fall für uns gegen Frankreich zu erklären. Welche Zumutung! Kaiserliche Majestät hat kein Geld; Kaiserliche Majestät gedenkt eher neuerer Tage und seines eigenen jüngsten Streites mit Frankreich (in Sachen der polnischen Wahl), in welchem die Seemächte grausam neutral geblieben sind! Ein Trost, und so ziemlich nur dieser einzige, ist einem beinahe bankerotten kaiserlichen Herzen übriggeblieben — nämlich, daß Frankreich jedenfalls die pragmatische Sanktion bestätigt hat und aus einem Feind ein Freund dieser unschätzbaren Urkunde geworden ist — wenn man es nur zufrieden läßt. „Lassen wir es dabei," sagt der traurige Kaiser, bankerott an Herz wie an Börse, „habe ich doch die pragmatische gerettet und Fleury zu deren Garantie bewogen. Ich will Wildschweine jagen und nicht mehr auf Schatten ausziehen: verschont mich mit solchen Zumutungen!" Und nun dieser Herstaler Vorfall — stehen nicht kaiserliche, vielleicht gar scharfe Dehortatorien zu erwarten? Einen hoffnungsloseren Antrag als diesen hat die britannische Majestät niemals dem Kaiser gemacht. Aber man beharrt darauf, befiehlt Robinson zu beharren; klopft an die österreichische Tür mit einer Hand, an die preußische oder antiösterreichische mit der anderen und starrt mit jenen stolzen Fischaugen in ein Meer von Gefahren, Möglichkeiten und Ungemach hinein. Es ist doch recht ermüdend, das alles zu erwägen; wäre man nur nicht dazu verpflichtet.

Hier zwei Auszüge aus einer wunderlichen, noch ungedruckten Konstitutionellen Geschichte von England, die ich den Leser mit Hinsicht auf manches Kommende mit sich zu nehmen bitte:

1. Ein gerechter Krieg. — „Dieser Krieg, über den die Nachwelt als den ‚Krieg um Jenkins' Ohr' spottet, war, genau besehen, ein unerläßlich notwendiger. Die dunkel fühlenden, vielfach wirregemachten Engländer hatten, von ihrem tiefsten Instinkt angetrieben, auf eine chaotische unartikulierte Weise recht, ihn als ein Himmelsgebot zu betrachten. Denn in einem gewissen Sinne war er dies, wie es sich nach und nach zeigen wird. Vielleicht hat es seit der großen Reformationsstreitfrage unter Oliver Cromwell und Elisabeth für dieses arme englische Volk (das durch die Schwere des Sinnes, der in ihm liegt, im wesentlichen stumm, unartikuliert ist, trotz des Geschwätzes, das man zu gewissen Epochen von ihm hört) keine gültigere Kriegsfrage gegeben. Der verhängnisvolle und doch zugleich närrische Umstand dabei war: seine konstitutionellen Hauptleute, namentlich sein König, wollten und konnten das nicht einsehen, sondern mußten durch die öffentliche Wut gewaltsam in den Krieg gedrängt werden, da keine andere Methode half.

Ich sage, ein höchst notwendiger, obgleich höchst albern aussehender Krieg. Das

war das Verhängnisvolle dabei. Angefangen, fortgeführt, beendigt, wie von einem Volke im Zustande des Nachtwandelns! Ein konfuseres Zuwerkegehen hat es wohl niemals gegeben. Ein gesetztes, gemäßigtes Volk in schwerem Schlaf — (und stark schnarchend, unartikuliert stöhnend und mit konstitutionellen und anderen Verdauungsschwierigkeiten kämpfend, man horche nur auf das Getöse ihrer verschollenen Pamphlete und Parlamentsreden) — jedoch ein ehrliches Volk, mit einem lebendigen Gefühle für jedes Gebot vom Himmel, das durch seine dicke Haut in sein starkes hartnäckiges Herz eindringen konnte. Solch ein Gebot war damals und unter den gegebenen Umständen jene Mahnung wegen Jenkins' Ohr. Durch deren Stachel geweckt, sprang es heftig aus dem Bette zu mühsamem Nachtwandeln, und wandelte mehr denn zwanzig Jahre kletternd und zuckend weitumher am jähen Rand von Abgründen, über Giebel, Dächer und schreckliche Brüstungen, in dunkler Erfüllung des besagten Himmelsgebotes. Nach meiner Rechnung wurde dieser Krieg, obgleich Pausen und mehr als ein Friedensvertrag dazwischenlagen und obgleich er verschiedene Namen trug, erst 1763 beendet. Dann fand die arme englische Nation allmählich, daß es ihr (nach tausendfältigen Kosten und Lebensgefahr) wirklich gelungen war — kraft fürchterlicher Anstrengungen im Schlafe. Dies wird sich später besser herausstellen und mag dem betrübten englischen Leser bei dem traurigen Betrachten eines solchen Nachtwandelns seiner armen Vorfahren eine Art von Trost sein."

2. Zwei Schwierigkeiten. — „In dieser komischen Tragödie begegnen uns zwei große Schwierigkeiten, von denen die Engländer bisher nur eine, und zwar nicht die schlimmste kennen. Die erste Schwierigkeit, die schlimmere, die die Engländer in all ihren nun bevorstehenden Kriegen zum Erstaunen begleitet, ist die, daß ihr Fechtapparat, obschon von gutem Material, nicht fechten kann — weil er in einem unorganischen Zustande ist. Ein Zweig namentlich, der, den sie den ‚militärischen' zu nennen belieben, die Landarmee, ist (und zwar auf eine ruhigherkömmliche Weise seit langem schon) so gut wie ganz chaotisch. Mit dem andern Zweig, der Flotte, steht es anders, was bei ihnen gleichfalls herkömmlich ist. Den Engländern ist es fast angeboren, daß sie auf Schiffen segeln und fechten können; sie können es kaum lassen. Zahllose Seeleute wachsen unter ihnen auf; sie sind in den Ozean gepflanzt, der reiche stürmische Neptun herzt sie in all seinen Launen immerdar. Da sie aber von Natur ein stummes, vielüberlegendes, herzhaftes, wahrhaftiges und tapferes Volk sind, so tun sie sich in derjenigen Lebensbahn hervor, die dergleichen Eigenschaften besonders erfordert. Ohne viel dafür zu sorgen, haben sie zahllose Seeleute von der besten Eigenschaft. Die Engländer besitzen auch, wie seltsam dies auch dem oberflächlichen Beobachter vorkommen mag, eine große Organisationsgabe (ihre Arkwrights[1] und andere beweisen es). Diese Gabe zu üben bietet sich ihnen im Seeleben mehr als irgendwo anders die beste Gelegenheit. Denn eine Schiffsmannschaft oder selbst eine Flotte bildet, ganz anders als etwa eine Landarmee, eine selbständige Einheit, ihr Los ist nur von der eigenen Führung abhängig, und sie steht überdies, wie keine Landarmee, unter Leitung eines einzigen Mannes — der (wie man annehmen kann, weil er ein Engländer ist) von altersher gerade ein organisierender Mann ist, und dem allezeit daran liegen muß, das, was bereits gut organisiert ist, zu kennen und fortzuführen. Denn du bist bis zu einem beispiellosen Grade in Berührung mit dem Wahrhaftigen, wenn du dich auf den Ozean begibst mit der Absicht, darauf zu segeln, wieviel mehr erst darauf zu kämpfen — bodenlose Vernichtung wütet unter dir und auf allen Seiten; sie wird dich ereilen, wenn du, einerlei aus welcher Ursache, die Methoden vernachlässigst, die ihn bändigen und ihn zwingen, dich zu deinem Ziele zu tragen.

Die englische Flotte ist zu jener Zeit in ziemlich guter Verfassung. Was aber das englische Heer betrifft, so darf man sagen, daß es, im umgekehrten Sinne, das Wunder

[1] Sir Richard Arkwright, der Begründer der Baumwollmanufaktur-Industrie, ursprünglich ein Barbier. D. Übers.

der Welt ist. Nie zuvor sind unter den vernünftigen Söhnen Adams Heere unter solchen Bedingungen ausgesandt worden — nämlich ohne General oder mit keinem sachverständigen General. Die Engländer haben eine Idee, daß Generalität nicht nötig sei, daß Kriegführen sich von Natur lerne wie das Essen, daß Kriegführen nicht eine Kunst sei wie Schachspielen, wie das Finden der geographischen Länge oder das Meistern der Differentialrechnung (und zwar eine weit tiefere Kunst als irgendeins von diesen). Daß mutige Soldaten, angeführt von einer mutigen hölzernen Stange mit Militärhut darauf, genügen. Eine undurchdringlichere Einfalt ist mir bei keinem Volke in der Welt vorgekommen. Das ist die erste Schwierigkeit — von der das englische Volk, das in bezug auf gewisse Gegenstände großer Blindheit fähig ist, noch gar keine Ahnung hat.

Die zweite Schwierigkeit ist die, daß es ihrem Ministerium, das sie in den Krieg hineinzwingen müssen, vielleicht nicht so recht Ernst damit ist. Vielleicht sogar fehlt es ihm unter obigen Umständen gänzlich an Einsicht. Der zweiten Schwierigkeit könnte abgeholfen werden, wenn die erste nicht vorhanden wäre. Aber die Führung eines Krieges ist ebenfalls eine Sache, die einem Menschen nicht von selbst kommt, wie das Essen. — Diese zweite Schwierigkeit, nämlich der Verdacht, daß es Walpole und vielleicht noch höheren Häuptern an dem rechten Eifer fehle, macht Sr. britannischen Majestät unendliche Sorge."

Da steht er denn, das Hosenbandbein vorgestreckt, in ein beträchtliches Meer von Ungemach erhaben hineinblickend — an jenem Tage, da Friedrich vorbeifuhr, Freitag, den 16. September 1740, worauf er ihm niemals wieder so nahe kam.

Das nächste Geschäft für Friedrich war ein Besuch auf der Durchreise bei den Verwandten in Braunschweig, wo ebenfalls ein wichtiger kleiner Akt zu verrichten war: die Verlobung des jungen Prinzen August Wilhelm, mutmaßlichen Erben, den wir in Straßburg sahen, mit einer Prinzessin jenes Hauses, Luise Amalie, der jüngeren Schwester von Friedrichs Königin. Eine bescheidene hoffnungsvolle Partie, die sich auch recht gut bewährte — obgleich der junge Prinz, Stammvater der seitdem herrschenden Könige, in anderen Dingen nicht allzu glücklich war[1]. Darauf folgt die Musterung in Magdeburg, und am 24. kommt er heim, um da zu „arbeiten wie ein Türke oder wie ein Jordan" — wie wir längst gelesen haben.

[1] Die Verlobung geschah am 20. September 1740, die Hochzeit 5. Januar 1742 (Buchholz I. 207).

## Siebentes Kapitel / Friedrich zieht sich nach Rheinsberg zurück und hofft auf einen friedlichen Winter

Aus diesem Herstaler Zeichen, das nun und während des kommenden Monats hell aufflammt, läßt sich entnehmen, daß der junge König von Preußen, und zwar nötigenfalls sehr entschieden, auf eigenen Füßen zu stehen gedenkt und sich keineswegs wie sein Vater im kaiserlichen Geschirr herumführen lassen will. So daß ein dämmeriges Publikum (Herrenhausen ganz besonders) und die Zeitungseulen der Minerva Neues erwarten dürfen. Gar kein Zweifel wird darüber noch herrschen, wenn erst jene Spatenarbeit im Weseler Land ans Licht kommen wird. Es ist insgeheim sicher (wenn auch die Zeitungen noch im ungewissen darüber sind, bis sie erst die Spaten wirklich arbeiten sehen), daß dieser neue König beabsichtigt, seine Rechte auf Berg-Jülich geltend zu machen, und daß er, sowie nur der alte Kurpfalz seine Augen schließt, mit seinen eisernen Ladestöcken dort erscheinen wird — Frankreich und der Kaiser mögen dazu sagen, was sie wollen. Es werden in der Tat bereits an passendem Orte, „bei Büderich, Wesel gegenüber", gewisse Wallarbeiten für ein verschanztes Lager vorgenommen — „bloß für Paradezwecke", sagen die Zeitungen, mit gesperrter Schrift. Hier, so hat Friedrich bei sich beschlossen, soll ein preußisches Heer von gehöriger Stärke (es könnte nötigenfalls nahe an 100 000 Mann stark sein) erscheinen, sobald der alte Kurpfalz abgeht, falls man dies Ereignis erlebt[1]. Frankreich und der Kaiser werden sich vermutlich das Büdericher Phänomen erst genau ansehen, ehe sie sich einmischen.

Seine Arbeit wie ein König zu tun und keine Gefahr und keine Mühe dabei zu scheuen, sei die Arbeit auch noch so schwer, ist Friedrichs Regel und Absicht. Nichtsdestoweniger ist es klar, daß er erwartet, er werde sich eher in friedlichen als in kriegerischen Leistungen groß erweisen. Daher ist zur Zeit sein Streben im wesentlichen auf Rheinsberg und die schönen Künste gerichtet. Seine öffentliche Tätigkeit wird jetzt als „ungeheuerlich" beschrieben, obgleich das Fieber ihn noch immer schüttelt. Da ist

[1] Stenzel IV. 61.

ein Bauen, Einrichten und Anordnen: Opernhaus, französisches Theater, Palast für seine Mutter sollen erstehen — tagtäglich hat Redakteur Formey allerlei zu berichten, obgleich wir uns in diesen Dingen, außer bei besonderer Veranlassung, Schweigen zur Regel gemacht haben.

Ohne Zweifel ist das Fieberleiden auch keine Kleinigkeit. So ein ärgerliches lumpiges Ding mitten in dem frischen Strudel öffentlicher und anderer Tätigkeit, das er jedoch trotzdem zu bemeistern versteht, ungeduldig, es loszuwerden. Aber es will nicht weichen: pünktlich ist es jedesmal an seinem „vierten Tage" wieder da — wie ein knurrender Straßenhund im hohen Ballsaal und im Arbeitszimmer. „Er trinkt Pyrmonter Wasser", hat sich selber Chinin, ein eben aufgekommenes Mittel, verordnet, aber die Ärzte schütteln die Köpfe dazu. Er hat es mit kurzen, allzu kurzen Abstechern nach Rheinsberg versucht und gedenkt demnächst für einen längeren Landaufenthalt dahin zu gehen, um dort glücklich zu sein und sein Fieber loszuwerden. Das Fieber verging wirklich — und zwar durch ein Mittel, das die ganze Welt in Erstaunen setzte, wie man sehen wird!

## Wilhelmines Gegenbesuch.

Am Montag, dem 17. Oktober, kamen die Bayreuther Gäste; Wilhelmine sehr bewegt und bebend vor Freude und Wehmut, ihren Bruder, ihre alten Verwandten und die veränderte Szene der Dinge wiederzusehen. Die arme Frau, sie ist sichtbar bewegter als gewöhnlich, und ihre Erzählung schwebt, nicht nur in Daten, sondern in namhafteren Punkten, arg im ungewissen, weil innere Aufregung und bebende, schrillende Gefühle sie hin und her schütteln und dabei in ihrem Gedächtnis alles auf den Kopf stellen. Wie die Magnetnadel bewegt, aber beständig (agité mais constante). Nichts kann treuer sein. Sie zeigt ewig nach dem Pol. Aber was macht sie nicht auch für sonderbare Schwingungen, wie prallt sie zitternd ab in tollen Stößen, wenn man ihr das lumpigste Stückchen Eisen in die Nähe bringt (— wenn ihr das lumpigste Geklatsch über diesen geliebten Bruder nahekommt!). Der Bruder, wollen wir hoffen, fährt schweigend fort, der Pol zu sein, so daß die Nadel allezeit wieder zurückkehrt, sonst würde auch alles zugrunde gehen. Hier, in abgekürzter und zum Teil berichtigter Form, sind die von ihr wahrgenommenen Erscheinungen:

„Wir kamen Ende Oktober" (Montag, den 17., wie oben gemeldet) „in Berlin an. Meine jüngeren Brüder, gefolgt von den Prinzen von Geblüt und dem ganzen Hofe, empfingen uns am Fuße der Treppe. Man führte mich auf mein Zimmer, wo ich die regierende Königin, meine Schwestern" (Ulrike, Amalie) „und die Prinzessinnen" (von Geblüt, wie oben, Schwedt und die übrigen) „traf. Hier hörte ich mit Betrübnis, daß der König am Tertianfieber krank sei" (Quartan, aber das mag hingehen). „Er ließ mir sagen, daß er, weil er gerade seinen Anfall habe, mich nicht sehen könne, aber morgen auf das Vergnügen rechne. Als die ersten Begrüßungen vorüber waren, begab ich mich zur Königinmutter. Der düstere melancholische Anblick hier ergriff mich.

Die Zimmer waren schwarz verhangen, alles noch in tiefer Trauer um meinen Vater. Ich fühlte den Schmerz in mir sich erneuen. Die Natur hat ihre Rechte, und ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich beinahe in meinem ganzen Leben nicht so bewegt gewesen bin wie bei dieser Veranlassung." Die Unterredung mit Mama — wir können sie uns denken — „war äußerst rührend". Wilhelmine war acht Jahre fern gewesen. Sie kennt kaum die jüngeren Geschwister wieder, die alle so gewachsen sind, findet gar vieles verändert und sieht, daß die Zeit, wie immer, geschäftig gewesen ist. Die Tischgesellschaft bestand an jenem Abend nur aus der Familie.

Ihres Bruders Bewillkommnung am folgenden Morgen fand sie, wenn auch hinlänglich warm, so doch der Aufrichtigkeit und allerlei anderer Dinge ermangelnd, da nun einmal ein Bruder, der bis an den Hals in Geschäften steckt und eben von einem Fieberanfall aufsteht, nicht gerade im vorteilhaftesten Lichte erscheint. Wilhelmine bemerkte zwar, wie schlecht er aussah, so abgemagert und entkräftet in diesen letzten zwei Monaten, scheint die Folgen für Friedrichs Benehmen nicht weiter in Betracht gezogen zu haben. Ja, sie muß sich während des Berichtes über diesen Besuch, nicht beim Besuche selber wollen wir hoffen, in einem hohen Grade von magnetischer Abweichung befunden haben — es ist fast der höchste Grad, der in diesen berühmten Denkwürdigkeiten vorkommt: so gewaltig ist hier der Tumult in ihren gänzlich durcheinandergeworfenen Angaben, so verschieden sind die noch zu ermittelnden Tatsachen von diesen auf den Kopf gestellten Schilderungen, die sie vier Jahre später (1744) hingeworfen hat. Sie ist die treueste Magnetnadel, aber überaus empfindlich, wenn fremdes Eisen ihr nahe kommt!

Wilhelmine ward von einem unparteiischen Berliner Publikum, das heißt Hofpublikum, mit Ehren überhäuft, „aber wegen der herrschenden Trauer war der Hof nicht glänzend. Die Königinmutter sah wenig Gesellschaft und war in tiefen Schmerz versunken, hatte nicht den geringsten Einfluß auf die Geschäfte, so eifersüchtig war der neue König auf seine Autorität — zur Verwunderung der Königinmutter", sagt Wilhelmine. Im übrigen wird er als König „recht populär werden" (oder wir bilden es uns in unserer magnetischen Abweichung so ein, zumal da wir nach dem Gerede der Cliquen urteilen); „es herrscht eine allgemeine Unzufriedenheit am Hofe. Mit der Liebe seiner Untertanen ist es so ziemlich vorbei; die Leute sprechen sich scharf über ihn aus" (in gewissen Cliquen). „Er bekümmere sich nicht um jene, die ihm als Kronprinz beigestanden haben, sagen einige, andere klagen über seinen Geiz" (will heißen: nie ruhende Überwachung der Ausgaben), „der den des vorigen Königs noch übersteigen soll. Dieser klagt über sein hitziges Gemüt, jener über seinen Argwohn, über sein Mißtrauen, seinen Stolz, seine Verstellung" (will heißen: höfliche Undurchdringlichkeit, wo er es für gut befand). Verschiedene Umstände aus Wilhelmines eigener Erfahrung nötigen sie, dem Gerede in diesen Punkten zuzustimmen. „Ich würde mit ihm darüber gesprochen haben, hätten mein Bruder von Preußen" (der letzthin verlobte junge August Wilhelm) „und die regierende Königin mir nicht davon abgeraten. Weiter unten will ich die Aufklärung über all dies geben" — sie hat sie nirgendswo gegeben. „Ich ersuche diejenigen, die dereinst diese Denkwürdigkeiten lesen, ihr Urteil über den Charakter dieses großen Fürsten aufzuschieben, bis ich ihn entwickelt habe [1]." O meine Prinzessin, Sie sind treu und licht, aber Ihre Stimme ist ein wenig zu schrill, und ich bewundere die Wirkung atmosphärischer Elektrizität, ganz zu schweigen von der Wirkung benachbarter Trödelbuden oder lumpiger Stückchen alten Eisens auf eine der feinsten Magnetnadeln, die je geschaffen und in zitternde Schwingung versetzt worden sind.

Wilhelmine ist der bewußten Unwahrheit unfähig, und darum ist dieser ihr Eindruck oder ihre Erinnerung bei aller Übertreibung auch so weit berechtigt, als Zeugnis vernommen zu werden. Aus dieser und aus anderen

[1] Wilhelmine II. 326.

Quellen wird der Leser entnehmen, daß es nicht an Mißvergnügten fehlte und daß König Friedrich nicht gegen jedermann zu dieser Zeit liebenswürdig war — er ist es in der Tat zu keiner Zeit je gewesen. Er mußte König sein. Das war der Beruf, dem er folgte, nicht dem ganz anderen, sich gegen alle Welt liebenswürdig zu zeigen. Liebenswürdigkeit ist gut, meine Prinzessin, aber es entsteht die Frage: „gegen wen? — etwa gegen den jungen Herrn, der sich kürzlich in Löbegun erhenkte?" Es gibt junge Herren und alte, mitunter in beträchtlicher Anzahl, von denen man gehaßt und ganz und gar nicht liebenswürdig befunden werden muß, wenn man seine Pflicht als ein König über Menschen (oder selbst als ein König über nur einen Menschen und seine Angelegenheiten — wenn darin das ganze Königreich besteht) erfüllen will! Das ist die strenge Wahrheit, die Wilhelmine und andere allzusehr vergessen haben. Und ferner, muß nicht die Liebenswürdigkeit darunter leiden, ja, ganz ersterben, daß man verpflichtet ist, sein Inneres *nicht* mitzuteilen, sondern fortwährend das genaue Gegenteil zu tun? Es ist zweifelhaft, ob ein guter König überhaupt liebenswürdig sein kann; sicherlich kann er es nur in den edelsten Zeitläuften und dann nur gegen wenige Auserlesene. Ich möchte vermuten, Friedrich wurde zu keiner Zeit so recht geliebt, nicht einmal von denen, die ihm am nächsten standen. Er war von schnellem, entschiedenem Wesen, von fester, gedrängter Natur, hatte nichts von seines Vaters Fülle und Einfalt des Gemütes an sich, nichts, womit sich spielen und tändeln läßt. Ein empfindsames, warm fühlendes Gemüt von außerordentlicher Lebendigkeit läßt sich klar an ihm erkennen; aber er trägt es unter seinem glatten Panzer und ist äußerlich ein strahlender, aber metallener Gegenstand für die Menschheit. Merken wir uns das, wenn wir ihn studieren, und danken wir Wilhelminen dafür, daß sie uns, wenn auch auf ihre schiefe Weise, auf diese Dinge hinweist. — Wilhelmines Liebe für ihren Bruder stieg in den kommenden Jahren zu einer wahrhaft heroischen Höhe und war am höchsten, als sie starb. Jene Fortsetzung ihrer *Denkwürdigkeiten*, worin sie ihres Bruders Charakter entwickeln will, wurde nie geschrieben: man hat in neuerer Zeit danach gesucht, und wenige unbedeutende Seiten, die nur den Beweis erbringen, daß weiter nichts da ist oder da war, sind alles, was sich gefunden hat[1].

Sie war unfähig der vorsätzlichen Unwahrheit, sagen wir. Aber die offenkundigen Tatsachen, für die man nach einigem Suchen reichlich Belege findet, sind die folgenden:

Friedrich bewillkommnete Wilhelmine mit der Aufrichtigkeit, die er eben fühlen mochte, am Morgen nach ihrer Ankunft, sprach von Rheinsberg, von Landluft, Ruhe, und wie angenehm es da sein würde; begab sich tags

[1] Pertz, *Über die Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Bayreuth* (Vorlesung, gehalten in der Akademie der Wissenschaften, Berlin, 25. April 1850).

darauf, nachdem er endlich seine Geschäfte erledigt hatte, nach Rheinsberg, wohin ihm nach zwei Tagen Wilhelmine mit der regierenden Königin und anderen angenehmen Leuten in der Hoffnung auf einen langen und angenehmen Landaufenthalt folgten. Und diese Hoffnung ging, sogar für Wilhelmine, so ziemlich in Erfüllung, obschon allerdings unerwartete Unterbrechungen eintraten, an denen Friedrich nicht schuld war.

### Unerwartete Neuigkeit in Rheinsberg.

Friedrichs Beschäftigungen und geplante Eroberungen sind vorläufig von friedlicher und sogar fröhlicher Natur. Ein französisches Theater, italienisches Opernhaus sind unter seinen unmittelbaren Angelegenheiten. Voltaire, der sich, wenn irgendeiner, auf das französische Schauspiel versteht, steht gerade in Unterhandlungen zur Erwerbung einer guten Truppe — er mag sich beeilen und abschließen[1]. Eine italienische Oper soll errichtet werden. Das Haus ist erst noch zu bauen: Hauptmann Knobelsdorff, der Rheinsberg gebaut hat und den wir schon kennen, ist der Mann dazu. Knobelsdorff ist deshalb nach Italien gereist und „nahm seinen Weg über Dresden, um die vornehmsten Opernhäuser in Augenschein zu nehmen". Graun, einer der besten lebenden Sachverständigen, ist gleichfalls in Italien, um Sänger auszusuchen. Auch unsere Oper soll etwas Gelungenes werden, und zwar bald. Das sind die Dinge, denen Friedrich zur Zeit entgegensieht.

Eine gemischte angenehme Gesellschaft ist anwesend, darunter Truchseß und Bielfeld, die von Hannover zurückgekommen sind. Wilhelmine ist hier — Voltaire selber kommt vielleicht wieder. Friedrich trinkt seinen Pyrmonter Brunnen; arbeitet den ganzen Tag an den öffentlichen Geschäften, die nun im rechten Geleise sind und aus der Ferne geleitet werden können. Abends erscheint er in der Gesellschaft und bringt alle Welt zum Erstaunen: ist brillant wie eine aufgehende Sonne, wie wenn er von keiner Krankheit, von keinen Geschäften wüßte, sondern nur den Vergnügungen lebte. Er denkt an ein Liebhabertheater. Voltaires Mort de César ist zur Aufführung bestimmt[2]. Das waren schöne Tage in Rheinsberg. So dauerte es sieben oder acht Wochen — trotz Unterbrechungen von unterirdischer, vulkanischer Natur, deren etliche sicherlich bedeutend waren. Schon in der ersten Woche erfolgt, fast vulkanisch donnernd, eine, in der freilich alle übrigen enthalten sind.

Dienstag vormittag, den 25. Oktober, 1740, kommt ein Kurier aus Wien, das er vor sechs Tagen verlassen hat, in Rheinsberg an, findet Friedrich in Verfinsterung, abgeschlossen in seinen inneren Gemächern im Fieber liegend: die Frage entsteht, soll man den Kurier vorlassen oder zurückhalten? Die Nachricht, die er bringt, ist gewaltig, unerwartet, über-

[1] Briefe Voltaires in diesen Monaten.
[2] Preuß, Thronbesteigung S. 415.

schwenglich und dürfte den kranken König aufregen. Sechs oder sieben Leute schütteln den Kopf — man kann sie zufälligerweise nennen, falls dem Leser daran gelegen ist: Prinz August Wilhelm, der Neuverlobte; Graf Truchseß, von Hannover zurück; Oberst Graf von Finkenstein, Sohn des alten Hofmeisters, ein vertrauter Jugendfreund; Baron Pöllnitz, Zeremonienmeister, jetzt nicht allzu witzig, aber (wie Falstaff) die Ursache von Witz; Jordan, Bielfeld, uns bekannt; und schließlich Fredersdorff, Kämmerer und Faktotum, der vom Bedienten zum Hausschatzmeister, vertrauten Agenten und fast zum Freund emporgestiegen ist — eine namhafte Person in Friedrichs Geschichte. Sie entscheiden, lieber zu warten. —

Man wartet also. Dann, nach Verlauf von etwa einer Stunde, als das Fieber nachgelassen und Fredersdorff erst vorsichtig ein wenig präludiert und den Weg gebahnt hatte, wird die Depesche überreicht, und der König liest die gewaltige Nachricht: daß Seine Kaiserliche Majestät Karl VI. nach kurzer Krankheit am vergangenen Donnerstag, dem 20., das Zeitliche gesegnet habe. Der Kaiser tot — das heißt, das Haus Habsburg und seine fünf Jahrhunderte zähen Ringens und unruhiger Herrschaft in der Welt sind nun zu Ende, auf das Kunkellehen übergegangen; das gegenstrebende ehrgeizige Wollen und Gelüsten aber ist nicht tot, und zwischen ihm und dem gefallenen Hause steht nichts weiter als eine pragmatische Sanktion! Friedrich schwieg, ließ sich nicht anmerken, wie gewaltig diese Nachricht für ihn war, die, wie er voraussah, unermeßliche Folgen in der Welt haben würde.

Eine der ersten war, daß sie Friedrich von seinem Fieber heilte. Sie spannte seine Lebensgeister (sie und vielleicht „ein wenig Chinarinde, auf der er nun bestand") zu einer Straffheit, die sein Fieber wie einen unbedeutenden Schlucken vertrieb. Im Laufe der folgenden Woche war es gänzlich gewichen, und wir hören nichts weiter von dieser lästigen Plage. Er ließ den Sekretär Eichel rufen: soll sich in soundso viel Minuten bereit halten; stand auf, kleidete sich an[1] und schickte dann mit Eichels Hilfe Stafetten an Schwerin, seinen ersten General, und Podewils, seinen ersten Minister, ab. Ein in der Brust des Königs aufsteigender oder aufgestiegener Entschluß wird reif sein bis zu der Zeit, da diese zwei morgen ankommen werden. Darauf begab sich Friedrich, glaube ich, am Abend zu seiner Gesellschaft und war leichten Mutes und geistvoll, als wäre nichts vorgefallen.

[1] Preuß, Thronbesteigung S. 416.

# Achtes Kapitel / Tod des Kaisers

Des Kaisers Tod traf das Publikum unvorbereitet, nicht so die näherstehenden beobachtenden Personen. Er war noch nicht ganz sechsundfünfzig. — Ein Mann von festem Körperbau und gesunder Leibesbeschaffenheit, hatte er ein tätiges, nicht unmäßiges Leben geführt. Aber in den letzten sechs Jahren war viel Unglück über ihn hereingebrochen, er hatte unendlich gelitten, weit mehr, als der Welt bekannt war. Denen aber, die ihm nahestanden, die um ihn sorgten, schienen seine Kräfte sehr untergraben. Vor fünf Jahren, im Sommer 1735, berichtete Robinson aus sicherer Quelle: „Die Bestürzung des Kaisers bei diesen Mißgeschicken" (von Fleury und den Spaniern als Nachstoß zu seinem Vorgehen bei der polnischen Wahl über ihn gebracht) „übersteigt alle Grenzen. Seine gute Kaiserin ist oft bange, er könne im Lauf der Nacht sterben, wenn er, allein mit ihr, seinem Schmerz, seiner Verwirrung und Verzweiflung freien Lauf läßt." Die Seemächte versagen ihm ihre Hilfe; Fleury und der Ruin öffnen den Schlund! „Was diese Bestürzung vermehrt, ist das Mißtrauen, das er gegen alle seine Minister hegt, Bartenstein etwa ausgenommen"[1] — obwohl der gewiß keine sonderliche Stütze ist, wenn auch ein knorriger gewichtiger alter Stock in seiner Art („weiland Professor in Straßburg"); er interessiert uns hier nicht. Die übrigen betrachtet Seine Kaiserliche Majestät, wie es scheint, als beschränkte Köpfe. Prinz Eugen war kürzlich gestorben und mit ihm alles Glück.

Und dann, sofort hinterher, die zerschmetternden Trübsale jenes Türkenkrieges! Man sagt, Großherzog Franz, Maria Theresias Gemahl, nomineller Befehlshaber in besagten Feldzügen sei, während die Seckendorffs und die Wallis unter ihm so unglücklich operierten, im stillen bemüht gewesen, den Krieg um jeden Preis zu beenden, aus Furcht, der Kaiser könnte unterdessen sterben. Kein Wunder, daß der arme Kaiser sich gebrochen fühlte, daß die lange Schattenjagd von Leben ihn anekelte und er sich lieber dem Weidwerk hingab. Ein Heer, das nicht fechten kann, Heerführer, die nur dazu taugen, daß man sie in Festungen sperrt, eine Schatz-

[1] Robinson an Lord Harrington, 5. Juli 1735 (im englischen Staatsarchiv).

kammer ohne Geld, trotz des Kopfzerbrechens, der Geheimratsberatungen und Reichsratsberatungen — ach, laßt uns lieber wilde Schweine hetzen, um auf andere Gedanken zu kommen! Dies, Gott sei Dank, bleibt uns noch: dies und die wohlverbriefte und nach großer Anstrengung von der Gesamtmenschheit beschworene pragmatische Sanktion!

Das damalige Publikum, und darunter nachher Voltaire, sprach von „Pilzen", einer „Magenverstimmung durch Pilze"; und es ist wohl wahrscheinlich, daß Pilze etwas damit zu tun hatten. Ein anderer späterer Franzose fügt noch unehrerbietiger zu diesem „übermäßigen Genuß von Pilzen" hinzu, der Kaiser habe es zu leicht genommen. „Als die Ärzte ihm sagten, er hätte nur noch wenige Stunden zu leben, habe er es nicht glauben wollen und über ihre Angst gescherzt. ‚Schaut mir in die Augen,' habe er gesagt, ‚sehe ich etwa wie ein Sterbender aus? Wenn ihr bemerkt, daß mein Gesicht sich verdunkelt, dann laßt mir das Abendmahl reichen, ob ich es befehle oder nicht.' Als die Ärzte bei ihrem Ausspruch beharrten, habe der Kaiser geantwortet: ‚Da ihr dumme Kerle seid und weder die Ursache noch die Natur meiner Krankheit kennt, so befehle ich euch, wenn ich tot bin, meine Leiche zu öffnen, um zu ermitteln, was mir gefehlt hat; ihr könnt dann kommen und mich es wissen lassen[1]!'" — worin vielleicht ebenfalls ein Schimmer verdrehter Wahrheit ist, wenn man es schon, da Monsieur sich sogar im Tage irrt („18. Oktober", sagt er, nicht 20.), nur als ein Gerücht hinnehmen darf, das unter Fernstehenden umlief.

Folgendes, mitgeteilt von einem gewaltig düstern österreichischen Herrn von großer Pünktlichkeit und großer Langweiligkeit, sind die authentischen Umstände, wie man sie sich in Wiener Kreisen erzählte[2]. Ein gar langweiliger Herr, aber allem Anschein nach, ein zuverlässiger, dem auch die Ehrerbietung so wenig mangelt, daß er auf eine delikate Weise einiges Erstaunen über die Dreistigkeit ausdrückt, mit der sich der Tod dieses Jahr an so viele gekrönte Häupter gewagt hat. „Dies Jahr 1740", sagt er, „hatte sich bis dahin nicht allein durch ganz außerordentlich schönes Wetter merkwürdig gemacht, es waren auch bereits verschiedene Souveräne gestorben: Papst Klemens XII., Friedrich Wilhelm von Preußen, die verwitwete Königin von Spanien" (der Xanthippe alte Stiefmutter, nicht die Xanthippe selber). „Aber das war noch nicht genug: das unerforschliche Schicksal wagte sich auch an Kaiserkronen: an Karl VI. nämlich und an Rußlands große Monarchin" — eine namhafte Verwegenheit. Von Rußlands großer Monarchin (der Zarin Anna mit der dicken Backe) wollen wir gegenwärtig nichts sagen; sondern nur von Karl VI. — indem wir abkürzen und auf verständliche Anordnung sehen:

[1] Anecdotes Germaniques (Paris 1769) S. 692.

[2] (Anonym.) Des usw. Römischen Kaisers Karl VI. Leben und Taten (Frankfurt und Leipzig 1741) S. 220—227.

„Donnerstag, den 13. Oktober, war Seine Kaiserliche Majestät, als Sie von Dero Jagdhaus Halbthurn", in Ungarn drüben, etwa zehn Meilen weg, „nach der Favorita in Wien zurückkamen, von einiger Unpäßlichkeit überfallen worden" — Magenverstimmung durch Pilzgenuß, oder was es immer war: hatte, wie es scheint, die Nacht vorher in Halbthurn begonnen und war die Ursache seiner Rückkehr. „Man hielt es bloß für eine Erkältung im Magen und von keiner Bedeutung. Samstag nacht trat Lebensgefahr ein"; Brand in der Leber, besorgten die Ärzte und wendeten ihre mächtigen Mittel an, die aber die Gefahr in wechselnder Stärke bestehen ließen; „und Dienstag, den ganzen Tag, sahen die Ärzte, daß keine Rettung mehr übrig war." (‚Blickt mir in die Augen, ihr dummen Kerle; wenn ihr meinen Leichnam öffnet, werdet ihr wissen, was es war' — ob daran etwas Wahres ist? Einerlei.)

„Am Dienstag gegen Mittag empfing Seine Kaiserliche Majestät die Kommunion aus den Händen des päpstlichen Nuntius mit einer ungemein großen Gelassenheit und Ergebenheit in den göttlichen Willen", da er allerdings, wie er sich „gegen einen in Schmerz versunkenen sehr hohen Minister" (Bartenstein etwa?) äußert, „seiner Sache gewiß" war und die nahende Gerichtsstunde gar nicht fürchtete: „Seht mich an! Wer seiner Sache so gewiß ist wie ich, der kann eine solche Reise wohl mit gutem und gelassenem Mute antreten." Zu den Ärzten, die über seine Krankheit in Ungewißheit schwebten, sagte er: ‚Wenn Gazelli', mein verstorbener würdiger Arzt, ‚noch da wäre, solltet ihr es bald wissen; so aber werdet ihr es bei der Sektion schon erfahren' — und einmal verlangte er den Becher zu sehen, in den sein Herz gelegt werden sollte.

„Nach empfangenem heiligen Abendmahl ließen Sie Dero Familie vor sich rufen, um jedem den väterlichen Segen zu erteilen." Mit dem Herzog von Lothringen, Großherzog Franz, hatte er eine lange Unterredung; „derselbe war auch fast die ganze Zeit über bei Dero Krankenbette gewesen. Des Großherzogs durchlauchtigste Gemahlin" — Maria Theresia, die edelherzige, von Schmerz überwältigte, die noch dazu guter Hoffnung ist, denn in fünf Monaten kommt ein kleines Kaiserchen (Joseph II.) zur Welt; das erste Kind, ein Mädchen, ist gegenwärtig zwei Jahre alt — „lag schon seit drei Tagen vor Schmerz und Schrecken zu Bette. Auch wollten Ihre Majestät sie wegen ihrer Schwangerschaft nicht in das Sterbezimmer eintreten lassen, sondern wendeten sich nach der Seite ihres Gemachs, huben die rechte Hand auf und befahl ihrem Gemahl und der jüngsten Erzherzogin, ihrer Schwester, seiner Theresia zu hinterbringen, daß sie hiermit auch abwesend den Segen bekommen hätte." Armer Kaiser, arme Theresia! „Noch schmerzlicher war der Abschied bei Ihrer Majestät der Kaiserin. Der betrübte Zustand Dero Gemahls hatte Deroselben in der letzten Nacht eine starke Ohnmacht zugezogen, daß man sie in der Großherzogin" (Maria Theresias) „Zimmer bringen müssen. Als sie nun wieder hereintrat, rief sie wie in Verzweiflung: ‚Ach, Euer Liebden verlassen mich doch nicht!'" Arme gute Seelen! „Worauf sie auch bis zu dem letzten und betrübtesten Augenblick verbleiben.

Mittwoch, den 19., sah man dem letzten Augenblick bis gegen Abend beständig entgegen"; die arme weinende Kaiserin und alle Welt warten und sehen, wie sich das Unvermeidliche herankämpft. „Und in der Nacht vom 19. zum 20. zwischen ein und zwei Uhr raubte der Tod den preiswürdigsten Monarchen im 56. Jahre seines Alters" — Kaiser Karl VI., das Haus Habsburg und seine fünf zähen Jahrhunderte voll Gutem und Bösem in dieser Welt hatten geendet. Die arme Kaiserin „drückte Ihm die Augen", die sie nun nicht mehr sehen konnten, „zu, küßte Seine Hände und begab sich sodann mehr tot als lebend aus dem Zimmer[1]."

[1] Anonym, wie oben, S. 220—227. — Adelung, Pragmatische Staatsgeschichte Europens (Gotha 1762—1767) II. 120. Ein solides, mühseliges und verdienstvolles Buch in seiner Art; sehr umfangreich (9 Quartbände, darunter doppelte und sogar dreifache), meistens im unverdauten, mitunter im völlig ungekochten oder rohen Zustand; etwa ein Fünftel davon besteht aus „Urkunden", die man

Eine gute liebevolle Kaiserin, glaube ich; ehrenwert, wahrhaftig, obgleich nicht geistreich in ihrer Rede und durch Großpapa auf eine eigentümliche Weise bekehrt. Und auch für ihren Kaiser hege ich am Ende doch eine Art Liebe. Da ist freilich nichts von glänzendem artikulierten Geist, und auch von unartikuliertem (wie in Friedrich Wilhelms Fall) findet sich nichts Rechtes: sein Schattenjagen und seine Fehde mit der Xanthippe schienen sogar das Gegenteil von weise zu sein. Aber, genau besehen, war doch auch etwas von hohem, stolzem Sinn mit dabei; und selbst die pragmatische Sanktion, wennschon praktisch kein einziges Regiment eiserner Ladstöcke wert, offenbart einen tiefwurzelnden Entschluß teilweise loyaler Natur, von der Art, die die Götter mehr oder weniger belohnen. „Er hat viel gebaut", melden die Geschichten; „war ein geschickter Musiker, konnte ein Orchester dirigieren und hat selbst eine Oper komponiert" — der arme Kaiser. Namhafte Züge von ihm traten in verbesserter Gestalt an Maria Theresia wieder hervor und wurden bei ihr von der Welt sehr bewundert. Er sieht in seinen Bildnissen außerordentlich ernsthaft aus; ein stattlicher Mann, stoisch-feierlich; läßt sehr den Edelmann, den Kaiser oder höchsten Edelmann in sich erblicken, der er auch im Leben und in Wirklichkeit war. Er habe „etwas Feierliches in seinem Wesen, sogar wenn er lacht", behaupteten die Leute. Ein Mann, der redlich sein Bestes tat mit dem armen Kaisertum und vor Verdruß darüber starb. „Als man seinen Leichnam öffnete, fand man die Leberregion in großer Unordnung; die Gallenblase war nicht da, sondern an deren Stelle ein Stein von der Größe eines Taubeneis."

Am selben Morgen mit dem ersten Tageslicht, „Donnerstag, den 20., früh um sechs", verkünden Herolde in der Stadt Wien Maria Theresia „kraft der pragmatischen Sanktion Erbin aller" usw., namentlich souveräne Erzherzogin von Österreich und Königin von Ungarn und Böhmen. „Um sieben Uhr nahm Ihre Majestät den Generälen und Tribunalpräsidenten den Eid ab — sagte unter Tränen, alles solle auf dem alten Fuße bleiben, jeder in seinem Amte" — und die übrigen angemessenen Worte. Kuriere eilen nach allen Ländern ab — ein besonderer Kurier nach Regensburg an das dortige verzauberte Perückentum mit der Meldung: daß ein neuer Kaiser nötig geworden sei, und daß der Reichsvikar oder die Vikare (Kursachsen und wer immer sonst noch, denn man ist mitunter uneins darüber) das Reich während des Interims verwesen müssen.

Einen zweiten Kurier sahen wir in Rheinsberg; auch dieser dürfte von Wichtigkeit sein. Der bayrische Minister, Gesandter Karl Albrechts von Kurbayern, schickte gleichfalls seine Stafette ab. Die Antwort mit um-

überspringen kann. Es kann nicht umhin, langweilig und dürre zu sein, ist aber überall klar und verständlich (hat auch vortreffliche Register) — und ist einem unglücklichen Leser bei weitem die beste erlangbare Hilfsquelle für eine Überschau jener traurigen Periode.

gehendem Kurier oder sogar noch früher (denn es war bereits ein Botschafter auf dem Wege) lautet: Protest einlegen! „Wir Kurbayern protestieren feierlichst gegen die pragmatische Sanktion und die Annahme solcher Titel von seiten der Tochter des verstorbenen Kaisers. König von Böhmen und Souverän eines namhaften Teils von Österreich sogar sind nicht Sie, Madame, sondern von Rechts wegen wir; und dies mit Gottes Hilfe zu behaupten, ist unser fester Entschluß!" Der Protest ward mit aller Förmlichkeit, ohne einen Augenblick zu verlieren, eingereicht. Bartenstein und die hohen Behörden antworteten: „Ah — pah", als ob nichts dahinter wäre. Es ist das erste Kräuseln einer unermeßlichen Flut oder Sündflut dieser Art, die die neue Majestät von Ungarn zu überschwemmen drohte — wie man es in Rheinsberg wohl vorausgesehen hatte, wennschon Bartenstein und die hohen Behörden sich vorerst wenig daraus machten und „Ah — pah" oder beinahe „Ha — ha" darauf antworteten.

Ihrer ungarischen Majestät vornehmste Generäle, Seckendorff, Wallis, Neipperg, sitzen zur Zeit in ihren Gefängniszellen (werden aber bald auf freien Fuß gesetzt). Kurbayern hat Protest eingelegt; in Rheinsberg reift ein wichtiger Entschluß — und in der österreichischen Schatzkammer (die 40 000 hohe und niedere Beamte in ihrem Dienste beschäftigt) sind an Barschaft oder unmittelbar verfügbaren Geldern 100 000 Gulden vorhanden[1]. Und wenn nicht die pragmatische Schafshaut fester zusammenhält, als manche erwarten, so sind die Angelegenheiten Österreichs und seiner jungen Erzherzogin in einem bedrohlichen Zustande.

Seine britannische Majestät befand sich in der Sterbenacht des Kaisers, von dessen Krankheit ihm nichts zu Ohren gekommen war, auf dem Heimweg, in Helvoetsluys oder auf der Seefahrt nach Harwich. In London wurden zehn Tage nachher Seine Majetät und die politischen Kreise von der plötzlichen Nachricht mit Schrecken betroffen. „Also keine Hilfe von da her für unseren spanischen Krieg; vielleicht sogar etwas ganz anderes als Hilfe!" — Ja, gewisse Zeitungsschreiber befürchteten, die großartige neue antispanische Ausrüstung, die nun endlich nach all den Verwirrungen und Zögerungen in großer Stärke an Truppen und Schiffen zur Ausfahrt bereit lag, würde angesichts der pragmatischen Sanktionsverhältnisse und der vermutlich bevorstehenden Krisis Gegenbefehl erhalten[2]. Aber es erfolgte kein Gegenbefehl; die Flotte stach am 6. November (dem siebenten Tag nach Eintreffen der schlimmen Nachricht) in See und nahm den Weg nach — sollen wir dem Leser sagen, was amtlich noch ein tiefes Geheimnis ist, wenn es auch vom englischen wie vom spanischen Publikum um diese Zeit sehr wohl erraten wird? — nach Cartagena, um den feurigen Vernon in den tropischen Gegenden zu verstärken und das spanische

[1] Mailath, Geschichte des Oesterreichischen Kaiserstaats (Hamburg 1834—1850) V. 8.
[2] Londoner Zeitungen (31. Oktober—6. November 1740).

Amerika umzustürzen, wobei man mit besagter winziger Stadt den Anfang macht!

Kommodore Anson ist ebenfalls nach langen verhängnisvollen Verzögerungen vor mehreren Wochen ausgelaufen[1] — um das Kap Horn herum, in der Hoffnung (oder vielleicht gibt er bereits die Hoffnung auf), von dem anderen Ozean aus mitzuwirken und gleichzeitig mit Vernon zu agieren — wenn man noch zur rechten Zeit eintrifft! Kommodore Anson macht allerdings eine Fahrt, die schön und weltdenkwürdig ist — aber das gleichzeitige Eintreffen mit Vernon könnten unter den gegebenen Bedingungen nicht einmal die Götter bewerkstelligen!

[1] 29. (18.) September 1740.

## Neuntes Kapitel / Der Entschluß, den man infolge dieser Ereignisse in Rheinsberg faßt

Am Donnerstag, dem 27. Oktober, dem Tag nach Abgang der Stafette an sie, traten Schwerin und Podewils pünktlich in Rheinsberg ein. Sie wurden in das königliche Kabinett geführt „zu langen geheimen Konferenzen mit Sr. Majestät an jenem Tage und während der folgenden vier Tage. Majestät speiste sogar mittags mit ihnen ganz allein". Ernste Staatsgeschäfte, niemand errät, wie ernst, sind augenscheinlich auf dem Tapet. Der Entschluß, den Friedrich ihnen vorlegte, die Frucht der seit der Wiener Nachricht verlaufenen Stunden, war vermutlich der wichtigste, der je in Preußen oder in Europa während jenes Jahrhunderts gefaßt worden ist: der Entschluß, bei dieser großen Gelegenheit, wohl der besten, die sich je bieten dürfte, die Erfüllung unserer Ansprüche auf Schlesien zu fordern. Ein Entschluß, der, wie ich finde, in des Königs eigenem Haupte entsprang und zu plötzlicher Festigkeit gedieh, und dem von allen übrigen Adamssöhnen anfangs und noch lange nachher fast nichts als Widerstand begegnete. Und seine Verwirklichung (sowie die der daran hängenden unermeßlichen Ergebnisse) war fortan die Hauptlebensaufgabe dieses jungen Königs, kostete ihn Arbeiten gleich jenen des Herkules und war von allerhöchster Wichtigkeit für lebende und noch nicht lebende Millionen Menschen — besonders für die Leser dieser Geschichte!

Es ist fast ergreifend, sich vorzustellen, wie unerwartet, gleich einem Donnerschlage aus heiterem Himmel, all dies über Friedrich gekommen war, und wie es sein schönes Programm für den Winter in Rheinsberg und für sein Leben überhaupt umwarf. Nicht das friedlich Großartige, sondern das Kriegerische ist Friedrich für diesen Winter und im wesentlichen für das Leben zur Aufgabe beschieden. Nicht die „goldenen oder weichen Strahlungen", die wir an ihm bemerkten, bewundernswürdig für Voltaire und für Friedrich und für eine gierige philanthropische Welt — nicht diese, sondern „die stahlhellen oder sternartigen" sollen in Friedrichs Dasein die vorherrschenden werden: grimme Hagelstürme, Ungewitter und Orkane werden sein Element anstatt des reichen genialen

Lebens und halkyonischen Wetters, dem er und andere entgegensahen! Ganz unstreitig ist es für uns, wenn auch noch nicht für Friedrich, daß es mit „Rheinsberg und einem den Musen gewidmeten Leben" aus ist. Urplötzlich, von der entgegengesetzten Seite des Horizontes, rast die wundergleiche Gelegenheit daher — pfeilschnell, schrecklich, mit Blitz bekleidet wie ein Götterroß. Erkühnst du dich, dieses bei der Donnermähne zu fassen, dich hinaufzuschwingen und lieber auf dieser Bahn dem Empyreum zuzueilen, so mußt du rasch damit sein; jetzt ist die Zeit oder nie! — Kein Billigdenkender kann es dem jugendlichen Manne verargen, daß er die flammende Gelegenheit dergestalt ergriff und dem neuen Wahrzeichen folgte. Eine solche Gelegenheit zu ergreifen und gewagt zu beschreiten, war die Rolle eines jugendlichen hochherzigen Königs, der für die Gefahren weniger empfänglich und für andere Erwägungen zugänglicher war, als ein älterer gewesen wäre.

Schwerin und Podewils waren zweifelsohne erstaunt, zu vernehmen, was das königliche Vorhaben war, und es fehlte nicht an alltäglichen Einwendungen, an mannigfaltigen und starken, wäre dies nur der Ort gewesen, weitläufig bei ihnen zu verweilen oder sich beredt über sie auszulassen. Aber sie wußten sehr wohl, daß es hier nur anging, sie mit beredter Bescheidenheit anzudeuten; daß der bereits gefaßte Entschluß nicht alltäglichen Gemeinplätzen weichen würde, und daß die eigentliche Frage, um die es sich handle, die der Ausführung sei. Soweit ich entnehme, ist es letzteres, worüber Schwerin und Podewils zusammen mit dem Könige während dieser vier Tage so tief zu Rate gingen; und sehr wahrscheinlich waren sie dem Könige sehr nützlich, wennschon einige ihrer von ihm angenommenen Modifikationen nicht ausfielen, wie sie, sondern wie er es vorausgesagt hatte. Für alle militärischen Einzelheiten und Umrisse und alle diplomatischen Fragen dieses Geschäftes sind sie zwei Orakel, die ein junger König mit Vorteil zu Rate zieht.

Schlesien in Besitz zu nehmen, ist leicht; ein auf drei Seiten, namentlich aber auf unserer Seite offenes Land; ein Bataillon Infanterie könnte es einnehmen. Die drei oder vier Festungen, von denen man nur zwei, Glogau und Neiße, stark nennen kann, sind mit nichts gehörig versehen; in der ganzen Provinz liegen nicht mehr als 3000 Mann Truppen unter Waffen, und diese sind wenig kampfbereit. Genommen kann Schlesien werden: aber wie es behaupten? — Wir müssen auch das versuchen, denkt Friedrich.

In Rheinsberg ist es noch nicht bekannt, daß Bayern protestiert hat; aber man vermutete richtig, daß es dies beabsichtige und dabei Frankreich irgendwie hinter sich habe. Bayern, vermutlich auch Sachsen und sonst noch andere, eben weil Frankreich insgeheim dahintersteckt. In welch einer heruntergekommenen Lage Österreich sich befindet, wie erschöpft all seine

Hilfsquellen sind, ist bekannt. Man weiß auch, daß Frankreich — gegenwärtig trotz Fleurys Friedseligkeit durch seine Belleisles und andere kühne Geister aufgerüttelt — allezeit aufpaßt, wie es Österreich herabdrücken könne. Frankreich ist fähig, trotz der pragmatischen Sanktion, den goldenen Augenblick zu erhaschen und wie ein Jäger auf ein sieches Österreich loszuspringen, wenn die Jagdhunde erst einmal losgelassen sind und angeschlagen haben. Friedrich dünkt es unwahrscheinlich, daß die pragmatische Sanktion der Menschheit unter so bewandten Umständen als ein Naturgesetz gelten würde. Er meint, „das alte politische System sei mit dem Kaiser gestorben". Hier ist ein Europa, das an einer Ecke schon durch Jenkins' Ohr brennt; und auch in größerer Nähe beginnt ein Rauchen entzündbarer Stoffe. Wird Europa nicht in einem allgemeinen Krieg aufflammen, die pragmatische Sanktion zu unnützer Schafshaut werden und ein allgemeines Zugreifen erfolgen? Und wird dabei nicht einer, der 100 000 tüchtige Soldaten hat und sie zu gebrauchen versteht, eine wichtige Figur mit der Durchsetzung von Ansprüchen und mit der Behauptung besetzter Gebiete machen?

Friedrichs Entschluß hinsichtlich des Was steht fest; Schlesien nehmen wollen wir: aber hinsichtlich der Art und Weise, wie es zu tun ist, läßt er sich von Schwerin und Podewils bestimmen. Ihr Rat ist: man müsse nicht gleich von vornherein feindlich auftreten mit der Erklärung, „diese Herzogtümer, Liegnitz, Brieg, Wohlau, Jägerndorf, gehören uns, und wir wollen uns darum schlagen"; man sage bloß: „Da wir, wie bekannt, auf allerlei Weise an diesem Schlesien interessiert sind, so wagen wir, dieses Land angesichts der nun heraufgekommenen gefahrvollen Zeiten in Verwahrung zu nehmen, und wollen es unverletzt für den rechten Eigentümer bewahren." Ist Schlesien auf diese Weise in Besitz genommen, so unterhandle man mit der Königin von Ungarn; biete ihr starke Hilfe an Truppen und Geld gegen ihre anderen Feinde an. Vielleicht würde sie uns dann zu unserem Recht kommen lassen. — „Sie wird nimmermehr einwilligen", ist Friedrichs Meinung. „Aber es lohnt doch wohl die Mühe, es zu versuchen", drängen die Minister. — „Gut", antwortet Friedrich, „so mag es denn in dieser Form geschehen; das ist die leise auftretende vorsichtige Form: jede Form ist mir recht, wenn nur die Tatsache mit dabei ist." Dies etwa soll die Beratung in dem viertägigen Konklave zu Rheinsberg gewesen sein [1]. Und nun sind nur noch die militärischen Anordnungen zu treffen, und zwar so, daß wir in der kürzesten Zeit fertig sind, dabei aber unsere Vorbereitungen und Absichten vor aller Welt in undurchdringliches Dunkel hüllen. Adieu, Messieurs.

Und somit kehren Schwerin und Podewils am 1. November, dem fünften Morgen ihres Hierseins, nach Berlin zurück und beginnen ihr Werk

[1] Vergl. Stenzel IV. 61—65. (Er gibt seine Quellen nicht genau an, hat aber ohne Zweifel welche von einiger Gewähr.)

— eine Welt neuer Arbeit liegt schweigend vor ihnen. Alle Könige werden in dieser Sache einen Entschluß fassen müssen, einen weisen oder unweisen. Der König Friedrichs, ob er sich nun als der weiseste bewähre oder nicht, ist bemerkenswerterweise der schnellste — fertig und in Kraft gesetzt am 1. November. Nach London war die Nachricht von des Kaisers Tod den Tag vorher gelangt. Die britannische Majestät und ihr Ministerium sind dadurch sehr in Verstimmung, in vages Schwanken versetzt und sind nichts weniger als gleich schnell mit ihrem Entschlusse. Sie schweben peinlich in Unbestimmtheit, ja, sie stolpern noch drei Jahre lang herüber und hinüber, ehe sie zu einem Entschluß kommen können: so heikel sind die Verhältnisse der englischen Nation und die ihren. In der Tat heikel und sogar imaginär — man kann sie als einen bodenlosen Abgrund von alpdrückenden Träumen für die englische Nation und sie bezeichnen; und sie erzeugen starkes Nachtwandeln, wie mein Freund gesagt hat.

### Siebenwöchiges Mysterium in Berlin, während die Vorbereitungen vor sich gehen. Voltaire besucht Friedrich, um es zu entziffern, vermag es aber nicht.

Als Podewils und Schwerin abgereist sind, ist König Friedrich zwar noch immer sehr beschäftigt in den Arbeitsstunden; aber er kehrt, scheinbar mit erhöhter Lust nach der viertägigen Enthaltung, zu der Unterhaltung und den Vergnügungen seiner Gesellschaft zurück. Natürlich ist er sehr beschäftigt in seinen Arbeitsstunden, wie das ein König sein muß. Es kommen und gehen Kuriere, Hunderte von Geschäften werden täglich erledigt, und doch welch ein frischer Sinn für die Gesellschaft am Abend! — Prätorius ist völlig erstaunt darüber. Musik, Tanz, Schauspiel, Soupers der Götter, „man geht nicht vor vier Uhr auseinander", so lauten die Berichte, die Prätorius in Berlin vernimmt. „Alle, die von Rheinsberg zurückkommen", schreibt er, „sagen einstimmig, daß der König den ganzen Tag hindurch mit einer Emsigkeit, die einzig ist, arbeitet und dann den Abend sich den Vergnügungen der Gesellschaft hingibt, mit einer Munterkeit und geistvollen Laune, die diese Abendgesellschaften entzückend macht[1]." Das dauerte so, mit häufigen kurzen Reisen Friedrichs und zuletzt nach Verlegung des Aufenthaltes nach Berlin, die kommenden sieben Wochen hindurch — nämlich bis zum Anfang des Dezember und dem Tag des tätigen Auftretens. Ein bemerkenswertes kurzes Interim in der Geschichte Friedrichs und Europas.

Friedrichs Geheimnis blieb fast bis zum Ende undurchdringlich, obgleich seine Bewegungen nach und nach allenthalben in der Zeitungs- und diplomatischen Welt viel Kopfzerbrechen verursachten. Scheint doch das Kriegswesen in Preußen ungemein lebendig zu werden. In den Ar-

[1] Angeführt bei Preuß, Thronbesteigung S. 418.

senalen wird es rege; man sieht auffallendes Mustern und Marschieren von Truppen. Truppenbewegungen nach der österreichischen Seite, nach Schlesien hin, wollen einige bemerken. Freilich; aber sieht man nicht auch gewisse Truppenabteilungen gen Kleve marschieren? Und die Verschanzungen in jener Gegend, bei Büderich, die gehen auch vor sich — wiewohl im stillen, unter den veränderten Umständen, kein Gedanke daran sein kann, sie zu benutzen. Friedrich vermutet bereits, daß er für den Gewinn des so unschätzbar an dem einen Saum seiner Länder gelegenen Schlesiens wahrscheinlich seine berg- und jülichschen Ansprüche an dem anderen Ende aufgeben muß; und ich meine, er denkt bereits daran, sich eintretendenfalls dazu bereit finden zu lassen. Aber er läßt nichtsdestoweniger bei Büderich fortarbeiten und „die Wege in dortiger Gegend ausbessern" — was wenigstens dazu beitragen kann, ein neugieriges Publikum hinzuhalten. Es sind das sieben geschäftige Wochen für Friedrich und für die Welt: auf der einen Seite unablässige Realitäten der Vorbereitung, emsig verschleiert; auf der anderen Seite Schatten, Spähen und Mutmaßen, spukhaftes Regen und Bewegen offen und insgeheim; fechtende diplomatische Schatten, rumorende Journalistenschatten — Träume einer Welt, wie wenn sie nahe dem Erwachen zu etwas Großem wäre! „Sämtliche beurlaubte Offiziere sind auf ihre Posten berufen", schreibt Bielfeld in seiner vagen Weise. „Überall bemerkt man große Bewegung. Die Regimenter werden alle auf den Feldetat gesetzt, zu Frankfurt an der Oder und Krossen legt man Magazine an, nützlich für schlesische Operationen? möchte man fragen. Die Artillerie wird vermehrt, und der König versammelt seine Generalität oft um sich[1]."

Authentische Tatsache ist folgendes: „Um die Mitte des November hatten Truppen, eine Anzahl von 30 000 Mann und darüber, Befehl erhalten, zum Abmarsch in drei Wochen bereit zu sein." Ihre offenen Bewegungen sind seitdem sehr sichtbar, ihre eigentliche Bestimmung ist allen Sterblichen ein Geheimnis außer dreien.

Gegen Ende des November gewinnt die Vermutung die Oberhand, daß es sich um eine unmittelbar bevorstehende, nicht eine zukünftige Sache handle; daß es auf Schlesien, nicht auf Jülich und Berg, abgesehen sein dürfte. Dadurch werden die schattenhaften Gerüchte und die diplomatischen Plänkeleien der Menschheit noch unendlich reger. Die Franzosen haben ihren besonderen Gesandten hier, den Marquis Beauvau, einen aufmerksamen Soldaten, der vor einiger Zeit die Glückwünsche beim Regierungswechsel überbrachte und die Augen weit aufgesperrt hält, aber doch nicht durch Mühlsteine blicken kann. Fleury hat das dringende Verlangen, Friedrichs Geheimnis zu erfahren; möchte aber gern das seinige bewahren (falls er bereits eines hat) und ist selber völlig schweigsam und zurückhaltend. Gegen Fleurys Marquis de Beauvau ist Friedrich sehr huldreich; aber was

[1] Bielfeld I. 165. (Berlin, 30. November, ist das Datum, das er dazusetzt.)

Geheimnisse betrifft, begehrt er Gegenseitigkeit. Könnte nicht etwa Voltaire hingehen und sein Heil versuchen? Fleury soll einen Wink dieser Art haben fallen lassen, den ein Vogel in der Luft weitertrug. Voltaire geht wirklich, stattet seinem königlichen Freunde einen Besuch ab, ist sechs Tage mit ihm in Rheinsberg und bringt vielleicht im ganzen nahe an vierzehn Tage in und um Berlin auf der Lauer zu. Es ist ein unerwartetes Vergnügen für die Beteiligten — aber ein unergiebiges, was das Durchdringen von Geheimnissen betrifft!

Voltaires angebliches Geschäft war, Bericht über den Antimachiavell und den van Durenschen Unfug abzustatten, jedenfalls die Rechnungen dieses und anderer Posten ins reine zu bringen und ein paar Tage mit dem ersten der Menschen zu philosophieren. Sein wirkliches Geschäft war, was ziemlich klar am Tage liegt, das oben Gesagte. Voltaire hat allezeit ein stilles Gelüsten nach politischer Tätigkeit und möchte sich gar zu gern an hoher Stelle nützlich machen. Fleury und er haben bisweilen unmittelbaren brieflichen Verkehr miteinander, und versteckt gibt es beständig Vermittler und Kanäle. Eine leise Andeutung, der geringste Wink von Fleurys Augenwimpern wird Voltaire unfehlbar überbracht und setzt ihn in Bewegung. Wir werden ihn nachher noch in einem ähnlichen Geschäfte ausdrücklich hierher gesandt sehen, allerdings mit demselben schlechten Erfolg wie gegenwärtig.

Über diesen seinen ersten Besuch in Berlin, seinen zweiten bei Friedrich, sagt Voltaire nichts in der Vie Privée. Aber in seinem Siècle de Louis XV. wirft er mit stolzer Bescheidenheit eine kleine Bemerkung darüber hin: „Der Verfasser befand sich damals bei dem König von Preußen und kann versichern, daß der Kardinal Fleury sich hinsichtlich des Fürsten, mit dem er es zu tun hatte, gänzlich verrechnete.“ Diesem Passus ist ein nicht ganz richtiges Datum beigefügt, im übrigen ist er vollkommen richtig[1]. Andere Details, läge was daran, sind nirgends zu haben; sogar die dazu gehörigen Daten in den besten preußischen Büchern sind nicht ganz richtig. Doch habe ich durch Zufall zwei armselige Kieselfunken aus dem Staubwirbelwind erhascht, die, an die rechte Stelle versetzt, ein gewisses hinreichendes Zwielicht verbreiten und uns beide Seiten der Sache, die Schau- und die Nahtseite, erblicken lassen:

1. Friedrich an Algarotti in Berlin. Aus „Rheinsberg, 21. November“ (die Schauseite zeigend).

„Mein lieber Schwan von Padua, Voltaire ist angekommen, funkelnd von neuen Schönheiten und weit geselliger als in Kleve. Er ist bei sehr guter Laune und macht nicht soviel Klagens über seine Unpäßlichkeiten wie gewöhnlich. Unsere Beschäftigungen hier sind die allerfrivolsten“: (nichts als Versemachen, Tanzen, Philosophieren, dann Kartenspielen, Dinieren, Tändeln; lustig wie die Vögel auf den Zweigen, und Schlesien ist unsichtbar, außer für uns selber und zwei andere)[2].

[1] Oeuvres (Siècle de Louis XV. c. 6) XXVIII. 74.
[2] Oeuvres de Frédéric XVIII. 25.

2. Friedrich an Jordan in Berlin. „Ruppin, 28. November."
— — „Dein Geizhals" (Voltaire, der nun nach Berlin abgegangen ist und von dem, wie von sonst allem, Jordan Nachricht geben soll), „Dein Geizhals soll seine unersättliche Habgier bis auf die Hefe leeren: er soll die 3000 Taler erhalten. Er war sechs Tage bei mir: das macht täglich 150 Taler. Das heißt seinen Hanswurst teuer bezahlen (c'est bien payer un fou); niemals hat ein Hofnarr solchen Lohn erhalten [1]."

Dies letztere, ebenfalls aus erster Hand, läßt uns die Nahtseite sehen. Und hier schließlich, mit glücklicherweise angehängtem Datum ist ein poetisches Stückchen in Voltaires auserlesenem Stile, das samt der Antwort uns die mittlere Ansicht gewährt.

Voltaires Abschied („Billet de Congé, 2. Dezember 1740").

„Non, malgré vos vertus, non, malgré vos appas,
Mon âme n'est point satisfaite;
Non, vous n'êtes qu'une coquette,
Qui subjuguez les cœurs, et ne vous donnez pas."

Friedrichs Antwort.

„Mon âme sent le prix de vos divins appas;
Mais ne présumez point qu'elle soit satisfaite.
Traître, vous me quittez pour servir une coquette;
Moi je ne vous quitterais pas [2]."

Was einfach auf deutsch vielleicht heißen soll: V. „Ah, Du bist doch nur eine schöne Kokette; Du stiehlst unsere Herzen und gibst das Deine nicht her" (willst mir durchaus Dein Geheimnis nicht sagen)! F. „Ungetreuer, Du verläßest mich einer Kokette zuliebe" (Deiner göttlichen Emilie wegen, und willst nicht hierbleiben und Dich meiner Akademie anschließen); „Dennoch aber!" — Friedrich blickte hoffend auf die Franzosen, konnte aber sein Geheimnis nicht preisgeben, es wäre denn allmählich und auf Gegenseitigkeit. Etliche Tage später ließ er dem Marquis Beauvau gegenüber bei der Abschiedsaudienz ein Wort fallen, das man sich merkte.

## Blick auf Friedrich hinter dem Schleier.

Was Friedrich selbst betrifft, so scheinen seine Pläne seit der Mitte des November in allen Punkten fest gestaltet zu sein: Soundso viel Truppen treten um die und die Zeit in der und der Weise den Marsch an. Kein wichtiges Detail ist seitdem unbestimmt gelassen worden. Am 17. November bringt er ein kurzes Schreiben zu Papier, das, wenn erst die rechte

[1] Oeuvres de Frédéric XVII. 72. Einzelheiten über die Geldzahlungen (hauptsächlich Reisespesen, etwas übermäßig angesetzt, auch die gegenwärtige Reise ist mit auf der Rechnung; keine Silbe von den in Abzug zu bringenden ansehnlichen van Durenschen Geldern und Honorar für den Antimachiavell) sind bei Ködenbeck I. 27. Die genaue bezahlte Summe beträgt 3300 Taler, 2000 bereits vor längerer Zeit, 1300 jetzt, womit die geldgierige Rechnung abgetragen ist.
[2] Das. (XIV. 167); Oeuvres de Voltaire etc.

Stunde gekommen ist, durch einen besonderen Gesandten, einen gewissen Grafen Gotter, der mit den dortigen Verhältnissen bekannt ist, nach Wien gehen und der ungarischen Majestät klarmachen soll, was seine Forderungen eigentlich seien und was für Dienst er eigentlich dafür leisten wolle. Wir werden auf das wichtige kurze Schriftstück zurückkommen. Gotters Forderungen sollen anfangs hoch sein: Unsere vier Herzogtümer, worauf wir uralte Rechte haben; diese und, in Anbetracht der wichtigen Dienste, die wir vorschlagen, sogar noch mehr. So soll das erste Wort lauten; aber es scheint, er ist im stillen angewiesen, mit zwei Herzogtümern vorliebzunehmen, wenn er sie friedlich erlangen kann: Sagan und Glogau, die nicht einmal zu den vieren gehören, aber uns am nächsten liegen und, namentlich für Österreich, weit weniger wert sind als jene vier. Über diesen verwickelten Punkt ist Friedrich bereits mit sich selber einig; und es ist überhaupt merklich der Brauch dieses jungen Königs, über die Dinge zeitig mit sich einig zu werden. In allen Dingen findet man ihn, wenn es zur Unterhandlung kommt, bei gefaßtem und feststehendem Entschluß — sehr zu seinem Vorteil gegenüber streitenden Parteien, die mit dem ihrigen noch im ungewissen schweben.

Ein weiterer Gegenstand, an dem viel liegt, ist der, sich gegen die Gefahr russischer Einmischung zu sichern. Zu dem Ende entsendet er den Major Winterfeldt nach Rußland, einen Mann, den er genau kennt — der Tag von Winterfeldts Abreise ist nicht angegeben; der Tag seiner Ankunft in Petersburg ist der herankommende „19. Dezember". Rußland befindet sich zur Zeit in schwankenden Verhältnissen, und das kann nur günstig sein für Winterfeldts Zweck. Am jüngstvergangenen 28. Oktober, nur acht Tage nach dem Kaiser, hatte die Zarin Anna von Rußland, die mit der dicken Backe, weiland von Kurland, das Zeitliche gesegnet; „der verwegene Tod", wie unser armer Freund bemerkte, „machte sich an ein anderes gekröntes Haupt". Biron, ihr geliebter Kurländer, einst nicht viel mehr als ein Stallbedienter, jetzt Herzog von Kurland, Quasigemahl der seligen dicken Backe und dadurch seit langer Zeit Beherrscher Rußlands, ist zum offiziellen Oberhaupt von Rußland geworden. Der arme kleine Anton Ulrich und seine erhabene Gemahlin, die wir kennen, haben zwar vor etlichen Monaten zur Freude der Menschheit einen Zaren Iwan erzeugt: aber Zar Iwan liegt in seiner Wiege; des Vaters und der Mutter Amt erstreckt sich nicht viel weiter, als Iwans Wiege zu schaukeln. Biron soll mittlerweile Regent und Selbstherrscher über ihn und sie sein — zu ihrem Verdruß, zum Verdruß des Feldmarschalls Münnich und sonst vieler: was hieraus entstand, wird sich bald zeigen. Der Tod der Zarin Anna erschien Friedrich als glückliche Beseitigung einer gefährlichen, bekanntlich in Österreichs Sold stehenden Nachbarin. Hier stehen nun neue, sich gegenseitig anfeindende Parteien, auf, und da findet sich wohl Gelegenheit zur Verständigung mit einer der-

selben. Er beauftragt Winterfeldt mit diesem Geschäft — vermutlich den dazu am besten befähigten Mann in Preußen. Wie bald und wie vollkommen Winterfeldt seinen Zweck erreichte, was Winterfeldt war, und einiges über das Rußland, das er vorfand, soll später gesagt werden.

Diese und alle Punkte von Belang hat Friedrich bereits vor einiger Zeit bei sich abgemacht. Was seine eigenen Privatgedanken über das schlesische Unternehmen sind, wird der Leser wissen wollen, da er es aus erster Hand erfahren kann. Hören wir Friedrich selber, dessen Wahrhaftigkeit denen, die ihn einigermaßen kennen, außer Frage steht:

„Dieses (schlesische) Projekt erfüllte all seine (des Königs) politischen Absichten" — faßte sie alle in einen Punkt zusammen. „Es war ein Mittel, Ruhm zu erlangen, die Macht des Staates zu vergrößern und den Streitigkeiten über jene jülich-bergische Nachfolge ein Ende zu machen" — hierauf zum mindesten kann er sicher rechnen; beabsichtigt, seine Ansprüche gegebenenfalls aufzugeben, wenn es nötig ist.

„Mittlerweile, ehe er sich völlig entschloß, wog der König die Gefahren, die die Unternehmung eines solchen Krieges mit sich brachte, gegen die Vorteile ab, die davon zu erhoffen waren. Auf der einen Seite stand das mächtige Haus Österreich, dem es bei so ausgedehntem Länderbesitz nicht an Hilfsquellen fehlen konnte; eine angegriffene Kaisertochter, die Verbündete in dem König von England, in der holländischen Republik und in der Mehrzahl der Reichsfürsten finden würde, die die pragmatische Sanktion gewährleistet hatten." Rußland war in österreichischem Solde gewesen oder war es noch, konnte es auf jeden Fall wieder sein. — Sachsen konnte durch Abtreten einiger Stücke von Böhmen für Österreich gewonnen werden. Die schlechte Ernte des Jahres 1740 drohte Schwierigkeiten in der Verpflegung der Truppen zu bringen. „Die Gefahren waren groß. Man hatte die Ungewißheit des Waffenglücks zu befürchten. Eine einzige verlorene Schlacht konnte entscheidend werden. Der König hatte keine Verbündete, und er vermochte nur Truppen ohne Erfahrung den alten unter den Waffen ergrauten, kriegsgewohnten österreichischen Soldaten entgegenzustellen.

Auf der anderen Seite gab es hoffnungerweckende Betrachtungen" — vier an der Zahl. Erstens der schwache Zustand des österreichischen Hofes, ein gebrochenes Heer, ein leerer Schatz, eine unerfahrene junge Prinzessin, die unter so bewandten Umständen eine bestrittene Erbfolge verteidigen soll. Zweitens wird es doch Verbündete geben; die beständige Nebenbuhlerschaft Frankreichs und Englands wird, indem sie sich beide in diese Händel mischen, dem König einen der beiden sichern. Drittens läßt sich ein schlesischer Krieg relativ leicht führen; es ist der einzige Angriffskrieg, von dem dies gilt; das Land liegt an unserer Grenze, und die hindurchfließende Oder ist eine sichere Straße für alles. Viertens: „Was vollends den Ausschlag gab, das war die Nachricht vom Tode der Zarin": Rußland zählt nicht länger gegen uns, läßt nun mit sich reden. Vorwärts also! —

„Zu diesen Gründen füge man hinzu", sagt der König mit einer Offenheit, der die Geschichtsbücher nicht gerecht geworden sind, „man füge zu diesen Gründen hinzu ein schlagfertiges Heer, verfügbare Geldmittel" (liegen in Fässern im Schloß zu Berlin) — „und vielleicht das Verlangen, sich einen Namen zu machen", ein Verlangen, von dem wenige Sterbliche, die die Möglichkeit haben, es zu erfüllen, in ihrer Jugend frei sind: „All dies war Ursache des Kriegs, den der König nun unternahm[1]."

„Das Verlangen, sich einen Namen zu machen: Wie gräßlich!" rufen verschiedene Geschichtschreiber aus. „Welch aufrichtiges Eingestehen, daß ein solches Verlangen in ihm rege gewesen sein mochte: wie ehrlich!" das

[1] Oeuvres de Frédéric (Histoire de mon Temps) I. 128.

rufen sie nicht aus. Was die Berechtigung seiner schlesischen Ansprüche oder nur sein eigenes Glauben an deren Berechtigung angeht, so gewährt uns Friedrich nicht das geringste neue Licht. Er spricht, wenn das Geschäft es mit sich bringt, von „jenen seinen bekannten Anrechten", und zwar mit der Miene eines Mannes, der erwartet, daß man ihm auf sein Wort glaube; aber es geschieht flüchtig und nur im Geschäftswege, und nirgends zeigt er auch nur im geringsten Neigung zum Plädieren — ein Mann, möchte man sagen, dem es ziemlich gleichgültig ist, was wir davon halten; dessen Augenmerk bloß auf das Praktische gerichtet ist. „Gerechte Ansprüche? Was nützen noch so gerechte Ansprüche, die man nicht geltend machen kann? Die Welt ist voll von dergleichen Dingen. Wenn man Rechte hat und sie zu Tatsachen umsetzen kann, so muß man es tun. Das ist des Tuns wert!" —

Wir müssen zwei kurze Briefe anfügen, zwei Wermuttropfen, bitter, aber gesund, die er dem Alten Dessauer eingab, dessen finstere Verwunderung über all dies militärische Getümmel in Preußen ebenso groß war wie sein Mißvergnügen darüber, daß man ihm, noch jüngst die erste Autorität, kein Wort davon sagt. Als er zuletzt errät, daß es auf Österreich abgesehen ist, eine Macht, der Leopold aus allerlei Gründen zugetan war, kann er nicht länger an sich halten, sondern bricht in kassandrische Prophezeiungen aus, die den jungen König stacheln und folgende Erwiderung hervorrufen:

1. „Rheinsberg, 24. November 1740. — Ich habe ihren Brief gekrigt, und gesehen, mit was für Inquietüde sie den bevorstehenden Marsch meiner Truppen ansehen. Ich hoffe, daß sie sich darüber beruhigen werden; und erwarten mit Geduld, zu was ich sie aestimir. Ich habe meine Dispositions alle gemacht, und werden Ihre Durchlaucht schon zeitig genug erfahren, was ich befohlen habe, ohne sich weiter darum zu inquetiren, indem nichts vergessen noch versäumt ist."

Der Alte Dessauer, tief verwundet, sieht ein, daß er ein für allemal einen anderen Ton anstimmen muß; er schreibt darauf, wie schmerzhaft es für einen General sei, sich vernachlässigt zu sehen, wie wenn er zu nichts tauge, während man seinen Schülern vergönnt, Lorbeeren zu sammeln. Friedrich antwortet besänftigend:

2. „Berlin, 2. Dezember 1740. — Sie können versichert sein, daß ich Ihre Meriten und Kapazität ehre, wie es einem jungen Offizier geziemt, einen alten, der der Welt soviel Proben seiner Dexterität gegeben, zu ehren; auch werde ich Ew. Durchlaucht bei keiner Gelegenheit vorbeigehen, wo Sie mir mit gutem Rate an die Hand gehen können." Aber was ich jetzt vorhabe, ist eine bloße „Bagatelle", wiewohl es künftiges Frühjahr ernst werden dürfte.

„Da ich überdies an Sachsen einen Nachbar habe, dessen Absichten ich nicht kenne, so kann ich in meiner Abwesenheit die Aufsicht über dasselbe und im Notfalle eine ernstere Wahrnehmung niemandem besser als Ihnen vertrauen. Die jetzige Unternehmung behalte ich mir allein vor, auf daß die Welt nicht glaube, der König von Preußen gehe mit einem Hofmeister ins Feld." —

Friedrich[1].

[1] Orlich, Geschichte der Schlesischen Kriege (Berlin 1841) I. 38, 39.

Und dabei muß es der Alte Dessauer bewenden lassen und sich künftighin vor zu starken Anmaßungen gegenüber diesem jungen König hüten.

„Berlin, 2. Dezember", ist das Datum dieses letzteren Schreibens an den Dessauer; vom Datum sind Voltaires Lebewohl und die Antwort darauf — an demselben Tage, Freitag, dem 2. Dezember, so melden die alten Bücher, langte Se. Majestät, von Rheinsberg kommend, „um zwei Uhr nachmittags in Begleitung des Prinzen August Wilhelm" (der sich kürzlich in Braunschweig verlobte) „in Berlin an. Der Zulauf des Volks war so ungemein groß, als ob man niemals das Glück gehabt, Se. Majestät zu sehen." Er behielt von nun an seinen Aufenthalt in Berlin oder der Nachbarschaft. Es waren emsige Tage und Berlin voll Geflüster, als ein Regiment nach dem anderen ausmarschierte. Der König, heißt es, soll bald nachfolgen. — „Er geruhet mitunter, die Regimenter in höchsteigenen Augenschein zu nehmen", melden die ehrerbietigen Redakteure. Am 6. Dezember — doch folgen wir der genauen Ordnung der Phänomene in Berlin.

### Exzellenz Botta hat Audienz, dann Exzellenz Dickens und andere; am 6. Dezember wird das Mysterium offenbar.

Ihre ungarische Majestät und ihre Bartensteins und Minister hörten natürlich genug von diesen preußischen Gerüchten, inneren tätigen Rüstungen und rätselhaften Bewegungen; aber sie scheinen seltsam saumselig dabei, wie sie denn in der Tat bei allen derartigen Dingen seltsam saumselig erscheinen und sich behaglich auf die Seemächte, auf die pragmatische Sanktion und sonstige Naturgesetze stützen. Endlich aber werden sogar auch sie höchst unruhig über Friedrichs Absichten und schicken einen Gesandten, um ihn ein wenig auszuforschen: einen geriebenen Marchese di Botta, Genuese von Geburt, erfahren in russischen und anderen Verwickelungen, der jüngst schon zur Beglückwünschung in Berlin war (damals nicht zum allerbesten da aufgenommen), und der der Sache gewachsen ist. Botta wird ihn vielleicht durchschauen. Das wird nun sehr wünschenswert, obwohl er scheinbar mit dem Liebhabertheater in Rheinsberg und den Berliner Karnevalfestlichkeiten so sehr beschäftigt ist.

England ist nicht weniger gespannt, und der fleißige Sir Guy tut sein Bestes, kann aber nichts Befriedigendes herausbringen — sehr das Gegenteil vielmehr, weshalb er sich ärgerlich trüben Ahnungen hingibt. „Kein Mensch, weder groß noch klein", schreibt Seine Exzellenz, „wagt hier dem jungen König Vorstellungen gegen die von ihm ergriffenen Maßregeln zu machen, obgleich alle fühlen, welche Verwirrung daraus hervorgehen muß. — Ein Fürst, der auch nur die geringste Rücksicht auf Ehre, Wahrheit und Gerechtigkeit nähme, könnte die Rolle nicht spielen, auf die er losgeht." Leider nicht, Exzellenz Dickens! „Aber es ist klar, seine einzige Absicht war,

uns zu betrügen und uns eine Zeitlang seine ehrgeizigen und heillosen Pläne zu verbergen[1]." „Hat es je solche Verstellung gegeben!" schreit die diplomatische Welt allerorten entrüstet, als wäre dies eine Untugend bei einem König, der im Begriff steht, in Schlesien einzurücken. Verstellung, wenn das Lügenhaftigkeit bedeutet, ist nicht der Name des Dinges; es ist vielmehr die Kunst, eine höfliche Nebelkappe zu tragen, und den König kümmert es wenig, mit welchem Namen sie es benennen.

Botta kam erst am 1. Dezember nach Berlin, erhielt erst am 5. Audienz, als es Exzellenz Dickens und aller Welt schon klar wird, daß es auf Schlesien abgesehen ist. Botta spielt in seiner ersten Audienz, am 5. Dezember, darauf an: „Abscheuliche Wege, diese schlesischen, Ew. Majestät!" sagt Botta, gleichsam bloß historisch, aber mit bedeutendem Blick. „Hm", antwortete der König in demselben Tone, „das Schlimmste, was dem Reisenden da zustoßen kann, ist, daß er beschmutzt ankommt!" — Den Tag darauf erhält Dickens Audienz: „Berlin, Dienstag, den 6.", eine lebhafte, etwas gereizte Unterredung mit dem Könige, die sich abgekürzt folgendermaßen wiedergeben läßt:

Dickens. — — ‚Unteilbarkeit der österreichischen Monarchie, Sire!' —

König. ‚Unteilbarkeit? Was verstehen Sie darunter?' —

Dickens. ‚Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanktion.' —

König. ‚Gedenken Sie die aufrechtzuerhalten? Ich hoffe nicht; denn meine Absicht ist es keineswegs.' (Stecken Sie das ein!) — —

Dickens. ‚England und Holland werden sich sehr über die Maßregeln wundern, die Ew. Majestät in demselben Augenblick nahmen, da Ew. Majestät vorschlugen, mit ihnen zusammenzugehen, und freundschaftliche Anträge machten!' (Hat den Hinterlistigen gespielt, Sir Guy, zum mindesten den Undurchschaubaren — aber dies hier ist doch etwas stark von Ihnen!) ‚Was soll ich nach England berichten?' („Als ich dies sagte", schreibt Dickens, „ward der König rot im Gesicht", seine Augen sprühten Feuer, denke ich mir.)

König. ‚Sie können nicht den Auftrag haben, diese Frage zu stellen! Und hätten Sie sie, so würde meine Antwort sein: England hat kein Recht, sich nach meinen Plänen zu erkundigen. Ich habe niemals wegen Ihrer großen Rüstungen zu Land und zur See angefragt und wünsche nur, Sie mögen nicht von den Spaniern geschlagen werden.' (Dickens zieht eilends die Hörner wieder ein; nach einigen besänftigenden Worten kehrt des Königs natürliche Farbe zurück.) — —

König. ‚Österreich ist als Macht notwendig gegen die Türken. Aber wozu bedarf es in Deutschland einer so gewaltigen Übermacht Österreichs? Warum sollte nicht die vereinte Macht von etwa drei Kurfürsten genügen können, Österreich im Zaum zu halten, wenn es etwas zum Nachteil des Reichs unternimmt? — — Monsieur, ich finde, man hat bei euch in England ebenso wie in Frankreich die Neigung, andere Souveräne unter Vormundschaft zu halten und sie am Gängelband zu führen; ich will mich aber von keinem der beiden führen lassen. — — Ihr Engländer übrigens kommt mir vor wie die Athener, die ihre Zeit mit Redenhalten verbrachten, als Philipp von Mazedonien im Begriff stand, in ihr Land einzufallen!'

Dickens. — — ‚Berg und Jülich, wenn wir die gewährleisteten?'

König. ‚Hm, mir liegt nicht so sehr viel an dem Rheinlande: es gibt da immer Schwierigkeiten — die Holländer sind eifersüchtig. Aber an der anderen Grenze, da

[1] Bericht, 29. November—3. Dezember 1740: Raumer S. 76.

können weder England noch Holland Anstoß nehmen' — weist also offenbar auf Schlesien hin, Ew. Exzellenz Dickens[1]?

Leider ja! Truppen und Kriegsgerät ziehen seit Tagen bereits ganz offensichtlich gen Frankfurt, gen Krossen, und selbst die Zeitungen machen Andeutungen, daß etwas in jener Gegend bevorstehe. Ja, an demselben Tage, Dienstag, dem 6. Dezember, war eine kurze amtliche Bekanntmachung an sämtliche auswärtige Minister in Berlin (darunter Exzellenz Dickens) ergangen, „daß Se. Majestät, unser allergnädigster Herr, den Entschluß gefaßt hat, ein Armeekorps in Schlesien einrücken zu lassen" — zur vorläufigen Sicherung aller Gerechtsamen, jedoch eher in freundlicher als in feindseliger Absicht gegen Österreich — was sämtliche Exzellenzen ihren Höfen mitteilen mögen[2]. Diese Bekanntmachung war es, die Seine Exzellenz Dickens heute, ehe er seine Audienz erhielt, in solche Aufregung versetzt hatte! —

Am folgenden Samstag, dem 10. Dezember, hatte der Marquis de Beauvau Abschiedsaudienz, da er binnen kurzem nach Paris zurückzukehren gedachte: die Audienz war sehr gnädig. Auf beiden Seiten deutete man versteckt mehr an als das, was man sich sagte, und seitens des Königs endete sie mit folgenden Worten, die seitdem berühmt geworden sind: „Adieu denn, Monsieur le Marquis. Ich bin, glaube ich, im Begriff, Ihr Spiel zu spielen: wenn mir die Asse zufallen, wollen wir teilen! (Je vais, je crois, jouer votre jeu: si les as me viennent, nous partagerons!)"[3]

Gegen Botta war Friedrich inzwischen besonders höflich. Er nahm ihn an diesem selben Samstag nebst der Königin und anderen Gästen mit sich nach Charlottenburg hinaus; aber Botta und alle Welt hatte nun Gewißheit über Schlesien, und sie wußten, daß man sich nicht durch Straßenschmutz oder sonstige Hindernisse abschrecken lassen würde, und Bottas Gedanken bei dieser Abendgesellschaft sind nicht von heiterer Art. Am folgenden Tag, Sonntag, dem 11. Dezember, hat auch er Abschiedsaudienz und kann sich nicht zurückhalten, als der König ihm offen sagt, um was es sich nun handle und was der preußische Gesandte in Wien in dieser Hinsicht zu fordern und anzubieten beauftragt sei. „Sire, Sie werden das Haus Österreich verderben," rief er aus, „und Sie werden sich mit zugrunde richten (vous abimer)!" — „Es ist Sache der Königin", erwiderte Friedrich, „die Anerbietungen anzunehmen, die ich ihr habe machen lassen." Botta schwieg, schien nachzudenken; faßte sich aber wieder und fügte mit ironischer Miene und Stimme hinzu: „Ihre Truppen, Sire, sind allerdings schön; die unsrigen haben kein so schönes Äußere, aber sie haben dem Wolf ins Gesicht gesehen. Ich beschwöre Sie, bedenken Sie, was Sie unternehmen wollen!" Friedrich antwortete lebhaft, ein wenig erbittert über Bottas ironischen Ton

[1] Dickens' Bericht (im Staatsarchiv).
[2] Urkunde in Heldengeschichte I. 147.
[3] Voltaire, Oeuvres (Siècle de Louis XV. c. 6) XXVIII. 74.

und seine halb drohende Teilnahme: „Sie finden meine Truppen schön; ich werde Sie überzeugen, daß sie auch gut sind.“ Jawohl, Exzellenz Botta, es sind recht passable Truppen, sehr wohl fähig, dem „Wolf ins Gesicht zu sehen“ — oder vielleicht gar auf den Schweif, ehe die Sache beendet ist. „Botta bat wenigstens um Aufschub in der Ausführung dieses Vorhabens; aber der König gab ihm zu verstehen, daß es damit zu spät und daß der Rubicon bereits überschritten sei[1].“

Das Geheimnis ist also heraus; der Einfall in Schlesien ist gewiß und steht unmittelbar bevor. „Kurz vor dem Abmarsch“, vielleicht am selben Tag, da Botta seine Audienz erhielt, versammelte der König die in Berlin anwesenden Offiziere und redete sie folgendermaßen an:

„Meine Herren, ich unternehme einen Krieg, in welchem ich weiter keine Verbündeten habe als Ihre Tapferkeit und Ihren guten Willen. Meine Sache ist gerecht, meine Hilfsquellen sind in uns selber, und der Ausgang hängt vom Glück ab. Seien Sie allezeit eingedenk des Ruhmes, den Ihre Vorfahren in den Ebenen von Warschau, bei Fehrbellin und auf dem Zuge nach Preußen“ (über das zugefrorene Frische Haff) „gewonnen haben. Ihr Schicksal ist in Ihrer Hand: Auszeichnungen und Belohnungen erwarten Ihre tapferen Taten, die sie verdienen sollen. Doch was brauche ich Sie zum Ruhme zu reizen? Ist er doch das einzige, was Sie im Auge haben, der einzige Ihrer Bestrebungen würdige Gegenstand. Wir werden Truppen die Spitze bieten, die unter dem Prinzen Eugen im höchsten Rufe standen. Obgleich Prinz Eugen von hinnen ist, so wird doch, indem wir uns mit tapferen Soldaten messen, der Ruhm, sie zu besiegen, um so größer sein. Leben Sie wohl, ziehen Sie. Ich folge Ihnen sogleich auf den Sammelplatz des Ruhmes, der Ihrer wartet[2].“

## Maskenball in Berlin, 12.—13. Dezember.

Dienstag abend, den 12., war wie gewöhnlich Maskenball im Schloß. Wie gewöhnlich; aber dieser eine ist es wert, in der Weltgeschichte erwähnt zu werden. Bielfeld, der zugegen war, gibt uns einen lebendigen Einblick in ihn — einen Einblick, der zwar authentisch und in jener Zeit abgefaßt sein will, aber in Wirklichkeit leider bloß mythisch und erst nach langem Zwischenraum von Jahren abgefaßt ist (so daß Daten und sogar einzelne Details durchaus nicht stimmen). Dennoch teilen wir ihn mit, um des darin enthaltenen Wahren willen, und weil er doch besser als gar nichts ist. Bielfelds angebliches Datum ist Berlin, 15. Dezember; hätte heißen sollen: 14. — geirrt um einen Tag, trotz aller Mühe, die man sich gegeben hat!

„Berlin, 15. Dezember 1740. Liebe Schwester. — — Ich komme mir jetzt wie ein Ball vor, den sich die Könige von Preußen und England abwechselnd zuwerfen. Ich war gestern in einer der Assembleen, bei denen man im Domino, doch ohne Maske erscheint. Die Königin und ihr Hofstaat waren gegenwärtig, der König kam um 8 Uhr. Sowie er den englischen Minister, Herrn von Guy Dickens, sah, führte er ihn an ein Fenster und unterhielt sich über eine Stunde mit ihm“ (ungewiß, vermutlich apokryphisch, dies letztere). „Von Zeit zu Zeit blickte ich verstohlen hin und sah, daß das Gespräch höchst lebhaft war. Einen Augenblick darauf, als ich eben die

[1] Friedrichs eigener Bericht (Oeuvres II. 57).
[2] Oeuvres de Frédéric II. 58.

Gräfin Arnim zum Tanz führen wollte, zupfte mich jemand am Domino; ich sah mich um und bemerkte mit Erstaunen den König, der mich beiseite zog. ‚Eh bien, mon cher Bielfeld', sagte er, ‚sind Ihre Stiefel geölt (vos bottes sont-elles graissées, sind Sie reisefertig)?' — Ich antwortete: ‚Sire, sie sind es immer zum Dienst Eurer Majestät.' — ‚Gut, Sie müssen übermorgen mit dem Grafen Truchseß nach England reisen. Podewils wird Ihnen das Weitere sagen.' — Dies wurde in der größten Geschwindigkeit gesprochen. Gleich darauf verließ der König das Zimmer, ich aber kehrte zur Gräfin zurück, die sich mein plötzliches Verschwinden nicht hatte erklären können und über das, was ich ihr mitteilte, ebenso erstaunt war wie ich[1]."

Am folgenden Morgen machten Truchseß und ich uns fertig zur Reise an den Londoner Hof — und taten dort viele Monate lang unser Bestes, um die britannische Majestät inmitten der vorherrschenden Disharmonie der Begebenheiten einigermaßen in Stimmung zu erhalten — eine Tatsache, die etlichen Leuten interessant ist. Die andere, allen interessante Tatsache erwähnt Bielfeld allerdings merkwürdigerweise nicht: König Friedrich fuhr an demselben Morgen „Schlag 9 Uhr" gen Frankfurt ab — in den Ersten Schlesischen Krieg! Dienstag, „13. Dezember: Heute früh ist der König, nachdem er heimlich den Ball verlassen hatte" (und hoffentlich nach einem kurzen Schlaf), „nach Frankfurt abgegangen, um sich an die Spitze seiner Truppen zu stellen[2]." Bellona ist hinfort seine Begleiterin auf lange Jahre hinaus, nicht Minerva und die Musen, wie er gedacht hatte.

Damit dürfte in Erfüllung gehen, was Friedrich seinem Voltaire am Tage nach Eintreffen der Nachricht von des Kaisers Tod prophezeite (nur daß Friedrich selber vielleicht dieser „Stein" ist): „Ich glaube", schrieb er, „daß kommenden Juni mehr von Kanonen, Soldaten und Trancheen als von Aktricen und Ballettänzerinnen die Rede sein wird. Dies Ereignis bringt eine gänzliche Änderung in das alte politische System Europas. Es ist der Stein, den Nebukadnezar in seinem Traume sich losreißen und hinabrollen sah auf das Bild aus viererlei Metallen, das er völlig zermalmte[3]."

[1] Bielfeld I. 167, 168.
[2] Dickens (im Staatsarchiv), 13. September 1740. Vergl. Heldengeschichte I. 452 usw.
[3] Friedrich an Voltaire, der gerade bemüht ist, Schauspieler zu werben, 26. Oktober 1740 (Oeuvres de Frédéric XXII. 49).

# Zwölftes Buch

## Der Erste Schlesische Krieg,
der einen allgemeinen europäischen erweckt, hebt an
Dezember 1740 bis Mai 1741



# Erstes Kapitel / Von Schlesien

Schlesien liegt in elliptischer Gestalt, zum Teil von Bergen eingefaßt, in der Mitte Europas ausgebreitet, wie die Krone oder der Kamm jener Erdgegend — das höchste Tafelland Deutschlands oder der Länder diesseits der Alpen, das seine Flüsse nach allen Meeren entsendet. Sein Gipfel oder seine höchste Erhebung liegt im Südwesten, sein größter Durchmesser läuft von Nordwest nach Südost. Von Krossen, wohin Friedrich nun fährt, bis zum Jablunkapaß, der nach Ungarn hinübergeht, ist es 50 Meilen und darüber; die Achse oder den größten Durchmesser unserer Ellipse dürfen wir daher 50 Meilen lang nennen. Ihr kleinster Durchmesser, von Friedland in Böhmen (Wallensteins altem Friedland) über Breslau und die Oder zur polnischen Grenze, ist etwa 20 Meilen lang. Das gesamte Gebiet Schlesiens berechnet man mit etwas über 800 Geviertmeilen, fast das Drittel des eigentlichen Englands.

Schlesien ist ein stattliches, fruchtbares, nützliches und schönes Land. Es dacht sich, wie wir andeuteten, nach Osten und Norden zu ab. Ein langer krummer Pfeiler von Gebirgen (im Auslande am besten als das Riesengebirge bekannt) hebt es auf der Süd- und Westseite empor. Diese Riesengebirgskette — die eine Art Fortsetzung des sächsisch-böhmischen Erzgebirges und der Ausläufer des Lausitzer Gebirges ist — erstreckt sich in der Form einer Sense (oder elliptisch, wie schon gesagt): Klinge und Stiel zusammen mögen etwa 40 Meilen lang sein. Die steile Seite ist im allgemeinen nach außen, gegen Böhmen, Mähren, Ungarn gekehrt. Schlesien liegt inwendig, unregelmäßig absinkend nach dem Baltischen Meere und dem äußersten Osten zu. Von der böhmischen Seite dieses Gebirges entspringen zwei Flüsse: die Elbe, die dem Westen zuströmt, die March dem Süden — die March, Mähren durchfließend, fällt in die Donau und von da ins Schwarze Meer, während die Elbe nach verwickelten Abenteuern zwischen den Bergen glücklich durch Ebenen in die Nordsee fließt, viele Schiffe auf ihrem Rücken tragend. Zwei Flüsse, sagen wir, von der böhmischen oder steilen Seite her; aber es entspringen auch zwei auf der schlesischen Seite: die Oder und die Weichsel, die ziemlich nahe beieinander im Südosten ent-

stehen und sich beide nach weiten Krümmungen in starker Entfernung voneinander in das Baltische Meer ergießen.

Innerhalb der ersten sechs oder stellenweise zehn Meilen vom Gebirge senkt sich Schlesien ziemlich jäh und ist noch Gebirgsland zu nennen, da es von schroffen, langgestreckten Höhenzügen durchschnitten wird; aber dann wird die Abdachung sanft und zuletzt unmerklich oder nur wahrnehmbar durch den Lauf der Gewässer. Von seinem Mittelpunkt aus stellt sich Schlesien als eine Ebene dar, die immer flacher, immer sandiger wird, je näher sie den einförmigen endlosen Sandflächen Polens und den brandenburgischen Gebieten kommt, wo nichts als Grenzsteine mit ihren messingenen Inschriften die Grenzlinie anzeigen und nur einige nahe liegende befestigte Städte das Tor des Landes nach jener Seite hüten.

Dagegen ist der gebirgige Teil Schlesiens sehr malerisch; nirgends zwar von alpinischer Höhe (die Schneekoppe selber ist unter 5000 Fuß), so daß Grün und Waldung fast nirgends im Gebirge fehlen und mannigfaltiges Menschenwerk, von rauschenden Bächen und raschen jungen Flüssen umsungen, hoch hinauf nistet — vom Weizenbau, Krapp- und Maisbau bis zur Leinenweberei, Erzschmelzerei, Kohlenbrennerei, Teerschwelerei besitzt Schlesien vielerlei Gewerbszweige und ist seit langem geschickt und emsig in deren Betrieb gewesen. Eine recht hübsche Ellipse oder unregelmäßiges Oval in der Mitte des europäischen Festlandes — „wie eine flach ausgestreckte linke Hand, das Riesengebirge als Daumen", erklärte mir ein Herr, indem er seinen Arm so nach Nordwesten ausstreckte. Diese flach ausgestreckte linke Hand mißt 50 Meilen in der Länge und 20 in der Quere. Es gibt noch heutigestags Biber in Schlesien, der Katzbachfluß enthält Goldkörner, eine Art von Pactolus, nur nicht des Bearbeitens wert, und in den dürren, einsamen Tannenwäldern schwelen berußte Menschen aus angezündeten Haufen Tannenästen, indem sie den Rauch sorgfältig mittels Rasenbedeckung dämpfen, eine Substanz, die, wie sie dir sagen, Teer werden soll.

## Historische Epochen Schlesiens seit den Quaden und Markomannen.

Wer zuerst oder in älteren Zeiten Schlesien bewohnt habe, wäre unnütz zu fragen oder zu sagen, wenn man es auch wüßte. „Die Quaden und Lygier", sagt Dryasdust herumtappend: Quaden und Konsorten, fährt er mit mehr Sicherheit fort, wanderten im fünften oder sechsten Jahrhundert, dem allgemeinen Geleise der damaligen Menschheit folgend, gen Rom. Der schwache Überrest der Quaden ward hierauf von den Slawen überwältigt und ihr Land polnisch gemacht, was dessen östlicher Rand im wesentlichen noch heute ist. Das war das Ende der Quaden in jener Gegend, sagt die Geschichte. Aber sie können nicht für sich selber sprechen oder widersprechen; die Geschichte hat sie ziemlich in ihrer Willkür. Rohe Aschenkrüge mit einer Handvoll Asche darin sind an verschiedenen Stellen ausgegraben worden;

das sind die Archive und Geschichtsquellen, die die Quaden heute noch haben. Ihr Name soll böse bedeuten. Es sind das dieselben Quaden (böse Leute), die in den Geschichtslitaneien, die man liest, allezeit mit den Markomannen zusammengehen, und man möchte fast annehmen, sie seien von einerlei Stamm: „Böse und Grenzer", weiland auf beiden Seiten der Grenze als zu den gefährlichen Klassen gehörend angesehen. Zwei Dinge stehen fest: erstens, quad und dessen Ableitungen haben bis auf den heutigen Tag etwas von diesem Sinne „schlimm" oder wenigstens „schädlich und zu vermeiden", z. B. Quaddel, „der Nesselbrand", quetschen usw. Und dann ein zweites: das polnische Äquivalent des Wortes ist Zle (Büsching sagt Zlezi); daher Zlezien, Schlesien, was bloß sagen will Bösland, Quadland, ein Land, in dem man zu Schaden kommt. Das ist die Etymologie oder das, was dafür gilt. Aus der Geschichte Schlesiens, abwärts von diesen an verschiedenen Stellen ausgegrabenen Aschenkrügen, merke ich, als noch nicht gänzlich zu begraben, drei Epochen an.

Erste Epoche: Christentum A. D. 966. Einführung des Christentums; sogar Begründung eines Bistums in jenem Jahre, so hoffnungsreich waren die Aussichten: ‚Bistum Schmager' (Schmagram, ein an der polnischen Grenze unweit der Stadt Namslau noch entdeckbares dunkles Dorf). Das Bistum kam, nachdem es bereits einmal mehr in das Innere verlegt ward, über die Oder nach ‚Wratislaw', das wir jetzt Breslau nennen; dort klebt es als Bistum Breslau bis auf den heutigen Tag fest. Jahr 966: es war zu Adalberts, unseres preußischen Heiligen und Sendboten, jüngerer Zeit. Eifrige Polacken müssen da gepredigt haben, während Adalbert, Edelglanz, zu Magdeburg studierte und zu hohen Dingen in allgemeiner Achtung heranreifte. Dies war also wieder ein neues Geschenk der Polacken, diese Mitteilung des Christentums; ein unendlich wichtigeres, als jener dem armen Lande angeheftete Schimpfname „Zlezien" oder Bösland gewesen war.

Zweite Epoche: wird allmählich von Polen abgetrennt. A. D. 1139—1159. Zwanzig Jahre arger Unruhen in Polen, die Schlesien zu bleibender Wohltat wurden. Im Jahre 1139 starb der Polenkönig, eine mächtige Majestät, die wir beim Namen nennen könnten, es aber nicht tun; er hinterließ seine Länder durch genaues Vermächtnis seinen fünf Söhnen. Das genaue Vermächtnis erfüllte zunächst seinen Zweck; aber der älteste Sohn (der König war und Schlesien nebst vielem anderen erhalten hatte) fing an, Übergriffe zu begehen, Fremdes wegzunehmen. Darauf standen die anderen gegen ihn auf und vertrieben ihn, machten eine neue Teilung und hofften nun Ruhe zu haben. So hofften sie, täuschten sich jedoch und vermochten während der folgenden zwanzig Jahre zu keinem sicheren Austrag zu gelangen — nicht eher, als der älteste Bruder, der Urheber all dieser Fehden, „im Exil in Holstein starb" oder eben im Sterben lag und eingewilligt hatte, Schlesien als Abfindung anzunehmen und fortan ruhig zu sein.

Seine, dieses Ältesten, drei Söhne erhielten demzufolge, da ihre Oheime sich ehrenhaft zeigten, im Jahre 1159 Schlesien als ihres Vaters Erbe. Dadurch wurde Schlesien glücklicherweise von Polen abgetrennt, und es blieb abgetrennt, steuerte seinen besonderen Weg und schied sich immer weiter von Polen und dessen Tun und Treiben und Schicksalen. Diese drei Söhne des im Exil in Holstein verblichenen Polenkönigs sind die „Piastenherzöge", von denen in den schlesischen Geschichten viel die Rede ist und von deren Verdiensten ich dies eine hervorhebe, daß sie baldmöglichst strebten, deutsch zu werden. Sie waren Stammväter sämtlicher „Piastenherzöge", fortan Be-

sitzer von Schlesien, bis der letzte von ihnen 1675 starb — und eine gewisse von ihnen errichtete Erbverbrüderung nicht sofort in Kraft treten konnte. Ihre Verdienste als regierende Herzöge scheinen beträchtlich gewesen zu sein. Eine gewisse Frömmigkeit, Weisheit und edle Gesinnung ist nicht selten bei ihnen, und ohne Zweifel war es zum Teil ihr Verdienst, wenn auch zum Teil ihr Glück, daß sie sich Deutschland zuwendeten und zuneigten und sich in ihren neuen Verhältnissen immer mehr von Polen ablösten. Sie selber wurden allmählich völlig deutsch; ihre Länder wurden es dem Wesen nach durch geräuschlose Einwanderung, Einführung der Künste und besonnener, gemäßigter Sitten und Weisen. Am östlichen Rande wohnt noch ein polnischer Überrest auf sehr sandigem Boden, in sehr schlechten Verhältnissen — ein Überrest, der sicherlich, als erste Voraussetzung allen Fortschritts, seinen polnischen Jargon ablegen und irgendeine Mundart von verständlichem Deutsch sprechen lernen sollte. In allen übrigen Teilen herrscht die deutsche Sprache, und Schlesien ist ein grünes, wohlhabendes Land voller Schmelzereien, Webereien, Landwirtschaft, kennt nicht die Aufschneidereien, vergoldete Anarchie, Lumpen, Schmutz und Nie Pozwalam der polnischen Nachbarn.

A. D. 1327: wird völlig abgetrennt. Die Piastenherzöge, die bald aufhörten, polnisch zu sein, und sich mehr an Böhmen und damit an Deutschland anschlossen, taten einen großen Schritt nach dieser Richtung hin, als König Johann, der alte Ich-dien, dessen wir uns erinnern sollten, die Mehrzahl von ihnen, alle bis auf zwei, „pretio ac prece" überredete, Lehnsträger (Quasi-Lehnsträger, aber von souveräner Art) seiner böhmischen Krone zu werden. Die zwei, die auf Ansuchen und Angebot nicht eingingen, waren der Herzog von Jauer und der Herzog von Schweidnitz, stolze Herren, vielleicht ein bißchen zu stolz. Aber auch diese wußte Johanns Sohn, der kleine Kaiser Karl IV., zu gewinnen, „indem er ihre Erbin zur Gemahlin nahm" — ein fruchtbringender Handel des kleinen Karl unter den vielen unfruchtbaren, die er im Deutschen Reich getrieben. Schlesien ist fortan ein Teil des Königreichs Böhmen, unauflöslich an Deutschland angehakt, und sein Fortschritt in den Künsten und in ruhiger Sitte ging nun unter reichen Piasten mit Hilfe einwandernder Deutschen wohl doppelt schnell vor sich[1].

Dritte Epoche: nimmt die Reformation an A. D. 1414—1517. Schlesien, dergestalt an Böhmen angeschlossen, nahm stark Hussens, noch stärker Luthers Lehren an; und dies war ein schwieriges Element in seinem Los, obwohl, wie ich glaube, ein unaussprechlich schätzbares. Es kostete mehr als ein Jahrhundert trauriger Tumulte und Ziskakriege; ja mehr als zwei Jahrhunderte, wenn man den traurigen Dreißigjährigen Krieg mit einschließt — Trübsale, die im eigentlichen Böhmen mitunter sehr traurig und selbst greulich waren. Aber Schlesien litt als außenliegendes Land weniger als Böhmen, verlor auch nicht als Folge davon seine evangelische Lehre wie das unglückliche Böhmen und versank nicht in schmutzigen „fanatischen Starrschlaf, mit hohen Kruzifixen von lackiertem Blech an den Straßen", obwohl es im Verlauf der nun folgenden Jahre sogenannten Friedens nahe daran war. Dies letztere geschah in folgenden Etappen:

A. D. 1537 fand, wie wir wissen, die Erbverbrüderung statt, die der Herzog von Liegnitz und von noch anderen namhaften Erbteilen mit Kurbrandenburg errichtete — die aber der damalige König von Böhmen, nachmalige Kaiser Ferdinand I., Karls V. Bruder, verbot und, so gut es anging, auslöschte und vernichtete. Der Herzog von Liegnitz mußte seine Pergamente herausgeben und sich gefallen lassen, in der Sache eine Null zu werden: Kurbrandenburg weigerte sich durchaus, ein Gleiches zu tun; behielt seine Pergamente und wartete ab, ob sie nicht doch einmal Geltung erlangen könnten.

A. D. 1624. Schlesien, namentlich der damalige Herzog von Liegnitz (Urenkel desjenigen, der die Erbverbrüderung gemacht hatte) und der arme Johann Georg,

[1] Büsching, Erdbeschreibung VIII. 725; Hübner T. 94.

Herzog von Jägerndorf, jüngerer Bruder des damaligen Kurbrandenburgers, beteiligten sich eifrig an dem Unternehmen des Winterkönigs, dem ersten Feuer des Dreißigjährigen Krieges, denn die Kränkungen durch papistische Übergriffe waren wirklich groß. Sie beteiligten sich eifrig — und mußten arg dafür büßen; der arme Johann Georg durch Verwirkung Jägerndorfs, durch Achtung und gänzlichen Ruin; im Kampfe gegen all das starb er bald. Der Akt der Achtung und der Einziehung seiner Herrschaft sei eine Gewalttat gewesen, sagten die meisten; und ebenso gewalttätig verharrte man dabei, bis die Leute davon zu sprechen aufhörten — das Herzogtum Jägerndorf, Frucht des Akts, behielt seitdem Österreich, trotz der Reichsgesetze. Der Religionsdruck lastete von da ab schwer auf dem protestantischen Schlesien, und jene Methode, die in den Händen tätiger, gewandter, von Fiskalen und Soldaten unterstützter Jesuiten immer erfolgreich war, brachte viele lauwarme Individuen zur Rechtgläubigkeit zurück.

A. D. 1648. Der Westfälische Frieden half dem wesentlich ab und setzte den papistischen Übergriffen gerechte Grenzen — hätte man nur besagten Vertrag beobachtet! Aber wie konnte das geschehen? Rechtgläubige Behörden, sehr beflissen, verlorene Seelen zu retten oder wenigstens loyale Untertanen zu haben, beobachteten ihn öffentlich dem Namen nach und im stillen verletzten sie ihn dem Wesen nach immer mehr. — Von dem „Erblühen der schlesischen Literatur", wovon in den Büchern die Rede ist, von dem Dichter Opitz, den Dichtern Logau und Hofmannswaldau, die um diese Zeit in Lied und Gesang von besserer oder schlechterer Art ausbrachen, wollen wir nicht sprechen, sondern den Leser ersuchen, sich dessen zu erinnern, falls er dazu melodisch geneigt ist oder die Erscheinung als ein gutes Symptom für Schlesien ansieht.

A. D. 1707. Vertrag von Altranstädt zwischen Kaiser Joseph I. und Karl XII. Der schwedische Karl, auf dem Marsche durch diese Gegend — von Polen her in Verfolgung Augusts des Physisch-Starken nach Sachsen, um ihn dort weich zu klopfen — ward von jammernden schlesischen Deputationen aufgesucht und gebeten, um Christi und seines Evangeliums willen „sich uns armer Protestanten anzunehmen und dafür zu sorgen, daß man den Westfälischen Vertrag gegen uns beobachte und uns Recht widerfahren lasse!" Das erreichte Karl auch, denn Kaiser Joseph, auf dem die schwere Wucht französischen Krieges lastete, ward durch den Ton des gefährlichen Schweden sehr erschreckt. Der Papst machte dem Kaiser Joseph Vorwürfe wegen seiner Nachgiebigkeit in der schlesischen Sache: „Heiliger Vater," antwortete der Kaiser (dessen Orthodoxie in seiner Dynastie nicht hoch angeschrieben steht), „ich bin nur sehr froh, daß er nicht forderte, ich solle lutherisch werden; ich weiß nicht, wie ich dem hätte entgehen sollen[1]!"

Dies sind die drei Epochen — mit dieser dritten oder Reformationsepoche ist es bisher in fast allen Stücken stetig abwärts gegangen. Was die vierte Epoche betrifft, die mit dem „13. Dezember 1740" beginnt, bis auf den heutigen Tag und weiter andauert und die schließliche und krönende Epoche schlesischer Geschichte ist, so ist davon in den nachfolgenden Kapiteln zu lesen.

[1] Pauli, Allgemeine Preußische Staatsgeschichte (VIII. 298 bis 592); Büsching, Erdbeschreibung (VIII. 700—739) usw. — Heinrich Wuttke, Friedrichs des Großen Besitzergreifung von Schlesien (2 Bände. Leipzig 1843), erwähne ich bloß, damit treuherzige Leser nicht durch den Titel in Versuchung kommen, es zu kaufen. Wuttke beginnt mit der Weltschöpfung, und nachdem er in zwei schweren Bänden endlich mühsam bis zur Besitzergreifung gelangt ist, ruft er Halt! und steht nun so (wir wollen hoffen behaglich) seit siebzehn Jahren unbeweglich da.

## Zweites Kapitel / Friedrich marschiert auf Glogau

Um welche Stunde Friedrich in jener merkwürdigen Ballnacht Bielfelds zu tanzen aufhörte und wie lange oder ob er überhaupt schlief, das sagt kein Bielfeld auch nur mythisch: aber am folgenden Morgen, wie aller Welt bekannt ist, Dienstag, den 13. Dezember 1740, Schlag neun, steigt er in seinen Wagen und rollt, nur gering eskortiert, nach Frankfurt an der Oder[1], ein Unternehmen beginnend, das Resultate haben wird für ihn und für andere.

Zwei jüngere Militärs, beide Generaladjutanten, waren mit ihm: Wartensleben und Borck. Beide waren ehemals Mithauptleute bei den Potsdamer Riesen und seitdem sehr in seinem Vertrauen. Wartensleben sahen wir einmal in Braunschweig bei einer freimaurerischen Veranlassung; Borck, den wir hier zum erstenmal sehen, ist nicht der Oberst Borck (eigentlich Generalmajor), der letzthin die Herstaler Operation ausführte; noch weniger ist er der ehrwürdige alte Minister, Marlboroughsche Veteran und nunmehrige Feldmarschall Borck, mit dem Hotham bei einer gewissen Gelegenheit unterhandelte. Es stehen immer zahlreiche Borcks in königlichem Dienst, und auch diese drei sind, nur sehr fern, miteinander verwandt. Die Borcks stammen alle aus der Stettiner Gegend, ein tapferes Geschlecht und alt genug; „das ist so old als de Borcken und de Düwel", sagt das pommersche Sprichwort — der Generaladjutant, ein jüngeres Reis des Stammes, ist durch Zufall in diesem Augenblick das denkwürdigste von allen. Wartensleben, Borck und ein gewisser Oberst von der Goltz, den der König ebenfalls sehr schätzt, sind seine Gesellschaft auf dieser Fahrt. Zur Bedeckung oder Ehrenwache von Berlin nach den nächsten Stationen dient ein Trupp Husaren, Leibgarde und Jäger, „vielleicht im ganzen 500 Reiter".

Sie fahren rasch durch den grauen Winter, erreichen Frankfurt an der Oder nach einer Reise von reichlich zwölf Meilen, und hier warten ihrer

[1] Heldengeschichte I. 452; Preuß, Thronbesteigung S. 456.

ohne Zweifel militärische Geschäfte. Am folgenden Morgen geht es acht Meilen weiter bis zu dem Ort, wo Mittag gehalten wird, dem Städtchen Krossen, das nach Schlesien hinübersieht. Es ist gegenwärtig Hauptquartier einer preußischen Armee, die da und in der Umgegend bereitsteht oder stündlich einmarschiert und sich versammelt — etwa 28 000 Mann stark, Reiterei und Fußvolk. Ein Nachtrupp von 10 000 oder 12 000 Mann wird in zwei Tagen von Berlin ausrücken, hier herum haltmachen und nach Bedarf folgen: die preußische Armee wird alsdann im ganzen etwa 40 000 Mann stark sein. Schwerin ist bisher Befehlshaber, Leiter und Triebfeder der Sache gewesen: von nun an wird es der König sein, Schwerin aber unter ihm eine Division befehligen.

Unter den Regimentern bemerken wir „Schulenburg-Grenadiere zu Pferde" — von Landsberg hierhergekommen, der kleine Schulenburg steht an ihrer Spitze — „Dragonerregiment Bayreuth", „Leibgarde-Karabiniers", „Derschau zu Fuß" und andere Regimenter und Gestalten, die uns obenhin bekannt sind oder mit denen wir bessere Bekanntschaft machen werden[1]. Der Nachzug, der sich eben von Berlin aufmacht, hat zu Führern den Prinzen von Holstein-Beck („Holstein-Vaisselle" nennen ihn Witzbolde, seitdem sein Fürstentum zu Silbergeschirr wurde) und den Erbprinzen von Anhalt-Dessau, den wir letzthin auf der Straßburger Reise den jungen Dessauer nannten: der Nachzug ist, wie schon gesagt, 12 000 Mann stark, die Hauptarmee 28 000, Reiterei und Fußvolk verhalten sich ungefähr wie eins zu drei. Das schwere Geschütz „besteht in 20 Dreipfündern, 4 Haubitzen, 4 zwölfpfündigen und 4 fünfzigpfündigen Mörsern; und an Artilleristen gibt es im ganzen 166 Mann".

Mit dieser Macht hat der junge König auf eigene Hand (so ziemlich der ganzen Welt zum Trotz, wie wir jetzt und später sehen) beschlossen, in Schlesien einzufallen und sich seines uralten Eigentums daselbst zu bemächtigen — ohne dabei, denn niemand kann das, die schlafenden Stürme zu berechnen, die er durch sein Tun vielleicht erweckte. So unbefangen läßt sich der Mensch auf Unternehmungen ein, die sich unerwartet als folgenschwer erweisen und den ganzen Rest seiner Tage gestalten, gleichsam schlafend überschreitet er den Rubikon. Im Leben hängt es oft, wie auf Eisenbahnen, an gewissen Punkten — ob man es nun weiß oder nicht, nur von eines Zolles Breite ab, ob man in dieses oder jenes Schienengeleise eingeschoben wird; aber man versuche einmal, da wieder herauszukommen! „Dieser Mensch ist verrückt, cet homme-là est fol!" sagte Ludwig XV., als er davon hörte[2].

[1] Liste in Heldengeschichte I. 453.

[2] Raumer, Beiträge zur neueren Geschichte (ein sehr unklares, dürftiges Buch im Vergleich mit dem, was es hätte sein können) II. S. 97 (24. Dezember 1740).

## Friedrich in Krossen und noch auf eigenem Gebiet, 14.—16. Dezember. Er betritt Schlesien.

Jedenfalls gedenkt dieser Mann, es zu versuchen — und ißt hier in Krossen zu Mittag am Mittwoch, dem 14. Gewisse wichtige Personen, namentlich zwei von Grünberg, der nächsten schlesischen Stadt, abgeordnete Edelleute, die in Geschäften über die Grenze gekommen sind — haben die Ehre, mit ihm zu speisen. Diesen gegenüber zeigt er sich munter, leutselig und aufgeräumt, wie wenn keine Last auf seinem Gemüt läge. Das Geschäft dieser zwei schlesischen Edelleute, der eine ist ein Baron von Hocke, ein Baron von Kestlitz der andere, bestand darin, von seiten der Stadt und des Amtes Grünberg feierlichen Protest gegen die beabsichtigte Verletzung des schlesischen Bodens einzulegen, wie es ihnen von der Regierung zu Breslau selber anbefohlen worden war. Der Protest wurde in gehöriger Form eingereicht; Friedrich blickt höflich, wie dies seine Art ist und auf diesem Marsche immer bleibt, in oder auf den Protest und reicht ihn schweigend einem Pagen oder Sekretär, damit der ihn in das gehörige Fach oder in den Papierkorb lege. Darauf lädt er die zwei schlesischen Herren zur Tafel, eine Ehre, die sie, wie wir sehen, annehmen. „Er wohnt also in Grünberg, mein Herr von Hocke?" „Ganz nahe dabei, Ihro Majestät. Mein geringes Haus, Schloß Deutsch-Kassel, ist drei Meilen von hier; Ihro Majestät gehorsamst zu Befehl, falls der Marsch doch unvermeidlich und dieses Weges gehen sollte!" — „Nun, vielleicht!" Ich finde, daß Friedrich zwei Tage darauf bei einem dieser Herren das Mittagsmahl einnahm und bei dem anderen wohnte. Die Regierung zu Breslau hat den Protest von seiten der Grenzbewohner und der Behörden anbefohlen, und dies ist das ganze Resultat.

Während dieser Stunden fügte es sich, daß die große Glocke zu Krossen — weil gerade in diesem verhängnisvollen Moment ihre Zeit erfüllet oder die Morschheit des Dachstuhls komplett war — vom Turm herabfiel. Ist das vielleicht ein Vorzeichen? Friedrich legt sich dies Zeichen, wie Cäsar und andere es getan hätten, wohlgemut zu seinen Gunsten aus: „Ein Zeichen, daß das Hohe erniedrigt werden wird!" sagt Friedrich. Sind erst die Marschvorbereitungen fertig und alles übrige hier in Krossen in vollkommener Bereitschaft, so will er wohlgemut Schlesien betreten, ohne sich an Grünberger Proteste und herabgefallene Glocken zu kehren.

Wirklich überschreitet er am zweiten Tag die Grenze; „die Regimenter marschierten an verschiedenen Punkten ein; etliche gelangten fünf Meilen weit in das Innere". Es ist Freitag, der 16. Dezember 1740, da hat ein Spiel begonnen, das lange dauern wird! Sie ziehen durch das Dorf Läsgen. Dies war der erste Punkt auf schlesischem Boden (der „Schwiebusser Kreis", unser alter Bekannter, liegt nahe zur Linken), und „das Schwerinsche Regiment war das vorderste". Andere überschreiten die

Grenze mehr links oder rechts; „marschieren durch das Dorf Lessen" und andere obskure Dörfer und Städtchen um und hinter Grünberg; denn sämtliche Regimenter und Heeresabteilungen nehmen ihre Richtung auf Grünberg und die Landstraße, sind aber kunstvoll verteilt — mehrere Stunden weit in der Breite (wegen der Quartiere) und, wie das gewöhnlich die Regel ist, ungefähr einen Tagemarsch in der Länge. Noch am selben Abend war fast die ganze Armee auf schlesischem Boden.

Ein gedrucktes „Patent" versichert alle Schlesier, wes Standes, Religion oder Würden sie seien, „daß wir als Freunde zu ihnen gekommen sind, jedermann in seinen Rechten und Gerechtsamen beschützen und keine friedliche Seele molestieren werden", es wird an die Kirchentüren angeschlagen und überall ausgeteilt. Den gemeinen Soldaten ward „bei Strafe der Spießruten", den Offizieren „bei infamer Kassation" verboten, irgend etwas ohne Kauf und bare Bezahlung zu nehmen. Auf diese Bedingungen hin nehmen die schlesischen Dörfer ihre dem ländlichen Gemüt wohl interessanten neuen Gäste ganz gern auf, und obwohl die Einquartierung schwer war, „ein Gärtner (Kleinbauer) bekam bis 24 Mann", beklagte sich doch niemand darüber. In einem einzigen Schlosse, aus dem die Bewohner geflohen waren und wo keine Menschenstimme dem müden Soldaten antwortete, ward etwas schlimm gewirtschaftet, was Seine Majestät am folgenden Morgen mit Bedauern vernahm — in einem einzigen geschah das, sonst nirgends.

Die Behörden, bemerken wir, suchen sich absolut passiv zu verhalten. So der Bürgermeister von Grünberg heute abend. Grünberg, die erste Stadt an der Grenze, geht mit einem Beispiele der Passivität voran, das wohl nicht übertroffen werden kann. Die preußischen Truppen hielten vor dem Tor von Grünberg, Bürgermeister und Räte saßen schweigend-erwartungsvoll im Rathause, als ein preußischer Leutnant daselbst erschien und den Schlüssel besagten Tores verlangte. „Den Schlüssel übergeben? Wollte Gott, ich dürfte, Herr Leutnant; aber wie darf ich mir so was unterstehen? Der Schlüssel liegt da auf dem Tisch: aber ihn übergeben — Sie sind doch kein Offizier der Königin von Ungarn, wie mir scheint?" — Der preußische Leutnant muß die Hand ausstrecken und sich den Schlüssel nehmen, was er ohne weiteres tut. Und am anderen Morgen bei der Rückgabe, als der Marsch weitergehen soll, wiederholt sich dasselbe Schauspiel. Der Bürgermeister oder seine Räte wagen es nicht um ihr Leben, den Schlüssel anzurühren: er lag auf dem Tisch und kann durch Gottes Fügung wieder dahin zu liegen kommen! — Der preußische Leutnant legt ihn demgemäß wieder hin und eilt, vermutlich schmunzelnd, hinaus. Der Vorfall gab viel zu lachen, Majestät selber „lachte trefflich" darüber. Größere Vollkommenheit der Passivität könnte kein Bürgermeister zeigen.

Der Marsch geht auf Glogau zu, eine befestigte Garnisonstadt etwa acht Meilen weiter, Schlüssel des nördlichen Schlesiens. Grünberg (wo

meine Leser zu des vorigen Königs Zeit einmal übernachteten, wenn sie es auch vergessen haben) ist die erste und einzige ansehnliche Stadt vor Glogau. Bis Glogau ist die Armee, wie ich entnehme, zum guten Teil im voraus verproviantiert: von Glogau ab — muß man sich weiterhelfen. Brotwagen, Packwagen, Munitions- und Artilleriewagen sind sämtlich in Ordnung, die Armee ist kunstvoll verteilt. In dieser Weise wird marschiert, das Marschziel ist Glogau. Der König speist wie gesagt an diesem ersten Tage mit seinem Baron von Hocke auf Schloß Deutsch-Kassel, hinter Grünberg; aber er hält sich keineswegs da auf, reitet eine Meile westlich über Land, durch die Gegend, wo sein Vortrab auf den verschiedenen Marschrouten eben ankommen soll, und nimmt sein Nachtquartier in Schweinitz bei dem anderen Krossener Baron, dem von Kestlitz [1]. Es ist dies Freitag, der 16. Dezember — seine erste Nacht auf schlesischem Boden.

### Was Glogau und die Regierung zu Breslau hierauf taten.

Schlesien ist, was Verteidigung betrifft, nicht im mindesten auf ihn vorbereitet. Vor einem Monat standen in der ganzen Provinz nicht über 3000 Mann Österreicher zu Fuß und 600 zu Pferde: weder der militärische Gouverneur, Graf Wallis, noch der Wiener Hof, noch irgendeine Behörde fern oder nahe erwartete auch nur im geringsten einen solchen Besuch. Graf Wallis, der in Glogau kommandiert, war allerdings vor neun oder zehn Tagen, als das Gerücht immer lauter wurde, nach Krossen hinübergegangen; sah dort mit eigenen Augen das Unleugbare und war seitdem eifrig bemüht, zu tun, was er vermochte, um Maßregeln zu treffen. Wallis ist nun in Glogau eingeschlossen; der nächste unter ihm, der nun kommandierende Gouverneur General Browne, ein noch besonnenerer Mann, tut gleichfalls sein Äußerstes; aber er tut es unter hoffnungslosen Umständen und ohne die geringste Weisung von Wien aus. Browne hat durch gewaltige Anstrengungen verschiedene Truppenreste aus Mähren und den benachbarten Ländern zusammengerafft, die seine Macht auf 7000 Mann Fußvolk erhöhen: diese wirft er in kleinen Trupps in die widerstandsfähigen Punkte oder in größeren Abteilungen in die Hauptgarnisonen. Neue Reiterei kann er keine bekommen. Die alten 600 behält er für sich; das ist alles, was er an beweglicher Armee besitzt [2].

Gern möchte er Breslau besetzen und einige Garnison hineinstecken, kann aber nicht. Weder Wallis noch er vermochten das durchzusetzen. Breslau ist in dieser Hinsicht mit sich selbst uneins, voller Aufregungen, Erwartungen, Befürchtungen für und wider. Es gibt eine oberste schlesische Regierung in Breslau, das königliche Oberamt, und es gibt einen Rat

[1] Heldengeschichte I. 459.
[2] Umständliches in Heldengeschichte I. 465. Die gesamte österreichische Truppenzahl scheint 7800 Mann Fußvolk und Reiterei gewesen zu sein.

der Stadt Breslau, streng katholisch alle beide und Wien der Odem ihrer Nase. Es gibt aber auch vierundvierzig Zünfte und Zechen, gedrückt-protestantisch die Mehrzahl, und ihnen ist Wien nicht der Lebensatem, sondern eher das Gegenteil. Außerdem nennt sich die Stadt frei und hat gewisse alte, noch geltende Privilegien, darunter ein „jus praesidii" (oder das Recht, sich selbst Besatzung zu sein), das unbequemste im Augenblick. Breslau ist eine freie Reichsstadt, der Theorie nach souveränes Reichsmitglied und machtvollkommen in ihren eigenen Angelegenheiten wie Österreich selber — und die Wahrheit ist: die alte Theorie und die neue Wirklichkeit, entschlossen, nicht miteinander zu hadern, haben sich in Breslau wie anderswo unentwirrbar ineinander verrannt! Angesichts eines Oberamtes, das keine Befehle von Wien erhalten kann, zeigt selbst der Stadtrat wenig Lebendigkeit, neigt sich vielmehr zur Passivität wie Grünberg, und eine schweigende Bürgerschaft droht laut zu werden, wenn man sie drängt.

Breslau, oder vielmehr das dortige Oberamt, hat seit Wochen eine Stafette nach der anderen nach Wien geschickt, ohne auch nur eine Antwort zu erhalten — was kann Wien, das von Bayern und anderen mit Krieg bedroht wird und nur 100 000 Gulden im Schatze hat, antworten? Endlich lautet die Antwort: „Laßt uns in Ruhe! Die Gefahr ist nicht so nahe. Wozu so viele Stafettengelder ausgeben und sich so von Furcht einnehmen lassen?" General Wallis kam nach dem, was er in Krossen gesehen, nach Breslau und drang im Namen der Selbsterhaltung, dem ersten Gesetz der Natur, heftig darauf, daß man eine ordentliche österreichische Besatzung aufnehme; er wünschte sehr (schrecklich zu denken!), „man solle die Vorstädte abbrennen und bessere Wälle aufwerfen", konnte aber keinen dieser Punkte erlangen und etliche davon nicht einmal öffentlich verlauten lassen. „Ihr sollt einen Protestanten zum Kommandanten haben", schlug Wallis vor; „da ist der Graf von Roth, schlesisch-lutheranisch und ein vortrefflicher Soldat!" — „Schönen Dank," antwortete man, „wir können uns selbst verteidigen, wir wollen lieber gar keinen Kommandanten!" Und somit fangen die Breslauer Bürger an, sich in den Waffen zu üben; sie fahren eine Menge alter Kanonen auf, bessern die Wallbrüche aus, halten strenge Schildwache: „Wir sind vollkommen imstande, unsere Stadt selbst zu verteidigen — soweit wir es für gut befinden!" — Vorigen Dienstag, 13. Dezember (denselben Tag, da Friedrich von Berlin abreiste), als der Stadtrat endlich diesen von dem Oberamt lange angeregten Punkt der Besatzung bewilligt hatte „vorbehaltlich des Zurateziehens der Zünfte" oder wenigstens der Zunftältesten, die gewöhnlich stille Leute sind — erhob plötzlich ein Teil der Zunftältesten seine Stimme, und ihre vierundvierzig Zünfte wurden ganz ungewöhnlich laut. Es entstand ein Tumult in Breslau auf dem Salzring, dergleichen noch nicht dagewesen war. Müßiges Volk und Zunftgenossen von verdächtiger Stimmung versammelten sich in Massen auf dem schönen alten Rathaus und rundherum; stellten

Fragen, gaben Antworten in immer lauter werdendem Tone, brüllten zuletzt in starkem Alt und gerieten in bedenkliche Stimmung[1] — bis der Gedanke einer österreichischen Besatzung (wieviel mehr erst des Abbrennens der Vorstädte!) ganz aufgegeben werden mußte. Und die Stadt hütet sich selber, wie wir sehen.

Das Oberamt hat durch seine nördlichen Beamteten Protest ergehen lassen und außerdem den strengen Befehl an die schlesische Bevölkerung, die Preußen sauer anzusehen — und wir sahen als Folge davon die zwei schlesischen Herren mit Friedrich speisen, der ihren Besuch erwiderte. Der Bürgermeister von Grünberg aber hat die Schlüssel nicht anrühren wollen. Das Oberamt entwirft nun ein „Patent" oder noch feierlicheren Protest, den es gleichfalls am Salzring anheften und König Friedrich überreichen will; und dies — außer dem „Versenden einer großen Menge Mehl in Schiffen den Fluß hinab nach Glogau, einer von Wallis bewirkten, wichtigen, stillen Sache — ist so ziemlich alles, was man tun kann. Keine österreichische Besatzung wird aufgenommen („Sind vollkommen imstande, uns selbst zu verteidigen!"), was auch immer das Oberamt und Wallis oder Browne deshalb versuchen. Und vom Abbrennen der Vorstädte spricht man lieber nicht mehr. Breslau fühlt sich oder möchte sich gern „vollkommen instand" fühlen — hat jedenfalls kein Verlangen danach, sich beschießen zu lassen, und birgt im stillen sehr viel protestantische Stimmung in sich. Von dem allem ist Friedrich, man zweifelt nicht daran, mehr oder weniger klar unterrichtet, und er beschleunigt seinen Marsch nur um so mehr.

General Browne befindet sich zur Zeit im südlichen Teil des Landes. Er ist ein geschickter tätiger Mann und Soldat; aber mit der geringen Macht, die ihm zu Gebote steht, läßt sich wenig unternehmen. Es sind drei befestigte Plätze im Lande: Glogau und Brieg, beide am Oderstrom, und als dritter Platz Neiße, an der Neiße, einem Nebenfluß der Oder, gelegen (einem der v i e r Neißeflüsse, die es in Deutschland, zumeist in Schlesien, gibt — nicht bequem für den genauen Leser deutscher Bücher). Browne ist in Neiße und wird Augen machen, wenn ihn die fliegende Botschaft erreicht: Die Preußen sind auf dem Marsch! Soll Widerstand geleistet werden, so muß Browne das für sich allein bewerkstelligen. Von Breslau oder von Wien kann kein Ober- oder Unteramt seinen 8000 Mann und ihm die mindeste Hilfe senden.

Wie wir sahen, gedenkt sich Glogau zu verteidigen. Wenigstens General Wallis, der Kommandant, tut es, trotz des Glogauer Publikums, und wirft mit allen Kräften Schanzen auf, baut Palisaden, schafft Mehl, gesalzenes Fleisch und sonstigen Proviant herbei — brennt auch Vorstädte und Dörfer ab, ohne sich in dem kleinen Ort an Widerstand zu kehren, und räumt alle äußeren Baulichkeiten und alles, was dem herannahenden

[1] H e l d e n g e s c h i c h t e I. 469.

Feind Schutz bieten kann, emsig hinweg. Gestern, den 15. Dezember, „ließ er die drei Mühlen an der Oder und das große Wirtshaus vor Glogau nebst der Ziegelscheune abbrennen", unbekümmert um das Lamentieren — wobei die Stadt selber Feuer fing und gelöscht werden mußte[1]. Ja, er war entschlossen, die protestantische Kirche, das unentbehrliche heilige Gebäude außerhalb der Mauern, niederzubrennen oder in die Luft zu sprengen: „Die Preußen würden ein Blockhaus daraus machen!" sagte Wallis. Ein vornehmer Protestant bat flehentlich um nur zwölf Stunden Aufschub — um den Fall vor Seine preußische Majestät zu bringen. Der Aufschub ward bewilligt, und er reiste nebst einem anderen vornehmen Protestanten ungesäumt ab; am folgenden Morgen (Freitag, den 16.) trafen die Herren nahe bei Krossen des Königs Wagen an. Se. Majestät ließ gnädigst auf ein paar Augenblicke anhalten und hörte ihre Geschichte. „Meine Herren, Sie sind die ersten, die sich auf schlesischem Boden eine Gunst von mir erbitten; sie soll Ihnen gewährt sein!" sagte der König und entsandte auf der Stelle sein höflich abgefaßtes Gesuch an Wallis, in dem er sich verpflichtete, keinerlei militärischen Gebrauch von besagter Kirche zu machen, „sondern von der anderen Seite her anzugreifen, wenn es zum Angriff kommen sollte". Dergestalt rettete Se. Majestät die Kirche von Glogau, was natürlich eine populäre Tat war. Als er ein paar Tage danach selbst die Kirche in Augenschein nahm, bemerkte er: „Es wäre nicht sehr schade gewesen, wenn sie gleich abgebrochen worden wäre, es muß doch eine bessere an ihre Stelle gebaut werden!"

Wallis trifft gewaltige Anstalten; zwingt die Einwohner, sogar die höheren Klassen, sich Tag und Nacht beim Arbeiten an seinen Festungswerken zu beteiligen; er will alle umliegenden Dörfer niederbrennen — und würde es ausgeführt haben, hätten die Bauern sich nicht bedrohlich dagegen zusammengerottet. Er hat ungefähr 1000 Mann beisammen. Sein Pulver, heißt es, sei fünfzig Jahre alt; aber er hat eßbaren Proviant aus Breslau und gedenkt sich bis aufs Äußerste zu halten. Der Leser muß zugeben, daß das österreichische Militär — Graf von Wallis an der Spitze, und noch mehr General Browne, der ein jüngerer Mann ist und nun den Oberbefehl führt — sich in seiner gegenwärtigen verlassenen Lage brav hält. Wallis (Graf Franz Wenzel, nicht zu verwechseln mit einem älteren Wallis, der im letzten Türkenkrieg Erwähnung findet) ist von schottischer Abkunft wie alle diese Wallise. Sie „kamen vor langer Zeit nach Österreich; Reichsgrafen seit 1612". Browne ist von irischer Abkunft und jetzt fünfunddreißig Jahre alt, zehn Jahre jünger als Wallis. Man lese folgende Notiz über den ausgezeichneten Browne:

„Dieser General (nachheriger Feldmarschall) Graf von Browne ist ein deutsch-irischer Herr, einer jener traurigen verbannten irischen Jakobiten oder Söhne von Jakobiten, die in fremden Armeen fechten, und von denen manche fähige und nam-

[1] Heldengeschichte I. 473—475.

hafte Menschen sind. Dieser hier ist der bedeutendste von allen. Wir werden ihm wiederholt innerhalb der kommenden achtzehn Jahre begegnen. Maximilian Ulysses Graf von Browne: ich sagte, er war geborener Deutscher; Basel ist sein Geburtsort (23. Oktober 1705). Sein Vater war gleichfalls Soldat: man darf ihn nicht verwechseln mit einem zeitgenössischen Vetter, der auch ‚Feldmarschall Browne' ist, aber in Rußland dient und in den kommenden Jahren lange Gouverneur von Riga ist. Dieser österreichische General, Feldmarschall Browne, wird uns später von einiger Bedeutung sein, und der Leser mag sich ihn merken.

Wer die irischen Brüder Browne, die Väter dieser Marschälle Browne, waren? Ich habe mich in irischen Adelslexikons und den vorhandenen gedruckten Urkunden umgesehen, aber ohne den geringsten Erfolg. Ein dickes wassersüchtiges Buch von schwächlichem Kaliber, genannt König Jakobs Armeeliste, erwähnt eine Menge Brownes und andere in unklarer Weise, aber der eine Browne, der eine Lacy und fast auch der eine Lally, die eine Rolle spielen, sind, wie die Rolle Hamlets[1], ausgelassen. Vielen Irländern geht es ebenso wie diesen Brownes. Einen Lacy haben wir einmal vorübergehend gesehen oder von ihm gehört, als er zur Zeit der polnischen Königswahl Danzig belagerte (Danzig blockierte, damit Münnich es belagere); jener Lacy, ‚Gouverneur von Riga', den der russische Browne ablöste, ist ebenfalls irisch: ein hervorragender russischer Mann; er wird einen Sohn Lacy haben, der unter den Österreichern hervorragt. Es gibt Maguires, Ogilvies, Leutnants ‚Fitzgerald', gar viele Irländer, und nicht die geringste deutliche Auskunft über irgendeinen von ihnen[2]."

Begleiten wir Seine Majestät auf den nächsten wenigen Märschen gen Glogau, um uns dabei sein Verfahren etwas anzusehen. Nachher wird es uns geziemen, in mehr summarischer Weise uns an die Hauptbegebenheiten zu halten.

## Marsch nach Weichau (Samstag, den 17.); Aufenthalt dort (Sonntag, den 18.); nach Milkau (Montag, den 19.); Ankunft in Herrendorf, von wo man Glogau sehen kann (22. Dezember).

Friedrichs Marsch geht rasch und regelmäßig vor sich. Es wird strenge Manneszucht beobachtet, alles bar bezahlt und jeder Schaden sorgfältig vermieden: „Wir kommen nicht als eure oder der Königin von Ungarn einbrechende Feinde, sondern als beschützende Freunde Schlesiens und der hiesigen Rechte Ihrer Majestät — wenn Ihre Majestät (wie zu erwarten steht) erst einmal unsere Anrechte in dieser Provinz anerkannt hat, soll kein Mensch die ihrigen angreifen, solange wir hier weilen." So lautet das,

[1] Eine wandernde Komödiantentruppe kündigte einmal eine Vorstellung von Hamlet an, „mit Auslassung der Rolle Hamlets". D. Übers.

[2] Über Browne s. „Anonymus von Hamburg" (so muß ich der Kürze wegen bezeichnen einen J. F. S., Geschichte des Siebenjährigen Krieges, in aufeinanderfolgenden, meistens zusammengestoppelten Bänden. Leipzig und Frankfurt 1759 u. folg.) I. 123—131 Anm.: eingehende acht Seiten lange Anmerkung, die zugleich meldet, daß er, J. F. S., das „Leben Browne's" geschrieben habe, ein Buch, nach dem ich mich vergebens umgetan habe, und von dem ich mir nur denken kann, daß es aus ebendiesen eingehenden acht Seiten besteht plus Wasser und Schaum in gehöriger Quantität. Anonymus „von Hamburg" nenne ich meinen

wie oben erwähnt, weit verbreitete und an öffentlichen Plätzen angeheftete „Patent", und danach wird gehandelt.

Gegen alle Leute, die mit Protesten oder in anderen Angelegenheiten kommen, ist der junge König, wie wir sehen, die Höflichkeit selber. Er gibt klare Antwort und Versprechen, die nach obigem Grundsatz gehalten werden. Nichts bringt ihn auf, außer wenn Leute ihm nicht glauben und die Flucht ergreifen. Daß man ein Schloß von seinen Bewohnern verlassen findet, ist der einzige Umstand von übler Vorbedeutung für ein solches Schloß. So am Abend nach dem Nachtlager in Schweinitz, zweite schlesische Nacht, in Schloß Weichau (das noch auf der Karte entdeckbar ist, jenseits der „Schwarzen" und der „Weißen Ochel", schmutziger Ströme, die dort ostwärts der Oder zufließen; noch fließt nichts nach Westen dem Bober, unserem anderen Grenzstrome, zu): da war kein Eigentümer zu finden, und Seiner Majestät Blicke „wurden finster", denn er erinnerte sich, was gestern nacht in ähnlichem Falle auf dem anderen Schlosse vorfiel, aus dem der Besitzer mit seiner beweglichen Habe verschwunden gewesen war. Da waren, wie oben gemeldet, von erzürnten Haufen Ausschreitungen begangen worden — Türen wurden aufgesprengt, ein Rest von schlechteren Möbeln wurde zu Feuerung zerschlagen u. dgl. m. — ohne Zweifel zum großen Verdruß Seiner Majestät. Hier in Weichau traf man strengere Vorkehrungen, und doch begegnete man Schwierigkeiten, „und der Amtmann bekam beinahe Schläge". Zum Glück erschien der junge Herr von Weichau, nachdem er erfahren hatte, daß Se. Majestät noch anwesend sei, am anderen Morgen selber: „Mein Vater ist alt, wohnt in einem anderen Schloß, kann seine Aufwartung nicht machen; ich selber vermochte es erst eben jetzt." — „Nun, es ist gut, daß Er gekommen: bleibe Er zu Tisch!" Der junge Graf tat es und fuhr abends heim, um seinen Vater zu beruhigen; Se. Majestät hielt sich noch eine Nacht da auf, und die Gefahr war vorüber[1].

An diesem Tag, Sonntag, dem 18., rastet die Armee; es ist ihr erster Sonntag in Schlesien, als der junge Graf seine Aufwartung macht — und hier in Weichau wie anderswo hält die ketzerische Armee ihren Gottesdienst in der Kirche des Ortes, die fast immer eine katholische ist; man ist da wenigstens gegen das Wetter geschützt. So lautet der königliche Befehl, und das merken sich die Leute, die Irrgläubigen und die Rechtgläubigen.

J. F. S. — weil er in besagter Stadt aufgefischt wurde: ein sehr armer Fang, jedoch mitunter anführungswert, da er verbürgt ist, wie das in der Regel die dumpfesten Deutschen sind. — Einen Blick auf Lacy (den älteren Lacy) gibt Büsching, Beiträge VI. 162. — Über Wallis (Grabsteinnotiz über Wallis) s. (unter anderen, die reichlich mit dieser Art Ware versehen sind und große Säcke voll davon in bewunderter Unordnung bei sich führen) Anonym (Seyfarth), Geschichte Friedrichs des Andern (Leipzig 1784—1788) I. 112 Anm. und Anonym, Leben der usw. Maria Theresia (Leipzig 1781) 27 Anm.: mühsam authentische Bücher alle beide, im wesentlichen Wörterbücher — zusammengestopft wie in eine Reihe blinder Säcke.

[1] Heldengeschichte I. 459.

Dies Verfahren wird immer beibehalten, und an allen Plätzen, wo keine protestantische Kirche ist und die Katholiken eine haben, versammelt der preußische Feldprediger seine säbeltragende Zuhörerschaft in dieser: „Nichts für ungut, hochwürdige Väter, ihr habt eure Stunden und wir die unserigen, und so lautet des Königs Befehl." Es ist regelmäßiger Gottesdienst bei dieser preußischen Armee und sogar viel unartikulierte Religion, wie man bei näherer Untersuchung sehen kann.

Landedelleute, städtische Bürgermeister und sonstige Zivilbehörden erkennen bald, daß sie unter diesen Bedingungen Sr. Majestät gegenüber gesichert sind: er hat mit ihnen auf den Märschen beständig Unterredungen wegen der Verpflegung, der Bedürfnisse und der Einquartierung seiner Truppen. Klar, freimütig, jeder billigen Vorstellung zugänglich, treu seinem Worte, versöhnlich und friedfertig, so ist Friedrich gegen alle Schlesier. Provinzialbehörden, die keine Verhaltungsbefehle erhalten können, da Wien schweigt, Breslau ebenfalls und der Gouverneurstellvertreter Browne fern im Süden, in Neiße ist, sind natürlich in schwieriger Lage: Was sollen sie tun? Am besten, man tut, wo es immer angeht, gar nichts und folgt des Bürgermeisters von Grünberg unübertrefflichem Beispiel!

„Diese Schlesier", sagt ein Exzerpt, das ich gemacht habe, „sind noch immer der Mehrzahl nach protestantisch, besonders in diesem nördlichen Teil der Provinz; sie haben in dieser und in anderer Hinsicht viel dulden müssen und sind insgeheim oder offen preußisch gesinnt. Die Beamten, sämtlich katholischer Konfession, stemmten sich aber — wenn auch nicht gerade immer mit Bewußtsein — den protestantischen Rechten entgegen. Die Jesuiten machten und machen sich — sie bewußt genug — viel mit ihnen zu schaffen, eifrig bestrebt, eine irrgläubige Bevölkerung durch alle Mittel, billige und unbillige, zurückzurufen. Wir hörten von Karls XII. Einmischung vor dreiunddreißig Jahren und sahen, wie der damals eben hart bedrängte Kaiser sich reuig bekennen und zu völliger Besserung verpflichten mußte. Die Besserung trat für den Moment auch wirklich ein. Der Westfälische Vertrag ward in allen seinen Festsetzungen mit neuen Verwahrungen als Vertrag von Altranstädt neu bekräftigt, und zwar von seiten Kaiser Josephs, der kein abergläubischer Mann war, mit der redlichen Absicht, ihn zu halten: ‚Heiliger Vater, ich war nur zu froh, daß er nicht meine eigene Bekehrung zum protestantischen Irrglauben forderte, bedrängt wie ich bin, da Ludwig XIV. und Konsorten mir im Nacken sitzen!' Der Altranstädter Vertrag hatte wirklich eine in der ersten Zeit sehr merkbare Verbesserung der Zustände zur Folge. Aber der streng akkurate Karl von Schweden verschwand bald von der Bühne, Kaiser Joseph von Österreich verschwand bald, und sein Bruder, Karl VI., war eine viel orthodoxere Persönlichkeit.

Man kann die österreichische und namentlich Kaiser Karls Regierung nicht eine vorsätzlich ungerechte nennen. Ich finde eher das Gegenteil. Aber sie ist, mehr als andere, schwerfällig, breit fußend auf vielerlei Formalitäten und alten Herkömmlichkeiten; die Schwerkraft hat eine große Macht über sie. Kurz, die amtliche Menschheit mit dem besten Kaiser an der Spitze wirft, ohne Unterlaß von Jesuitenbeichtvätern gegeißelt, ihr Gewicht nach einer gewissen Seite — und es besteht die traurige Tatsache, daß der Glanz jener Altranstädter Verbesserung nach wenigen Jahren zu verblassen anfing. Ja, nach langer jesuitischer Manipulation sind die schlesischen Dinge jetzt beinahe wieder in ihrem alten Zustande, und die Geduld der Menschen ist schwer belastet. Zusehen müssen, wie man deine Kirche zur Kaserne macht, wie

aus deiner protestantischen Schule eine jesuitische wird — damals dachten die Menschen unter Bedrückungen nicht an Revolution. Aber der arme schlesische Weber, der acht Stunden weit zu seiner Sonntagspredigt ging, und der bemerkte, daß, wenn die Mutter nicht die Kunst des Lesens zu lehren verstehe, seine Kinder, außer auf Gefahr ihrer Seele, nimmer lesen lernen würden: ein solcher Weber mußte schon so seine Gedanken haben. Stumm, hoffnungslos, aber gewichtig (und heimlich, wie unter Alpdruck) gestehen Millionen Herzen, daß das österreichische Beamtentum mit oder ohne Absicht ungerecht, zum mindesten äußerst schwerfällig sei, nichts gut verwalten könne. Gute Regierung irgendeiner Art kennt man hier nicht. Möglich, daß die Preußen besser sein werden, wer kann es sagen?

Die heimliche Freude dieser Bevölkerung, als Friedrich unter ihnen vorrückt, wird mehr und mehr eine offenbare. Katholische Behörden wagen keine bestimmte Hoffnung oder bestimmte Abwägung von Hoffnung und Furcht, sondern folgen des Bürgermeisters von Grünberg Beispiel und suchen sich passiv und stillschweigend zu verhalten. Die Jesuitenpriesterschaft ist österreichisch gesinnt, denkt aber: Vielleicht wird selbst Preußen sich nicht sehr tyrannisch zeigen. Jedenfalls sei still, es ist gefährlich, sich zu regen. Wir bemerken im allgemeinen, daß nur in der südlichen oder Gebirgsgegend von Schlesien, wo die Katholiken die Mehrzahl bilden, die Bevölkerung nicht eifrig auf der preußischen Seite ist. Passiv, wenn sie auf der anderen Seite steht, strenge Passivität als das mindeste, ist allen Vernünftigen vorgeschrieben."

Am 18., während der Gottesdienst in Weichau vor sich ging, ist in Breslau etwas anderes zu sehen. Das Oberamt zu Breslau hat endlich nach peinlichster Beratung und vielen Schwierigkeiten, von denen wir uns keine Idee machen können, sein „Patent" bzw. seine sorgfältig abgefaßte Verwahrung gegen Preußen zu Papier gebracht und heftet es heute mit beträchtlicher Feierlichkeit an der dortigen Rathaustüre an, aller Menschheit kund und zu wissen; schickt auch eine Abschrift durch zwei Abgeordnete von Stande an Seine Preußische Majestät. Es hatte nicht geringer Kühnheit bedurft, schon einen solchen Schritt ohne allerhöchste Befehle zu wagen, und es nahm die äußersten Kräfte des offiziellen Verstandes in Anspruch, um dies Dokument in höflich-zweideutiger Sprache und doch hinreichend scharf abzufassen — zu scharf, meinen nun einige unter uns. Jedenfalls ist es nun da, der oberamtliche Pfeil ist sozusagen abgeschossen. Die Anheftung geschah unter finsteren Wettersymptomen, „großem Donnerwetter und entsetzlichem Sturm", anderer sicherer Vorzeichen nicht zu gedenken. So daß es dem gemeinen Verstande zu Breslau dünken wollte, diese schwierige Tat werde nicht viel fruchten. Breslau ist insgeheim eine stark aufgeregte Stadt, und weit vorausstreifende preußische Husarenhaufen werden an diesem Tage zum erstenmal von dort aus erblickt.

Und an ebendemselben Sonntag, bemerken wir ferner, was noch wichtiger ist, hat Herr von Gotter, Friedrichs spezieller Gesandter, seine erste Audienz bei der Königin von Ungarn oder bei dem Großherzog Franz, dem Gemahl und Mitregent der Königin, und überreicht allda Friedrichs eigenhändige kurze, deutliche Eröffnung von Sr. Majestät tatsächlichen Anträgen und wirklichen Absicht hinsichtlich dieser schlesischen Angelegenheit. Die Anträge sind in gesucht friedfertigem Ton gehalten, aber ihr herber Sinn ist

uns bekannt: Gotter war wohl zeitig mit diesen Anträgen (sie sind vor mehr als einem Monat geschrieben) abgesandt worden, hatte aber Instruktionen, damit erst nach dem Einrücken in Schlesien anzukommen. Und nun die Antwort darauf? — So gut wie nichts; vielleicht schlimmer. Das mag für jetzt genügen. Auf dem Marsch nach Glogau begriffene Leser werden sich kaum mit Staatsschriften aufhalten wollen, wenn wir auch diese Friedrichsche zu gelegenerer Zeit noch lesen müssen.

Montag, den 19., vor Tagesanbruch, ist die Armee wieder in Bewegung, in breiter Front gleichzeitig vorrückend, wie eine ungeheure Wolke (gewitterschwanger) stetig mit dem Winde heranziehend. Die Länge der Armee, kunstvoll verteilt, mag zwei oder drei Meilen betragen, die Breite bereits mehr, und sie wächst immer noch, Schwerin ist allezeit auf dem rechten oder westlichen Flügel, noch hart am Boberfluß, passiert Naumburg und die Städte auf jener Seite — Liegnitz und andere wichtige Städte liegen vorwärts auf Schwerins Route, noch weiter ab von dem Hauptkörper, wäre man nur erst mit Glogau fertig.

Auf diese Weise geht der Marsch in zwei Kolonnen vor sich. Schwerin rückt mit der kleineren westlichen Kolonne auf Liegnitz zu, und von da immer weiter gen Mittag, sich mit der Rechten an das Hügelland anlehnend, das sich vorwärts immer mehr zu Bergen erhebt. Friedrich selber befehligt die andere Kolonne, die Oder zur Linken, in einem nach Süden zu beständig aufsteigenden Lande, das aber weniger Unebenheiten des Bodens hat und im allgemeinen noch flach ist. Der ganze Marsch verläuft zwischen der Oder und ihrem Nebenfluß, dem Bober, langsam in Richtung auf die Quellen der beiden aufsteigend. Diese zwei Flüsse bilden hier, wie der Leser bemerken kann, einen rechtwinkligen oder trapezoidförmigen, nach Süden zu sich immer mehr ausdehnenden Raum. Beide aus dem Riesengebirge kommenden Flüsse eilen gen Norden; aber die Oder, in ihrem sandigen Laufe östlich ausbauchend, ist genötigt, sich wieder nach Westen zu wenden. Bei Glogau und eine gute Strecke weiter fließt sie in dieser Richtung — bis erst der Bober, fast im rechten Winkel, dazustößt und die Oder, obwohl er nur ihr Nebenfluß ist, wieder gerade nach Norden mit sich fortführt. Nach Norden, aber immer langsamer, nach den pommerschen Regionen, zu trägem Ausfluß in die Ostsee.

Einen schlimmen Umstand bildet das Wetter. Am Sonntag in Breslau bemerkten wir bei einem wichtigen Anlaß den Ausbruch eines Gewitters; „ein Vorzeichen", dachten manche — ein Vorzeichen dafür wenigstens, daß das Wetter umschlage. In Weichau begann es an demselben Tage zu regnen — der junge Herr von Weichau muß auf der Heimfahrt vom Diner bei Seiner Majestät sein Teil davon abbekommen haben — und am Montag, dem 19., goß es derartig, daß wohl die Mehrzahl der Wandersleute, aber nicht die preußische Armee unter Obdach blieb. Es regnete

in Güssen den lieben langen Tag und verwandelte die Wege in Kotströme. Die preußischen Scharen marschierten ungestört weiter. Das Hauptquartier, bei der Vorhut der nassen Armee, war jene Nacht in Milkau — aus welchem Ort wir ein Billett Friedrichs an Freund Jordan besitzen, das wir vielleicht später noch vorzeigen werden. Seine Majestät wohnte dort in einem reichen Jesuitenbesitztum und blieb ein paar Tage lang unter dessen Dach, aber nicht müßig. Die Jesuiten hatten ihn durch ihre zwei obersten Patres mit ihrem ausgewähltesten Lächeln begrüßt; der König zeigte sich ihnen sehr gnädig, zog, wie gewöhnlich, die zwei zur Tafel und titulierte sie „Ihro Hochwürden", beflissen, sich bei Leuten von Einfluß in dem Lande beliebt zu machen. Er unterhält sich auch gern, selbst mit Jesuiten, wenn sie gescheit sind.

Am anderen Tag (dem 20.) traf ihn hier in Milkau — vermutlich von irgendeiner nahen Station, denn der Regen strömte heftiger als je — jenes Breslauer Manifest, überbracht durch die zwei Abgeordneten von Stande. Der König sah es „ohne sichtbare Entrüstung" oder Mienenveränderung durch, „übergab es", wie wir ausdrücklich sehen, „Dero Pagen, um es an den gehörigen Ort zu legen" — sprach höflich mit den zwei Herren, frug einen: „Ist Er ein Oberamtsrat?" — „Nein, Ihro Majestät, wir sind nur Landstände." — „Darauf" (merkt ihr's? „ward Seine Majestät noch höflicher, lud sie zur Tafel und verwandelte das Er in Sie." Auf ihr Manifest, das nun sicher am gehörigen Orte ruht, gab er ihnen einen unterzeichneten Empfangsschein, sonst keine Antwort.

Das Regenwetter hielt mit zunehmender Heftigkeit diesen Dienstag hindurch und noch Tage lang an; aber die preußische Armee marschiert immer weiter auf Glogau zu. Der Dienstagsmarsch des Nachtrabs der Armee, 10 000 zu Fuß und 2000 zu Pferd, ein zehnstündiger Marsch von Weichau nach Milkau (wo Seine Majestät beschäftigt und leutselig sitzt), gilt für den nässesten, von dem man je gehört hat. Alle Wasser sind ausgetreten, die Brücken weggespült, das Land ist ein See von strudelndem Schmutz. Meilenweit bis an die Knie, lange Stücke Wegs bis an den Gürtel, zuweilen sogar bis an den Hals oder noch tiefer, da wo die Brücke weggespült war. Die Preußen marschierten hindurch, als ob sie Schiefer oder Eisen wären. Weder Gemeine noch Offiziere, keiner verließ Reih und Glied, keiner machte ein verdrießliches Gesicht. Sie nahmen das Gießen der Himmel und die roten Meere irdischer Flüssigkeit wie Dinge auf, die da sein müssen; sie erheiterten einander mit Späßen, mit Gesang (der Tabak, denke ich, wollte nicht brennen), und stampften unermüdet vorwärts. Zehn Stunden lang war ein Teil von ihnen auf dem Wege, da sie vier oder fünf Meilen zurückzulegen hatten; zwei bis drei Meilen war die Durchschnittsentfernung. Und, was merkwürdig ist, auch kein Verlust kam vor außer dem beinahe geschehenen eines armen Feldpredigers und dem wirklichen eines armen Soldatenweibes — beide sanken

gefährlich, die Frau rettungslos in die Flut. Armes Soldatenweib! ihr Name ist nicht aufbewahrt, und sie hat weiter keine Geschichte als diese, und man weiß nur noch, daß sie „vom Bredowschen Regiment" war. Aber ich erkenne, daß sie in einer Weltbegebenheit hinweggeschwemmt wurde, und da war ein rauher Bredower, der, als er in jener Nacht ins Quartier kam, traurig dasaß. Seine Majestät besichtigte die feuchten Bataillone am folgenden Tag (dem 21.), nicht ohne Teilnahme, nicht ohne Befriedigung; gewährte ihnen einen Rasttag hier in Milkau, damit sie wieder trocken und frisch würden, und gab „jeder Kompagnie fünfzehn Taler", etwa sechs gute Groschen per Mann, dazu sein Lob[1].

Tags darauf, Donnerstag, den 22., marschierten Seine Majestät und sie nach Herrndorf, das nur eine Meile von Glogau entfernt ist und nahe genug fürs Hauptquartier bei der gegenwärtigen Stimmung dieses Platzes. Wallis hat seinen Boten in Herrndorf: „Bedauere, Ew. Majestät warnen zu müssen, daß, wenn die mindeste Feindseligkeit begangen wird, ich den äußersten Widerstand zu leisten habe." Das Hauptquartier bleibt sechs Tage in Herrndorf, die Armee (Hauptkörper oder linke Kolonne der Armee) kantoniert in der Umgegend, bis wir überlegt haben, was zu tun ist.

Die rechte Kolonne, Schwerins Abteilung, sammelt sich hier nach einem oder zwei Rasttagen zu völliger Trennung von den übrigen und marschiert auf ihrer besonderen Route weiter. Immer südlich — und aus Liegnitz und dem Hochlande werden bald Neuigkeiten von Schwerin und ihr kommen. Als der Regen aufgehört hatte, trat harter Frost ein — nicht günstig für Belagerungsoperationen gegen Glogau —, und Schlesien ward ganz zu ziegelhartem Glase, mit weißen Kuppen im Südwesten, wohin Schwerin gegangen ist.

[1] Heldengeschichte I. 482.

# Drittes Kapitel / Das Glogauer Problem

Friedrich war mit dem ersten Tageslicht von Herrndorf herübergekommen, „Glogau zu rekognoszieren, und ritt bis aufs Glacis", prüfte es auf allen Seiten[1]. Da Wallis so entschlossen ist, so gibt es hier ein verwickeltes kleines Problem für Friedrich, mit reichlich daran hängenden Corollarien und Bedingnissen. Sollen wir Glogau belagern? Wir haben kein Belagerungsgeschütz da. Die Zeit drängt, da Breslau und alle Dinge in solcher Krisis stehen; und es erfordert Zeit. Auf welche Weise könnte man Glogau belagern? — Der Leser kann sich vorstellen, welch einen blinden vielfädigen Knäuel von Dingen, der sich hier in weiten Schlingungen um Glogau dreht und bis ans Ende der Welt hinstreift, Friedrich unter den Händen hat: vermutlich waren jene sechs Tage des Hauptquartiers zu Herrndorf die arbeitsreichsten, die er bis dahin gehabt hat.

Eins liegt auf der Hand: das Belagerungsgeschütz mußte sofort herbeigeschafft werden, und wichtiger war im Augenblick nur noch, daß die Stellungen und Bettungen für die Kanonen bei deren Ankunft schon bereit sein mußten. „Der junge Dessauer mit jenen 10 000 Mann Nachhut oder Reserve, die in Krossen stehen, soll heranrücken und helfen", befiehlt Friedrich, „und zwar schnell, denn die Stunden sind schicksalsschwanger!" Nach weiterer Überlegung, vielleicht auch nach neuen Gerüchten aus Breslau, sieht Friedrich doch ein, daß im gegenwärtigen Augenblick die Belagerung von Glogau nicht vorgenommen werden kann, daß die Hälfte der Reserve zurückbleiben muß, um es zu „maskieren", es fest einzuschließen, wobei täglich vorschreitende Hungersnot unser Bundesgenosse und die Einnahme durch Beschießung möglich ist, wann wir immer wollen. Das ist die schließliche Entscheidung — aber man gelangte dahin nur durch ein Gewirr von Ungewißheiten, Abwägungen und gefahrvollen Berücksichtigungen, auf die wir nicht eingehen wollen. Eine äußerst unruhige Woche; Friedrich ist unaufhörlich in Bewegung, bald hier, bald dort, und ein tüchtiges Stück schwieriger Arbeit wird gut und rasch vollbracht. Die Einzelheiten in meinen weitläufigen Manuskripten würden den Leser nur ermüden. Was noch darzu-

[1] Heldengeschichte I. 484.

stellen wäre — das Aussuchen geeigneter Posten und Batteriestellungen (Posten „jenseits und diesseits des Flusses" oder „auf der Insel mitten im Fluß") und deren hartnäckiges Verschanzen und Ausbauen trotz des Frostes, die „Errichtung einer hölzernen Brücke" weiter oben, auch die „Regulierung der Flußschiffahrt und des polnischen Fährbetriebs" und noch sonst mancherlei — all das lassen wir aus und wollen nur einen Blick auf einen gewichtigen Punkt werfen:

— — Was am allerunerläßlichsten ist, der König muß für die Verpflegung sorgen, und er entwirft den neuen Plan, der von nun an befolgt wird. Die Landesältesten von neun oder zehn Kreisen, die es betraf, werden vorgeladen: sie erscheinen pünktlich und zahlreich — damit Ungehorsam nicht das Unvermeidliche verschlimmere. Seine Majestät bewirtet sie zunächst einmal, „fünfundneunzig Kuverts" — der Tag ist nicht angegeben, aber vermutlich einer der ersten zu Herrndorf, nicht der Weihnachtstag selber, steht zu hoffen!

Als die Mahlzeit beendigt ist, wird den fünfundneunzig Landesältesten und Deputierten eröffnet, was zur Ration der Infanterie gehöre, an Brot, an Fleisch, genau aufs Lot; und dann, worin die Ration der Kavallerie und die der Kavalleriepferde bestehe. Eine kurzgefaßte, genaue, leicht verständliche tabularische Darstellung gibt genau an, wieviel Mann zu Fuß und zu Pferd oder mit Zugvieh durch jeden Kreis marschieren werden; die anwesenden Herren Stände beschließen, welches Quantum Mehl und Fleisch hierzu unerläßlich erforderlich sei — welcher Landesälteste kann das Faktum leugnen? Die Dokumente oder wenigstens die langatmigen Summaria davon sind noch vorhanden: und ich gestehe, sie sind eine weit weniger unerträgliche Lektüre als die Berge von Proklamationen, Manifesten und diplomatischen Schriften. Ja, sie lassen einen gewissen gesunden Eindruck im Gemüt zurück, wie von einem durchaus wohlabgetanen Geschäft und einer Sache, die, im chaotischen Zustande belassen, grenzenlose Verwirrung veranlassen könnte, aber, zu kurzer Erledigung gezwungen, auf diese Weise kosmisch wird.

Diese Landesältesten willigen in mild resignierter oder sogar hoffnungsvoller Stimmung ein. Sie wollen in ihren eigenen Kreisen, wie verlangt, Maßregeln treffen, wollen sich mit den entfernteren Kreisen in Verbindung setzen, und allerorten sollen die gehörigen Lieferungen, Leistungen und Förderungen durch billige Verteilung auf sämtliche Kreise herbeigeschafft und für die vorrückende Armee pünktlich bereit sein. Es soll genaue Rechnung über alles geführt, für jede Leistung „Quittung" ausgestellt werden: und es wird eine Zeit kommen, da jede solche von einem Schlesier eingereichte Quittung als ebensoviel von ihm gezahltes bares Geld betrachtet und am nächsten Steuertermin oder sonstwie eingelöst wird. Auch ward letzteres Versprechen pünktlich erfüllt, als die gehoffte Zeit gekommen war. Man muß sagen, die preußische Armee versteht sich auf das Geschäftliche und verringert in aller Kürze ihre eigenen Nöte und die der anderen, der Nichtkämpfer, die mit ihr zu schaffen haben, auf ein Minimum. Der Nichtkämpfer, sage ich; den ihr gegenüberstehenden Kämpfern wird sie hoffentlich ein respektables Maximum von Nöten zufügen, wenn es soweit ist[1].

Die Gottersche Unterhandlung in Wien, die wir an jenem nassen Sonntag beginnen sahen, geht nun rasch zu Ende, ist so gut wie beendigt; sie hat nur negative Ergebnisse gehabt. Gotters Vorschläge — wünscht der Leser diese Vorschläge zu hören, die einstmals ein so tiefes Interesse besaßen? Es sind fünf, mit großer Kürze von Friedrich selbst geschrieben:

[1] Heldengeschichte I. 492—499.

‚1. Ich bin bereit, mit ganzer Kraft die gesamten Staaten, welche das Haus Österreich in Deutschland besitzt, gegen jeglichen, der sie angreifen wollte, zu verbürgen.

2. Ich will darüber mit dem Wiener Hof, mit Rußland und mit den Seemächten ein enges Bündnis eingehen.

3. Ich will allen meinen Einfluß anwenden, um dem Herzog von Lothringen‘, der Königin Gemahl, ‚die Kaiserwürde zuzuwenden, und um seine Wahl gegen jedermänniglich zu behaupten. Ich könnte selbst ohne Übertreibung sagen, daß ich mich für die Herbeiführung des Erfolges stark genug fühle.

4. Um den dortigen Hof in guten Verteidigungszustand zu setzen, will ich ihm sogleich zwei Millionen Gulden bar darreichen.‘ — Unendlich willkommen, diese vierte Proposition; und auch die übrigen drei Propositionen sind recht willkommen: aber sie sind an eine letzte Bedingung gebunden, die alles wieder verdirbt. Diese ist mit Sorgfalt abgefaßt, höflich ausweichend im Ausdruck, und erinnert merklich ungern an alte Streitfragen, ist aber in ihrem Kern von einer fatalen Deutlichkeit, deutlich in Wahrheit. — Sie lautet wörtlich wie folgt:

‚5. Natürlich muß ich für so wesentliche Dienste, als die sind, zu welchen ich mich durch Unterzeichnung der oben angegebenen schweren Bedingungen verpflichte, eine entsprechende Belohnung haben und eine angemessene Sicherheit, als Schadloshaltung für alle die Gefahren, die ich wage, und für die Rolle, die zu übernehmen ich bereit bin: kurz, ich fordere hiermit die ganze und vollständige Abtretung des gesamten Schlesiens als Lohn für meine Mühen und Gefahren, die ich in der Laufbahn auf mich nehmen will, welche ich zur Erhaltung und zum Ruhme des Hauses Österreich betrete‘ — das gesamte Schlesien. Wir sagen kein Wörtchen von unseren ‚Anrechten‘ darauf, höflich ausweichend gegenüber Ihrer ungarischen Majestät, obwohl wir im wesentlichen so fatal deutlich sind[1].

Dies waren Friedrichs Vorschläge, in Rheinsberg vor fünf oder sechs Wochen (sie sind vom 17. November datiert) eigenhändig niedergeschrieben; in welcher Stimmung und wie von Schwerin und Podewils beraten, sahen wir oben. Gotter hat seine Instruktionen bezüglich dieser wichtigen kleinen Urkunde erfüllt, und welche Wirkung hat er damit erzielt? — Gotter kann von keiner guten Wirkung berichten. „Seien Sie behutsam,“ instruiert ihn Friedrich weiter, „mildern Sie die fünfte Proposition; ich will mich mit weniger als der ganzen Provinz begnügen, wenn man meinen gerechten Ansprüchen auf Schlesien Aufmerksamkeit schenken will.“ In diesem Sinne schreibt Friedrich ein- oder zweimal. Aber es ist umsonst — und Gotter kann trotz all seines Fleißes nur immer Schlimmeres berichten. Ja, binnen kurzem berichtet er nicht nur Verneinung, sondern Verneinung mit Hohn: „Wie auffallend, daß Seine preußische Majestät, dessen Amt es gewesen ist, als Erzkämmerer des Reichs dem Hause Österreich das Waschbecken zu reichen, nun ihm Gesetze vorschreiben wolle!“ Ein Witzwort, das Friedrich nur reizen konnte und ihn daran mahnen mußte, daß die Unterhandlung über den Gegenstand ebensogut ein Ende haben dürfe. Das war seine eigene Meinung von Anfang an gewesen; aber er gab Schwerin und Podewils nach und wollte es damit versuchen.

Besser wäre es für Maria Theresia gewesen, und viel besser auch für

[1] Preuß, Thronbesteigung S. 451; „aus Olenschlager, Geschichte des Interregni“ (Frankfurt 1746) „I. 134“.

die ganze Welt, wenn sie diese fünfte Proposition hätte annehmen können! Aber wie konnte sie — die hohe kaiserliche Frau, der Schlußstein Europas, wenn sie auch durch Zufall nur wenig Barschaft im Schatze hatte? Es bedurfte dazu erst zwanzig Jahre bitteren Kampfes und der Angst und Pein für sie und die ganze Welt. Denn eine neue Tatsache der Natur war erstanden, ein neues europäisches Königreich mit einem wirklichen König dazu, das aber gegenwärtig weder von der Königin von Ungarn noch von sonst irgend jemand als solches erkannt werden konnte, bis es erst seine Beweise geliefert hatte.

## Was Berlin sagt und was Friedrich denkt.

Wie Friedrich gestimmt ist, was sein eigenes Innere ihm sagt, während die ganze Welt so über sein schlesisches Abenteuer schwätzt? Auch darin sind uns, wenn auch in verdünntem Zustande, einige Einblicke gewährt — hauptsächlich im Briefwechsel mit Jordan.

Der geistreiche Jordan, Armeninspektor zu Berlin — seine tausend alten Frauen schnurren, obwohl er nichts davon sagt, immer angenehm an ihren Spinnrädern im Hintergrund der Vorstellungen, die wir uns von ihm machen — Jordan schreibt wöchentlich zweimal an Seine Majestät: angenehme plaudernde Briefe, mit einer leichten, nirgends in Kriecherei übergehenden Ehrerbietigkeit, die den König im Felde von den Berliner Neuigkeiten und Gerüchten wohlunterrichtet halten: dem Wesen einer alten Zeitung ähnlich und nicht ohne Wert bei unserem gegenwärtigen Vorhaben. Eine Probe trotz des geringen Raumes!

Jordan an den König (nacheinander aus Berlin — etwas abgekürzt).

Nr. 1. „Berlin, 14. Dezember 1740" (Tag nach Sr. Maj. Abreise). „Alle Welt ist hier in gespannter Erwartung auf die Begebenheit, deren Ursprung und Ausgang der Mehrzahl gleicherweise ein Rätsel ist. Ich bin entzückt, einen Teil von Ew. Majestät Ländern vom Pyrrhonismus ergriffen zu sehen; die Krankheit ist gegenwärtig epidemisch hier. Diejenigen, die sich nach Theologenart für unfehlbar halten, behaupten, Ihre Majestät werden von den Protestanten mit religiöser Ungeduld erwartet, und die Katholiken hofften, sich von einer Menge Abgaben, die den holden Busen ihrer Kirche zerfleischen, befreit zu sehen. Ihre tapfere und stoische Unternehmung kann nicht anders als gelingen, da beides, religiöses und weltliches Interesse, sich unter Ihre Fahne reihen.

Wallis, der österreichische Kommandant in Glogau, soll einen zur Schwärmerei geneigten schlesischen Häretiker, einen Gotteslästerer, bestraft haben, weil er die nahe Ankunft eines neuen Messias ankündigte. Ich habe Geschmack an dergleichen Martyrtum. — Kritische Personen betrachten den gegenwärtigen Schritt als gewissen Maximen im Antimachiavell geradezu ins Gesicht schlagend.

Das Wort Manifest" — (Ew. Maj. kurze Bekanntmachung beim Eintritt in Schlesien, womit kein Leser gegenwärtig behelligt werden soll) — „ist der Refrain jeder Unterhaltung. Man sagt, es soll etwas Derartiges heute herauskommen, jedoch nur als bloße Vorrede zu einer weitläufigen Darstellung, woran ein gewisser Rechtsgelehrter gegenwärtig arbeitet. Die Leute drängen sich in den Buchläden danach, wie nach einer prophezeiten Erscheinung am Himmel. — Gegenwärtiges ist der Anfang meiner Gazette, die wegen des Postenlaufes wöchentlich nur zweimal zu Ew. Maje-

stät Füßen gelegt werden kann. Freitag, den Tag, da Ihre Majestät Schlesien betritt, werde ich mit Gebet und Andacht zubringen: die Astronomen wollen wissen, daß Mars an dem Tag eintrete in" — einerlei, was.

Anmerkung. Das obige Gerücht wegen des Manifestes ist richtig; der Rechtsgelehrte ist Herr von Ludwig, Kanzler der Universität Halle, ein Ungeheuer von Rechtsgelehrsamkeit — der auch Geld hat und einmal in Berlin einem gewissen Nüßler, seinem Schwiegersohn, der uns vorübergehend bekannt geworden, mit einem Hause aushelfen mußte — der gewichtige Ludwig, der ohnegleichen ist in Gelehrsamkeit dieser Art oder dessengleichen man nur schwer finden dürfte, wird ziemlich eingehende „Deductiones" schreiben (die noch gedruckt da sind, zentnerschwer an Gewicht) und die Erbverbrüderung und die Gewalt, die ihr geschehen, haarklein erklären. Lassen wir ihn bis zu einer ruhigeren Zeit.

Nr. 2. „Berlin, Samstag, 17. Dezember. Das Manifest ist erschienen" — ist, unter dicken Spinnwebenschichten, in vielen Büchern zu lesen[1], aber heutzutage nicht mehr des Lesens wert: unbestreitbare Anrechte hat unser Haus seit uralten Zeiten auf Schlesien gehabt, und Ihre ungarische Majestät wird sie ohne Zweifel anerkennen; führen keinerlei Unbill im Schild, weit entfernt davon usw." — „Die Leute wundern sich über seine Kürze, studieren es wie die Theologen eine Schriftstelle, und jeder erklärt es auf seine Weise: der eine findet es auffallend klar, der andere sieht eine geschickt berechnete Dunkelheit darin.

Man flüstert hier, der Großherzog von Lothringen", Maria Theresias Gemahl, „sei vor kurzem inkognito in Rheinsberg gewesen." — Der Großherzog sei mit unter der Decke, denken die Leute, indem sie mit starker Brille auf ihren Nasen in die Sache hineinschauen! „Herr von Beauvau" (der französische außerordentliche Gesandte, dem die Asse zugesagt sind, wenn sie kommen sollten) „sagte etwas, das mich überraschte: ‚Was den König zu diesem Schritt bewog, ist mir unbekannt; aber der Schritt ist vielleicht so übel nicht.' — Erstaunliche Nachricht: der Kurfürst von Sachsen, König von Polen, empfinde brennende Gewissensbisse wegen seines Religionswechsels" (Übergang zum Papismus, auf Papas Geheiß vor vielen Jahren) „und werde nicht dem Papst, sondern dem König von Preußen sein Herz eröffnen, um seine schwankende Rechtgläubigkeit zu festigen." Kommt dem Jordan sehr erstaunlich vor. „Eines ist gewiß: Ganz Paris erschallt von Eurer Majestät Religionswechsel" (zum Katholizismus, so sagen diese erstaunlichen Leute, diese ersten Hexenmeister der Welt)!

Nr. 3. „Berlin, 20. Dezember. Herr von Beauvau", der französische Gesandte, „ist abgereist. Er beendigte gestern seine Durchsicht des Medaillenkabinetts, von dem er ebenso entzückt ist wie das Publikum von dem reichen Geschenk, das er aus dem Kabinett erhalten hat" (Krönungsmedaille oder -medaillen, möchte ich vermuten). „Die Leute sagen, die Medaille, die der König von Frankreich unserem Camas gegeben hat, sei nichts dagegen.

Es läuft ein Gerücht um von einem Bündnis zwischen Ew. Majestät, Frankreich und Schweden" — ein falsches Gerücht. Item, „die Königin von Ungarn sei im Kindbett gestorben" — noch falscher! „Vorgestern ward in allen Kirchen Gebet für den guten Erfolg von Ew. Majestät Waffen abgehalten, und als einzige Ursache des Krieges gab man das Interesse der protestantischen Religion an. Beim Schall dieser Worte entflammt der Eifer des Volkes: ‚Lobet Gott, daß er uns einen solchen Verteidiger erweckt hat! Wer erkühnte sich, unseren König der Gleichgültigkeit gegen den Protestantismus zu zeihen?'"

Ein gar klug angelegtes Ding, dies letztere! (O le beau coup d'état!) ruft Jordan aus — obschon es weder klug noch das Gegenteil davon ist, da es keineswegs drama-

[1] In Heldengeschichte I. 448, 453 (das, was Jordan eben erwähnt); das. 559—592 (die „Deduktion" selber, Ludwig in seiner ganzen Stärke, etwa drei Wochen später); in Olenschlager (ohne Zweifel) usw.

tisch angelegt wurde, wie Jordan frohlockend meint. Jordan, in dem allerdings Hefen alter Frömmigkeit schlafend liegen, die, wenn aufgerührt, zu neuer Tätigkeit emporgären, ist gegenwärtig, wie ich bemerke, ein sehr ungläubiges Herrlein. — Dies ist das Wesentliche des öffentlichen Geredes in Berlin während einer Woche. Friedrich antwortet:

„An Monsieur Jordan in Berlin.

Quartier zu Milkau, nahe bei Glogau, 19. Dezember 1740" (komfortables Jesuitenschloß zu Milkau, in dem Friedrich soeben aus dem Regen angelangt ist). — „Seigneur Jordan, Dein Brief, und in ihm besonders Dein Bericht von all dem Gerede, hat mir sehr viel Vergnügen gemacht. Morgen" (nicht morgen und auch nicht übermorgen; die nassen Truppen bedürfen einer Rast) „komme ich auf unserer letzten Station diesseits Glogau an, das ich in wenigen Tagen zu gewinnen hoffe. Alles begünstigt meine Pläne; und ich hoffe, nach Berlin zurückkehren zu können, nachdem ich sie ruhmreich und auf eine Weise durchgeführt habe, mit der man zufrieden sein kann. Die Unwissenden und Neidischen mögen immer schwätzen; nicht sie sollen je als Leitsterne meiner Entwürfe dienen, nicht sie, sondern der Ruhm" (la Gloire, der Ruhm, der nicht von ihnen abhängig ist), „in den bin ich mehr als je verliebt, meinen Truppen schwillt das Herz davon, und ich stehe Dir für den Erfolg. Adieu, lieber Jordan. Schreibe mir alles, was das Publikum Übles von Deinem Freunde spricht, und sei versichert, daß ich Dich liebe und allezeit schätzen will. — F."

Jordan an den König.

Nr. 4. „Berlin, 24. Dezember. Ew. Majestät Schreiben erfüllt mich mit Freude und Zufriedenheit. Die Stadt erklärt auf Grund eines Briefes an einen hiesigen Kaufmann, Ew. Majestät sei bereits in Breslau eingetroffen. Seitdem man glaubt, Ew. Majestät handle zugunsten des Protestantismus, läßt man Sie mit Achillesschritten an die Enden Schlesiens vorschreiten. — Sämtliche auswärtigen Höfe schelten ihre hiesigen Gesandten, daß sie Sie nicht durchschaut haben.

Wolf ist", nachdem seine Unterhandlungen endlich beendet sind, „in Halle empfangen worden, wie etwa die Juden ihren lange erwarteten Messias empfangen würden. Ein Trupp Pedanten geleitete ihn bis an sein Haus. Lange" (sein alter Gegner, der ihn des Atheismus und anderer Dinge beschuldigte) „hat ihn besucht und ihn mit Höflichkeit überschüttet, zum Erstaunen der Fakultät." Lassen wir ihn da ruhen, wohl eingeknöpft in Gamaschen und das Treppensteigen vermeidend. — — „Madame de Roucoulle hat mir die drei beifolgenden Gegenstände für Ew. Majestät geschickt" — gestrickte Wollarbeiten, gut gegen das Winterwetter für einen, den sie auf den Armen getragen hat. Die gute alte Seele. Genug nun von Jordan [1].

Voltaire, der Berlin am 2. oder 3. Dezember verließ, scheint durch Überschwemmungen in der Gegend von Kleve aufgehalten worden zu sein und sich dann eingeschifft zu haben. Er schreibt um ebendiese Zeit an Friedrich „aus einem Schiff an der Küste von Seeland, wo ich toll werde". (Gedenkt im stillen, bald nach Paris zu gehen, um womöglich seinen Mahomet auf die Bühne zu bringen.) An Voltaire ist folgendes Schreiben auf dem Wege:

Der König an M. de Voltaire (in Brüssel, wenn erst da angelangt).

„Quartier von Herrndorf in Schlesien, 23. Dezember 1740. Mein lieber Voltaire. — Ich habe zwei Ihrer Briefe empfangen; konnte aber nicht früher antworten. Ich bin wie Karl des Zwölften Schachkönig, der immer im Zug gehalten wurde. Seit vierzehn Tagen waren wir beständig auf den Beinen und unterwegs, in einem Wetter, wie Sie es wohl nie gesehen haben.

[1] Oeuvres de Frédéric XVII. 75—78.

Ich bin zu müde, um auf ihre bezaubernden Verse zu antworten, und zittre zu sehr vor Frost, um alle ihre Schönheiten zu goutieren; aber ich werde schon noch dazu kommen. Verlangen Sie keine Gedichte von einem, der tatsächlich die Arbeit eines Fuhrmannes, ja, mitunter eines im Schmutze steckengebliebenen Fuhrmannes verrichtet. Wollen Sie wissen, wie ich lebe? Wir marschieren von früh sieben bis nachmittags vier Uhr. Ich esse dann zu Mittag; nachher arbeite ich, empfange lästige Besuche, und dann kommt ein Detail abgeschmackter Geschäftssachen. Da sind schwierige Menschen zurechtzuweisen, überhitzige Köpfe im Zaume zu halten, Faule anzutreiben, Ungeduldige gelehrig zu machen, Plünderer innerhalb der Schranken der Billigkeit zu halten, Schwätzer, die man anhören muß, Stumme, die man zum Reden antreiben muß. Kurz, man muß trinken mit den Durstigen, essen mit denen, die hungrig sind, man muß ein Jude mit den Juden, ein Heide mit den Heiden werden.

Das sind meine Beschäftigungen — die ich willig einem anderen überlassen würde, stiege das Phantom, das Ruhm (Gloire) heißt, nicht zu oft vor mir auf. Im Grunde ist es freilich eine große Torheit, aber eine Torheit, die man schwer von sich weisen kann, wenn man einmal davon angesteckt ist." (Das Phantom der gloire ist etwas obenauf in jenen ersten Wochen; laßt uns sehen, ob es sich nicht binnen kurzem, und zwar für immer, wieder legen wird!)

„Adieu, mein lieber Voltaire; bewahre der Himmel vor Unglück den Mann, mit dem ich so gern zu Abend speisen möchte, nachdem ich mich am Morgen tüchtig geschlagen habe! Der Schwan von Padua" (Algarotti mit seiner großen Habichtsnase und dunklem, feierlich gierigem Antlitz) „geht, glaube ich, nach Paris, um sich meine Abwesenheit zunutze zu machen; der Geometerphilosoph" (der lange Maupertuis, in roter Perücke und gelben Locken, das eitelste aller menschlichen Wesen) „ebnet krumme Linien; der gelehrte Jordan" (mit den freundlichen grauen Augen und der Feder, die angenehm mit uns plaudert) „tut nichts oder vermutlich etwas, das dem nahekommt. Noch einmal adieu, lieber Voltaire; vergessen Sie nicht den Abwesenden, der Sie liebt. —

Fédéric [1]."

## Schwerin in Liegnitz; Friedrich vertuscht das Glogauer Problem und eilt nach Breslau.

Mittlerweile rückt auf der westlichen Straße und am Fuße der schneeigen Kuppen drüben entlang Schwerin mit der kleineren rechten Kolonne glücklich voran. Zwei Kolonnen allezeit, wie sich der Leser erinnert — zwei parallele militärische Ströme, die stetig dahinfließen, Patrouillen oder Reitertrupps rechts und links aussenden und allmählich in ihrem Lauf ganz Schlesien überschwemmen. Die linke Kolonne oder der linke Strom macht eine kurze Pause hier bei Glogau, wird aber sogleich wieder in Front sein. Dienstag, den 27., ist Schwerin innerhalb des Weichbildes von Liegnitz; Mittwoch früh, bevor noch die Herdfeuer angezündet sind und der Rauch von Liegnitz zwischen den Hügeln aufgestiegen ist, hat Schwerin mit seiner üblichen Gewandtheit seinen Streich ausgeführt: preußische Grenadiere kamen leise an die Torwache heran, leise wie ein Traum; aber mit plötzlich vorgestrecktem Bajonett treiben sie sie in die Wachtstube und schließen sie da ein. Darauf marschiert die ganze preußische Kolonne in die Stadt; tramp, tramp, ohne Musik, durch die Straßen. Auf dem Markt stellen sie sich in Reih und Glied auf und lassen ihr Spiel und Trommelschlag laut er-

[1] Oeuvres de Frédéric XXII. 57.

schallen. Liegnitz blickt, größtenteils in der Nachtmütze, vorsichtig zum Fenster hinaus: es ist ein geschehen Ding, ihr Herren; Liegnitz ist unser, besser spät als nie, und nach so vielen Jahren ist der König wieder zu dem Seinigen gekommen. Schwerin wohnt prächtig im Jesuitenpalast; Liegnitz, eine wesentlich protestantische Stadt, hat allerhand Gedanken über das Ereignis, ist aber vorerst noch sehr zurückhaltend mit deren Äußerung.

Auf diese Weise ward Liegnitz überrumpelt. Eine freundliche Stadt zwischen freundlichen Hügeln an der felsigen Katzbach — von diesem reißenden Strom und anderen an ihm gelegenen Orten und Pässen wird noch öfter die Rede sein. Die Bevölkerung, mit Weben und anderen Gewerben stille betriebsam, betrug damals vielleicht 5000. Geduldig unartikuliert, keineswegs glänzend in Rede und Empfindung; ein zähes, ruhiges, frommes und sehr begehrenswertes Volk.

Die Lage von Breslau ist die ganze Zeit über sehr kritisch. Die Gemüter sind in starker verhaltener Aufregung; eine österreichische Besatzung wird nicht eingelassen; die Obrigkeit wagt es nicht, obschon Browne alles dafür aufbietet, so etwas zum zweitenmal in Vorschlag zu bringen, aus Furcht, die Aufregung möchte zum Ausbruch kommen. Ein dunkler Bericht meldet, daß Browne dagewesen, 300 österreichische Dragoner auf die Dominsel gesetzt („Nicht innerhalb der Stadt, wie ihr seht!" sagt General Browne: „Nein, sie ist auf beiden Seiten durch die Oder von der übrigen Stadt abgetrennt, diese stattliche Masse von Bauten, die einen guten militärischen Posten abgibt") — und gehofft hat, die Vorstädte doch abbrennen zu können. Aber die verhaltene Aufregung war zu gefährlich. Denn insgeheim gibt es Anti-Brownes: namentlich einen, einen gewissen geschäftigen Deblin, Schuhmacher von Profession, von dem Friedrich spricht, ohne ihn zu nennen. Dieser eifervolle Schuster Deblin — er ist nicht der einzige seiner Gesinnung — bearbeitet die Zunftgenossen und das Volk[1]. Die Dinge scheinen ein immer schlimmeres Aussehen für die Obrigkeit zu gewinnen, trotz General Browne, seiner Tätigkeit und seiner Dragoner.

Welchen Ausgang es wohl nehmen wird? Man urteile, ob Friedrich des jungen Dessauers Ankunft ersehnt! Friedrichs Streifpartien (oder die Schwerins, auf Friedrichs Befehl) sollen erkunden, ob die Breslauer Vorstädte abgebrannt sind. Weit davon entfernt, wenn Friedrich es wüßte — die Vorstädte sitzen bloß bebend ob solchen Vorschlags und wünschen, die Preußen wären da. „Wir haben doch Zeit vor uns", sagte jedermann in Breslau, „die Belagerung von Glogau ist nicht so schnell abgetan!" Browne — erratend, will mich fast dünken, daß Glogau nicht belagert werden würde — läßt nach Verlauf von einem oder zwei Tagen seine 300 österreichischen Dragoner aufsitzen und reitet mit ihnen hinweg, nachdem er die österreichischen Landesarchive auf zehn Fuhrwagen vorausgeschickt hat. „Breslauer Archive!" schrie das Volk beim Anblick dieser

[1] Preuß, Thronbesteigung S. 462; Oeuvres de Frédéric II. 61.

Wagen, und die verhaltene Aufregung drohte abermals auszubrechen. „Weiter nichts als Steuerbücher und Registraturen, kommt und überzeugt euch!" antworteten die Herren vom Oberamt. Und die zehn Wagen fuhren weiter, erhielten auch noch mehr Ladung gleichen Inhalts von Wohlau und Brieg aus. Die preußische leichte Reiterei war hinter ihnen her, konnte sie aber nicht mehr einholen. Sie gingen nach Mähren, diese Archivwagen, nach Brünn, weit über das Riesengebirge hinweg — kehrten noch lange nicht und niemals mehr an ihre vorigen Eigentümer wieder zurück!

Dienstag, den 27., trifft Leopold, der junge Dessauer, schließlich mit seiner Reserve bei Glogau ein. Niemals kam jemand erwünschter, denn die Gärung in Breslau ist dem König bekannt, und der Ausgang, falls er zögert, bedenklich. Leopold wird ungesäumt in sein Amt gesetzt, sämtliche Posten werden ihm übergeben, Anweisungen erteilt — die Blockade soll aufs schärfste gehandhabt, Schlagen womöglich vermieden werden. „Der Hunger wird schon das übrige tun, in zwei Monaten spätestens", hofft Friedrich, zu sanguinisch, wie es sich erwies — und mit Tagesanbruch am 28. ist Friedrichs Armee, Friedrich selber wie gewöhnlich bei der Vorhut, wieder auf dem Marsche, Breslau zu. Man lese hierzu folgendes Billett an Jordan:

Friedrich an Monsieur Jordan in Berlin.

„Herrndorf, den 27. Dezember 1740. Sieur Jordan — Ich marschiere morgen auf Breslau zu und werde in vier Tagen dort sein" — (in drei, wie es sich fügte; es entstand wohl neue Ursache zu Eile). „Ihr Berliner" (vgl. Jordans Brief Nr. 4 vom 24.) „habt einen Geist der Prophezeiung, der mich überflügelt. Kurzum, ich gehe meinen eigenen Weg, und Du wirst nächstens Schlesien mit in die Liste unserer Provinzen aufgenommen sehen. Religion" (schlesischer Protestantismus und Breslauer Schuster), „Religion und unsere tapferen Soldaten werden das übrige tun.

Sage dem Maupertuis, daß ich die Gnadengehälter, die er für seine Akademiker vorschlägt, bewillige, und daß ich in dem Lande, wo ich jetzt bin, gleichfalls gute Subjekte für diese Würde zu finden hoffe. Mein Kompliment an ihn. —

Fédéric."

Der Marsch geschah auf das schnellste — schneller sogar, als man erwartet hatte — der hartgefrorene Boden macht dies leichter möglich als die Nässe vor kurzem. Aber gewisse Regimenter übertrafen sich selber im Marschieren, „in drei Tagen vierzehn starke Meilen", während ihr Gepäck in angemessener Nähe rasselt. So geht es durch Gläsersdorf, von da durch Parchwitz, Neumarkt und Lissa, Orte, mit denen wir noch näher bekannt werden sollen. — Samstag, die letzte Nacht des Jahres, wohnte Se. Majestät in einem Schlosse namens Pillnitz, eine Meile westlich von Breslau; und Regimenter der Vorhut, in ziemlicher Stärke, nahmen ihr Quartier in den westlichen und südlichen Vorstädten von Breslau selber. Die Vorstädte sind entschieden froh, sie zu sehen und dem Abbrennen zu entkommen. Die Stadttore sind hermetisch geschlossen — gespannte Aufregung in Fülle gärt in den 100 000 Herzen. Die Schildwachen auf den Wällen präsen-

tierten das Gewehr; ja, es wird behauptet, etliche hätten sich nicht enthalten können, „Willkommen, ihr lieben Herren!“ zu rufen[1].

Oberst Posadowsky (ein flinker Reiteroberst, den wir schon einmal gesehen haben und der vielleicht schon früher in Breslau gewesen ist) bestellte „in dem Scultetischen Garten“, daß man alles bereithalten und die Zimmer früh heizen solle, weil Seine Majestät morgen frühzeitig kommen würde. Was auch so geschah; Seine Majestät stieg in besagtem Gartenhaus vor dem Schweidnitzer Tor ab — mich dünkt, beinahe schon vor Tagesanbruch.

[1] Heldengeschichte I. 534.

# Viertes Kapitel / Breslau unter sanftem Druck

Der Ausgang dieses Breslauer Handels ist bekannt und ließe sich in wenigen Worten melden. Auch ist die Art und Weise seiner Durchführung nicht von der Art, daß er Breslaus halber viele Worte verdiente. Aber uns ist es um Einblicke in Friedrich zu tun, wir wünschen mit seinem Wesen und Behaben bekannt zu werden: und da fällt uns eine von einer genauen Person mit mehr Muße, als uns zu Gebote steht, zusammengestellte Notiz fertig in die Hand, die alle Umstände des Vorgangs eingehend schildert. Nach einigem Bedenken lassen wir diese Notiz denn doch mit möglichen Abkürzungen hier folgen:

„Sonntag, 1. Januar 1741. Nachdem der König sich in dem Scultetischen Gartenhause, unweit dem Schweidnitzer Tore, einquartiert hatte, begann alsbald eine delikate und große Operation. Die Preußen schieben mit dem grauenden Morgen ihre Schildwachen sachte gegen die drei Tore diesseits der Oder vor, bemächtigen sich der ‚Akzishäuschen', oder was sich sonst gut zu einem Posten eignet, und legen sachte ‚zwanzig Grenadiere' hinein. All dies vor Sonnenaufgang. Breslau ist aufs strengste geschlossen. Breslau meinte allezeit, es könne, wenn angegriffen, sich halten — ist aber nun obrigkeitlicherseits erschrecklich ungewiß, ob es das auch wirklich könne, während die Bürgerschaft immer gewisser wird, es könne dies nicht, und gespannt die Entwickelung dieses großen Dramas abwartet.

Früh um 7 Uhr nahte sich ein preußischer Offizier dem Schweidnitzer Tor und rief der Wache zu, man solle ihm einen Stadtoffizier herausschicken. Der Stadtoffizier erscheint. Es wird ihm gemeldet: ‚Die Obersten Posadowsky und Borck, Kommissäre oder Bevollmächtigte Sr. preußischen Majestät, verlangten, in die Stadt gelassen zu werden, um dem Stadtpräsidenten den Willen Sr. Majestät von Preußen eröffnen zu können.' Der Stadtoffizier verbeugt sich und geht, seinen Auftrag auszurichten. Es dauert eine ziemliche Zeit, ehe er zurückkehren kann; denn es gibt, wie wir wissen, verschiedene Behörden in der Stadt, österreichische und städtische; es sind bejahrte Leute, und etliche von ihnen sind in die Kirche gegangen — zur Frühmesse, oder um aus dem Wege zu sein. Er kehrt jedoch endlich zurück; läßt die zwei Obersten ein und führt sie mit Ehrenbezeugung zu dem Hause des Ratspräsidenten, wo sie der Ratssyndikus, der alte Herr von Gutzmer, und der Oberkämmerer von Sommersbach in das Zimmer des Präsidenten, des alten schwachen Herrn von Roth, geleiteten.

Der preußischen Majestät Anträge sind von der mildesten Art: ‚Es wird von Breslau nichts verlangt als das offenbar Unerläßliche und Unbestreitbare, daß nämlich Preußen daselbst sei, was Österreich gewesen. In allen übrigen Stücken status quo. Strenge Neutralität Breslau gegenüber, Achtung vor ihren Privilegien als eine freie Reichsstadt, Schutz ihrer Gerechtsame und Privilegien jederlei Art. Soll ihre eigene

Garnison behalten; kein preußischer Soldat soll mit Obergewehr in die Stadt kommen, außer 30 Mann persönliche Wache für den König, der die Stadt auf etliche wenige Tage zu besuchen wünscht — will ein Magazin, von 1000 Mann bewacht, anlegen, jedoch nur außerhalb der Stadt: keine Requisitionen, bare Zahlung für alles. Die Herren mögen sich diese Punkte überlegen[1].' Sicherlich! antworteten die Herren; können aber nicht entscheiden, bis sie erst den Magistrat und die Bürgerschaft zu Rate gezogen haben, die zwei Herren Obersten möchten daher über Nacht in der Stadt bleiben.

Und sie logieren demgemäß am Großen Ring (auch Salzring genannt, großer Marktplatz, wo das Rathaus steht) und empfangen und machen Besuche — besuchen namentlich den Oberamtsdirektor, Grafen von Schaffgotsch, und bedeuten ihm, daß Se. Majestät einige Aufklärung über das letzthin hier unter Blitz und Donner gegen ihn publizierte heftige Patent erwarte und zu wissen wünsche, wie man es nun damit halten werde. Alles in feierlicher offizieller Sprache, aber von einem Inhalt, der nicht für jedermann auf dem Oberamt erheiternd war.

Montag früh, 2. Januar. Der Stadtrat ist versammelt und geht langsam zu Rate. Gern möchten das Rathaus und Syndikus Gutzmar sich in einer solchen Krisis von dem Amtshaus oder Direktor Schaffgotsch Rat holen, können aber keinen bekommen: es wird viel zwischen ihnen hin- und hergeschickt; endlich, gegen 3 Uhr nachmittags, ist der Vertrag abgefaßt, von den Breslauer Bevollmächtigten und den zwei preußischen Obersten unterschrieben — worauf diese um 4 Uhr damit wegreiten, siegreich nach dreißig Stunden. Geradeswegs nach dem Scultetischen Garten reiten sie; die Stadtwache am Schweidnitzer Tor präsentierte, ja, die Stadtmusik spielt auf, was sonst nur Gesandten und hohen Personen geschah. Durch dreißig Stunden stetigen Druckes haben sie es bis dahin gebracht.

Friedrich hatte geduldig den ganzen Sonntag über gewartet und ohne Unterlaß die Tore überwachen lassen. Aber am Montag fingen natürlich die dreißig Stunden an, ihm lang zu werden: jedenfalls bemerkt er, daß es wohl gut sein dürfte, von außen her ein wenig nachzuhelfen. Breslau liegt auf der westlichen, genau gesprochen, auf der südlichen Seite der Oder, die hier einen Bogen beschreibt und es dergestalt auf zwei Seiten zum großen Teil begrenzt. Der mächtige gelblich-graue Strom verästelt sich im Vorbeifließen in viele Arme, die ein Gewirr von Inseln umschließen. Diese sind teilweise mit Vorstädten bebaut, welche sich hier und da über den Fluß hinaus erstrecken, wo eine Straße und Brücke nach der Ostseite hinüberführt. Die bedeutendste dieser Inseln ist die Dominsel" — die dem General Browne und uns bekannt ist — „wo der Dom und die dazugehörigen reichen Baulichkeiten stehen; eine mit festen hohen Bauten angefüllte Insel und ein vorzüglicher militärischer Posten.

Von den drei landwärts, nach dem Süden und Westen zu gehenden Toren hat Friedrich bereits so gut wie Besitz genommen. Er bemerkt jetzt, daß es auch geraten wäre, die dem Wasser zu oder auf der Nord- und Ostseite gelegenen ebenfalls zu besetzen; diese und sogar vielleicht noch etwas mehr. ‚Man sammle all die Flußboote und errichte damit eine Brücke über die Oder; 400 Mann sollen darauf hinübersetzen.' Dies geschieht Montag früh unter den Augen des Königs. Dann ‚marschiert ruhig, aber gefährlich aussehend auf jenes flußwärts gelegene Tor und auch auf jenes andere; haut die Schlagbäume des besagten Tores entzwei, zersprengt die großen Schlösser und brecht beide Tore auf!' Auch das geschieht; die Stadtwache sieht betrübt zu. Und nun ‚rasch vorwärtsmarschiert, in zwei Hälften, ohne Trommelschlag — wohin, das wißt ihr!'

Jene dreihundert österreichischen Dragoner sahen wir vor drei Tagen die Dominsel verlassen; es gehen jetzt nur sechs Mann bischöfliche Schildwache unter Waffen auf und ab da — am Ende der Hauptbrücke, auf der der Stadt zugekehrten Seite ihrer

[1] Heldengeschichte I. 537.

Dominsel. Seht da, preußische Mützen und Flinten, ihr sechs Mann unter Waffen! Die sechs Mann ziehen eilends an ihrer Zugbrücke: ach, in demselben Augenblick klopft ein anderes preußisches Korps, das mit dem Könige selber stille über die östliche (oder landwärts führende) Brücke gekommen ist, ihnen auf die Schulter und zwingt die sechs milde in ihre Wachtstube hinein: die Zugbrücke fällt; 400 preußische Grenadiere nehmen ruhigen Besitz von der Dominsel: der König mag nun nach dem Scultetischen Garten zurückkehren, nachdem er sich solchermaßen die langsamen Stunden verkürzt hat. Zu den Domherren, die ihm begegneten, war der König sehr höflich, und sie selber zeigten sich sehr unterwürfig. Die sechs Soldaten an der Zugbrücke, die ein wenig überlaut waren — noch mehr ein allzu eifriger Kammerdiener des alten Schaffgotsch, den man hier antraf und der sich sehr überlaut geäußert hatte — wurden arretiert, aber mehr der Form halber; nach einigen Tagen ließ man sie wieder frei."

Man kann nicht sanfter zu Werke gehen, als es Friedrich und seine zwei Obersten bei dieser delikaten Operation getan haben — und nachmittags 4 Uhr, nach dreißigstündigem Warten, ist sie vollbracht, und keine Haut ist geritzt. Der alte Syndikus Gutzmar und der Stadtrat, getrieben durch Gefahren und die protestantische Bürgerschaft, haben die Übergabe mit gutem Willen oder wenigstens mit Resignation und einem Gefühle der Erleichterung unterzeichnet. Die Oberamtsbeamten mußten ebenfalls unterzeichnen, voll des verbissenen Grolles und Verdrusses, die in ihrer Lage natürlich waren: in dem alten, altersschwachen Schaffgotsch bricht der Groll ab und zu laut aus. Er wird wegen jener heftigen Bekanntmachung, jenes „Patents" der Königin, diesem neu angekommenen König Rede zu stehen haben.

### Der König zieht in Breslau ein und verweilt da, gnädig und wachsam, drei Tage (3.—6. Januar 1741).

Bei dem königlichen Einzug, der den Tag darauf stattfand, bemerkt man folgendes: Syndikus Gutzmar und die Ratsdeputation kamen früh vor 8 Uhr in prächtigen Staatswagen herausgefahren; mußten eine Weile warten, denn der König war bereits in Geschäften ausgeritten. Die Bürgerwache und die Stadtsoldaten ziehen auf; die Tore werden geöffnet, die preußischen Schildwachen von den Schlagbäumen und von dem Amtshause, das sie besetzt hatten, zurückgezogen. Dann begann der Einzug — königliche Küchen- und Proviantwagen, Maultiere mit Zimbeln und reich gestickten Schabracken, die das königliche Silberservice trugen; der königliche Wagen, sehr prächtig und mit prächtigem Geleite, dreißig Mann Leibwache reiten voraus; aber es ist nichts darin, nur ein kostbarer „mit Hermelin durch und durch gefütterter Mantel" auf dem Sitze ausgebreitet; Obermundschenke, Prinzen, Markgrafen. — Aber wo ist der König? Der König ist abermals weggeritten, um das Ziegeltor herum (im äußersten Südosten, am Ufer des Flusses gelegen), mit wenigen Generälen, um die Stadtwälle zu besichtigen. Er ritt so um ganz Breslau herum — unermüdlich im Auflesen nützlicher Kenntnis, „obschon es sehr kalt war", während jener Kutscheneinzug feierlich vor sich ging.

Um zwölf zog Seine Majestät, haushälterisch mit der Zeit umgehend, ebenfalls ein: zu Pferde, Schwerin neben ihm, hinter ihm verschiedene hohe Offiziere, darunter Borck und Posadowsky, gefolgt von einer Suite von Pagen und dergleichen. Mit diesem natürlichen Gefolge ritt er ein; der Stadtmajor ging mit gezogenem Degen voraus — der König trug seinen gewöhnlichen dreieckigen Hut und seinen praktischen blautuchenen Mantel, beide ein wenig abgenutzt; aber sein Schimmel war herrlich, und vier scharlachene, silberbetreßte Lakaien sorgten für die erforderliche Kleiderpracht. Er war sehr gnädig, grüßte und dankte in alle Fenster, wo er Leute von Stande bemerkte. „Die Schweidnitzer Gasse hinauf, über den Großen Ring, die Albrechtsgasse hinunter." Er stieg im Gräflich Schlegenbergischen Hause ab, der Mietwohnung des abwesenden österreichischen Kardinals von Sinzendorf, Primas von Schlesien, dessen Möbel sorgfältig auf die Seite geräumt wurden. Der König trat auf den Balkon heraus und blieb da mehrere Minuten, damit jedermann ihn sehen konnte. Das „große Vivatgeschrei" aber, behauptet Dryasdust, sei erdichtet oder übertrieben, und man dürfe der Kriegsfama, der und der Nummer, keinen Glauben beimessen, bis man sie erst mit ihm verglichen habe. — An diesem Tag war Mittagstafel von mehr als dreißig Gedecken, zu der Obersyndikus Gutzmar und andere geladen waren. Was aber die Speisen betrifft, sagt mein Freund, so waren diese infolge der Hast, in der alles vor sich ging, gerade nicht besonders[1].

Die Mittagstafel wird zunehmend besser, Majestät immer gnädiger und leutseliger, und so dauerte es fort die drei Tage des königlichen Aufenthalts hindurch. Am zweiten Tage mußte er sich plötzlich von der Tafel erheben und seine Gäste mit einer Entschuldigung verlassen, da an einem der Tore irgend etwas schief gegangen war. Streit war entstanden zwischen den Stadtbehörden und dem preußischen General Jeetz, der eben auf dem Marsch über den Fluß begriffen ist (zu welchem Zweck werden wir hören) und die Bedingungen mißversteht. Seine Majestät weist Jeetz zurecht und verweilt sogar, bis seine Brigade und er völlig hinüber sind. Ein jüngerer Schaffgotsch[2], nicht der untröstliche ältere Schaffgotsch, sondern dessen Neffe, war einer der Gäste an diesem zweiten Tag — ein Geistlicher, aber von witzelndem, stutzerhaftem Gepräge und, wie mich dünkt, ein recht nichtsnutziger Geselle, aber einer angesehenen Familie der Provinz entstammend. Mittag wird um zwölf gehalten und dauert nicht über zwei oder drei Stunden, so daß Zeit zu einem Ritt übrig ist („nach dem Dom" am ersten Nachmittag, allezeit „vier Läufer" voran). Und auch noch viel Arbeit im Kabinett kann vor dem Abendessen erledigt werden.

Da die österreichischen Behörden störrisch blieben und sich zu keiner

[1] Heldengeschichte I. 545—548.
[2] Heldengeschichte II. 159.

Erklärung wegen jenes unter Blitz und Donner angeschlagenen „Patentes" herbeiließen, so erhielten sie von Sr. Majestät Befehl, binnen 24 Stunden die Stadt zu räumen, was auch geschah. Für den alten Direktor von Schaffgotsch, einen Mann von vornehmem schlesischen Geschlecht, der persönlich beliebt war, legte die Breslauer Bürgerschaft, Leute aus allen Zünften und Ständen, die Bitte ein, es möchte ihm gestattet werden, in Breslau zu verbleiben. Se. Majestät bedauert auf das gnädigste, diese „eure erste Bitte" abschlagen zu müssen. Der unterdrückte, doch ununterdrückbare schwache Ärger des alten Schaffgotsch ist bei dieser Gelegenheit sichtbar; auch, meine ich, nimmt Friedrich es nicht übel; schickt ihn bloß damit zur Zeit aus dem Weg. Das österreichische Oberamt verschwindet damit leiblich aus Breslau und kehrt niemals wieder zurück. An seiner Stelle organisierte sich ein „Feldkriegskommissariat", mit Münchow, einem jener talentvollen Küstriner Münchows, an seiner Spitze, das, fast notwendigerweise, die oberste Regierung in einer sonst regierungslosen Stadt wurde — und wahrlich, das Oberamt ward in Breslau wenig vermißt und im Verlauf der Jahre immer noch weniger.

Den 5. Januar (dritte und letzte Nacht dahier) gab Seine Majestät einen großen Ball im Redoutensaal, den er — oder Oberst Posadowsky an seiner Stelle — dazu gemietet hatte. Sämtliche Standespersonen waren geladen; „für jede Person ward ein Dukaten gezahlt". Um 6 Uhr abends geruhte Seine Majestät selbst hinzufahren; er eröffnete den Ball mit der Frau Gräfin von Schlegenberg, in deren Haus er wohnte. Ich wüßte nicht, daß der König außerdem noch viel tanzte; aber er war sehr huldreich und sprach und lächelte mit diesem und jenem — bis, gegen 10 Uhr, ein Offizier einen Brief überbrachte, den der König, nachdem er ihn gelesen und scheinbar einiges darüber gefragt hatte, schweigend zu sich steckte, als wäre die Sache abgemacht. Nichtsdestoweniger entdeckte man nach einigen Minuten, daß Seine Majestät sich in der Stille hinwegbegeben hatte. Er erschien nicht wieder, selbst nicht zum Speisen. Als sie dies bemerkten, zogen sich auch die anwesenden preußischen Offiziere nach und nach zurück, obwohl das Tanzen und Speisen bis spät in die Nacht fortdauerte[1].

„Man öffne das Wiener Postfelleisen und sehe ein wenig, was man da drüben sagt!" Augenscheinlich war ein solcher Befehl in derselben Nacht erteilt worden. Infolgedessen gingen die Wiener Briefe in der Folge nicht mehr den geraden Weg, sondern über Dresden, um dieses Felleisen zu vermeiden. Am folgenden Morgen, dem 6. Januar, war Seine Majestät (in aller Frühe, vermute ich) nach Ohlau abgegangen. Aber, wie es sich auswies, drohte dort doch nichts Gefährliches.

[1] Heldengeschichte I. 557.

## Fünftes Kapitel / Friedrich rückt vorwärts auf Brieg und Neiße

Ohlau ist ein freundliches Städtchen zwei Märsche südöstlich von Breslau, mit dem Ohlaufluß auf einer Seite und der Oder auf der andern, einigen Widerstandes fähig, wäre eine Besatzung darin. Brieg, die wichtige Festung, ebenfalls an der Oder, liegt drei Meilen jenseits Ohlau; und von da etwa sechs Meilen in südlicher Richtung und weiter ab von der Oder liegt das noch wichtigere Neiße. Von Breslau nach Neiße auf diesem Wege (der Bogen, nicht Sehne ist) sind es dreizehn oder vierzehn Meilen. Einer meiner Topographen liefert folgende Notiz, wenn dem Leser daran gelegen sein sollte:

„Die Ohlau, ein unbedeutender gelblicher Fluß, entspringt südlich von Breslau, in der Gegend von Strehlen; wendet sich zuerst gerade gen Osten der Oder zu, biegt alsdann, wenn ganz nahe an dieser, nach Norden ab und schlängelt sich so vier Meilen weiter entlang, unregelmäßig parallel der Oder, ehe sie in diese münden kann. Diesem Umstande verdankt ebenso Breslau wie die Stadt Ohlau ihr Dasein, beide ‚zwischen Gewässern' und auch sonst glücklich gelegen. Ohlau schirmt sich mit Hilfe des mißlungenen Mündungsversuches seines Flüßchens, Breslau umsiedelt die wirkliche Ausmündung. Beide waren in der alten rauhen Zeit leicht zu verteidigende Plätze und sind zu allen Zeiten günstig für den Handel gelegen. Beide Flüsse, Oder und Ohlau, haben sich am Orte ihres Zusammentreffens in viele Arme ergossen und verästelt. Sie haben sogar ihren Lauf verändert und sich in dem sandigen Boden neue Betten gegraben und damit aus dem Breslauer Stadtgelände ein sehr verwickeltes wässeriges Netzwerk gemacht. Darum ist die Ohlau hier seit Jahrhunderten in weitläufige Krümmungen, bloße Wallgräbenleitungen hineingezwungen worden, so daß sie ganz unscheinbar und in einem künstlichen Zustande in Breslau mündet."

Von Ohlau erwartete man einigen Widerstand, da General Browne 300 Mann hineingeworfen und auch sonst für die Verteidigungswerke getan hatte, was er konnte. Und zuerst drohte Ohlau auch sich zu wehren; besann sich jedoch über Nacht eines Besseren und wehrte sich doch nicht, sondern ward (am Morgen des 9. Januar) durch bloßes Aufmarschieren in drohender Stellung unter den gewöhnlichen Bedingungen gewonnen. „Kriegsgefangene, wenn ihr widersteht; freier Abzug" (Ausmarsch mit

geschultertem Gewehr und ein Jahr lang keine Dienste gegen uns) „wenn ihr keinen Widerstand geleistet habt." Dies ist überall dort das gewöhnliche Verfahren, wo österreichische Mannschaft liegt. Das Verfahren da, wo keine liegt und nur einige Syndici sitzen mit ihrem Stadttorschlüssel auf dem Tische, ein Raub der stärkeren Hand, das kennen wir bereits.

Von Ohlau erwartete man einigen Widerstand, da General Browne zur Übergabe aufzufordern; von der andern Seite des Flusses soll Jeetz (den wir letzthin in Breslau über die Oder gehen und Sr. Majestät Mittagmahl unterbrechen sahen) mit Kleist in der Unternehmung mitwirken — wäre nur erst das Land auf seiner, Jeetzens Seite, der Ostseite der Oder, rein gefegt; namentlich wäre man nur erst im Besitz von Namslau, einer kleinen Stadt mit Schloß da drüben, die die polnische und ungarische Straße beherrscht. Friedrichs Hoffnungen gehen hoch. Schwerin dringt zur rechten Hand rasch ohne Widerstand vor; eine Abteilung Schwerins ist über die Berge nach Glatz (der Grafschaft Glatz, die zu Schlesien gehört) unter vortrefflicher Führung ausgeschickt worden, unter Führung des Obersten Camas nämlich, der soeben von seiner Pariser Gesandtschaft heimgekehrt und in den winterlichen Bergen auf eine neue Operation aus ist — die jedoch vorläufig ohne Erfolg bleibt[1].

In der Tat läßt sich wahrnehmen, daß südlich von Breslau der Widerstand, soweit überhaupt welcher geleistet werden kann, eigentlich erst beginnt, und daß General Browne dort ist und sich als ein tüchtiger Mann in dieser schwierigen Lage zeigt. Man muß eingestehen, kein General hätte seine geringen Mittel besser zu Rate ziehen können. Wirksame Besatzungen, 1600 Mann stark jede, in Brieg und Neiße; Befestigungen ausgebessert, Magazine gesammelt da und anderwärts. Den Rest seiner armen 7000 hat er haushälterisch auf alle die Orte verteilt, die gute Stellungen bieten, und zwar „so, daß sie in sechs Stunden vereinigt werden können". Er ist ein trefflicher Soldat, dieser Browne, aber mit einer sehr bösen Aufgabe; und er scheint allen Leuten etwas von seinem eigenen Geiste mitgeteilt zu haben, so daß man in dieser Gegend auf allerhand Schwierigkeiten trifft und mehr marschieren und detachieren muß, als man erwartet hatte. Wenn das Schicksal von Brieg und Neiße auch unabwendbar ist, so tut Browne doch Wunder, um es aufzuhalten.

An den preußischen Märschen in dieser Gegend, von denen der dunkle Dryasdust meldet, war für mich kein Umstand so bemerkenswert als der ungemeldete, daß Kleists Abteilung auf dem Marsch von Ohlau nach Brieg, auf dem letzten Teil des Marsches zwischen dem Dorfe Briesen und Brieg, eine Steinsäule vorfand. Die Oder, zur Linken, ist hier angenehm von Waldungen umsäumt; das Land, ursprünglich ein Morast, ist trockengelegt und dem Pfluge anheimgegeben worden, lieblich anzusehen. Es ist da eine

[1] Heldengeschichte I. 678; Orlich, Geschichte der beiden Schlesischen Kriege I. 49.

vortreffliche Landstraße, gepflastert mit festem Basaltstein, der wohl in Strehlen, vier Meilen hinweg, zwischen den Hügeln zur Rechten da drüben gebrochen wird. Die Straße ist dem preußischen Soldat sehr sichtbar, wenn er auch nicht fragt, wo die Steine gebrochen worden sind. Nun, von wem stammen denn diese schönen Meliorationen, diese schönen Denkmäler humanen Schaffens und Wirkens her? „Ausgeführt 1584", so wird gemeldet, „von Georg dem Frommen", Herzog von Liegnitz, Brieg und Wohlau, vor 156 Jahren. „Den Frommen" nannten seine Zeitgenossen diesen Herzog; er war der Sohn jenes Erbverbrüderungsherzogs, der für uns so wichtig ist, und er war Großvaters Großvater des letzten dieser Herzöge, nach dessen Tode wir eigentlich diese schönen Länder hätten erhalten sollen. Sie hätten sämtlich dem Großen Kurfürsten anheimfallen sollen, hätte nicht die starke österreichische Hand es anders eingerichtet. Georg schuf diese Pflanzungen, Urbarmachungen, baute diese dauerhafte Basaltsteinstraße über den Morast, auf der, auch dem rauhesten Preußen noch bemerkbar (denn sie ist „zwölf Fuß hoch, acht Fuß im Geviert"), eine gehauene Steinmasse sich erhebt mit folgender Inschrift — die zwar nicht von Georg oder aus seiner Zeit herrührt, aber einen Gedanken von ihm ausdrückt, der nicht ohne fromme Schönheit für mich ist:

> Straverunt alii nobis, nos Posteritati;
> Omnibus at Christus stravit ad astra viam[1].
> Andere bahnten uns Wege, wir der Nachwelt sie bahnen;
> Hin zu den Sternen den Weg allen hat Christus gebahnt.

Ich weiß nicht, wie viele Brandenburger von General Kleists Korps oder ob überhaupt irgendeiner diesen Stein gelesen hat; aber sie alle rasseln daran vorbei, um die Hinterlassenschaft dieses frommen Georg einzufordern, und ihre stumme dunkle Berührung mit ihm an dieser Stelle ist heutigentags etwas einigermaßen Denkwürdigeres als Tagesbefehle.

Am 11., zwei Tage nach Ohlau, forderte General Kleist Brieg zur Übergabe auf, und Brieg antwortete entschlossen: Nein. Es ist eine Besatzung von 1600 Mann hier und ein ordentliches Magazin: da bleibt nichts übrig, als Brieg ebenfalls zu „maskieren"; Kleist diesseits des Flusses, Jeetz jenseits — wäre nur Jeetz erst mit Namslau fertig, aber er ist es leider nicht. Namslaus Antwort war gleichfalls hartnäckig verneinend, und Jeetz kann Namslau oder wenigstens das Schloß nicht auf der Stelle angreifen, da er kein Belagerungsgeschütz bei sich hat. Als Friedrich überall soviel Hartnäckigkeit sieht, schreibt er nach Glogau an den jungen Dessauer: „Belagerungsgeschütz hierher! Geschwind, auf der Oder; da, wo ihr seid, habt ihr es doch nicht nötig!" — und er wünscht, es wäre schon da zum Gebrauch gegen Neiße und gegen diese hartnäckigen Gebarungen.

[1] Zöllner, Briefe über Schlesien, I. 175; Hübner, I. Tafel 101.

Friedrich kommt hinüber nach Ottmachau und beobachtet Neiße von da, bis sein Geschütz kommt.

Die Preußen trafen zuerst auf ernsten Widerstand (9. Januar, am selben Tag, da Ohlau sich ergab) an einem Orte namens Ottmachau, einem ansehnlichen Städtchen und Schloß am Neißefluß, nicht weit westlich von der Stadt Neiße, fast im äußersten Süden von Schlesien. Es lag auf der Route von Schwerins Kolonne, weit hinter Liegnitz — auf gerader Straße etwa zwanzig Meilen — so weit hatte zur Rechten und zur Linken nichts als Unterwerfung stattgefunden. Widerstand hatte man auch hier nicht erwartet, denn es lag keine Hoffnung darin; aber Browne war hier gewesen, bemüht, Aufschub zu schaffen, bis Neiße völlig in Bereitschaft sei. Er wendet jedes Mittel an, um Neiße in guten Verteidigungsstand zu setzen; hat 1600 Mann hinein gelegt, gehörig verproviantiert und ihnen einen geschickten Befehlshaber gegeben. Der emsige Browne ist ein oder zwei Tage zuvor in Ottmachau, dem Vorposten von Neiße, gewesen und soll sie da ermahnt haben, „sich unter keinerlei Bedingung zu ergeben, da er sicher Entsatz bringen würde". Was er ohne Zweifel auch getan haben würde, hätte es in seiner Macht gestanden; aber wie war das ohne Wunder möglich? Am 9. Januar, als Schwerin herankommt, ist Browne wieder hier herum auf der Lauer. Wieder in verteidigender Haltung, aber nicht stark genug, um etwas zu unternehmen. Er steht auf dem südlichen Oberland und hat Böhmen und Mähren und das Riesengebirge in seinem Rücken — steht sozusagen schützend vor seiner eigenen Haustüre und wird sich, nachdem er Ottmachaus und Neißes Schicksal gesehen hat, ins Haus zurückziehen müssen, die Tür hinter sich zuschlagend. Jedenfalls hat er diese Städte zu besagter fester Stimmung angefeuert und war dann anderswohin geeilt, um anzufeuern und vorzubereiten.

Und so feuern denn die ottomachauischen Österreicher, „260 auserlesene Grenadiere" (400 Dragoner waren anfangs ebenfalls dagewesen, die aber hinwegritten, nachdem sie Miene gemacht hatten, als wollten sie fechten) „desperat", sagt mein dunkler Freund[1], da sie Schwerins Aufforderung gänzlich zurückwiesen. Sie töten zwölf seiner Leute (darunter den ausgezeichneten Ingenieurmajor von Rege), so daß Schwerin Petarden feuern, vier Kanonen auf sie richten lassen muß. Er sprengte ihr Stadttor, fast ihr Schloßtor und so ziemlich ihr Schloß selber in die Luft, mußte aber drei Tage an diese Lumperei verschwenden. Worauf sie sich denn zum „freien Abzug" bereit erklären. „Nein, ihr Herren," antwortet Schwerin, „nun nicht mehr, nach solch tollem Ausbruch. Seine Majestät soll darüber bestimmen." Majestät, die nicht weit davon ist, kommt herüber nach Ottmachau (12. Januar), gibt ihnen Verweise, nicht allzu hart, und macht sie zu Kriegsgefangenen. „Die Offiziere wurden nach Küstrin geschickt,

[1] Heldengeschichte I. 672—677; Orlich I. 50.

Gemeine nach Berlin", die übliche Anordnung in solchem Falle. Der Ort Ottmachau gehört Sr. Eminenz dem Kardinal von Sinzendorf, Bischof von Breslau und Primas, dessen eigentliche Residenz in Neiße ist, obschon er „gewöhnlich seine widerspenstigen Geistlichen hier in dem Schloß zu Ottmachau Pönitenz tun läßt" — und ich meine, er täte bei gegenwärtigen Aspekten gut daran, wenn er selber zu einer Verständigung käme und sich von hier entfernte.

Friedrich bleibt in Ottmachau, hat von nun an sein Hauptquartier da, bis er mit Neiße fertig ist. Am anderen Tag, dem 13., erfährt er, daß das Belagerungsgeschütz bereits in Grottkau, halbwegs zwischen Brieg und Neiße, sei. An demselben Tag trifft Oberst Camas von Glatz her bei ihm ein; hat fünf von seinen Leuten eingebüßt und meldet, daß Browne die Wege zerstört habe, daß Glatz vor Eis und Hindernissen strotze, und daß zu dieser Jahreszeit nichts da anzufangen sei. So wechselt gute Botschaft mit weniger guter ab.

In Wahrheit besitzt Friedrich keinen festen Platz in Schlesien, alle Befestigungen leisten unerwarteten Widerstand, selbst das lumpige kleine Namslau läßt sich nicht ganz nehmen — das Schloß nicht, ehe Jeetz sein Belagerungsgeschütz erhalten hat, das aber nicht so schnell ankommt wie das für Neiße bestimmte. Hier ist ein genauer, aber etwas gekürzter Auszug aus meinem Dryasdust über Jeetz:

„24. Januar 1741. Die Preußen, seit mehreren Wochen Herren der Stadt, haben die Kirche von Namslau und das Kloster besetzt; errichten bretterne Geschützboden, hauen Schießscharten ein, sind so emsig wie möglich, das Belagerungsgeschütz kommt eben endlich an. Das Schloß feuert heftig auf sie, macht wütende Ausfälle, raubt sechs von unseren Ochsen — schneidet höhnische Grimassen gegen uns vom Wall herab; wenigstens tut dies heute ein Musketier. ‚Herr Major, darf ich auf den Kerl schießen?' fragt die preußische Schildwache. ‚Meinetwegen', antwortet der Major: ‚der Kerl ist allzu frech!' Und die Schildwache schießt ihn auf der Stelle tot, daß er gleich in den Graben purzelt, der allzu freche Sterbliche; fortan ist er stille genug[1]." — Jeetz erhielt endlich, wiewohl erst heute, glaube ich, sein Geschütz und fertigt dann in ein paar weiteren Tagen Namslau ab („Offiziere nach Küstrin, Gemeine nach Berlin"); und darauf berennt er die östliche Seite von Brieg, indem er Kleist auf der westlichen die Hand reicht: hiermit wird Brieg, wie Glogau, völlig maskiert — bis zu günstigerer Jahreszeit.

Friedrich erwartet nunmehr, da sein Geschütz angekommen ist, keine Schwierigkeit mehr von Neiße, nennt es scherzhaft ein „Nest (bicoque)", und außer diesem Nest ist Schlesien nun sein. Ist Neiße erst gewonnen (was freilich sehr wünschenswert wäre) oder „maskiert", wie Glogau es schon ist und wie Brieg es eben wird, dann besitzt Österreich keinen Zoll Land innerhalb dieser Grenzen. Nun mögen einige briefliche Auslassungen folgen, noch immer in dem leichten, um nicht zu sagen, lockeren und kecken Stil, aber doch mitteilenswert, weil sie so durchsichtig sind, unmittelbar wie Worte, die wir Seine Majestät in seiner kecken Laune sprechen hören:

[1] Heldengeschichte I. 703.

Der König an Monsieur Jordan, in Berlin (zwei Briefe hintereinander).

„Ottmachau, den 14. Januar 1741" (zwei Tage nach unserer Ankunft daselbst). „Mein lieber Monsieur Jordan, mein süßer Monsieur Jordan, mein ruhiger Monsieur Jordan, mein guter, mein mildherziger, mein friedseliger, mein humanster Monsieur Jordan. — Ich melde Deiner Durchlaucht die Eroberung Schlesiens; ich künde Dir die Beschießung Neißes an" (zu der man eben Anstalten macht), „ich bereite Dich auf noch wichtigere Projekte vor und unterrichte Dich von den glücklichsten Erfolgen, die Fortunas Schoß je hervorgebracht hat.

Dies müßte Dir genügen. Sei mein Cicero, was das Recht meiner Sache betrifft, und ich will Dein Cäsar hinsichtlich der Ausführung sein. Adieu, Du weißt, daß ich mit von Herzen kommender Hochachtung bin Dein treuer Freund F."

2. „Ottmachau, den 17. Januar 1741. Ich habe die Ehre, Ew. Menschlichkeit davon in Kenntnis zu setzen, daß wir christliche Anstalten machen, Neiße zu bombardieren, und daß, wenn der Platz nicht gutwillig nachgibt, es notwendig sein wird, ihn zusammenzuschießen (nécessité sera de l'abîmer). Im übrigen gehen unsere Geschäfte auf das beste von der Welt, und bald wirst Du nichts mehr von uns hören. Denn in zehn Tagen wird alles vorüber sein, und ich werde in etwa vierzehn Tagen das Vergnügen haben, Dich zu sehen und zu hören.

Ich habe weder meinen Bruder" (August Wilhelm, der neulich mit uns in Straßburg war und sich seitdem verlobt hat) „noch Keyserlingk gesehen; ich ließ sie in Breslau, um sie nicht den Kriegsgefahren auszusetzen. Sie sind darüber vielleicht ein wenig ungehalten; aber was kann ich machen? — Um so mehr, da man bei dieser Gelegenheit hier nicht viel Ruhm erringen kann, es wäre denn, man sei ein Mörser!

Adieu, Herr Rat" (Armenrat ist sein Titel). „Geht und belustigt Euch mit dem Horaz, studiert den Pausanias und seid lustig mit Anakreon. Ich, der ich zur Unterhaltung nichts als Zinnen, Faschinen und Schanzkörbe habe, bitte zu Gott, daß er mir bald angenehmere und friedlichere Beschäftigung gewähren möge, und Euch Gesundheit, Befriedigung, und was immer Euer Herz begehrt. — F[1]."

König Friedrich an Monsieur le Comte Algarotti (der sich auf einer Reise befindet).

„Ottmachau, den 17. Januar 1741" (gleicher Tag wie obiger Brief an Jordan). „Ich habe angefangen, Preußens Gestalt in Ordnung zu bringen: der Umriß wird nicht völlig regelmäßig sein, denn ganz Schlesien ist genommen bis auf ein Nest (bicoque), das ich vielleicht bis zum kommenden Frühjahr werde belagern müssen.

Bis zu dieser Stunde hat die Eroberung nur zwanzig Mann und zwei Offiziere gekostet, einer davon ist der arme von Rege, den Sie in Berlin gesehen haben" — von Rege, der Ingenieurmajor, der hier in Ottmachau bei Schwerins neulichem Treffen fiel.

„Ich bedarf Ihrer hier gar sehr. Sobald Sie jenes Geschäft besprochen haben, schreiben Sie mir darüber!" (Welches Geschäft? Wohin ist der schwärzliche Schwan von Padua gegangen?) „Auf diesen sechzig Meilen habe ich kein dem Schwan von Padua vergleichbares menschliches Wesen gefunden. Gern würde ich zehn Kubikmeilen Land für ein dem Ihrigen ähnliches Genie geben. Doch ich bemerke, ich war im Begriff, Sie zu bitten, schnell zurückzukehren und wieder zu mir zu kommen — während Sie doch noch gar nicht an dem Orte Ihrer Sendung angekommen sind. So beeilen Sie sich denn, anzukommen, Ihren Auftrag auszurichten und zu mir zurückzufliegen. Ich wollte, Sie besäßen den Hut des Fortunatus, es ist der einzige Mangel in Ihrer Ausstattung.

[1] Oeuvres de Frédéric XVII. 84.

Adieu, lieber Schwan von Padua: denken Sie, ich bitte Sie, zuweilen an uns, die wir uns hier um des Ruhmes willen zerfetzen lassen, und vor allem vergessen Sie Ihre Freunde nicht, die Ihrer tausendmal gedenken. —

Fédéric [1]."

Zweck und Ziel der Reise des lieben Schwans lassen sich nicht ohne Schwierigkeit ermitteln und sind auch nicht sehr des Ermittelns wert. „Ist mit geheimen Aufträgen nach Turin gegangen", finden wir endlich aus [2]; er soll die sardinische Majestät ein wenig sondieren, die der Torhüter der Alpen zwischen Frankreich und Österreich ist und immer dem Meistbietenden den Weg freigibt! Eine Mission ohne sonderliche Bedeutung, kann man annehmen, sonst wäre nicht Algarotti damit betraut worden — obwohl gerade er sich wenigstens insofern dazu eignet, als er die Aufmerksamkeit der Zeitungen nicht erregt. Auch hatte der Schwan leider keinen Erfolg, wie es scheint. Er kommt jedoch wohlbehalten zurück, begleitet Friedrich in Schlesien, und im Verlauf des nächsten Monats werden die Leser ihn sehen, falls irgendeinem Leser danach verlangt.

[1] Oeuvres de Frédéric XVIII. 28.

[2] Denina, La Prusse Littéraire (Berlin 1790) I. 198. Ein armseliges vages Buch; nur in äußerster Not zu Rate zu ziehen.

# Sechstes Kapitel / Neiße wird beschossen

Neiße, das Friedrich ein Nest (bicoque) nennt, ist eine freundliche stark befestigte Stadt, damals vielleicht mit sechs- oder achttausend Einwohnern, jetzt mit doppelt soviel; liegt auf dem linken oder nördlichen Ufer der Neiße — heute auf beiden Ufern. Freundliche, breite Straßen, hohe, starke Häuser, meist aus Stein gebaut. Angenehm von grünen Hügeln umgeben, nach Norden zu Ausläufer des Riesengebirges, während es selber niedrig und flach liegt, auf reichem, vielfach sumpfigem Boden. Ein kleinerer, von Süden her kommender Fluß, die Biele, fließt mit Muße in die Neiße — und füllt auf seinem Wege sämtliche Festungsgräben. Fruchtbaum- und Wiesenwuchs sind herrlich; ein Land reich an Früchten, worin Milch und Honig fließt. Es treibt viel Leinen- und Strumpfweberei, Brauerei und zugleich einen starken Handel mit diesen Erzeugnissen und namentlich mit Wein. Alljährlich am Sankt-Agnes-Tage, „21. Januar, außer wenn er auf einen Sonntag fällt", wird hier Weinmarkt gehalten, Ungarwein von jeder Qualität, vom Tokaier an abwärts, wird von hier aus nach Deutschland und den westlichen Ländern verschickt. Wenn du deinen Tokaier schlürfst, wisse, daß er über Neiße kommt. Sankt-Agnes-Tag fällt heuer unbequem, und mich dünkt, der Markt wird ausbleiben.

Neiße ist ein Pfaffennest, sagt Friedrich einmal. Vor etwa 600 Jahren haderte ein schlechtbeschaffener Erbprinz des Landesherrn von Liegnitz, dem es damals gehörte, mit seinem Vater, haderte ein wenig mit dem Universum und ward dann, nachdem er eine Weile den Kopf hängen gelassen, geistlich. Da er Neiße bereits als Leibgedinge besaß, schenkte er es dem Bistum Breslau, bei dem es, trotz des alten Vaters Einsprüchen, verblieb und verbleibt. Die Bischöfe von Breslau sind dadurch sehr große Herren geworden; sie haben aber hier ihre eigenen Schwierigkeiten gehabt. So sprang einmal (A. D. 1497) bei irgendeiner hohen Sitzung oder Versammlung dahier ein Herzog von Oppeln — eifernd für die Landesprivilegien und sich unerträglich verletzt fühlend — auf, in offenem Trotz gegen die Obrigkeit, zornig wütend gegen den Herzog Kasimir von Teschen (den böhmisch-österreichischen Hauptmann von Schlesien) und den Bischof von

Breslau selbst; ja, er zog zuletzt sein Schwert gegen diese erhabenen Herrschaften. Wofür er nachher auf dem großen Marktplatz dahier sein Haupt auf den Block legen mußte und (wir wollen hoffen bußfertig) starb.

Dieser Ort, sagt mein Dryasdust, hat viele Unfälle durch Überschwemmung und Feuersbrunst erlitten; ist namentlich im Dreißigjährigen Kriege vielfach genommen und wiedergenommen worden. Der sächsische Arnheim, der österreichische Holk, der schwedische Torstenson waren da; kein Ende der Beschießungen und Abbrennungen, die das arme Neiße ausstehen mußte, und der starken Brandschatzungen „in neuen Reichstalern und 300 Fässern Wein". Aber es baute sich allezeit wieder auf und fing sein Geschäft von neuem an. Glücklich, wenn es unter irgendwelchen nachhaltigen Schutz von der Liegnitzer Linie oder von der österreichisch-böhmischen Linie gelangen konnte und diese oder jene Beschießung, die es eben erlitten hatte, für eine Zeitlang die letzte sein sollte! — Hier kommt abermals eine Beschießung heran, die erste aus einer neuen Reihe, die ihm nun bevorsteht.

Der Leser wolle sich Neiße ansehen, denn es werden sich da außer dem Tokaier Wein noch andere Dinge ereignen. — Der Fluß Neiße, sagen wir es noch einmal, ist einer von vieren dieses Namens, und alle gehören zur Oder. Könnte man sie denn gar nicht irgendwie bezeichnen oder numerieren? Diese Neiße, die wir die erste Neiße nennen könnten (und mit der sich sorgfältige Leser wohl auf ihren Karten bekannt machen sollten, wo sie auch die zweite Neiße, „die Wütende Neiße", finden werden und noch zwei andere, die uns weniger angehen), entspringt in dem „Westlichen Schneegebirge", dem südwestlichen oder Glatzer Bezirk des Riesengebirges; entwässert die Grafschaft Glatz und wird dort stark, bespült die Stadt Glatz, fließt dann ostwärts über Ottmachau, über Neiße, von wo sie sich etwas plötzlich östlich oder nordöstlich wendet, um nicht weit südlich von Brieg in die Oder zu gelangen.

Neiße als ein Waffenplatz, die wichtigste und Österreich zunächst gelegene Festung Schlesiens, ist äußerst wünschenswert für Friedrich. Aber es besteht keine Hoffnung, es ohne Belagerung von irgendeiner Art zu gewinnen, und Friedrich beschließt, es auf diesem Wege zu versuchen. Von Ottmachau und von den anderen Seiten ziehen sich daher, nachdem das Belagerungsgeschütz nun zur Hand ist, die nötigen Truppen unter Schwerins Befehl um Neiße herum zusammen; und über eine Woche lang wird demonstriert und postiert, aufgefordert und verhandelt. Und dann erfolgt drei Tage lang, von Pausen unterbrochen, ein gewaltiges heftiges Beschießen, zuweilen mit glühenden Kugeln: „Wollt ihr nachgeben?" — worauf Neiße stets verneinend antwortet. Friedrichs Quartier ist in Ottmachau, vier Stunden davon, von wo er herüberreiten und in Augenschein nehmen und überwachen kann. Die Heftigkeit seiner Beschießung, die ihn natürlich schmerzte, beweist die Größe seines Verlangens. Aber es war umsonst. Der Kommandant, Oberst von Roth (derselbe, den man letzthin

für Breslau in Vorschlag brachte, ein kluger und starker Kopf, berühmt in Verteidigungen) hatte „Wasser auf seine Wälle gießen lassen", nachdem sie in besten Stand gesetzt worden waren — machte seine Wälle völlig zu Eis und Glas — und hatte auch sonst noch vieles getan. Hat der Leser Lust, einen Augenblick näher hinzusehen? Unsere unnützen Papierhaufen liefern Stoff im Überfluß und bedürfen nur der Abkürzung:

„Montag, den 9., bis Mittwoch, den 11. Januar 1741: Montag, den 9. — den Tag, da jenes Schießen in Ottmachau begann — ließen sich zum erstenmal die preußischen Vortruppen auf den Höhen um Neiße blicken. Auf diese Nachricht hin versammelte der Kommandant Roth sogleich die gesamte Bürgerschaft, ließ alle einen neuen Eid der Treue ablegen, ermahnte sie, ihr Äußerstes aufzubieten, was sie auch ihn tun sehen würden. Die Tauglichsten und Fähigsten von ihnen (etwa 400) hat er in Milizkompanien gegliedert, und seit seiner Ankunft hat er jeden Augenblick benutzt, sich instand zu setzen. Mittwoch, den 11., sperrt er sämtliche Tore und ist achtsam auf der Hut. Die Einwohner sind meist katholisch; prachtliebende Bischöfe von Breslau, Kreuzherren, Jesuitenobere, Kirchen- und Quasi-Kirchenbeamte wohnen unter ihnen, und so ist die Bevölkerung, hoch und niedrig, dem Glauben nach der Königin von Ungarn zugeneigt. Kommandant Roth hat nur 1200 regelmäßige Soldaten, bestenfalls 1600 Mann unter Waffen; aber er hat Pulver und er hat Mehl, Erfahrung ebenfalls und Mut, und er hofft, daß diese ihm eine Zeitlang ausreichen werden. Einer der entschlossensten Kommandanten, vertraut mit der Verteidigung fester Plätze. Ein geborner Schlesier (kein Sachse, wie einige meinen) — und ‚Augsburger Konfessionsverwandter'; doch dieser Umstand ist hier von keinem Belang, obschon Browne in Breslau meinte, daß er es sei.

Donnerstag, den 12. Die Preußen erscheinen auf dem Karnickelberg, südlich des Flusses, fassen augenscheinlich Posto da. Roth feuert einen Signalschuß ab; die südlichen Vorstädte von Neiße gehen, wie vorher bestimmt, in Flammen auf, erbärmlich krachend in der rauhen Winterluft. Dies ist der Tag, an dem Friedrich nach Ottmachau hinüberging und dem Streit dort ein Ende machte.

Am folgenden Tag und am nächstfolgenden dasselbe Phänomen in Neiße. Die Preußen rücken immer näher, errichten ihre Batterien, machen sich fertig, ihr Feuer zu eröffnen. Darauf brennt Roth die übrigen Vorstädte mit erbärmlichem Krachen ab; auf allen Seiten ist nun nichts als Asche. Die bischöfliche Mühle, das Franziskanerkloster, der bischöfliche Lustgarten mit seinen Sommerhäusern, das bischöfliche Hospital und verschiedene Kirchen — Roth kann keins dieser Dinge verschonen, die den Preußen Schutz gewähren würden. Wäre es nicht für den Bischof selber, den respektablen Kardinal Graf von Sinzendorf, geraten, aus dieser Gegend zu verschwinden, solange es noch Zeit ist?" ‚Samstag, der 14.', das war der Tag, an dem Friedrich von Ottmachau aus an Jordan schrieb (Brief Nr. 1), während die neißischen Vorstädte vier Stunden davon erbärmlich krachten. „Schwerin erhält Befehl, morgen persönlich von Ottmachau aus aufzubrechen und sein Werk drüben auf dem Karnickelberg zu beginnen.

Sonntag, den 15. Schwerin tut es, marschiert über den Fluß hinüber, faßt Posto auf der Südseite von Neiße: den sonntäglichen Landleuten merkwürdig. Nichts als abgebrannte Dörfer und geschwärzte Mauern für Schwerin in der Gegend des Karnickelberges und ringsumher; und Roth begrüßt ihn mit vierundzwanzigpfündigen Kanonen, die aber keinen Schaden anrichteten. Und somit beginnt die Beschießung Sonntag, den 15., und dauert mit Unterbrechungen auf beiden Seiten des Flusses, immer nach Zwischenräumen wieder aufs neue ausbrechend, bis Mittwoch. Es ist ein bloßes vorläufiges Bombardieren von Schwerins Seite, geräuschvoll und wenig schädlich: mehr mit der Absicht, Schrecken zu erregen, aber ohne Wirkung auf Roth oder die Stadtbewohner. Der arme Bischof kam wirklich am zweiten Tag heraus, wandte sich

an Schwerin und ward höflich zu Sr. Majestät geführt, der gerade anwesend war; ward zur Tafel geladen und erhielt leicht die Erlaubnis, sich nach seinem Lustschlosse Freiwalde zu begeben [1]. Da möge er in Ruhe verweilen, in sicherer Ferne von diesen wirren Beschießungen und Abbrennungen von Eigentum.

Seiner Majestät Hauptquartier ist Ottmachau, aber in zwei Stunden kann er herüber. Er sieht nach allem und bedauert, daß die Kanonade noch keine Wirkung hervorbringt. Überreste von Vorstädten krachen und knattern noch immer in Flammen, schöne Sommerhäuser der Kreuzherren, der Jesuiten; ein fanatisches Volk, alle gegen uns, wie es scheint. ‚Wenn Neiße nicht gutwillig nachgibt, wird es notwendig sein, es zusammenzuschießen', schrieb Seine Majestät an Jordan unter diesen Umständen, wie wir oben lasen. Roth bemerkt mit Mißfallen, daß die Preußen doch noch ein gutes bischöfliches Gebäude auf der Karlau innehaben, wo des Bischofs Holz aufgestapelt ist; sucht aber entsprechende Maßregeln zu nehmen.

Mittwoch, den 18. Heute fielen zwei Ärgernisse vor. Erstlich, Oberst Borck (derselbe, den wir in Herstal sahen) hatte sich morgens auf Sr. Majestät Befehl mit einem Trompeter der Stadt genähert, in der Absicht, Roth wissen zu lassen, wie mild Seiner Majestät Bedingungen sein würden, und wie schrecklich die Bestrafung für die Nichtannahme derselben. Aber Roth oder Roths Leute zeigen sonderbar wenig Achtung vor Borck und seinem Parlamentärtrompeter, beantworten sein Blasen mit Musketenfeuer, feuern auf ihn, ja, feuern abermals und schlimmer, als er einen Schritt näher tat. Unter diesen Umständen mußten Borck und sein Trompeter zurückkehren. Darüber war Se. Majestät in Ottmachau an jenem Abend natürlich aufgebracht. An demselben Abend knattert unser hübsches Quartier in der Karlau samt dem bischöflichen Holz in Flammen auf: dies war das zweite Ärgernis. Roth hatte seine Maßregeln wegen der Karlau genommen und einen entschlossenen Metzger gefunden, der die Tat für ihn ausrichtete, unter dem Vorwand, daß er uns Fleisch bringe. Es ist schneidend kalt; in der Karlau, wie anderswo, gibt es für uns nun nur noch geschwärzte Mauern. Se. Majestät, natürlicherweise aufgebracht, befiehlt für den anderen Tag eine Dosis Bomben und glühende Kugeln, läßt auch einige Mörser auf der Nordseite pflanzen.

Donnerstag, den 19. Demgemäß erwachen um 8 Uhr die Batterien von neuem mit gewaltigem Lärm, und glühende Kugeln sind bemerkbar; und um 10 bricht die wirkliche Beschießung aus, schrecklich zu hören und zu sehen — die erste Bombe fiel in Haubitzens, des Tuchhändlers Haus, ward aber glücklicherweise überwältigt. Roth hatte eine besondere Abteilung der Miliz und Bürgerschaft bloß zum Löschen der glühenden Kugeln bestimmt, worin sie große Gewandtheit erlangten, so daß, obwohl viele Häuser in Brand gerieten, überall der Brand bald gelöscht wurde. Spät in der Nacht, ohne daß Roth etwas von sich hätte hören lassen, legten die Preußen sich schlafen.

Freitag, den 20. Hat noch immer nichts von sich hören lassen; da erwachen um 4 Uhr nachmittags die preußischen Batterien aufs neue und speien einen vulkanischen Strom von glühenden Kugeln und Bomben heraus, sieben Stunden lang; Roth läßt noch immer nichts von sich hören. Um 11 Uhr nachts schickt Se. Majestät nochmals einen Tambour vor das Stadttor, läßt Roth förmlich zur Übergabe auffordern, läßt ihn fragen, ‚ob er auch bedacht habe, wohin dies führen werde? Insbesondere, was er, Roth, damit gemeint habe, daß er auf den ersten Trompeter vergangenen Mittwoch schießen ließ?' Roth antwortete: ‚Was den Trompeter betrifft, so sei ihm das ganz unbekannt. Dagegen scheine ihm dieser Angriff mit glühenden Kugeln ein wenig ungewöhnlich; im übrigen habe er selber weder Befehl noch Absicht zu anderem als äußersten Widerstand.' Einige sagen, der Tambour habe darauf von ‚Zusammenschießen der Stadt' gesprochen und gesagt, ‚das Bisherige sei nur Kinderspiel gewesen'; worauf Roth bloß mit höflicher stummer Gebärde antwortete.

[1] Heldengeschichte I. 683.

Samstag, den 21., bis Montag, den 23. Um Mitternacht von Freitag auf Samstag, nach dem Empfang solcher Antwort, tun sich die Feuerschlünde von neuem auf — neun Stunden lang; Bomben und glühendes Geschoß in erschrecklicher Fülle, die meistens die Kirchen, das Seminar und Jesuitenkolleg trafen, aber keine Veränderung in Roth bewirkten. Um 9 Uhr früh schweigen die Batterien. Ruhen auch noch am Morgen darauf: der Gottesdienst kann stattfinden, wenn es so beliebt. Aber nachmittags um 4 Uhr erwachen die Batterien heftiger als je, es werden sieben bis neun Bomben auf einmal geworfen. Tobender Lärm und gräßliches Leuchten erschüttern die Nacht bis 10 Uhr. Roth bleibt unbeugsam. Dies ist die letzte Nacht der Belagerung."

Friedrich sah ein, daß Roth nicht nachgeben würde, daß das völlige Zusammenschießen Neißes Friedrich mehr angehen dürfte als Roth — daß es, mit einem Wort, besser sei, davon abzustehen, bis das Wetter sich ändere. Am folgenden Tag, „Montag, dem 23., zwischen 12 und 1 Uhr", zogen sich die Preußen zurück und verwandelten die Belagerung in eine Blockade. Neiße soll eingeschlossen werden wie Brieg und Glogau (Brieg ist es vorher nur halb, da Jeetz bis morgen, den 24., noch ohne Geschütz ist und das kleine Namslau sich noch wehrt). „Das einzige, so damit zu versuchen, ist ein Bombardement, weil es ein Pfaffennest ist und nicht viel Truppen darin sind. Ich sehe nicht gut ab, wie ich den Ort werde forcieren können — wenn es Frühling wäre, kostete es vierzehn Tage Arbeit[1]."

Ein geräuschvolles Geschäft; „des Königs allerhöchste Person war viel der Gefahr ausgesetzt: ein Bombardierer und dann ein Unteroffizier wurden ganz nahe bei ihm totgeschossen, wiewohl er im ganzen nur fünf Mann einbüßte[2]".

Browne verschwindet in einem schwachen Feuerstrahl.

Browne hat diese ganze Zeit über am Gebirge gelauert und diese Dinge mit angesehen; schickte Proviant südwestwärts nach Glatz und „zerstörte die Wege" hinter sich, abwartend, was aus Neiße werden würde. Als Neiße besorgt ist, geht Schwerin auf ihn los; Browne zieht sich nach Südosten zurück, auf Mähren zu und heimwärts, Schwerin hart hinter ihm her. An einem Flecken, Grätz[3] mit Namen, an der mährischen Grenze, setzte sich Browne fest und suchte die Brücke über die Mora zu verteidigen, heftig aber erfolglos; und es entstand (25. Januar) wenige Minuten lang ein heißes Scharmützel zwischen ihnen. Hierauf verschwindet Browne in das Innere, und wir hören während dieses Krieges verhältnismäßig wenig mehr von ihm. Freund und Feind räumen ein, daß er nichts ver-

[1] Friedrich an den Alten Dessauer: Fragment eines Briefes (Ottmachau, den 16.—21. Januar 1741), angeführt bei Orlich I. 51 — aus dem Dessauer Archiv, wo Herr von Orlich fleißig gewesen ist. Für alle außer Militärpersonen sind diese Briefstücke das Wertvollste in Orlichs Buch, und ein gewöhnlicher Leser bedauert, daß es nicht gänzlich aus solchen, gehörig erläutert und geordnet, bestehe.

[2] Heldengeschichte I. 680—690.

[3] Der Name bedeutet in altslavonischer Sprache Stadt, und es gibt viel Grätze: Königingrätz (jetzt abgekürzt gewöhnlich Königgrätz genannt, in Böhmen), Grätz in Steiermark, Windischgrätz (wendische Stadt) usw.

säumt und unter so bewandten schlimmen Umständen das mögliche geleistet hat. Dazu ist er nur ein Interimsgeneral (sein Nachfolger kommt eben), und der Wiener Kriegsrat ist oft beschwerlich — produziert windige Spekulationen, auf die Browne mit klugem Skeptizismus und hie und da mit einem Anflug von verschleiertem Sarkasmus geantwortet hat, was nicht geeignet war, Gunst an hoher Stelle zu gewinnen. Wäre Ihre ungarische Majestät imstande gewesen, Browne auf seinem Posten zu lassen, anstatt den armen Neipperg an seine Stelle zu senden, so wäre von dem weiteren Lauf der Dinge vielleicht ganz anderes zu berichten. Aber Neipperg war Instruktor (Kriegsinstruktor) des Großherzogs gewesen. Browne ist noch jung im Dienst (er ist erst fünfunddreißig Jahre alt), mit einem Anflug von verschleiertem Sarkasmus; und die Dinge müssen ihren Lauf gehen.

In Schlesien erhält nun Schwerin den Oberbefehl, und der König geht auf eine kurze Weile nach Berlin, wo es natürlich genug für ihn zu tun gibt. Die preußischen Truppen beziehen die Winterquartiere, breiten sich weit aus, besetzen die guten Punkte, namentlich die Bergpässe — von Jägerndorf östlich bis an den in das Ungarische führenden Jablunkapaß. — Ja, sie können sich auf der anderen Seite in das mährische Gebiet ausdehnen und tun es binnen kurzem; schreiben auch Kontributionen aus, da die Königin keine Räson annehmen will.

Es war Montag, der 23., als die Belagerung von Neiße aufgehoben wurde; am Mittwoch wendet sich Friedrich selber heimwärts; hält in Schweidnitz, hält in Liegnitz und kommt mit dem Ende der Woche in Berlin an, unter großem Jubel von den Einwohnern begrüßt. Außer jenen drei maskierten Festungen, die, sobald der Winter vorüber ist, keines nachhaltigen Widerstandes mehr fähig sind, hat Friedrich nun ganz Schlesien inne — in etwa sieben Wochen ist es gänzlich sein geworden. Die Besitznahme war leicht; aber das Festhalten, er fängt vielleicht selber an, es klarer einzusehen, wird ihre Schwierigkeiten haben! Von diesem Zeitpunkt an hört das Reden von gloire in seinem Briefwechsel fast ganz auf. In jenen sieben Wochen hat er sich mit gloire oder sonstwie ein Leben von Mühe und Arbeit zubereitet, dergleichen kein anderer seines Jahrhunderts gehabt.

## Siebentes Kapitel / In Versailles zieht die Allerchristlichste Majestät ein frisches Hemd an, und Belleisle wird mit Schriften in der Hand erblickt

Während Friedrich so in Schlesien beschäftigt war, schlief die Welt nicht rings um ihn her. Die Welt tut das nie, wenn es auch oft so scheint. An jenem Sonntagmorgen, dem ersten Tage des Jahres 1741, in jenen selben Stunden, während deren Friedrich sich mit Kraft und Vorsicht nach Breslau hineinmanövriert, trug sich an dem Hofe von Versailles ein inneres Ereignis zu, an dem wir, da wir durch Zufall Zutritt von Angesicht zu Angesicht dazu erhalten, den Leser, ehe wir weitergehen, teilnehmen lassen wollen.

Die Leser sind sich wohl halb bewußt, daß um Friedrich herum auch andere Dinge vor sich gehen; daß ihr geschäftiger Friedrich und seine wenigen Voltaires und berühmten Personen durchaus nicht die alleinige Bevölkerung ihres Jahrhunderts ausmachen. Theoretisch ist sich jedermann dieser Tatsache bewußt, in der Praxis jedoch so gut wie niemand, und die Welt um unseren Helden herum ist Dunkelheit und schlafende Leere. Wie seltsam, wenn, wie hier, sich irgendein Papierfidibus vorfindet, den man anzünden kann, um bei seiner kurzen Flamme den Leser mit eigenen Augen schauen zu lassen! Von Herrn Doktor Büsching, der die Geographie und an hundert andere Bücher schrieb — einem Mann von großem Wert, fast von Genie, hätte er seine hundert Bücher in zehn verarbeitet (oder hätte er das, was so als sauer gewordene und übelriechende Maische und Schrot in seinen Kufen herumkollert, zu Spiritus destilliert) — von Doktor Büsching gewinnen wir folgendes rohe, aber (wenn man es anzünden kann) erleuchtende Stück:

Der Herr Anton von Geusau, ein Mann von guten Anlagen, Gelehrter von Beruf und protestantischen Glaubens, begleitete in jenen Jahren als Reisehofmeister einen jungen Grafen von Reuß. Graf von Reuß ist einer jener undeutlichen Grafen Reuß, die sich immer „Heinrich" nennen und, da sie nun beim achtzigsten und weiter angelangt sind (von den eingeflochtenen unzählbaren Heinrichen aus den Seitenlinien gar nicht zu reden), eigentlich namenlos geworden sind oder eine der Menschheit unerforschliche Nomenklatur haben. Und dieser junge Heinrich hat an sich nicht das geringste Interesse

für uns — nur daß Herr Anton, der Reisehofmeister, pünktlich ein Tagebuch von allem führte. Dieses Tagebuch kam lange hernach in die Hände Büschings, eines ebenfalls pünktlichen Mannes, ward von ihm ausgezogen und in seinen Beiträgen abgedruckt und bietet uns heute ein seltsames wirklichkeitsgetreues Bild von der damaligen Welt dar, wo immer Graf von Reuß und sein Geusau gerade hinkamen. Neun Zehntel davon, selbst in Büschings Auszug, sind nunmehr unnütz und ermüdend geworden; aber für einen, der die damalige Zeit studiert, wird gelegentlich selbst der abgedroschene Gemeinplatz neubelebt. Und wie anziehend ist es, hier und da eine historische Figur unter diesen Bedingungen zu erhaschen: der historischen Figur eigene Person in ihrem Alltagsleben, Mahlzeit haltend, schreibend, Briefe empfangend, im Gespräche mit ihren Mitmenschen — nicht ahnend, daß die Nachwelt auf eine wunderbare Art durch einen von dem Reisehofmeister angebrachten Spalt ihr Auge auf dies alles wirft!

„Sonntag, den 1. Januar 1741, fahren Geusau und sein junger Herr um fünf Uhr früh von Paris nach Versailles hinaus, um da die Neujahrsfeierlichkeiten zu sehen. Starke Regengüsse waren Mittwoch den ganzen Tag und die Tage vorher gefallen [1]; aber an diesem Sonntag, Neujahrsmorgen, ist alles hart gefroren, und sie gleiten mühsam beim Laternenschein auf dem Glatteis — mit Pferden, deren Hufeisen nicht geschärft sind, und noch dazu auf dem bergigen Weg über Meudon, den sie wegen der Überschwemmungen nehmen mußten — und kamen erst nach neun Uhr bei Hofe an. Auch da fanden sie außer der Befriedigung ihrer Neugier nichts sehr Erquickliches. Zeremonienmeister, Introdukteurs und Kabinettssekretäre waren allerdings artig und dienstfertig, und das königliche Lever wird stattfinden; aber wenn man in die königliche Kapelle nachfolgt, um sich die Zeremonie der großen Messe mit anzusehen, dann muß man bei Erhebung der Hostie niederknien; und dazu können sich Reuß und sein Hofmeister als reformierte Christen nicht verstehen. Sie nehmen die Einladung zur Mittagstafel (um 12 Uhr) eines vornehmen barmherzigen Samariters an, und was die Sehenswürdigkeiten betrifft, so wollen sie sich mit dem königlichen Lever selbst und mit dem, was das königliche Vorzimmer und das Oeil-de-Boeuf ihnen überhaupt bieten kann, begnügen. Des allerchristlichsten Königs Lever" (buchstäblich hier sein Aufstehen aus dem Bett) „ist ein sich täglich hier vollziehendes Wunder, bloß großartiger am Neujahrstag, und es geht dabei folgendermaßen zu:

Bis Seine Majestät aufzuwachen geruht, wandelt man im Saal der Ambassadeurs auf und ab; dichte Haufen drängen hier einander, unterhalten sich eifrig mit fadem Gerede"; das Gerede wird ausführlich wiedergegeben, und einzelne Bruchstücke davon haben, wie der Leser sich wohl denken kann, durch lange Verjährung einen gewissen Hautgout bekommen. „Mittlerweile behält man das Gitter des inneren Schloßhofes im Auge, das vorerst nur halb offen steht, da Seine Majestät noch nicht zugänglich ist. Endlich tut sich das Gitter weit auf, zum Zeichen, daß die Majestät aufgestanden sei, daß die Bevorzugten der Menschheit näher treten und Wunder schauen dürfen." Geusau fährt fort, abgekürzt durch Büsching und noch mehr durch uns:

„Die ganze Versammlung ging nun in des Königs Vorzimmer, mußte aber auch dort noch eine halbe Stunde auf die Öffnung des Schlafzimmers warten." Doch endlich, seht da! — dort ist der König dem Geusau und aller Welt sichtbar, wie er sich die Hände wäscht, was so geschieht: „Der König saß, und ein Kammerdiener kniete vor ihm und hielt das vergoldete Waschbecken auf des Königs Schoß fest; ein anderer Kammerdiener aber stund zur Seite und goß ihm das Wasser auf die Hände." Bloß ein offizielles Waschen, wie man sieht; das wirkliche, steht zu hoffen, geschah auf eine nachhaltigere Weise während der verflossenen halben Stunde. „Als das Waschen ge-

[1] S. bei Barbier (II. 283 ff.), was für schreckliches Sündflutwetter war; große Häuser, längst vom Wasser zermorscht, stürzten in die Seine; die chasse von St. Geneviève ward (vor zwei Tagen) am 30. Dezember zu Hilfe gerufen, um es durch Wunder zu versuchen usw.

schehen war, stund der König einen Augenblick auf, ließ sich seinen gelben Schlafrock mit silbernen Blumen ausziehen und um den Unterleib schlagen und setzte sich wieder nieder, da" — paßt auf, ihr Bevorzugten der Menschheit — „da ihm denn das weiße Hemd über den Kopf hinunter", sagt Herr Anton, „das schwarze aber zu gleicher Zeit so geschickt heraufgezogen wurde, daß man von dem bloßen Leibe wenig oder gar nichts sehen konnte." Hier ist ein Wunder, dessen Anblick wohl ein frühes Aufstehen wert ist! „Seine Majestät verließ nun Stuhl und Schlafrock, stellte sich vor den Kamin und nachdem er die übrige Kleidung angelegt hatte, die diesmal wegen der Trauer über der russischen Kaiserin Tod" (der Zarin Anna, Leser erinnern sich) „violettfarbig war, ließ er sich mit dem Pudermantel umhüllen, setzte sich an die Toilette und ließ sein Haar frisieren. Die Toilette bestand in einem weiß gedeckten Tisch, der mitten in die Stube geschoben war, einem silbernen Spiegel, Pudermesser", und kein Sterblicher fragt danach, was sonst noch. „Der König", was alle Sterblichen beobachten, wie sie die himmlischen Vorzeichen beobachten, „war diesmal sehr gesprächig und redete teils mit dem holländischen Ambassadeur, teils mit dem päpstlichen Nuntius, welcher letzte ein lustiger Mann zu sein schien, teils mit verschiedenen französischen Herren und endlich auch mit dem Kardinal Fleury — dem er doch keine besonders gnädige Miene zu machen schien." — Das sind die Vorzeichen; glücklich, wer sie deuten kann! — Majestät verrichtete dann sein Morgengebet, „neben seinem Bette kniend, wobei ihm nur die gewöhnlichen aufwartenden Aumoniers Gesellschaft leisteten, und es währte nicht über sechs Sekunden." Und nun kann die Menschheit wieder hinaus in das Vorzimmer ebben, der Königin Majestät aufwarten, was alle tun, oder den Gang zur Messe abwarten und Mesdames de France und die übrigen in ihren Sänften nach der Kapelle vorbeitragen sehen.

„Der Königin Majestät war schon völlig schwarz angekleidet", sagt Geusau, fast wie enttäuscht, „unterhielt sich stehend teils mit dem russischen Ambassadeur und mit dem holländischen, teils mit ihren Damen und zuletzt sehr lustig und freundlich mit dem alten Kardinal Fleury. Die Damen zeigten sich, wenn die Königin mit ihnen redete, sehr nachlässig, legten sich auch wohl mit den Armen auf den Kaminschirm. Mesdames de France" — Geusau sah Mesdames. Das arme junge Blut, sie sind die Loque, die Cochon (Läppchen, Schweinchen, so nannte sie Papa, der liebe Papa), die in der Revolutionszeit tragisch wieder zum Vorschein kommen — alle noch blühende junge Kinder (der Königin Majestät ist ja erst siebenunddreißig Jahre alt) und wenig ahnend, was in fünfzig Jahren bevorsteht! König Ludwigs Laufbahn buhlerischer Galanterien, die im Hirschpark endigte, fängt jetzt eben an; auch das bedenke man und der Königin holdes Benehmen dabei, so leutselig, so geduldig, schweigend, nun und immer! — „Als die Königin in die Messe ging, folgten ihr unsere Reisenden bis in die große Galerie"; weiter kann das protestantische Bewußtsein nicht mit Behagen folgen [1].

Dies ist das tägliche Wunder, das in Versailles für die gläubige Menge geschieht, bloß daß am Neujahrstag und bei gewissen allerhöchsten Veranlassungen das Hemd von einem Prinzen von Geblüt gereicht wird und ebenso das Handtuch zum Abtrocknen der königlichen Hände, wozu noch andere Verbesserungen kommen; das Ding zeigt sich dann in seinem höchsten Glanze — besonders wenn man auch das Hochamt mit ansehen kann. In dem Vorzimmer und Oeil-de-Boeuf sah Geusau unter Hunderten von Phänomenen, die für uns tot sind, die vier folgenden, die noch einiges Leben besitzen:

[1] Büsching, Beiträge II. 59—78.

1. Viele Ritter vom Heiligen-Geist-Orden in ihrer Ordenskleidung sind zugegen, prächtig-buntscheckige Gestalten, die verblaßt und tot für uns sind; aber sehen wir nicht dort unter den Anwesenden ‚in seiner völligen Kardinalskleidung' Fleury, den alten Premierminister, im Gespräch mit Ihrer Majestät. Freundlich lächelnd, sanft wie Milch, jedoch mit einem Anflug von alkoholischem Witz hier und da in ihm. Dieser Mann ist des Anblickens wert, hätten sie ihn nur abkonterfeit. Roter Hut, rote Strümpfe; ein heiter-entschiedener alter Herr, mit etwas von kluger Weisheit und einem Anflug unmerklicher Spaßhaftigkeit zuzeiten; mild-unbezwinglich in seinem Auftreten: dieser König, dessen Erzieher er vor zwanzig Jahren war, sieht ihn noch immer als seinen Vater an; Fleury ist der eigentliche König von Frankreich gegenwärtig. Er ist siebenundachtzig Jahre alt, der König dreißig (sieben Jahre jünger als seine Königin): und der Kardinal trägt rote Strümpfe und einen roten Hut, leibhaftig dort zweimal hintereinander in beiden Vorzimmern von Geusau gesehen, am 31. Januar 1741. Das ist alles, was ich weiß.

2. Der Prinz von Clermont, ein Prinz von Geblüt, „reicht das Hemd", teste Geusau. Irgendein anderer, dem Geusau bemerkenswerter und uns namenloser Prinz hatte die Ehre der „Serviette"; aber dieser Prinz von Clermont, ein liederlicher Geselle mit vergeudeten Talenten, eine Art von Priester und zugleich eine Art von Soldat, wird augenfällig gesehen, wie er da das Hemd reicht. — Ihn werden die Leser und ich, auch wenn uns nichts daran gelegen ist, in zwanzig Jahren wiedersehen, wie er von Prinz Ferdinand bei Krefeld Schläge bekommt. Das sind die Punkte eins und zwei, die ein wenig beachtbar sind, wenig, wenn überhaupt.

Von dem vorbeigehenden Zug zum Hochamt, der in der großen Galerie oder dem Oeil-de-Boeuf zu sehen war, hat heutzutage ein menschliches Wesen kaum noch etwas zu sagen? Die Königin, des armen Stanislaus Tochter, und ihre Damen in ihren sublimen Sänften, eine Flut von Juwelen, segeln zuerst; dann segelt König Ludwig, das Hemd warm auf seinem Rücken, im Geleite von „vierunddreißig Rittern des Heiligen-Geist-Ordens"; darauf „der Dauphin" (Knabe von elf Jahren, Ludwigs XVI. Vater) und „Mesdames de France, mit" — doch Geusau selbst hält ein. Protestanten können nicht mit in die Kapelle gehen ohne Gefahr der Götzendienerei, weshalb Geusau und Zögling im Oeil-de-Boeuf verweilen — und „der holländische Ambassadeur gab ihrem Betragen völligen Beifall". Und hier nun ist ein anderer Punkt, der uns ein wenig beachtenswert erscheint:

3. Nachdem das Hochamt vorüber ist, segelt Majestät auf dieselbe prächtig-buntscheckige Weise aus der Kapelle zurück, verschwindet im Innern und läßt seine Ordensritter und den Haufen von Hofleuten in den Vorzimmern zurück, wo sie nach Belieben umhersummen und abebben. Geusau und sein junger Reuß hatten nun die Ehre, verschiedenen Leuten vorgestellt zu werden; unter anderen „dem Prinzen von Soubise". Prinz von Soubise: ein seichter, unbedeutender Mensch, von dem ich kein Bild habe, das nicht nahezu blank ist und auch so genügt — wennschon Herr von Geusau wohl eines mit Zügen und Kostüm versehen hatte, als er lange Zeit hernach von den Schlägen bei Roßbach hörte! Prinz von Soubise ist für alle Welt ein blanker Name — und kaum sind wir ihn los, so werden (was jeder Leser beachten sollte)

4. unsere Herren Reisenden einer wirklichen Notabilität vorgestellt: Monseigneur, demnächstigem Maréchal, Grafen von Belleisle, der meine Leser und mich in der Folge viel angehen wird. „Ein langer hagerer Mann, ohne air de qualité", denkt Geusau, aber von aufgewecktem Verstand und Energie und ein hervorragender Charakter, was immer Geusau denken mag. „Graf von Belleisle entschuldigte sich sehr höflich und freundlich, daß er dem Grafen Reuß keine Dienste und Gefälligkeiten erzeigen könne, weil seine, Belleisles, bevorstehende Reise nach Deutschland ihm überhäufte Geschäfte zuziehe. Selbst während dieser Unterredung", sagt Geusau, „wurden ihm allerhand Schriften eingehändigt[1]."

[1] Büsching II. 79; vgl. Barbier II. 282, 287.

„Reise nach Deutschland, Schriften eingehändigt“: es gibt vielleicht keine menschliche Figur in der Welt an jenem Sonntag (außer der einen Figur drüben in Breslau, die nun in ebendenselben Augenblicken sanft an die verschlossenen Tore dort drückt), die von solcher Wichtigkeit für unsere schlesischen Operationen ist. Sie wird ganz Europa zum Delirium entzünden und puren Donner und Blitz durch die nächsten sieben Jahre erzeugen — fast ohne Ergebnis, außer Schlesien! Ein langer hagerer Mann, dort steht er, erst sechsundfünfzig Jahre alt, eben im Begriff, auf ein solches Geschäft auszugehen. Und man ist dankbar dafür, daß man ihn auf einen Moment, wenn auch nur flüchtig, hat sehen dürfen.

## Von Belleisle und seinen Plänen.

Charles Louis Auguste Fouquet, Graf von Belleisle, ist Enkel jenes Intendanten Fouquet, des prachtliebenden Finanziers, den Ludwig XIV. zuletzt absetzte und in die Festung von Pignerol, mitten in den savoyischen Alpen, einsperrte, damit er da auf Lebenszeit, noch dreißig Jahre, meditiere. Es ward niemals kund, daß der prachtliebende Fouquet öffentliche Gelder wirklich gestohlen habe, ja, man erfuhr überhaupt nicht, was er eigentlich getan habe, um Pignerol zu verdienen. Und obgleich er irgendwie in arge Ungnade gefallen war, wurde er doch immer von einem guten Teil des Publikums bemitleidet und geachtet. „Hat den Colbert gekränkt“, sagte das Publikum; „gefährliche Nebenbuhlerschaft für Colbert, das ist es, was ihm Pignerol zugezogen hat.“

Aus Pignerol ist jener Fouquet niemals wieder herausgekommen, aber seine Familie blühte wieder auf; hatte ihre Abenteuer, mitunter auch ihre Not in der Regentschaftszeit, war aber immer im Emporsteigen — und hier in diesem langen hageren Mann ist sie wirklich sehr hoch gestiegen. Er geht als außerordentlicher Gesandter an den deutschen Reichstag, „freundnachbarlichst, wie es einer Allerchristlichsten Majestät geziemt, guten Freunden in ihrer Kaiserwahl nach Kräften beizustehen“. Das ist die offizielle Färbung, die seine Sendung erhalten soll. Sicherlich eine stolze Sendung — und Belleisle gedenkt sie auf eine Weise auszuführen, die den deutschen Reichstag und die Menschheit überraschen soll. Bei sich beabsichtigt Belleisle es so einzurichten, daß er mit Hilfe seiner eigenen Geschicklichkeit selbst den rechten Kaiser wählen werde, einen Kaiser, wie er der Allerchristlichsten Majestät und ihm paßt. Er gedenkt ein neues französisches Ding aus Deutschland zu machen und geht im stillen mit Plänen von erstaunlicher Natur um! Er und ein Bruder, den er hat, der Chevalier de Belleisle genannt, der dem Grafen mit beredtem Feuer und Eifer in allen Dingen sekundiert, sind Enkel jenes alten Fouquet und gegenwärtig die glänzendsten Männer in Frankreich. Frankreich ahnt wenig, wieviel besser es vielleicht wäre, hätte man auch sie in Pignerol festgehalten! —

Der Graf, hager und alternd, ist nicht gesund, wird von Zeit zu Zeit

von Rheumatismus, Gicht und Unpäßlichkeit heimgesucht und ist oft wochenlang bettlägerig; er ist aber abgesehen hiervon noch immer ein rascher, heißer, schwungvoller Geist, mit großartigen Plänen, mit feurigen Ideen und Überzeugungen, die den Sinn der Menschen, mehr als Beredsamkeit vermag, einnehmen und mit sich fortreißen, so innig wahr sind sie dem Grafen selber. Sein Bruder aber, der Chevalier, ist allezeit bei der Hand, sie, wo es nötig ist, in die gehörige Sprache und Logik zu übersetzen[1]. Ein hochsinniger, hochfliegender Geist, den man für höchst geschickt in der Kriegsführung und der Diplomatie hält, begabt zu vielen Dingen und noch voll Ehrgeiz, sich hervorzutun und der Welt alle Augenblicke zu sagen: „Me voilà; Welt, ich bin auch da!" — Seine gegenwärtigen Pläne, die, bis auf einen schmalen Saum, sogar ihm selber noch dunkel sind, erstrecken sich ins Unermeßliche und liegen himmelhoch aufgehäuft. Ihr schmaler Saum, der dem Leser vorläufig genügen wird, besteht in folgendem:

Euer Großherzog Franz, Maria Theresias Gemahl, soll keineswegs, wie die Welt und Herzog Franz erwarten, zum Kaiser gewählt werden. Nicht er, sondern ein anderer, Frankreich besser Zusagender: „Etwa Kursachsen, der sogenannte König von Polen? Oder gesetzt, es wäre Kurfürst Karl Albrecht von Bayern, der Erbfreund und Anhänger Frankreichs? Wir sind an keinen besonderen Mann gebunden: nur, schlechterdings und auf alle Fälle nicht Großherzog Franz." Dies ist der große, wesentliche und unerläßliche Punkt, Alpha und Omega aller Punkte; über ihn ist Belleisle völlig mit sich im klaren — und auch die ersten Schritte dazu, vorderhand nur die ersten, sind ihm klar. Nämlich die Ansicht durchzudrücken, daß „der kommende 27. Februar" — der von Kurmainz und den Reichsbehörden anberaumte Zeitpunkt für die Zusammenkunft des Reichstags und Eröffnung des Wahlgeschäftes, ein zu früher Zeitpunkt sei und verschoben werden müsse[2]. Verschoben muß werden, und es ist auch möglich; vielleicht auf lange, man weiß nicht, auf wie lange. Dieser erste Schritt ist dem Belleisle entschieden klar. Außerdem ist aber, als Einleitung zu diesem und zu all den übrigen noch in dunklerem Zustande sich befindenden, ein Zweites klar und sogar schon (nur der Tag noch nicht) amtlich bestimmt worden — nämlich daß mittlerweile und sicherlich je eher desto besser er, Belleisle, der Allerchristlichsten Majestät außerordentlicher Gesandter am bevorstehenden Reichstag, auf die blendendste und überredendste Weise eine Rundreise an den deutschen Höfen machen soll. Besuchen wir in unserem höchsten und doch in unserem sanftesten Glanz die zugänglichen deutschen Höfe, namentlich die befreundeten oder wohlwollenden: Mainz, Köln, Trier, diese, die drei geistlich genannten, liegen

[1] Voltaire XXVIII. 74; XXIX. 392 usw.

[2] Adelung II. 185, 236. „Ein oder zwei Monate Aufschub", schlägt Kurpfalz am 12. Januar vor, unterstützt durch andere von Frankreich Bestimmte — darauf verfiel die Sache nach einigem Hin- und Herreden ins ungewisse, und es erfolgte Aufschub genug; erst am 24. Januar 1742 kam es zur Wahl.

auf unserem Wege; sodann Pfalz, Bayern, Sachsen — wir wollen emsig umherreisen, wollen versuchen, ob man nicht mittels optischer Maschinerie und Zauberei des Geistes sie bereden kann.

In all diesen vorläufigen Schritten und Punkten und sogar in jenem Alpha und Omega der Ausschließung des Großherzogs Franz und Erwählung seines eigenen Kaisers glückte es dem Belleisle. Mit schmerzlichen Ergebnissen für ihn selber und für Millionen seiner Mitgeschöpfe — für die Leser dieser Geschichte unter anderen. Und er ward infolgedessen der berühmteste der Menschen und erfüllte in jenen Jahren die Welt mit Gerede von Belleisle. — Ein Mann von so hohem inneren Rang wie Belleisle, den Friedrich später mit Bedacht einen großen Feldherrn und den einzigen Franzosen von Kriegsgenie nannte, und der eine Zeitlang in Europa überhaupt ungefähr die Rolle Warwicks des Königsmachers spielt[1] — wie kommt es, daß er in solche Vergessenheit gesunken ist? Viele meiner Leser haben wohl nie von ihm gehört; auch sind weder schriftlich noch sonstwie Anzeichen vorhanden, daß irgendein lebendiges Gedächtnis ihn bewahrt oder ein auch nur im geringsten ähnliches Bild von ihm hegt!

„Denn geschwätzig sind die Zeiten,
Und sie sind auch wieder stumm."

Ach! wenn ein Mensch nur Spreu aussät, und geschehe es auf noch so sublime Weise und schauen auch die ganze Erde und die langohrigen Bevölkerungen laut beifallsingend zu — es fruchtet ihm nichts. Und dies war in einem jämmerlichen Grade Belleisles Fall. Sein Plan stand aufs allerglücklichste in genauem Einklang mit dem Nationalsinn Frankreichs, aber keineswegs mit der Ordnung von Natur und Wirklichkeit. Sein Ziel, grandios, patriotisch, was man nur immer will, war unglücklicherweise falsch und unwahr. Wie konnten „die Zeiten" fortfahren, von ihm zu reden? Sie fanden, daß sie bereits zuviel geredet hatten. Gar nicht zu erwähnen, daß ja die Französische Revolution seitdem eingetreten ist und alles in die Luft gesprengt hat. Sogar der feste Teil, der eines Tages wiedergewonnen werden muß, wandert und kreiselt nun da oben, meilenhoch, wieviel mehr erst der gasförmige, der hoffentlich für immer unwiederbringlich ist. Und gar vieles ist vorderhand aufgehoben, das von größerem Werte ist als Belleisle! —

Ich für mein Teil, der ich durch Zufall gleichsam gezwungen worden bin, ihn wieder zu betrachten, finde in Belleisle einen wirklich bemerkenswerten Menschen, weit erhaben über den gemeinen Haufen berühmter Menschen zu seiner oder unserer Zeit. Trauriges Schicksal für einen solchen Mann!

[1] „Warwick the King maker", so nennen die Engländer den mächtigen, in den Händeln zwischen den Königshäusern York und Lancaster (den sogenannten „Kriegen der beiden Rosen") oft den Ausschlag gebenden Richard Nevil Grafen von Warwick. D. Übers.

Aber wenn das allgemeine Lebenselement so unaussprechlich phantomartig wird wie unter Ludwig XV., dann ist es für jeden Menschen schwer, wesenhaft zu sein, anders als ein mehr oder weniger eminenter und kunstvoll angezogener Schauspieler zu sein. Traurig genug sicherlich, wenn die Wahrheit deiner Beziehung zu dem All und die tragisch-ernsthafte Bedeutung deines Lebens von einer in Lügen versunkenen Welt gänzlich aus dir herausgelogen wird und du es mit aller Anstrengung zu nichts bringen kannst, als mit ihr zusammen eine mehr oder weniger prächtige Lüge zu sein! So daß dein Dasein selber gänzlich zu einem äußeren Gewand, einer Heuchelei und Nachbeterei geworden, daß nichts von dir übriggeblieben ist als diese traurige Fähigkeit, auf die gangbare Weise Spreu auszusäen! Nach Friedrich und Voltaire, in denen beiden man mehr oder weniger nachhaltige Wesenhaftigkeit findet — kommt zunächst Belleisle; keiner war so nahe daran (und verfehlte es doch), dem traurigen allgemeinen Lose zu entrinnen wie Belleisle.

Zweifelsohne leben in diesem Manne die gewaltigsten Projekte, die irgendein französischer Kopf je gehegt hat, seitdem Ludwig XIV. mit seiner sublimen Allongeperücke anfing, den Himmel zu stürmen. Wie der schlaffe Ludwig XV. und der friedliche Fleury sich in diese sublim-waghalsige Stimmung versetzen ließen? Durch Belleisle hauptsächlich, heißt es — und durch König Ludwigs erste Mätressen, die Belleisle angefacht hatte. Denn der arme Ludwig hatte nun endlich seine arme Königin ihren Betrachtungen überlassen und jenes traurige Treiben begonnen, in dem er es allmählich so weit brachte. Es sind deren drei, wie es scheint — die ersten Weiberseelen, die jene arme starre Männerseele zu Flamme oder zu Rauch auf diese oder irgendeine andere Weise zu entzünden vermochten: die Schwestern Mailly, drei an der Zahl (wie ich mit Ärgernis vernehme), nacheinander, ja, zum Teil gleichzeitig! Sie sind stolze Frauen, namentlich die zwei jüngeren besitzen Ehrgeiz und einen bravourösen Hochsinn der theatralischen Art, in den Ludwig sehr verliebt ist. „Frankreich auf seine rechte Stelle erheben, Ew. Majestät, obenauf, auf die Spitze des Weltalls nämlich!" „Nun wohl, wenn es sich tun ließe — und ganz ohne Mühe?" denkt Ludwig. Bravouröser Hochsinn, von Belleisle angefacht, gewinnt die Oberhand bei diesen hohen Dirnen und den jüngeren Hofkreisen überhaupt, so daß der arme alte Fleury keine Wahl hatte, als sich zu fügen oder abzudanken. Und so schreitet Belleisle auf jene wichtige Weise durch den Oeil-de-Boeuf und ist der glänzende Gegenstand von Paris, von dem gegenwärtig viel gesprochen wird.

Einige Wochen später wird er ferner — ein wenig außer der üblichen Reihenfolge, aber nicht über seine militärischen Verdienste oder Fähigkeiten hinaus — zum Maréchal de France ernannt[1], damit er einen neuen

[1] Fastes de Louis XV. I. 365 (12. Februar 1741).

Glanz in der deutschen politischen Welt gewinne und in seiner dortigen Wirksamkeit, die sehr von den Gesetzen der Optik abhängt, gefördert werde. Französische Epigramme zirkulieren infolgedessen, und es gibt witzige Kritteleien, an die sich Belleisle, eine solche dämmernde Welt von Möglichkeit vor sich, großartig nicht kehrt. Maréchal de France — und es ist Tatsache, daß „dreißig französische junge Herren in seinem Gefolge sein werden"; seine „Livree" allein oder bloße Dienerschaft in Plüsch „wird aus 110 Personen bestehen"; dazu eine solche Pracht der Ausstattung, wie sie noch gar nicht dagewesen ist. So ausgerüstet, wobei die äußere Herrlichkeit der Grandiosität seiner Befähigung und seines Planes entspricht, tritt Belleisle „zeitig im März" (der Tag ist nicht angegeben), wie wir finden werden, die Reise nach Deutschland an, eine Art französischer Baal oder Sonnengott, dazu angetan, schwache deutsche Höfe durch optische Mittel zu blenden und viele vermoderte Strohdächer in Brand zu stecken! —

„Kuriose photographisch-treue Bilder des alten Paris begegnen uns in jenen Aufzeichnungen Geusaus", sagt ein anderes Exzerpt, „die uns seltsam ansprechen, wie Wirklichkeit aus erster Hand — und zwar ist es ein recht unerwartetes Paris für die meisten Leser, vieles darin noch lebendig, was nun tief unter der Erde liegt. Viel jansenistische Theologie wird getrieben; hohe französische Damen sind fromm darum bemüht, einen jungen protestantischen Edelmann wie Reuß zu bekehren; vornehme Tabeen, die sich nicht schminken noch fein kleiden, sondern eine üble Welt meiden und um der Armen willen sparen, wenden ihre Zeit gut an. Da ist ein Kardinal Polignac, ein ehrwürdiger Weiser, Ex-Staatsmann von erstaunlicher Gelehrsamkeit und Antiquitätensammler (bei dem wir zu Mittag speisten); da ist ein Chevalier Ramsay, theologischer schottischer Jakobit, vormals Erzieher des jungen Turenne. So viele leuchtende Personen, die nun wieder verdunkelt sind. Und sodann, außer dem gewöhnlichen Geschwätz, das harmlos und nicht übertrieben ist — welch kasuistisches und anderes Gerede über die sittlichen Pflichten, die noch ausführbaren frommen Dinge, die Constitutio Unigenitus! All dies schallt lebendig an Mittagstafeln von konservativem Gepräge; die Wunder des Abbé Paris wurden da viel besprochen — und kein auch nur flüsternder Hauch von ungläubigen Philosophien; Voltaires Name wird auch nicht ein einziges Mal in den Reußschen Kreisen der Pariser Gesellschaft genannt!

Hier und da kommt ein ‚Comte de Rothenbourg' vor, der in den Pariser Salons eine hervorragende Rolle spielt, ein glänzender Soldat, aber wie es scheint ohne Beschäftigung, der während der letzten vier Jahre 1 300 000 Livres verspielt haben soll. Dies ist der Graf von Rothenburg, mit dem Friedrich im rheinischen Feldzug vor sechs Jahren bekannt wurde, und den er seitdem stets im Auge behalten hat — derselbe, den Friedrich in einigen Wochen zu sich nach Preußen ruft: ‚Komm hierher, du sollst Beschäftigung haben!' Rothenburg folgt dem Rufe zu beiderseitigem vielfältigen Nutzen; er ist einer von Friedrichs hervorragendsten Freunden fürs Leben.

Von Kardinal Polignac wird viel erzählt. Es finden verschiedene Diners bei ihm statt, und die Unterhaltung ist zum Teil mitgeteilt: wirklich ein frommer weiser alter Herr in seiner Art (Alter nun vierundachtzig), mild hinausblickend auf eine Welt, die eben im Begriff steht, sich umzustürzen und das Oberste zu unterst zu kehren, wie er voraussieht. Sein Anti-Lucretius, was war das nicht für ein Gedicht einstmals! — aber wir erwähnen seiner nur, weil sein reiches Antiquitätenkabinett bei seinem Ableben nach Berlin kam, von Friedrich angekauft und man in späteren Jahren

durch Freund Dryasdust viel davon zu hören bekommt (wäre einem nur daran gelegen)[1].

Von Friedrichs unerwartetem Einfall in Schlesien wird auch geredet und gemutmaßt, aber in mildem, gleichgültigem Ton und sehr ins Leere hinein. Und in den bestunterrichteten Kreisen meint man, Belleisle werde es erreichen, daß der Großherzog Franz, Gemahl der Königin von Ungarn, zum Kaiser gewählt und all dem auf irgendeine milde gute Weise ein Ende gemacht werde" — was freilich sehr weit entfernt von Belleisles Absicht ist!

[1] Kam nach Charlottenburg, August 1742 (der alte Polignac war im November vorher, zehn Monate nach jener Geusauschen Zeit, gestorben). Gekostet hat das Polignacsche Kabinett nach einigen 40 000 Taler, nach anderen 90 000 Livres, billig zu beiden Preisen; und es kam zufällig gelegen, da „das Akademiegebäude eben abgebrannt war", wobei viele Dinge dieser Art zugrunde gingen. Rödenbeck I. 73; Seyfarth (Anonym), Geschichte Friedrichs des Andern I. 236.

# Achtes Kapitel / Ereignisse in Petersburg

Ich weiß nicht, ob Major Winterfeldt, der vergangenen Dezember nach Petersburg gesandt wurde, im Februar wieder in Berlin angelangt war. Gewiß aber erhielt Friedrich dort die gute Botschaft, daß ihm alles gelungen sei, und daß er ungesäumt heimkehren und seinen Soldatendienst rechtzeitig wieder antreten werde. Da Winterfeldt ein bedeutender (in den dumpfen Geschichtsbüchern fast ganz in Finsternis begraben liegender) Mann ist, so laßt uns einen Augenblick bei dieser seiner Unterhandlung und bei den ihr vorausgehenden und nachfolgenden tollen russischen Ereignissen verweilen. Rußland, ein mächtiger, halbwilder nächster Nachbar, voller Kapricen, Launen und Interessen, ist allezeit ein wichtiger, etwas kitzliger Gegenstand für Friedrich, und Fortunas tolles Glücksrad rollt dort seit kurzem auf eine seltsam jähe Weise kippend und stürzend dahin. Die Zarin Anna ist tot, wie wir wissen; die Selbstherrscherin aller Reußen folgte dem Kaiser der Römer nach, ehe acht Tage vergingen. Iwan, ihr kleiner Neffe, noch in Windeln, ist nun Selbstherrscher aller Reußen, wenn er es wüßte, das arme, kleine, rötliche Geschöpf; und Anton Ulrich und seine mecklenburgisch-russische Prinzessin — doch nehmen wir die Sache da wieder auf, wo unsere Notizbücher sie in Friedrich Wilhelms Zeit ließen:

„Zarin Anna mit der dicken Backe", fährt jenes Notizbuch[1] fort, „war hoch erfreut über den kleinen Iwan, genoß ihn aber nur zwei Monate, da sie selber im Sterben lag. Sie ernannte den kleinen Iwan zu ihrem Nachfolger, seine Mutter und seinen Vater zu Vormündern über ihn, aber einen gewissen Bieren (der sich Biron und ‚Herzog von Kurland' schreibt, weil er seit vielen Jahren Quasigemahl der Zarin ist) gleichsam zum Vormund über sie und ihn. So hatte es der wilde unersättliche Bieren von seiner Zarin begehrt. ‚Du rennst deinem Verderben entgegen', sagte sie unter Tränen, willfahrte aber, wie sie es gewohnt war.

Zarin Anna starb am 28. Oktober 1740, hinterließ einen Zaren in der Wiege, den kleinen zwei Monate alten Zaren Iwan, unter Aufsicht von Mutter und Vater, die, wie gesagt, selber von Bieren beaufsichtigt werden sollen[2]. Dies war die erste

[1] Oben, Bd. II. 484.

[2] Mannstein S. 264—267 (28. Oktober ist nach russischem oder altem Stil der „17.", wir übersetzen in diesem und anderen Fällen russischen oder englischen in neuen Stil, wenn nicht das Gegenteil angezeigt ist).

große Wandlung für Anton Ulrich; aber andere größere kommen noch. Der kleine Anton ist, wie die Leser wissen, Friedrichs Schwager und von Österreich sehr begünstigt. Antons Gemahlin ist die halbrussische Prinzessin Katharina von Mecklenburg (nun ganz russisch und Prinzessin Anna genannt), um die Friedrich einmal, als er um eine Gemahlin verlegen war, anzuhalten gedachte. Werden diese zwei es mit Preußen oder mit Österreich halten? Es war kaum die Anfrage wert, hätte nicht Fortunas Rad eine plötzliche Umdrehung gemacht und sie zur Zeit auf den Gipfel hinaufgeworfen.

Bieren herrschte nur zwanzig Tage. Er trat sehr hochmütig und eigenmächtig gegen jedermann auf, während Anna und Anton Ulrich natürlich das meiste von ihm erlitten. Darüber berieten sie sich mit dem Feldmarschall Münnich, und dieser erklärte, nachdem er es sich überlegt hatte, der Sache sei abzuhelfen. Auf Freitag, den 18. November, war Münnich bei Herzog Bieren zu Tische geladen; Münnich stellte sich ein und speiste da. Der Herzog habe etwas verstört ausgesehen, heißt es. An demselben Abend, als das Diner völlig zu Ende und Mitternacht gekommen war, hatte Münnich all seine Maßregeln getroffen, Soldaten in Bereitschaft und Verhaftsbefehl in der Hand; er verhaftete Bieren in seinem Bette, und als die Sonne aufging, stand für Bieren nur noch Sibirien in Aussicht. Niemals ist ein solcher Wechsel dagewesen wie dieser, der zwischen dem 18. und dem 19. mit einem allmächtigen Bieren vorging. Unser Freund Mannstein, trefflicher pünktlicher Adjutant Münnichs, war der Vollzieher der Tat und hat genaue Meldung davon, wie von allem, zurückgelassen, auch von dem, was Bieren und Madame Bieren, die bei dieser Gelegenheit ein wenig laut wurde, dazu sagten[1]. Welche Seite Anton Ulrich und Gemahlin in einem Streit zwischen Preußen und Österreich ergreifen werden, ist nun allerdings der Anfrage wert.

Anton Ulrich und Gemahlin Anna, das heißt ‚Regentin Anna' und ‚Generalissimus Anton Ulrich', herrschten nun mit Münnich als ihre rechte Hand. Dies waren hohe Zeiten für Anton Ulrich. Aber obwohl Generalissimus und Zarenvater, mischte er sich doch in seiner Bescheidenheit nicht oft mit Worten darein, wie sehr ihn auch das törichte Wesen seiner Frau schmerzte. Sie war ein träges, schlottriges Geschöpf, ungeeignet zur Selbstherrscherin; saß in schlampigem Negligé in ihren Privatgemächern, hatte törichte Begriffe — hatte zumal Kammerfrauen, die sie an der Nase herumführten. Und da war eine ‚Prinzessin Elisabeth', Kusine der Regentin Anna — Tochter nämlich, letztes noch lebendes Kind Peters des Großen und seiner kleinen braunen Katharina — auf die man hätte besser achtgeben sollen. Eine harmlose törichte Prinzessin, nicht ohne Schlauheit, jung, fett und bloß ihren Liebeshändeln und orthodoxen Religionsübungen nachgehend; sehr orthodox und weich, aber imstande, als Mittelpunkt der Unzufriedenen gefährlich zu werden. Als ‚Zarin Elisabeth' binnen kurzem und zuletzt als ‚infâme Catin du Nord' ward sie — doch greifen wir nicht vor!"

Bei diesem Stande der Dinge nun, es war ungefähr ein Monat, nachdem es begonnen hatte, kam Winterfeldt in Petersburg an und wendete sich in der preußischen Angelegenheit an Münnich. Winterfeldt war Münnichs Schwiegersohn (eigentlich Stiefschwiegersohn, da er Münnichs Stieftochter, ein Fräulein von Maltzahn, von guter preußischer Abkunft, geehelicht hatte), war bekannt mit den hiesigen Verhältnissen und wohl ausgerüstet für die vorliegende Operation. Der Madame Münnich, gewesenen Frau von Maltzahn, seiner Schwiegermutter, brachte er einen Brillantring von 8000 Talern Wert als „kleines Zeichen der Achtung Sr. preußischen Ma-

[1] Mannstein, S. 268.

jestät für eine so hohe preußische Dame", an Münnichs und Madames Sohn ein Geschenk von 20000 Talern vom gleichen Absender. Und da die Räder solchermaßen geölt und der Dampf so stark war (Sohn Winterfeldt ist ein feuriger Mann, Vater Münnich desgleichen, dazu allmächtig in Rußland, und die Sache selbst ist heilsam), so war die erzielte diplomatische Schnelligkeit sehr groß. Winterfeldt war am 19. Dezember in Petersburg angekommen, und am 27. ward ein Allianzvertrag abgeschlossen, des Inhalts: „Gute Freunde und getreue Nachbarn wollen wir zwei Majestäten von Preußen und aller Reußen sein; wollen einander, wenn angegriffen, mit 12000 Mann beistehen." Das ganze für Friedrich so wichtige Geschäft war in acht Tagen abgemacht. Der österreichische Botta war unmittelbar nach jenen unbefriedigenden Unterredungen über schlesische Straßen, über Truppen, die schön seien, aber niemals dem Wolf ins Gesicht geschaut hätten, stracks nach Petersburg geeilt, in der Hoffnung, einen Vertrag wie den Winterfeldtschen zu durchkreuzen und dafür einen mit Österreich zu erlangen. Aber er kam zu spät und hätte vielleicht nichts ausrichten können, auch wenn er zeitig gekommen wäre. Botta versuchte dann jahrelang sein Äußerstes auf offenen und geheimen Wegen, diese Sache aufzuhalten und umzustürzen; aber es war umsonst und sogar schlimmer als umsonst, denn es verwickelte als Ergebnis bloß den Botta in offenbare diplomatische Mißlichkeiten und Skandale, was Lärm genug in der damaligen Zeitungswelt machte und das Finale von Bottas Bestrebungen in Rußland war[1]. Das russische Notizbuch fährt fort:

„Münnich, allmächtig in Rußland seit Bierens Beseitigung, versah die Regentin Anna und ihren Gemahl mit weisem Rate, ist aber vielleicht, als ein hochfahrender alter Soldat, in seinem Auftreten mitunter etwas derb gewesen. Und da waren einheimische Ostermanns, fremde Bottas, La Chétardies und gefährliche Ränkeschmiede und Oppositionsfiguren, die jeden aufkeimenden Groll benutzten. Und so ward denn auch wirklich im März 1741 dem Feldmarschall Münnich der Hof verboten (ein Ostermann kam an seine Stelle): ‚Stets Euren zwei Hoheiten getreu, wenn man auch meiner nicht länger bedarf' — und trat in einem erhabenen freundschaftlichen Tone ab. Sein Sohn blieb am Hofe, obschon Papa sich zurückgezogen hatte. Der allmächtige Münnich hatte etwa vier Monate geherrscht, der allmächtige Bieren kaum drei Wochen — und Sibirien gafft noch immer.

Münnich hatte sich in sein Haus zurückgezogen, und die Regentin Anna saß in schlampigem Negligé in dem ihrigen, wenig zugänglich für ihren schlauen, melancholischen Ostermann und allzu zugänglich für ihre livländische Kammerjungfer; der arme kleine Anton Ulrich schmollte und machte Vorhaltungen, war aber nicht imstande abzuhelfen. Ein solcher Zustand der Dinge, von Ränken untergraben, konnte nicht ewig währen. Und wäre Prinzessin Elisabeth nicht von schlaffem, üppigem Naturell gewesen, ihren Gebeten und Liebeshändeln lebend, er hätte noch früher geendigt, als es tatsächlich geschah. Prinzessin Elisabeth hatte einen Chirurgen namens l'Estoc; ein Marquis de la Chétardie, eine aufgeblasene französische Exzellenz (die

[1] Adelung III. u. 289; Mannstein S. 375 („Lapuschinisches Komplott", von Botta angestellt, entdeckt „August 1743" — Botta festgenommen usw.).

vorher zu unseres jungen Friedrich Entzücken in Berlin gewesen) war ihr — was soll ich sagen? La Chétardie selber stand nicht an, es zu sagen! Diese zwei komplottierten für sie; sie waren bereit, wäre nur die Prinzessin zur Bereitschaft zu bewegen gewesen, was nicht so leicht war. Die Regentin Anna hegte Verdacht; aber die Prinzessin war so schlaff, so gutmütig. Zuletzt, als ihr etwas Derartiges offen vorgehalten wurde, brach sie in aufrichtiges Schluchzen aus und entwaffnete der Regentin Anna Verdacht völlig — fand aber, daß es nun doch für sie geraten sei, l'Estocs Rat anzunehmen und sogleich dazu zu schreiten. Was sie auch tat.

Und so legte sie am folgenden Morgen, dem 5. Dezember 1741, mit Hilfe des Probrazinskyschen Regiments und der bei solchen Gelegenheiten üblichen Maßnahmen — eigentlich zog sie bloß die Stützen unter einem untergrabenen Zustand der Dinge weg — besagten Zustand gelinde in Trümmer, fertig zum Abführen nach Sibirien, wie seine Vorgänger; und damit ward sie Zarin aller Reußen, gedeihlich genug für den Rest ihres Lebens: etwas mehr als zwanzig Jahre alt. Ein schlaffes, orthodoxes, fettes Geschöpf, abgeneigt der Grausamkeit; ‚kein Lot Nonnenfleisch in ihrer Zusammensetzung', sagten die Witzlinge. Sie hielt den Vertrag mit Friedrich aufrecht, denn sie war erzürnt über Botta und seine Komplotte, stand in gutem Einvernehmen mit Friedrich, hätte auch durch geschickte Behandlung darin erhalten werden können, denn es lag keine Ursache zu Streit für die beiden Länder vor, im Gegenteil — hätte nur Friedrich seine witzige Zunge im Zaum halten können, wenn Horcher zugegen waren. Aber er konnte es nicht immer, obgleich er es versuchte. Und beißenden Spott (zumal wenn er auch Wahrheit ist) über gewisse weibliche Themata — welches buhlerische Weib, Zarin aller Reußen, könnte den vertragen? Dabei war Elisabeth auch orthodox und Friedrich nicht, ‚der abscheuliche Mensch!' Die Tatsache — die allerdings unselig unzweifelhaft ist, wenn sie auch in diskrete Dunkelheit verhüllt wird und die Bücher uns jedes Detail davon (was Friedrichs Witzeleien eigentlich waren und dergleichen) versagen — besteht, daß der Zarin Ärger, durch eine unselige Ursache veranlaßt, zu unvertilgbarem Haß ward, und daß sich endlich fürchterliche Ergebnisse daraus ergeben. Eine Zarin erhob sich in kannibalischer Wut gegen einen Mann, der in äußerster Not war — ‚infâme Catin du Nord', denkt der Mann! Friedrichs Witz kam ihm teuer zu stehen, ihm und noch teurer einer halben Million anderer in zwanzig Jahren." Bis dahin wollen wir gern die Zarin und diesen Gegenstand ruhen lassen.

Major von Winterfeldt war schon früher in Rußland gewesen und hatte dort um seine schöne Maltzahn gefreit. Er ist derselbe Winterfeldt, den wir einmal unterwegs mit Friedrich Wilhelm in freier Luft speisen sahen, auf der letzten Rundreise, die Seine Majestät machte. Leutnant bei den Potsdamer Riesen damals; allezeit in großer Gunst bei dem vorigen Könige und in noch größerer bei dem jetzigen — der, wie wir dunkel wahrnehmen können, in ihm, und so ziemlich in ihm allein, eine der seinigen einigermaßen ähnliche Seele findet, den einzigen wirklichen „Pair", den er um sich hatte. Ein Mann von geringer Schulbildung, in Lagern erzogen, jedoch von stolzer angeborener Hoheit und derbem Adel des Genies und Geistes. Der Leser beachte diesen feurigen Heldengeist, der in den dumpfen Büchern begraben liegt wie Blitz im Lehm. Hier eine andere Anekdote von seinen russischen Geschäften:

„Winterfeldt war in Friedrich Wilhelms Zeit mit einem Trupp preußischer Unteroffiziere nach Petersburg gegangen" (das Jahr ist nicht angegeben) „und hatte sie gehörig abgeliefert. Er sah natürlicherweise den Feldmarschall Münnich häufig, sah die

Stieftochter des Feldmarschalls, eine glänzende Schönheit in Petersburg. Winterfeldt selbst war ein Mann von Charakter und glänzender Begabung und einer der stattlichsten hochgewachsenen Männer in der Welt. Gegenseitige Liebe zwischen dem Fräulein und ihm war das rasche Resultat. Wie aber die Heirat erlangen? Winterfeldt kann nicht heiraten ohne Erlaubnis seiner Vorgesetzten. Sie, schöne Maltzahn, sind Hofdame der Prinzessin Elisabeth, Ihr ganzes Vermögen besteht in den Juwelen, die Sie tragen, und es ist allzu möglich, daß sie Sie nicht fortläßt!

Sie kamen überein, geduldig zu sein, verschwiegen zu sein und behutsam abzuwarten, bis Winterfeldt nach Preußen heimgekommen sei und bis das Fräulein es ermöglichen könne, ihm nachzureisen. Als Winterfeldt zu Hause und des Königs Zustimmung erst erlangt war, hielt das Fräulein bei Prinzessin Elisabeth um Reiseurlaub an: ‚Auf einige Monate, um meine Freunde in Deutschland zu besuchen, Ew. Hoheit!‘ — Prinzessin Elisabeth sah sie hart an, antwortete ausweichend, dies und jenes. Zuletzt, als sie oft darum angegangen worden war, sagte sie offen: ‚Ich bin fast überzeugt, du kommst nicht wieder!‘ Das Fräulein ließ es nicht an Versicherungen fehlen. — ‚Nun gut‘, sagte Elisabeth, ‚ist es dein Ernst, wiederzukommen, so laß mir deine Juwelen zum Pfand. Warum nicht?‘ Das arme Fräulein konnte nicht sagen, warum; mußte seine Juwelen zurücklassen, die sein ganzes Vermögen ausmachten, ‚100 000 Rubel wert.‘ Sie ist nun Winterfeldts braves Weib — konnte aber niemals, weder durch unmittelbares Gesuch noch auf Umwegen mit Hilfe des Einflusses und der Fürsprache Dritter, das mindeste von ihren Juwelen zurückerhalten. Elisabeth blieb als Prinzessin und als Zarin gleich taub in bezug auf diesen Gegenstand. Nun und fortan erwies sich dies als ein aussichtsloses Privatunternehmen für Winterfeldt, wie sehr ihm auch das öffentliche geglückt war[1]."

Die neue Zarin war nicht erbarmungslos. Münnich und Konsorten wurden des Hochverrats angeklagt, wurden zum Tode verurteilt und erschienen auf dem Schafott (29. Januar 1742), zur Hinrichtung bereit; wurden dort aber von der barmherzigen neuen Zarin plötzlich begnadigt oder halb begnadigt und nach Sibirien in die fernste Finsternis geschickt, wohin Bieren ihnen vorangegangen war. Ebenfalls in die fernste Finsternis, obgleich ihnen anfangs ein milderes Schicksal zugedacht war, gingen Anton Ulrich und sein Haushalt. Zuerst sollten sie nach dem heimatlichen Deutschland; sie waren auf dem Weg dahin bis nach Riga gelangt, wurden dort aber (wegen irgendeines Verdachtes, wegen Bottascher Komplotte oder wegen, ich weiß nicht was) lange festgehalten, bis sie endlich zurück in russisches Exil gerufen wurden. Sehr strenges Exil, Abgeschiedenheit in der Gegend von Archangelsk und anderswo; in Klöstern, in verborgenen, unbehaglichen Plätzen — der kleine Iwan kam sogar, nach allerlei Wechselfällen, in unterirdischen Aufenthalt, wuchs zu Mannesalter heran und kam (teils durch Zufall, nicht völlig durch Mord) nach etwa dreiundzwanzig Jahren in seinem Gefängnis auf der Festung Schlüsselburg, unterhalb der Oberfläche des Ladogasees, um das Leben. Einen unglückseligeren Haushalt, der einst der glücklichste von der Welt zu sein schien, hat es nie gegeben. Von der höchsten Höhe stürzte ihn Fortunas Rad hinab in die tiefste

[1] Retzow, Charakteristik des Siebenjährigen Krieges (Berlin 1802) I. 45 Anm.

Tiefe, aus der er niemals wieder emporkommen konnte — und einige seiner Glieder starben erst nach dreißig oder vierzig Jahren[1].

Dies ist die Chétardie-l'Estocsche Verschwörung des 5. Dezember 1741: das Emporheben der Prinzessin Elisabeth und Hinabstürzen Anton Ulrichs und seiner Münniche, die zuvor die Bieren gestürzt hatten. Danach blieben die Dinge beständiger in Petersburg: Zarin Elisabeth, die fette schlaffe Seele, flutete mit einer gewissen angeborenen Schwimmkraft, mit etwas von plumper Stetigkeit in dem trüben Gewässer und sank nicht unter. Im Gegenteil, ihre (sogenannte) Regierung gedieh trotz aller Stupidität; ihre großen finsteren Länder, zum Wachsen schon angeregt, wuchsen einigermaßen fort. Und sicherlich wuchs sie selber fort, in orthodoxen Übungen von geistlichem Gepräge (und in wunderlich heterodoxen von nicht geistlichem!), in schwacher Gleichmütigkeit (und auch in grausamem Wüten wenn einer wunde Stellen berührte), in beständigem inneren Widerspruch und, ach, zuletzt im Schnapstrinken — bis sie als „infâme Catin du Nord" eine fürchterliche Wichtigkeit für gewisse Personen erhielt!

Bei ihrer Thronbesteigung und während der zwei folgenden Jahre hatte Zarin Elisabeth, trotz wirklicher Abgeneigtheit in diesen Stücken, einen Krieg unter den Händen: den schwedischen Krieg (August 1741 bis August 1743), der nach langem Drohen schwedischerseits zu Anton Ulrichs Zeit in unwillkommene Wirklichkeit ausgebrochen war, und den man, wie sehr auch die Zarin es anstrebte, nicht loswerden oder sich vom Leibe halten konnte, da Schweden durchaus darauf versessen war. Ein Krieg, von dem man, auch in der voluminösesten Geschichte nicht sprechen möchte, man wäre denn dazu gezwungen! Es war der unweiseste aller Kriege, würden wir sagen, und in der Führung vermutlich der jämmerlichste, stände nicht ein anderer schwedischer Krieg bevor, der mit ihm in diesen Eigenschaften wetteifert, und von dem wir bei einer künftigen Gelegenheit mehr oder weniger zu sprechen genötigt sein werden. Auf den gegenwärtigen russisch-schwedischen Krieg, der uns glücklicherweise beinahe nichts angeht, brauchen wir uns, mit Ausnahme einer flüchtigen chronologischen Notiz, nicht weiter einzulassen.

Das arme Schweden konnte, seitdem es Karl XII. in den Laufgräben zu Friedrichshall erschoß, nicht wieder zu einem Könige kommen und ist sehr anarchisch unter seinem Phantomkönig und freiem National-Palaver-Senat nebst untergeordneten Häusern, der gewöhnlich französisches Geld

[1] Anton Ulrich erst den 15. Mai 1775 (zwei Töchter von ihm kamen später nach „Horstens, einem armseligen Landhause in Jütland", wohin sie Katharina II. mit Gnadengehalt frei gehen ließ — sie hatte viele Jahre vorher gewünscht, daß Anton Ulrich nach Hause gehe; aber die Scham hielt ihn zurück). — Iwan war am 5. August 1764 umgekommen (man tadelte Katharina II. wegen seines Todes, aber ohne Grund). Iwans Mutter, Prinzessin Anna (zu ihrem Glück), am 18. März 1746. S. russische Geschichten Tooke, Castéra usw. — von denen keiner außer Mannstein viel taugt oder ohne Vorsicht zu benutzen ist.

in der Tasche und Lärm anstatt Weisheit im Kopfe hat. Schmählich sich vorzustellen oder anzusehen. Die Franzosen, begierig, während dieser nun geplanten hohen Belleisleschen Unternehmungen die Russen beschäftigt zu halten, hatten nach vielem Anreizen, Bestechen und Schmeicheln das eitle Schweden zu diesem Kriege überredet. „Bei Narva waren ihrer 80 000, unserer 8000, und wie erging es ihnen!" schreien die Schweden beständig. Ja doch, meine Freunde, aber ihr hattet einen Hauptmann bei Narva; ihr hattet euren Hauptmann noch nicht erschossen, als ihr Narva vollbrachtet! „Partei der Hüte", „Partei der Mützen" (Nachtmützen nämlich, als Schläfrige, den Franzosen und dem Kriege Abholde): selten ist eine weiland tapfere, weithin strahlende Nation so tief herabgesunken wie diese, seitdem sie ihren König erschoß und zur Anarchie sagte: „Du bist Hauptmannschaft, wie wir sehen, und das göttliche Ding!" Von den Kriegen und Angelegenheiten einer solchen Klasse Sterblicher laßt uns schweigen, wo es möglich ist.

Mannstein gibt unparteiische, angenehm klare und kurzgefaßte Meldung denen, die etwa neugierig auf diesen russisch-schwedischen Krieg sein sollten; und in didaktischer Hinsicht ist dieser nicht ohne Wert. Interessant an ihm ist für uns, daß er in keinerlei Berührung mit unseren schlesischen Operationen kommt und man sich ihn denken kann als eine in jenen nördlichen Gegenden ertönende Begleitmusik rumpelnden Mißklanges oder leeren fernen Geräuschs. Wir hoffen daher, mit ihm künftighin nichts zu tun zu haben. Hier einige Daten, die der Leser mit sich nehmen mag, für den Fall, daß sie irgend etwas beleuchten sollten:

4. August 1741. Die Schweden erklären den Krieg: ‚Wollen ihre verlorenen Teile Finnlands wiedergewinnen, wollen' usw. Sie hatten ihn lange im Schilde geführt; hatten türkische Unterhandlungen angeknüpft, dem Türken während des letzten türkisch-russischen Krieges emsig Gesandtschaften geschickt (darunter war ein gewisser Major Sinclair, dem die Russen nachstellten und ihn ermordeten, um seine Papiere einzusehen); konnten aber nichts abschließen, solange jener Krieg im Gange war; schlossen erst ab, als er beendigt war — schmiedeten also das Eisen, als es kalt geworden. Ein Hauptpunkt ihres Manifestes war die Ermordung dieses Sinclair, eine Schändlichkeit und Gräßlichkeit, deren, es ist nun kein Zweifel darüber, die Russen wirklich schuldig waren. Allerhand Vorwände zum Krieg — Hauptanstifter desselben waren praktisch die Franzosen, die die Russen beschäftigt halten wollten, während ihr Belleislesches deutsches Abenteuer vonstatten ging, und die sogar mit dritten Parteien übereingekommen waren, einen Krieg dort anzufangen, wie wir sehen werden.

3. September 1741. Zu Wilmanstrand — dem Schlüssel von Wyborg, ihrer Grenzfestung in Finnland, die belagert war — hatten die Schweden (bloß etwa 5000 Mann stark, denn sie hatten keine Lebensmittel und lagen in kleinen Abteilungen zerstreut umher) ein Gefecht gegen ein angreifendes russisches Korps: die Schweden, ein wenig siegreich auf ihrer Anhöhe, stürmten hinab und verloren gänzlich ihr bißchen Sieg, ihr Wilmanstrand und sogar den Krieg selber — denn dies war in buchstäblicher Wahrheit das einzige Gefecht, das sie im ganzen Laufe dieses Krieges, der noch zwei Jahre dauerte, bestanden. Das übrige war Rückzug, Kapitulation, Verlust über Verlust, ohne daß sie einen Schwertstreich führten, bis sie ganz Finnland verloren hatten und Schweden selbst zu verlieren Gefahr liefen. Hier brach nämlich der dalekarlische

Aufstand aus ('Ihr Verräter, schlechten Herrscher, die den Tod verdienen!'), gefolgt von einem Einfall der Dänen — und sie mußten die Russen selbst zu Hilfe rufen, um sich vor Schlimmerem zu retten. Zarin Elisabeth hatte zur Zeit ihrer Thronbesteigung, sechs Monate nach Wilmanstrand, Waffenstillstand geschlossen, war begierig, Frieden zu schließen: 'Auf keinen Fall!' antwortete Schweden, indem es wieder den Schild erhob, oder vielmehr, indem es die Beine wieder erhob und mit voriger Schnelle dem Verderben zustürmte, noch immer ohne Schwertstreich.

Am 28. Juni 1743 machten sie doch halt; schlossen den Frieden von Abo ab (Waffenruhe und Präliminarien an diesem Tage allda unterzeichnet — der Frieden selber am 17. August). Die Zarin gab ihnen großmütig den größten Teil ihres Finnlands zurück (bei sich denkend: 'Ist mir noch nicht gar genug, kocht es noch ein wenig länger!') — und macht unter anderen freundschaftlichen Dingen ab, wer ihr nächster König sein solle. Und im nächstfolgenden November kam Keith auf seinen russischen Galeeren, mit 10 000 Russen an Bord, in Stockholm an, zum Schutz gegen Dänen und aufständische Dalekarlier; blieb bis zum Juni des folgenden Jahres 1744[1]. Ein feiner Krieg!

Russischerseits hatte General Keith unter Feldmarschall Lacys Oberbefehl (derselbe Keith, den wir vor einiger Zeit zu Otschakow unter Münnich sahen) viel Arbeit und Geschäfte von der gemischtesten Art, Oberkommando über Kanonenbootflottillen und sonst vieles; und die Leser von Mannsteins Buch können noch jetzt urteilen — noch viel mehr konnte es der den Hergang selber ernsthaft beobachtende Friedrich — ob Keith nicht alles auf eine tüchtige, ruhig hervorragende und tapfere Weise verrichtete. Scharfsichtig, geschickt, unerschütterlich, ohne Furcht und ohne Geräusch; ein ruhiger, stets bereiter Mann. Er hatte einmal dadurch, daß er ihr geradezu auf den Leib ging, eine wilde russische Meuterei oder einen Aufruhr von unten herauf unterdrückt, der schon nach wenigen weiteren Minuten alles zugrunde gerichtet hätte[2]. Dabei litt er stillschweigend jetzt und später viel schlimme Behandlung von oben her — bis Friedrich selbst, im dritten Jahr von jetzt an, das Glück hatte, ihn als General zu erwerben. Die Heirat von Friedrichs Schwester Ulrike — auch die hing zufällig mit dem Frieden von Abo zusammen. Doch wir greifen zu weit vor.

[1] Adelung II. 445; Mannstein, S. 297 (Wilmanstrand-Affäre; er war selber mit dabei) — 365 (Friedensschluß) — 373 (Keiths Rückkehr mit seinen Galeeren). Graf von Hordt (ebenfalls mit dabei auf der schwedischen Seite, später ein Soldat Friedrichs), Mémoires (Berlin 1789) I. 18—88. Die Ermordung Sinclairs (durch „vier russische Subalternoffiziere, eine Stunde vor Naumburg in Schlesien, 17. Juni 1739, nachmittags um 7 Uhr") ist umständlich urkundlich dargestellt in einem neueren Buch: Weber, Aus Vier Jahrhunderten (Leipzig 1858) I. 274—279.

[2] Mannstein S. 130 (kein Datum, April—Mai 1742).

# Neuntes Kapitel / Friedrich kehrt nach Schlesien zurück

Friedrich verweilte nur drei Wochen zu Hause, viel in Bewegung zwischen Berlin, Potsdam und Rheinsberg. Die ganze vergnügungssüchtige Welt ist in Berlin zu dieser Karnevalszeit; aber Friedrich gibt sich mehr mit Geschäften von mannigfaltiger und überernster Natur als mit Karnevalsbelustigungen ab. Der Franzose Valory ist hier, „mein dicker Valory", der ein Liebling des Königs zu werden beginnt. Mit der Exzellenz Valory und mit anderen auswärtigen Exzellenzen gab es diplomatische Gänge in diesen Wochen, und wir entnehmen von Valory durch Rückschluß (daraus nämlich, daß Valory schmollt), daß Friedrich seine Sache nicht schlecht vertrat. Auch mit dem Alten Dessauer hielt er einige Privatberatungen ab, „vermutlich über Militärgegenstände", meint Valory. Wenigstens bemerkte man, als er nach Schlesien zurückkehrte, in seiner Behandlung der Armee mehr vom Drillfeldwebel an ihm als vorher, fährt der Schmollende fort. „Truppen und Generäle erkannten ihn nicht wieder" — so außerordentlich streng war er plötzlich geworden. Und allerdings kümmerte er sich „um Details, die nicht nur unter der Würde eines Fürsten von großem Weitblick, sondern sogar unter der eines einfachen Infanterieoffiziers waren" — nach meinen (Valorys) militärischen Begriffen und Erfahrungen[1].

Die Wahrheit ist die: Friedrich beginnt jetzt, klarer als vorher, da er noch von Gloire geblendet war, einzusehen, daß seine Stellung eine äußerst ernsthafte und, bei der gegenwärtigen Stimmung und Lage der Welt, eine sehr gewagte sei; daß er in der ganzen Welt keinen sicheren Freund habe als seine Armee, und daß er in deren Angelegenheiten gar nicht zu wachsam sein könne! Die Welt hat für diesen jüngsten der Könige mehr wichtige Vorzeichen als für einen anderen. Ein Grollen wie von einem allgemeinen politischen Erdbeben dröhnt ihm vernehmbar aus den Tiefen herauf: ganz Europa ist dazu angetan, unter Umständen wegen

[1] Valory I. 89.

dieser österreichischen pragmatischen Sache aneinanderzugeraten, und alle Nationen beobachten *ihn* aufmerksam, um zu schauen, wie er damit zurechtkomme — denn *er* ist der Flügelmann der eben zu solchem Abenteuer aufbrechenden europäischen Nationen. Es mag eine ruhmvolle Stellung sein oder eine nicht ruhmvolle; aber sicherlich ist es eine gefährliche und schauerlich einsame! —

Flügelmänner haben die Welt und ihre Nationen allezeit, wenn sie, weislich oder unweislich, gemeinsam irgendwohin streben, und es ist natürlich, daß der verwegenste Geist den Posten einnehme. Friedrich hat diese Funktion nicht gesucht; aber als er seinen eigenen Zielen nachging, ist sie ihm zuteil geworden, und er wird schmählich zugrunde gehen und unter den Hufen der Welt zertreten werden, wenn er nicht achtgibt! Hübsch vorn bleiben — möglichst geschwind sein, das wäre wohl gut — beiseitetreten wäre noch besser! Und Friedrich, finden wir, neigt sich begierig letzterem zu; „würde sich mit dem Herzogtum Glogau begnügen und zu Österreich treten", aber dafür besteht nicht die mindeste Aussicht. Sein besonderer Botschafter nach Wien, Gotter, und mit ihm Borck, der residierende Minister, sind heimgekehrt; jede Unterhandlung in Wien ist hoffnungslos. Nichts als zornige Kriegsrüstung ist dort im Gange, eifrigst und mit mehr Erfolg betrieben, als möglich schien. Das ist das Gesetz von Friedrichs schlesischem Abenteuer: „Vorwärts also unter diesen Bedingungen, andere gibt es nicht, keine Worte verschwendet!" Friedrich erkennt für sich, was das Gesetz der gegebenen Umstände ist; drängt fest voran, mit schönem Stillschweigen über alles, was nicht praktisch ist, mit schöner Standhaftigkeit der Hoffnung und mit frischer Dreistigkeit allen Schwierigkeiten gegenüber. Von seinen Besorgnissen, an denen es wohl nicht fehlen konnte, die er jedoch in königlicher Weise fest verschlossen hält, von diesen ist keine Andeutung an Jordan oder an sonst irgendwen da. Nur durch zufällige Spalten hindurch läßt sich bei genauer Untersuchung entdecken, daß es doch welche gibt. Anzeichen von Verzagen, von Zweifel oder Reue über dieses Unternehmen sind nirgendwo vorhanden. Friedrichs schöne Gaben des *Stillschweigens* (die tiefer gehen als das Schweigen der Lippen) sind hier, wie allezeit, wahrnehmbar; und höchst förderlich waren sie ihm in der Führung seines Lebens, wie unbequem sie jetzt auch den Biographen sein mögen! —

Nicht über Gegenstände des Exerzitiums, wie Valory vermutet, hatte Friedrich den Alten Dessauer zu Rate gezogen: diesmal war es über etwas anderes. Friedrich hatte zwei nächste Nachbarn, die sehr stark — niemand ist es mehr als sie — an der pragmatischen Frage interessiert sind: den Kurfürsten von Sachsen, polnischen König, einen törichten gierigen Herrn, der sehr ungewiß über seinen Weg in der Sache ist (und auch stets so blieb, bald gegen Friedrich, bald für ihn, und dann wieder gegen ihn), und Kurhannover, unseren kleinen Georg von England, dessen Weg sicher ist wie

die Bahn der Sterne, und zwar zu dieser Zeit wie zu allen Zeiten, die nicht gerade eine Ausnahme bilden, unmittelbar gegen Friedrich gerichtet. Diesen beiden Potentaten gegenüber müssen, während man abwesend ist, Anstalten getroffen werden. Es soll auf eine sanfte aber wirksame Weise geschehen; der Alte Dessauer soll es besorgen — und das ist es, worauf jene Beratungen sich bezogen; in einem oder zwei Monaten werden die Leser und eine erstaunte Zeitungswelt schauen, was daraus erfolgt.

Am 19. Februar verließ Friedrich Berlin, den 21. brachte er bei Glogau zu, nahm Einsicht in die dortige Blockade, nicht unzufrieden mit den getroffenen Maßregeln: „Bedrängt diesen Wallis aufs möglichste", befiehlt er; „der Hunger wirkt langsam! Fordert ihn aufs neue auf, wenn euer Geschütz erst da ist, droht mit Beschießung; doch schont die Stadt, wenn möglich. Das Geschütz ist unterwegs, macht der Sache ein Ende und das bald!" Den folgenden Tag kommt er, nicht nach Breslau, wie einige erwartet hatten, sondern seitwärts nach Schweidnitz, einem festen, wenigstens planmäßig befestigten Städtchen, von dem wir späterhin viel hören werden. Es liegt eine Tagereise westlich von Breslau und ist ruhiger für geschäftliche Zwecke, als eine große gaffende Hauptstadt sein dürfte — selbst wenn Breslau unsere eigene Stadt wäre, was es doch noch nicht ist. Breslau ist jetzt in einem Übergangszustande, ein wenig ungewiß unter seinen Münchows und neuen Verwaltern, wem es eigentlich angehöre: Friedrich besuchte es bei dieser Gelegenheit gar nicht. Nach Schweidnitz waren gewisse neue Regimenter befohlen worden, um von da aus als Verstärkungen verwendet zu werden. Er wohnt dort „in dem gräflich Hohbergischen Hause" fast die ganzen nächsten sechs Wochen über, macht von da aus beständig Ausflüge, kehrt aber immer wieder nach Schweidnitz als dem Mittelpunkte zurück.

Algarotti, von Turin zurückgekehrt (dort richtete er nicht viel aus, plaudert aber immer angenehm), war mit ihm gereist, und bald kommen auch Jordan und Maupertuis und leisten ihm Gesellschaft, auf daß auch die leeren Momente schön seien. Man kann annehmen, daß er eine sehr geschäftige, sehr unruhige, aber keine unangenehme Zeit verbrachte. Er reist rasch, seine Posten besuchend, umher — hauptsächlich im Neißetal, da es besonders auf Neiße abgesehen ist, wäre nur das Wetter für Belagerungsarbeiten erst da. Er ist in vielen Städten (sie finden sich angegeben bei Rödenbeck und in anderen Büchern, mögen aber hier ungenannt bleiben), ohne Zweifel auf vielen Kirchtürmen und Anhöhen, verständige Eingeborene ausfragend, fleißig seine Augen benutzend — eifrig beflissen, persönlich bekannt zu werden mit dem neuen Lande, in dem, wie wenig er es sich auch jetzt träumen läßt, die tödlichen Kämpfe seines Lebens seiner harren, und das er gar vollkommen kennen wird, ehe alles vorüber ist!

Neiße liegt tief genug in preußischer Umzingelung, es ist wie Brieg

und Glogau scharf blockiert. Unsere Stellungen in der Umgegend zwischen den Bergen halten wir für unbezwinglich. Nichtsdestoweniger zeigt sich da ein neues Ding. Schwärme von losem Husaren-Pandurenvolk, wilde österreichische irreguläre Truppen strömen aus dem Glatzischen herüber, beunruhigen die preußischen Stellungen in jener Richtung und lassen es uns nicht an sogenanntem Kleinkrieg fehlen. General Browne, so scheint es, ist zu dieser frühen Jahreszeit bereits nach Glatz zurückgekommen, er und ein General Lentulus sind dort geschäftig, und dies sind die Grüße, die sie uns senden! Sehr beschwerliche Scharen, die auf geflügelter Räuberbandenweise die Vorposten unsicher machen, wie eine Wolke geierartiger Harpyien plötzlich herniederschießen, unbändig genug, wenn der Zufall ihnen günstig ist, oder die Schwingen wieder erhebend, wenn er nicht günstig ist. Die Verbindung, insbesondere das Rekognoszieren, ist unsicher in ihrer Nachbarschaft. Das preußische Fußvolk, selbst kleine Abteilungen, schlägt sie gewöhnlich; die preußische Reiterei nicht, sie wird vielmehr öfter geschlagen, denn sie ist nicht auf solch Gesindel und ihre Art und Weise abgerichtet. Im eigentlichen Gefecht sind sie nicht gefährlich, sind dem disziplinierten Mann verächtlich, können aber bei Gelegenheit viel Schaden zufügen.

So geschah es nicht lange nach Friedrichs Ankunft in diesen Gegenden, daß er mit Schmerz erfuhr, wie ein Korps von „500 zu Roß und 500 zu Fuß" (es waren in Wirklichkeit nur 300 von jedem)[1] unsere Posten in den Gebirgen umgangen habe und nach Neiße hineingekommen sei. „Das Fußvolk hat wenig zu bedeuten", schreibt Friedrich; „aber die Reiterei, die unsere Verbindungen stören wird, ist ein Übel." Dies war am 5. März. Und ungefähr eine Woche vorher, am 27. Februar, wäre beinahe ein weit ernsteres Ding begegnet — nämlich Friedrichs eigene Gefangennahme und das plötzliche Ende von all diesen Operationen.

## Scharmützel von Baumgarten, 27. Februar 1741.

In den meisten Anekdotenbüchern pflegte, einigen Glauben von einfältigen Leuten beanspruchend, eine wunderbare Geschichte in sehr vagem Zustande zu figurieren, und sie figuriert dort noch immer: Wie einmal „in den Schlesischen Kriegen", in jener oberen neißischen Gegend, im Warthabezirk zwischen Glatz und Neiße, der König eines Tages auf ein Haar gefangen worden wäre. Wolken von Husaren seien plötzlich um ihn herum aufgestiegen, als er ohne Bedeckung, bloß von einem Adjutanten begleitet, auf Kundschaft ausgeritten war. Wie er in aller Hast möglichst unbemerkt davongaloppiert und bald in ein Kloster oder eine Abtei, die schöne Abtei von Kamenz in dortiger Gegend, hineingeschlüpft sei und da Tobias Stusche, den vortrefflichen Abt, angetroffen und ihm offen seine

[1] Orlich I. 79; Oeuvres de Frédéric II. 68.

Lage anvertraut habe. Wie hierauf der vortreffliche Abt augenblicklich die Glocken zu einer außerordentlichen Messe habe läuten lassen, die Mönche wußten nicht warum, und nach beendigtem Geläute zur großen Verwunderung seiner Mönche in festlichem Ornat erschienen sei, mit einem zweiten Abt, ebenfalls in festlichem Ornat, aber von nicht großer Statur, den sie nie zuvor oder nachher gesehen. Wie die beiden Äbte, oder wenigstens Tobias, alsbald an die Verrichtung des sogenannten Hochamtes geschritten seien, indem sie namentlich den Hochgesang und den Orgeldonner ausnehmend eindrucksvoll erschallen ließen. Wie mittlerweile die Panduren angekommen, scharenweise, mehr oder weniger ehrerbietig vor der Messe, spähend hereingedrungen seien, alle Winkel durchsucht, aber nichts gefunden hätten und zuletzt sich damit begnügen mußten, Tobias' Segen zu empfangen und ihres Weges zu ziehen. Darauf habe der zweite Abt dem Tobias in den Privatgemächern ewige Freundschaft geschworen und sei hinweggeritten als — als eine gerettete Majestät, entschlossen, künftighin in Pandurengegenden vorsichtiger zu sein[1]! — Eine Geschichte, die, was ihren Körper betrifft, völlig mythisch ist, aber doch, wie das wohl öfter der Fall ist, einige Seele von Tatsache hinter sich hat. Die Geschichtsbücher, die die kleine Tatsache wenig beachteten, wollten von dieser Lesart nichts wissen. Nichtsdestoweniger hielt das Volk fest an seiner Mythe, so daß Dryasdust (zur Strafe für seine sündhafte Blindheit für die menschliche und göttliche Bedeutung von Tatsachen) genötigt war, der Sache nachzuforschen. Dabei fand er auch endlich siegreich ihren Grund in dem geringen, nun Scharmützel von Baumgarten geheißenen Vorfall, der bald so groß in der Weltgeschichte geworden wäre — wie folgt:

Es gibt zwei Täler mit Landstraßen, die aus dem südwestlichen Teile Schlesiens nach Glatz führen, jedes mit einem in das Gebirge hinaufschauenden Städtchen am Ende: Wartha heißt das eine, Silberberg das andere. Durch das Warthatal, das südlicher gelegene, rauscht die junge Neiße herab — die blauen Gebirge hier umher sind sehr hübsch an einem hellen Frühlingstage, sagt mein gereister Freund. Zu Wartha ebenso wie zu Silberberg, dem in den Mund des nördlicheren Tales schauenden Städtchen, haben die Preußen einen Posten. Der alte Derschau, Malplaquet-Derschau, dessen Hauptquartier sich in Frankenstein etwa drei Stunden näher an Schweidnitz befindet, hat es an dieser Vorsicht nicht fehlen lassen. Friedrich wünschte Silberberg und Wartha zu besuchen; begab sich zu dem Ende am 27. Februar auf den Weg, unter geringer Bedeckung, unbedachtsam wie gewöhnlich. Das Pandurenvolk hatte Kundschaft davon, kannte

[1] Hildebrandt, Anekdoten I. 1—7. Der eigentliche Pandur ist ein Fußsoldat (langer, hagerer, ungewaschener Kerl in weiten türkischen Hosen, etwas nackt in seinen oberen Teilen; trägt eine sehr lange Flinte und hat verschiedene Pistolen und Fleischermesser im Gürtel stecken); besondere Bedeutung: eine Art Lakai; aber die Leser wollen mir erlauben, ihn zugleich, wie hier, generell zu gebrauchen.

seinen Brauch bei solchen Gelegenheiten und hatte, durch andere pfadlose Täler unter einem verwegenen Hauptmann herbeischleichend, beschlossen, ihn hinwegzufangen. Und es fehlte wirklich nicht viel daran, daß es ihnen glückte, wäre nicht ein Versehen vorgefallen.

Silberberg und Wartha, das südlichere, an der Neiße gelegene (die hier in das offenere Land hinausströmt), sind jedes ungefähr drei Stunden von Frankenstein, dem Hauptquartier entfernt; und es sind Wachtposten, die sich einander unterstützen können, auf den ganzen Weg von Frankenstein nach den beiden Orten in Relais aufgestellt. Friedrich ritt zuerst nach Silberberg, besichtigte den Posten, fand ihn in Ordnung, ritt sodann hinüber nach Wartha, anderthalb Meilen südlich, und besichtigte Wartha ebenfalls; speiste dann in Gesellschaft eines oder zweier Offiziere in letzterem Städtchen zu Mittag — nachdem er wohl beide Posten in gehöriger Ordnung befunden hatte. Auf dem Wege hierher hatte er einige Abänderung in der Aufstellung der Posten getroffen, was zuerst einige Verminderung seiner eigenen Bedeckung veranlaßte und dann einiges Umhermarschieren und Neuverteilen, so daß es äußerlich den Anschein hatte, als ob die Hauptabteilung nun auf Baumgarten, ein zwischenliegendes Dorf, marschierte — so wenigstens versteht der Pandurenhauptmann die stattfindenden Bewegungen und duckt sich demgemäß in dem entsprechenden Dickicht, nicht zweifelnd, daß der König selbst nach Baumgarten wolle und alsbald erscheinen werde. Der Haupttrupp, eine Schwadron Schulenburgischer Dragoner unter einem stupiden Major, ist noch nicht ganz in Baumgarten angelangt, als „mit schrecklichem Geschrei der Pandurenrittmeister mit ungefähr 500 Reitern" aus dem Versteck hervor gerade auf sie losstürzte — und Friedrich hat sich in Wartha gerade erst zu Tisch gesetzt, als man fernes Musketenfeuer vernimmt. Bei Friedrich mochten zu dieser Zeit, nach meiner Rechnung, 150 Mann Reiterei sein; in dem Posten zu Wartha sind allein wenigstens „vierzig Husaren und fünfzig Mann zu Fuß". Keineswegs „nichts als ein einziger Adjutant", wie die Mythe erzählt.

Der stupide Major hätte das Gesindel schlagen müssen, trotzdem mehr als zwei Mann auf einen der Seinen kamen. Aber er vermochte es nicht, obschon er es tüchtig versuchte; er ward vielmehr selber geschlagen und gezwungen, sich aus dem Staube zu machen unter Zurücklassung von „zehn Toten, sechzehn Gefangenen, einer Standarte und zwei Trommeln" — Sieg und all diese Beute, ihr Panduren, aber augenscheinlich keinen König. Die Panduren machten sich augenblicklich gleichfalls aus dem Staube, da Alarm entstand; gelangten in ein Seitental mit ihren Gefangenen und ihrer Trommeln- und Standartenbeute und verschwanden vom Angesicht der Menschheit.

Friedrich war von der Mittagstafel aufgestanden, hatte seine Bedeckung nebst den vierzig Husaren und den fünfzig Mann zu Fuß und alles, was

sonst an kleiner Macht bei der Hand war, in Bewegung gesetzt und eilte dem Schauplatz zu. Er sah unterwegs einen anderen ziemlich starken Pandurenhaufen, trieb ihn über die Neiße hinüber, aus seinem Gesichtskreise — fand aber, als er nach Baumgarten gelangte, das Feld stille und zehn Tote darauf. „Erinnern Sie sich, was ich Ihnen in Berlin von dem Schulenburgischen Regiment gesagt habe!" schreibt Friedrich an den Alten Dessauer, erkennt aber allmählich auch bei näherer Betrachtung, welche Gefahr er gelaufen, wie unbesonnen und töricht er gewesen war. „Eine étourderie" nennt er es, an Jordan schreibend, „mit blauem Auge davongekommen", und will dergleichen in Zukunft vermeiden. Wien empfing seine zwei Trommeln und seine Standarte, war sehr erfreut darüber und sang sogar Tedeum darob, zur allgemeinen Erbauung[1]. Dies ist der nackte ursprüngliche Kern, aus der die obige Mythe zu ihrer gegenwärtigen Üppigkeit in der Phantasie des Volkes emporwuchs. Ort: das kleine Dorf Baumgarten, Tag: 27. Februar 1741. Von Tobias Stusche oder dem Kloster Kamenz nicht ein verbürgtes Wort bei dieser Gelegenheit. Tobias erhielt wohl Beförderungen, Begünstigungen in künftigen Jahren: ein würdiger, aus allgemeinen Rücksichten Beförderung verdienender Abt; Herr eines sehr malerisch, aber dritthalb Meilen von dem Schauplatz der gegenwärtigen Handlung entfernt liegenden Klosters.

## Zustände in Breslau.

Friedrich vermied es, vermutlich wegen der oben angeführten Ursachen, Breslau zu besuchen, obgleich er wichtige Interessen, insbesondere sein Hauptmagazin, darin hat, und obgleich wichtige Entscheidungen sich in der Stille dort vorbereiten. Hier sind Auszüge aus zeitgenössischen Berichten (in abgekürzter Form), die verbürgt und für einen aufgeweckten Leser von Bedeutung sind:

„Breslau, Mitte Januar 1741. Der preußische Gesandte, Graf von Gotter, war, von Wien zurück, hier erschienen; Gotter, und dann Borck, die keine Heimlichkeit daraus machten, daß nicht die mindeste Hoffnung auf einen friedlichen Ausgleich mit Wien vorhanden sei, sondern daß das Schwert entscheiden müsse. Ein sächsischer Gesandter war ebenfalls hier und wartete eine Zeitlang; seine Botschaft sei nicht sehr wichtig, glaubte man — vermutlich wieder irgendeine Abmahnung des Kurfürsten (Königs von Polen, Sohn Augusts des Starken, eines sehr unbedeutenden Menschen) als dermaligen Reichsvikarius hier im Norden." Denn der Leser muß wissen, daß es mehr als einen Reichsverweser gibt (ja mehr als zwei bei gegenwärtigem Anlasse und beträchtliche Reibereien zwischen ihnen), und ich könnte viel sagen von ihren Würden, Schranken, Obliegenheiten[2] — wenn überhaupt Obliegenheiten, außer dramatischen, damit verbunden waren! Aber das Reich selbst und mit ihm das Vikariat ist in einen fast imaginären Zustand verfallen; und der Regensburger Reichstag (nicht Fürsten nun, sondern Abgeordnete von Fürsten, meistens Advokaten), der „seit 1663" ununterbrochen, statt von Zeit zu Zeit, getagt hat, ist ein verzaubertes Perückentum geworden, das unter den ernsten Sternen seltsam anzuschauen ist. „Da nun aber der

[1] Orlich I. 62—64.
[2] Adelung II. 143 usw.; Köhler, Reichshistorie S. 585—589.

König von Preußen nicht nach Breslau kam", nach jenen Bombardierungen von Neiße, „sondern geradeswegs heim nach Berlin fuhr, so reisten die drei Exzellenzen ab — Borck und Gotter nach Berlin, der Sachse mit seiner unbedeutenden Botschaft wieder nach Hause.

19. Januar. Schwerin war auch im Laufe des Winters hier gewesen, um sich nach den Magazinen und sonstigen Kriegsrüstungen umzusehen: Breslau ist äußerlich und innerlich in einem Tummel von Geschäften und bietet Phänomene dar. Z. B. ist es bekannt, daß die preußische Kriegskasse, Haufen Silbers und Goldes enthaltend, im Scultetischen Gartenhaus, wo der König wohnte, steht, und daß nur eine Schildwache dort auf- und abgeht, auch daß auf der Hauptwache selbst, die in der Nähe ist, nur dreißig Mann liegen. Am 19. Januar, abends um 9 Uhr[1], entsteht blinder Lärm, es seien 2000 Mann Diebesgesindel im Anzuge und hätten einen Anschlag auf den Scultetischen Garten und die besagte Kriegskasse vor! Vielleicht entsprang dies Gerücht von selbst — vielleicht nicht ganz so? Es war sehr allgemein und viel verbreitet gewesen; nicht ohne Gegenvorstellungen im Rathaus und dergleichen, die wir uns denken können. Der Ausgang war der, daß der über die Kasse gesetzte königliche Kriegsrat seinen Schatz auf Wagen laden und noch selbige Nacht in die Stadt, und zwar in das Oberamtshaus fahren ließ — was zweifelsohne ein Schritt in der rechten Richtung war. Denn nun verändern die zwei Herren vom Feldkriegskommissariat (einer davon ist der gewandte Münchow, Sohn unseres Küstriner Freundes) ebenfalls ihr bisheriges Logis und beziehen des alten Schaffgotsch Wohnung in demselben Oberamtshaus, stumm versinnbildlichend, daß sie wohl eine Art von Regierung werden dürften. Und es ist leicht begreiflich, daß in einem solchen Milieu die Funktion des Regierens immer mehr in ihre Hände geraten würde. Sie waren vollkommen höflich, diskret, freundlich gegen jedermann und taten, was ihres Amtes war, Erhebung von Steuern in Geld und Naturalien, mit einer Vollkommenheit und Pünktlichkeit, die das Übel so klein wie möglich machte.

17. Februar. — — An diesem Tag kamen auf Schiffen die Oder herauf zehn Stücke schweres Geschütz, drei Mörser und fünfzig Munitionswagen, mit Pulver, Bomben und Kugeln beladen, in Breslau an und wurden von da auf gleiche Weise weiter nach Ohlau geführt. Diese Verschiffungen gingen so eine Zeitlang vor sich. Man legt große Magazine hier an, das militärische hauptsächlich in Ohlau, in Breslau den Proviant — und zwar letzteres unter bemerkenswerten Umständen. Auf der Dominsel nämlich, weil das nötigenfalls ‚außerhalb der Mauer' heißen kann. Namentlich da die ehrwürdigen Väter sich größtenteils verkrochen und den Platz geräumt haben. Auf der Dominsel ist es nun einmal; und ein so großer Vorrat — alles gegen bare Zahlung angekauft und auf gefrorenen Wegen flink hereingebracht — ‚niemand wollte glauben, daß soviel Getreide im Lande zu finden sei', sagt das übertreibende Erstaunen. Die leeren Räumlichkeiten auf der Dominsel sind bis an den Hals mit Mehl und Getreide angefüllt: die preußische Brigade liegt nun hier (‚innerhalb der Mauern' in einem gewissen Sinne) zur Bewachung. Und der bischöfliche Garten" (der arme Sinzendorf ist weit genug entfernt und braucht ihn gegenwärtig nicht) „ist mit haushohen Heuhaufen angefüllt: wer kann was dagegen haben — da die Not dazu zwingt? Niemand, der sich nicht mit politischen Umtrieben befaßt, wird behelligt; wer sich damit befaßt, der wird wohl aufgegriffen, wie das mit einem oder zweien geschieht — in gelinden Arrest gesetzt oder, wie der alte Schaffgotsch und selbst Sinzendorf binnen kurzem, gebeten, das Land zu räumen, bis es zur Ruhe gekommen ist. In Münchows Walten ist wohl Strenge, aber keine absichtliche Ungerechtigkeit, und er vermeidet sorgfältig jedes zu harte Auftreten.

Februar bis März. Ansehnliches Rekrutieren in Schlesien: sechshundert Rekruten haben sich in Breslau allein anwerben lassen. Auch hat Seine preußische

[1] Heldengeschichte I. 707.

Majestät eine Verstärkung evangelischer, für diesen Zweck ordinierter Prediger geschickt, um einem schwergefühlten Mangel abzuhelfen — und das wird in verschiedenen Teilen Schlesiens als eine Gottesgabe fromm anerkannt. Zwölf kamen zuerst aus Berlin; bald hernach andere aus verschiedenen Gegenden, bis es zuletzt im ganzen etwa sechzig waren. Es ist ihnen befohlen worden, die katholischen Minoritäten auf keinen Fall zu behelligen und überhaupt ‚niemandem zu nahe zu treten'; sie sollen ‚auf Schloß- oder Rathaussälen oder auch nur in Scheunen predigen, wo keine evangelische Kirche ist'. Ihr Einkommen beträgt ungefähr 200 Taler; sie stehen alle unter der Inspektion des Feldpredigers bei dem Regiment Markgraf Karl" (ohne Zweifel eines verständigen Geistlichen, der wohl zum Bischof taugt). Soweit sich entnehmen läßt, ist für Schlesien ebenso wie für Friedrich nichts als Nutzen aus ihnen erwachsen. Friedrich läßt es sich angelegen sein, zwischen Katholik und Protestant Gleichgewicht zu halten; aber die Wage hat seit gar zu langer Zeit schräg gehangen! Im allgemeinen bemerken wir, daß die katholischen Würdenträger und die Eifrigen und Fanatischen dieser Konfession, namentlich die Jesuiten, gegen ihn sind; die Nichtfanatischen aber erwarten besseres Regiment und weltliche Vorteile; diese letzteren schwanken und fallen auch nicht schwer ins Gewicht, weder auf dieser noch auf jener Seite. In der sonstigen Bevölkerung, die fast durchweg protestantisch ist, sieht er Freunde — und hat ihnen sechzig Prediger geschickt, die ihnen von Rechts wegen längst gebührten. Hier folgen zwei kleine Züge, komisch oder tragisch, mit denen wir schließen können:

Vereinzelte Jesuitenparteien hier und da scheinen kleinlichen Unfug anzustiften, Deserteure zu unterstützen u. dgl. — und wir halten ein wachsames Auge auf sie. Sonst nirgends Unzufriedenheit, wenigstens keine laut werdende; im Gegenteil, die schlesische Jugend läßt sich fleißig anwerben, nebst anderen guten Anzeichen. Aber auf dem Dom, seltsam zu sagen, läßt sich eines Nachts ein Gespenst blicken — geht, nicht mit himmlischem Wesen, auf die preußische Schildwache los! Die preußische Schildwache aber empfing es mit verkehrtem Gewehr dermaßen übel, daß es laut aufschrie: ‚Jesus Maria!' und in die Wachstube zur Untersuchung geschleppt wurde." Ein schwarzes Gespenst; ohne Zweifel von der Bedientensorte, nur einiger wenigen Stockschläge würdig; beweist aber, wes Geistes es ist.

Ein andermal, als zwei Franzosen, die desertiert und wieder eingefangen waren, aufgeknüpft wurden" (so ist das Gesetz bei verschärfenden Umständen) „und hernach die vier Jesuiten, die sie zum Tode vorbereitet hatten, bei dem Obersten sich für die Permission dazu bedankten, soll dieser ihnen geantwortet haben: ‚sie mögen ihre Glaubensgenossen besser instruieren, daß sie nicht eidbrüchig würden, sondern Treue und Glauben hielten. Er wolle die Herren Patres und alle Geistlichen warnen, daß sie nicht selbst' — worauf er stillschweigend weggeritten sei[1]."

## Österreich greift zu den Waffen.

Schwerin hat in der Zwischenzeit sein möglichstes getan, hat mit verdoppeltem Fleiß, solange die Straßen hart sind, Magazine gesammelt und die Schlüsselstellungen weit und breit, vom Jablunkapaß herum bis zu den Grenztälern von Glatz, eingenommen. Er kam einmal durch Jablunka, vorwärts nach Mähren hinein bis Olmütz; erhob Kriegssteuern und erließ Patente: aber was das Einschüchtern Ihrer ungarischen Majestät betrifft, falls dies der Zweck war, oder die Änderung ihres Sinnes, davon ist nichts zu verspüren. Österreich hat noch Kraft und ebenso die pragmatische Sanktion und die Naturordnung! Fest steht Ihrer ungarischen Majestät Entschluß,

[1] Heldengeschichte I. 723.

auch nicht einen Zoll Land abzugeben, sondern die ungebetenen preußischen Gäste wohlgezüchtigt heimzujagen.

Woher sie die Geldmittel nahm, ist bis zur Stunde ein Mysterium — es wäre denn, daß Georg und Walpole aus ihren Geheimfonds ihr etwas zugeschmuggelt hätten. Denn das Parlament ist nicht versammelt, und es wird soviel Reden und Verzögerung geben: vorläufig 100 000 und allmählich etwa 200 000 Pfund — wir würden es nicht vermissen, und in Ihrer Majestät Händen würde es weit reichen! Andeutungen im englischen Dryasdust haben wir, aber nichts Bestimmtes; und wir sind unseren eigenen Mutmaßungen überlassen[1]. Eine von Voltaire zuerst in Gang gesetzte romantische Geschichte hat die Runde um die Welt gemacht und erscheint noch in allen Historien. Er behauptet nämlich, daß in England eine Subskription für Ihre ungarische Majestät eröffnet worden sei, getragen von dem Enthusiasmus vornehmer englischer Frauen — die alte Sara, Herzogin von Marlborough, habe 40 000 Pfund Sterling gezeichnet oder die Summe sogar bar dargereicht, großherzige alte Veteranin, die sie war. Voltaire sagt, indem er zwar Datum und Umstände ausläßt, sonst aber spricht, als wäre es unzweifelhaft und ein Ding, das man mit Augen schauen könne: „Die Herzogin von Marlborough, Witwe desjenigen, der für Karl VI. focht" (und solche Dankbarkeit dafür von besagtem Karl VI. erfuhr!), „versammelte die angesehensten Frauen von London, die sich verpflichteten, 100 000 Pfund Sterling zu liefern; die Herzogin selber hinterlegte davon (en déposa) 40 000 Pfund Sterling. Die Königin von Ungarn hatte die Seelengröße, das Geld abzuschlagen — sie bedürfe nur dessen, gab sie zu verstehen, was die Nation im versammelten Parlament ihr darzubieten geruhen würde[2]."

Es tut einem leid, daß man einem solchen Stücke allseitiger Seelengröße in den Weg treten muß; aber es besteht nun einmal die Tatsache, daß es sich nach geringem Erwägen und Forschen nach Beweisen als mythisch herausstellt. Ein gewisser Dilworth, eine unschuldige englische Seele (von dem unsere Großväter, wenn mir recht ist, Arithmetik lernten), die an Ort und Stelle einige Jahre nach Voltaire schreibt, hat folgende nützliche Stelle: „Es ist der große Fehler einer lebhaften Einbildungskraft, daß sie gierig nach Wundern hascht. Voltaire war falsch unterrichtet und würde vielleicht bei näherer Erkundigung eine weniger glänzende und amüsante Wahrheit erfahren haben. Eine Sammlung freiwilliger Beiträge wurde von Zeitungsschreibern vergebens in Vorschlag gebracht. Es kam zu nichts. Das Parlament beschloß eine Unterstützung" — jawohl, Mister Dilworth, Unterstützungen gibt es genug und in großer

[1] Tindal (XX. 497) sagt ausdrücklich 200 000 £, gibt aber kein Datum noch sonstige Umstände an.
[2] Voltaire, Oeuvres (Siècle de Louis XV. c. 6) XXVIII. 79.

Zahl! „Zeitungsschreiber aber schlugen es von sich aus vergebens vor"; das ist das traurige Faktum[1].

Es ist sicher, daß der kleine Georg, der die Pragmatische Sanktion gewissermaßen als den Schlußstein der Natur ansieht, sich für den anbetungswürdigen Gegenstand zu noch viel Bedenklicherem als geheimen Geldunterstützungen herbeigelassen hat; ja, er ist für diesen Gegenstand gerade zu dieser Zeit insgeheim sogar in schmutzigere Wasser, als wir erwartet hätten, bis zu einem gefährlichen Grade untergetaucht. In den ersten Tagen des März hat Friedrich durch seinen Minister in Petersburg von einem scheußlichen Projekt gehört[2], einem Projekt der „Teilung des preußischen Königreichs", nichts Geringerem; man will Friedrich förmlich beschneiden und auf ein sicheres Maß heruntersetzen, als einen Feind der Pragmatischen und der Menschheit. Man sagt, ein Vertrag oder der Entwurf zu einem Vertrag, ausdrücklich für diesen Zweck ausgearbeitet, sei nun bereit und harre bloß in Petersburg auf die Unterzeichnung. Ein schönes Projekt! Die kontrahierenden Parteien (die russische Unterschrift fehlt noch) sind: Kursachsen, Ihre ungarische Majestät, König Georg und die Regentin Anna (Frau Anton Ulrich sozusagen), die im schlampigen Negligé sitzt, ungeduldig über politische Gegenstände, aber empfänglich für die Reize schöner Männer. Für die Reize des Grafen Lynar insbesondere, des schönsten der dänischen Edelleute (mehr ein alter Römer als ein Däne), den ihr die polnische Majestät, Ursache und Wirkung berechnend, in dieser Absicht letzthin im tiefen Winter gesandt hat. Sie hat ihm auch Gehör geschenkt — indem sie ihren Münnich, wie wir oben sahen, verabschiedete — und ist bereit zum Unterzeichnen oder hat vielleicht schon unterzeichnet[3]! Friedrichs Staunen war groß, als er dies „scheußliche Projekt" erfuhr. Indessen nimmt er seine Maßregeln danach — glücklich, daß er den Alten Dessauer hat und die Maschinerie, um auf Kursachsen und die britannische Majestät einzuwirken. „Maschinerie in Bereitschaft setzen!" ist natürlich sein erster Befehl. Und der Alte Dessauer tut es, mit Erfolg. Davon später.

Niemals vorher oder nachher hat — soviel ich gehört habe — der kleine Georg, der sonst ein ehrenhaftes Geschöpf und bis zum Übermaß zweifelmütig ist, einen solchen Sprung in die schmutzige Bodenlosigkeit getan;

[1] The Life and Heroic Actions of Frederic III. (*sic*, ein häufiger Schnitzer) by W. H. Dilworth, M. A. (London. 1758) p. 25. Ein armseliges Büchlein, eines der vielen, die damals eben (aus einer Ursache, die wir einsehen werden, wenn wir dahin gelangen) über den Gegenstand erschienen; es enthält an Nutzbarem nur obigen Satz und sonst nichts. Und seine Brüder, darunter eines von Samuel Johnson (impransus, dem eingekerkerten Riesen), enthalten nicht einmal soviel und sind gänzlich zu Null geworden. — Weder der kleine Dilworth noch der große Voltaire geben den mindesten Schatten eines speziellen Datums, aber beide meinen augenscheinlich Frühling 1742 (nicht 1741).

[2] Orlich. I. 83 (Stück eines Billetts an den Alten Dessauer; kein Datum angegeben; „zeitig im März").

[3] Oeuvres de Frédéric II. 68.

und freilich hätte ihn der rasche Sprung teuer zu stehen kommen können, wenn er sich nicht stracks wieder daraus herausgemacht hätte. Oder hat Friedrich vor sich selbst vielleicht seines Onkels eigentlichen Anteil an der Sache übertrieben? Mir will es scheinen, als sei Georgs Anteil mehr loses Gerede, Hypothese und frommer Wunsch anderer gewesen als entschiedenes Faktum oder Vorgehen seinerseits. Die Verhandlung selbst bleibt, da man sie plötzlich hatte fallen lassen müssen, etwas dunkel; aber an ihrem wirklichen Stattfinden kann nicht gezweifelt werden[1]; sie kam später sogar im Parlament zur Sprache, wobei allerdings keine Aufklärung erfolgte. Kursachsens Zwecke bei dem Abenteuer waren erdgebunden, irdisch; aber auf seiten Georgs war es reine Anbetung der Pragmatischen Sanktion, Sorge um den Schlußstein der Natur und der Wunsch, daß die Welt nicht einstürze. Und was bedeutet im Vergleich mit solchen überschwenglichen Tauchversuchen da ein wenig Geld aus den geheimen Fonds! —

Der Graf Lynar dieses Abenteuers, der beinahe eine solche Heldentat in der Diplomatie zuwege gebracht hätte, dürfte vorübergehend wieder vorkommen. Eine hervorragende, mehr oder weniger lächerliche Person jener Zeiten. Büsching (unser geographischer Freund) war als Gesandtschaftsprediger auf dieser russischen Reise mit ihm gegangen, die eine denkwürdige für Büsching ist und in seiner Beschreibung noch immer für Leser, die dort zu tun haben, ein lebendiges Bild jener grausen baltischen Küsten im tiefen Winter darbietet. Eine Reise, wie sie selten da war, was wüste Aussicht auf Fichtenbüsche und gefrorenen Sand, dazu Kälte (die Tabakspfeife fror dem Grafen im Munde an), Strapazen, schlechte Quartiere und unendlichen Schmutz bei Tauwetter anlangt. Sie begegneten eines Tages unterwegs einem Lord Hyndford, dem eben von Petersburg zurückkehrenden englischen Gesandten, mit seinen Packwagen, Fuhrwerken und Einrichtungen für Schlaf und Nahrung in einer beneidenswerten luxuriösen Beschaffenheit. — Auch wir werden ihm zu unserem Schaden begegnen. Sie sahen den alten Feldmarschall Lacy leibhaft und speisten mit ihm zu Riga; er riet zu Branntweinschnaps, ein Rezept, das Büsching verschmähte. Und Büsching erzählt noch anderes Denkwürdige, das durch Zufall an diesem Lynar hängt[2]. — Die ganze Zeit der Regentin Anna hindurch blieb er ein gefährlicher Gegenstand für Friedrich; und es war eine Erleichterung, als Elisabeth Catin Selbstherrscherin ward an Stelle der Anna im Negligé und ihres Lynar. Bieten wir ihm Lebewohl auf fünfzehn Jahre oder mehr!

Von Friedrichs militärischen Operationen, von seinen Magazinen, Posten, emsigen Entwürfen und Ritten umher, von all diesem kann sich der Leser einen Begriff machen, wenn er auf die Landkarte blickt und sich

[1] Tindal XX. 497.
[2] Büsching, Beiträge VI. 132—164.

erinnert, was vorausgegangen ist. Aber jenes unterirdische Dröhnen, das, Erdbeben ankündend, ihn begleitete, jenes allgemeine Ausbrechen von tollem Aberwitz, das nun so erloschen ist, kann sich kein Leser vorstellen. Wahnsinnige Umtriebe, die heute für jedermann völlig erloschen sind, damals aber sehr real waren und sich sehr breitmachten und gewaltig tobten unter den damaligen Menschensöhnen — kein Sterblicher kann sich jetzt eine Vorstellung davon machen.

Und dies ist leider eine der großen Schwierigkeiten für meine Leser und mich, daß Friedrichs Lebensmilieu in so unselige Zustände verfallen ist. Gar unselig, finster, häßlich sind jene österreichischen Erbfolgehändel und ihr weltweites Herumbalgen, Erdrosseln und Intrigieren! Ein Abschnitt sogenannter „Geschichte", vor dem die menschliche Natur zurückbebt, von dem das lebende Geschlecht bereits nichts mehr weiß, und von dem es nur mit Unlust hört! Auch gebührt allerdings solcher Epoche Vergessenheit: und fern sei es von mir, mehr als nötig ihre glücklicherweise erloschenen schmutzigen Tollheiten wieder aufzuwecken. Aber ohne sein Milieu läßt sich kein Leben verstehen, und ehe Friedrich und ein oder zwei andere da herausgeholt sind, kann der düstere Sumpf nicht völlig zugeworfen werden. Mut, Leser! — Unser konstitutioneller Historiograph stellt diese fernere Betrachtung an:

„Englische Gelder, verzweifelte russische Intrigen, Verträge geschlossen und Verträge gebrochen. — Hätte Maria Theresia an Stelle der von elf Potentaten gewährleisteten pragmatischen Sanktion zu dieser Zeit 200 000 Soldaten und einen vollen Schatz besessen (wie Prinz Eugen dem verstorbenen Kaiser zu raten pflegte), wie anders hätte es mit ihr sein können und mit der ganzen Welt, die sich um ihres Streites willen einander an den Hals geriet! Acht Jahre des unheilvollsten Krieges und kein Resultat, außer daß Schlesien an seine neue Stelle kam. Krieg sei auf jeden Fall unvermeidlich gewesen, wendest du ein? Der englisch-spanische Krieg habe sich entzünden müssen; die Franzosen wären sicherlich auf die spanische Seite getreten und sicherlich über Hannover hergefallen, sobald sie zur See geschlagen waren, hätten somit ganz Europa darein verwickelt? Nun, es ist allzu wahrscheinlich. Aber selbst in diesem Falle wären die armen Engländer auf freiem Wege und mit offenen Augen in ihren notwendigen spanischen Krieg gegangen, anstatt zu nachtwandeln und über Schornsteine zu stolpern; und der Anschluß wäre viel eher und der Menschheit viel billiger zu stehen gekommen. — Ja, man muß auch zugeben, daß die neue Stelle für Schlesien ebenfalls die ihm vom gerechten Himmel angewiesene Stelle war, und auch Friedrichs Krieg war ein notwendiger Krieg. Der Himmel bedient sich auch schattenjagender Kaiser, und seine Wege in dieser tollen Welt gehen durch die große Tiefe."

### Der junge Dessauer nimmt Glogau ein (9. März); der Alte Dessauer setzt mit seinem Lager von Göttin (2. April) gewisse pläneschmiedende Personen schachmatt.

Irgendwoher hat Ihre ungarische Majestät Geld bekommen, das ist klar. Sie hat eine wirkliche Armee auf den Beinen, „aus Italien herausgezogen" oder wo sie sie immer herbekam; eine ansehnliche Armee, sagt das

Gerücht, die auch wohl ausgerüstet werde — und da sind schon die Pandurenvorläufer wie Sturmwolken durch die Glatzer Täler heruntergekommen — sie hätten letzthin beinahe den Krieg mit einem Streich beendet, wäre der Zufall günstig gewesen — und haben 600 Mann Verstärkung nach Neiße hineingeworfen. Friedrich ist nicht unempfindlich gegen diese Dinge und wird inmitten dieser Beunruhigungen von fern und nah begierig, wenigstens Glogau in seine Hände bekommen. Die Einnahme von Glogau, meint er, könne nun und müsse ohne weiteres unternommen werden.

Glogau ist kein starker Platz; trotz aller Ausbesserungen könnte es wenig Belagerung aushalten, wollte man es nicht schonen. Aber Wallis ist hartnäckig, schlägt freien Abzug aus, will bis aufs äußerste ausharren, obschon sein Mehl knapp wird. Er gibt vor, es komme Entsatz; Entsatz sei ganz nahe bei der Hand — und einmal um Mitternacht „läßt er eine Rakete steigen und feuert sechs Kanonen ab" und alarmiert Prinz Leopold, als ob Entsatz eben in der Nähe wäre. Ein zäher, emsiger Militär, der fest bei seiner Sache steht und sich zu helfen weiß.

Friedrich meint, der Platz ließe sich durch Sturm nehmen: „Öffnet die Laufgräben; laßt eure Batterien spielen, sie brauchen ja die Stadt nicht zu beschädigen, nur den Wallis zu beunruhigen und jene zu s c h r e c k e n; alsdann, unter dem Schirm des Lärms der Scheinkanonade, mit Nachdruck gestürmt!" Leopold, der junge Dessauer, ist vorsichtig; hat Petarde nötig, wenn er stürmen soll, hat zwei frische Bataillone nötig, wenn er Laufgräben eröffnen soll — er erhält diese Erfordernisse und zaudert noch immer. Friedrich hat „auf Grund eingegangener Kunde", wahrer oder nicht wahrer, die Meinung gefaßt, daß Entsatz für Glogau wirklich auf dem Wege sei; und angesichts bevorstehender Gefahren aus Rußland und anderswoher in einem so heiklen Zustande der Welt, wünscht er immer ungeduldiger, daß dies Ding erledigt werde. In der ersten Woche des März, noch immer in Inspektionsgeschäften umhereilend, schreibt er aus vier oder fünf verschiedenen Orten („Mollwitz bei Brieg" ist einer derselben, ein Dorf, das wir bald näher kennen werden) ein Billett nach dem anderen an Leopold, der noch immer Schwierigkeiten macht und mit seinen Vorbereitungen noch nicht bis zum äußersten Punkt der Vollendung fertig ist. „Vorbereitungen!" antwortet Friedrich ungeduldig (Datum: M o l l w i t z, 5. M ä r z, das dritte oder vierte ungeduldige Billett, das er abgeschickt hat) und fügt, als er eben von Mollwitz nach Ohlau abgeht, folgende eigenhändige Nachschrift hinzu:

> P. S. „Es tut mir leid, daß Sie mich nicht verstanden haben! Es ist in Böhmen eine regelmäßige Unternehmung auf den ordentlichen Entsatz von Groß-Glogau angesehen. Infanterie habe ich genug, um es zu verhindern; aber Kavallerie fehlt mir ganz und gar. Also müssen Sie ohne Anstand die Belagerung anfangen. Machen Sie womöglich dort ein Ende[1]!"

[1] Orlich I. 70.

Und am folgenden Tage, Montag, dem 6., schickt er, um die Sache kurz zu machen, seinen Generaladjutanten Goltz persönlich (die Entfernung ist mehr als vierzehn Meilen) mit folgendem ganz eigenhändig geschriebenen Billett, worauf sich leopoldischerseits mit nichts Hörbarem erwidern läßt:

„Ohlau, den 6. März. Weil ich gewiß informiert bin, daß der Feind etwas tentieren wird, so befehle ich Ihnen mit allem Nachdruck, sobald die Petarden angekommen sind" (sie sind es), „Glogau mit Gewalt anzugreifen, und haben Sie Ihre Disposition auf mehr als eine Attacke zu machen, daß wenn eine nicht gehen sollte, die andere doch gewiß reüssieren muß. Ich hoffe, Sie werden nicht länger säumen — sonst die Schuld von allem Übel, das aus längerem Aufschub kommen könnte, allein auf Sie fallen würde[1]."

Goltz kam mit diesem nachdrücklichen Stück am Dienstagabend nach Zurücklegung der vierzehn Meilen an. Dies erweckte endlich unseren bedächtigen jungen Dessauer, und deshalb bietet sich uns zunächst folgendes (abgekürzte) authentische Exzerpt:

„Glogau, den 8. März 1741. Ihre Durchlaucht der Prinz Leopold ließen die Kommandeure von allen Bataillonen in aller Frühe zu sich rufen und gaben ihnen zu vernehmen, daß noch diesen Abend Glogau müßte gewonnen sein. Man stellte ihnen die Verhaltungsbefehle schriftlich zu und wies den Kapitäns, so bestimmt waren, die ersten Detachements anzuführen, die Plätze an, wo sie vorrücken und die Wälle ersteigen sollten." — Die Festung soll von drei Seiten zugleich attackiert werden: stromaufwärts, mit dem Fluß zur Linken des Angriffs, stromabwärts, den Fluß zur Rechten und von der Landseite her, senkrecht zu den anderen zwei Angriffen. Ort, Zeit, Verhaltungsregeln, alles ist mit mathematischer Genauigkeit bestimmt: ‚Seid ruhig, exakt, insbesondere seid stille, und geht so gleichzeitig vor, wie nur immer möglich! Wenn der Turm von Glogau Mitternacht schlägt — vorwärts mit dem ersten Schlag; mit dem zweiten, wieviel mehr mit dem zwölften Schlag avancieren die sämtlichen Truppen bis an die Palisaden in der größten Stille. Und, bei Todesstrafe, zwei Dinge: keinen Schuß gefeuert, bis ihr darin seid; nichts geplündert, wenn ihr darin seid.'" — Auf diese Weise soll die dreiseitige Lawine losgelassen werden. „Darauf", sagt mein Dryasdust, „zogen sich die Generäle zurück, ließen die Gewehre säubern und von neuem laden[2]."

Ohne Pläne von Glogau und mehr Details und Studium, als dem Leser lieb sein möchte, läßt sich kein Bericht geben. Glogau hat Wälle, gehöriges Pfahlwerk, von Wallis verschanzt und ausgebessert; innerhalb der Wälle ist eine alte Stadtmauer, die Sprengbomben erfordert. Es stehen etwa 1000 Mann unter Wallis, und alles zusammen auf den Festungswerken, ein paar Mörser ungerechnet, achtundfünfzig große Kanonen. Der Leser muß sich eine arme Stadt unter Blokade denken, in der winterlichen Nachtzeit, mit einem zähen Grafen Wallis darin; notleidend an Lebensmitteln, die Stadt in Dunkelheit gehüllt und ruhig in die Federn kriechend. Dies auf der einen Seite, auf der anderen Seite aber preußische Bataillone um 10 Uhr oder später leisesten Schrittes aufmarschierend, „etwas hinter den aufgestellten Feldwachen haltend" und endlich sämtlich in Reih und Glied in der unsichtbaren Dunkelheit dastehend, schweigend,

[1] Orlich 71.
[2] Heldengeschichte I. 823, II. 165.

wie Maschinerie, wie eine schlafende Lawine: hst! — Keine Schildwache auf den Wällen hat die mindeste Ahnung von so etwas. „Zwölf!" verkündet der Turm von Glogau, und in grausem Flüstern ergeht das Wort: „Vorwärts!" und die dreigeflügelte Lawine ist in Bewegung.

Sie erreichen ihre Glacis, ihre Gräben, untermauerte Wälle, präzis wie Mathematiker; reißen in der gegebenen Minutenzahl spanische Reiter ein, hauen Palisaden nieder; geschwind, ihr Regimentszimmerleute, hackt, was Zeug hält! Vier Kanonenschüsse knallen nun auf sie ab, die hoch über ihren Köpfen weggehen, da niemand ahnt, wie nahe sie sind. Das Glacis ist dreißig Fuß hoch, stark abschüssig und glatt vom Frost: einerlei, die Lawine, angeführt von Leopold in eigener Person, von Markgraf Karl, des Königs Vetter, von Adjutant Goltz und den Hauptpersonen, drängt mit seltsamer Geschwindigkeit hinan, haut eine zweite Verpalisadierung nieder, schwillt hinein — Wallis' Schildwachen werden gefangen oder vertrieben. Ein eigentümliches Feuer belebt die belagernde Mannschaft. Vier Grenadiere — ich glaube von dieser ersten Kolonne, der es schneller gelang, sicher vom Regimente Glasenapp — vier Grenadiere waren infolge Ausglitschens oder sonstiger Zufälle beim Ersteigen des Walles einige Schritte hinter ihre Kompanie zurückgefallen, und oben angekommen, nahmen sie eine falsche Richtung und schlugen sich rechts anstatt links. Rechts ist das erste, worauf sie trafen, ein Haufe noch zu den Waffen stehender Österreicher, zweiundfünfzig Mann, wie es sich zeigte, mit ihrem Hauptmann. Die vier Grenadiere stutzen ein wenig, fassen sich aber und stürmen heran: „Gebt ihr euch gefangen?" rufen sie mit Strenge, wie wenn ganz Preußen hinter ihnen stände. Die zweiundfünfzig, in der Dunkelheit, in der Gefahr und dem Alarm, antworten „Ja". — „So streckt die Waffen!" Drei von den Grenadieren stellen sich unterdessen vor sie; der vierte läuft fort, um mehr Hilfe zu suchen, und bringt diese glücklicherweise, ehe die Komödie für seine Kameraden tragisch geworden ist. „Die vier Grenadiere muß ich kennenlernen", schreibt Friedrich, als er es erfuhr; und er belohnte sie mit Geschenk, mit Beförderung zu Feldwebeln (zum Fähnrich einen) oder wozu sie sonst taugten. Glasenappsche Grenadiere: das sind die Leute, die Friedrich eines denkwürdigen Morgens unter seinem Fenster den Eid schwören hörte, als er in Tränen ausbrach! Um halb eins sind die Wälle auf allen Seiten unser.

Die Stadttore können gegen Axt und Sprengbomben wenig Widerstand leisten. Ein Loch ist bald in das Stadttor gehauen, wo sich Leopold befindet; und der tapfere Wallis, der sich mit seinem Artilleriegeneral und allem, was sie zusammenraffen konnten, dahinter aufgestellt hat, feuert durch die Öffnung, tötet vier Leute; dann wird aber (auf Kommando, und nicht früher) auf ihn gefeuert, und er ist gezwungen zurückzuweichen mit seinem tödlich verwundeten Artilleriegeneral. Innerhalb der Stadt sucht er sich mit etwa 200 Mann aufs neue zu sammeln, und hier und da

versucht man vielleicht durch ein Hausfenster Feuer zu geben; aber es ist umsonst, nicht der mindeste Widerstand läßt sich leisten. Der arme Wallis wird rasch zurückgedrängt, auf den Markt, in die Hauptwache, und streckt da die Waffen: „Glogau ist euer, ihr Herren, und wir sind Kriegsgefangene!" Die Turnuhr hatte noch nicht völlig eins geschlagen. Ein gutes Stück Werk ist in einer Stunde geleistet worden!

Glogau, wie in einem Traum oder halbwach und schüchtern hinter den Fenstergardinen hinausguckend, findet, daß es eine genommene Stadt sei. Glogau tröstet sich leicht, wie ich höre, oder ist sogar im allgemeinen froh, da die preußische Mannszucht so vollkommen und die Zufuhr von Lebensmitteln nun wieder offen ist. Es ward nicht geplündert, keine Gewalt verübt: keinem Bürger geschah ein Leides, auch nicht in Häusern, wo Soldaten aus den Fenstern zu schießen versucht hatten. Die preußischen Bataillone versammeln sich auf dem Markte, tun friedlich ihr Patrouillieren und ihre sonstigen Dienstgeschäfte und mischen sich in nichts anderes. Sie verloren an Getöteten zehn Mann, hatten an Toten und Verwundeten achtundvierzig, die Österreicher einige mehr[1]. Wallis hatte auf Parole freigelassen werden sollen; ward es aber nicht — zur Vergeltung für einige von General Browne inzwischen verübte Gewaltsamkeiten (er hatte zwei schlesische Edelleute, die in Verdacht standen, preußisch gesinnt zu sein, aufgreifen und in Brünn drüben über dem Gebirge einsperren lassen) — und Wallis mußte, bis dies ausgeglichen war, nach Berlin gehen. Die übrigen Gefangenen wurden nach der Küstrin-Stettiner Gegend gebracht, „und viele von ihnen traten in preußische Dienste".

Das ist die Erstürmung von Glogau: eine glänzende Tat jener Tage, von der großes Gerede in den Zeitungen und bei all den damaligen fieberischen Nationen war, wiewohl sie jetzt wieder verblaßt ist, wie das mit Heldentaten so geschieht. Ihre Wichtigkeit zur Zeit, ihr Nutzen für Friedrichs Angelegenheiten war unleugbar; und sie erfüllte Friedrich mit höchster Genugtuung und mit überströmender Bewunderung. Sie geschah am 9. März 1741, in einer Stunde, der allerfrühesten des Tages.

Goltz eilte mit der Neuigkeit nach Schweidnitz zurück; kam daselbst gegen Abend um 5 Uhr an und ward natürlich mit offenen Armen empfangen. Friedrich marschierte am folgenden Morgen in eigener Person aus, um Viktoria schießen zu lassen — an Leopold erging ein königliches Handschreiben, das durch alle Zeitungen flammte und noch in unzähligen Büchern zu lesen ist. Es kann hier wegbleiben. Wir bemerken nur, wie pünktlich der König ist, mit Geld ebenso wie mit Lob zu belohnen, und nicht nur die Hohen, sondern auch die Niederen, die es verdient hatten: dem Prinzen Leopold schenkte er 20 000 Gulden, jedem Gemeinen, der bei dem Sturm gewesen, einen Gulden und jedem von denen, die sich ausgezeichnet hatten,

[1] Orlich I. 75, 78; Heldengeschichte I. 829; in einigen geringfügigen Punkten sehr voneinander abweichend.

vier bis zehn Dukaten. Den alten Zeitungsschreibern und ihren Lesern in alle Welt ist diese Eroberung von Glogau ein sehr strahlendes Ereignis, das wie ein plötzliches elektrisches Licht über die Menschheit in ihrer ungewissen Stockung und Spannung ausbricht. Friedrich selber schreibt an den Alten Dessauer darüber:

„Je mehr ich der Sache von Glogau nachdenke, je importanter finde ich solchen Coup. — Prinz Leopold hat wohl die schönste Aktion getan, die in diesem Säculo geschehen ist, welche sowohl wegen ihrer Kühnheit, guter Disposition und Ausführung, als auch bei jetzigen Umständen für mich in dieser Sache fast den ganzen Ausschlag gibt. — Ew. Liebden gratuliere gewiß von Herzen, einen so braven Prinzen zu haben [1]."

Und in der Tat ist es ein vollkommenes Beispiel preußischer Zucht und militärischer Eigenschaften jeder Art, desgleichen man nicht leicht anderswo finden kann. Äußerst korrekt, überall mit der Vollendung und Genauigkeit der Mathematik auftretend, und dabei mit einem solchen Gehalt kriegerischen Feuers in sich, das nicht nur bereit ist, hervorzuflammen (wovon es auch anderswo Beispiele gibt), sondern auch imstande, sich innen zurückzuhalten und schweigend bereitzuliegen — was viel seltener und beim Kriegführen sehr wesentlich ist. Ist wohl ein wenig dem Alten Dessauer, nicht bloß dem jungen, zu verdanken. Friedrich Wilhelm ist verstummt; aber sein schweres Arbeiten und sein militärisches und sonstiges Drillen der preußischen Menschheit sprechen noch mit vernehmbarer Stimme.

Etwa drei Wochen nach diesem Vorgang zu Glogau tut Leopold, der Alte Dessauer, drüben in Brandenburg etwas anderes, das von Belang für Friedrich ist und viel Gerede in der Welt macht. Er erscheint nämlich mit einer völlig gerüsteten Heeresmacht von 36 000 Mann Reiterei, Fußvolk und Artillerie und bezieht zu dieser frühen Jahreszeit ein Lager an einem Ort namens Göttin, nicht weit von Magdeburg, gleich bequem gegenüber Sachsen und Hannover gelegen, und bleibt daselbst kampiert — „bloß Musterungen halber". Die Leser können sich vorstellen, was für Staunen es Kursachsen und dem britischen Georg verursachte und wie es ihrem russischen Teilungstraum den Atem wegnahm und sie zum Bewußtsein der schrecklichen Wirklichkeit erweckte! — Können nun mit kürzestem Prozeß zerstückelt und selber geteilt werden! Es war am 2. April, als Leopold mit der ersten Abteilung der 36 000 seine Fahne bei Göttin aufpflanzte. Ohne Zweifel war es das „scheußliche Projekt", das ihn zu so früher Jahreszeit zu einem Leben in Zelten herausgebracht hatte, und niemand konnte damals erraten, warum. Er paradierte hier stetig den ganzen Sommer hindurch und hielt seine 36 000 in guter Übung, da sonst nichts von ihm verlangt wurde.

Das Lager zu Göttin flammte in jenem Jahr gewaltig durch die zaghaften Vorstellungen der Menschheit, und die Zeitungen enthalten viele

[1] Datum: 12. und 13. März 1741 (Orlich I. 77).

Details darüber. Und außer dem wichtigen allgemeinen Faktum ist noch ein kleiner Punkt besonderer Meldung wert: nämlich, daß der alte Feldmarschall Katte (Vater des armen Leutnants Katte, den wir kennen) mit dabei war und sich vielleicht sogar seinen Tod da holte; „Oberbefehlshaber der Kavallerie hier", solche Ehre wird ihm; aber er starb auf seinem Posten nach ein paar Monaten, „zu Rekahn, den 31. Mai" [1]; der arme alte Herr, der vielleicht den Strapazen des Lebens im Felde zu so früher Jahreszeit nicht gewachsen war.

### Friedrich rückt mit einigem Pomp ins Feld, geht in das Gebirge — kommt aber schnell zurück.

In Glogau geschah gleich am Tage nach der Eroberung die Huldigung; tags darauf marschierten die überflüssigen Regimenter ab, und es fehlt nicht an kräftiger Tätigkeit, die Dinge auf ihren neuen Fuß einzurichten. General Kalkstein (Friedrichs alter Lehrer, den die Leser wieder vergessen haben) wird zum Gouverneur von Glogau ernannt, einem Ehrenamt, das, außer in dringenden Fällen, durch Stellvertreter versehen werden kann. Der Ort soll durchaus neu befestigt werden — mit dieser wichtigen Sache betraut man den Ingenieur Wallrave, einen hartköpfigen, schwerleibigen holländischen Offizier, der schon längst wegen seiner Vortrefflichkeit in diesem Fache dem preußischen Dienst gewonnen war und der jetzt und später eine Menge vortrefflicher Kriegsbauarbeiten für Friedrich ausführte, sich selbst aber (da er zugleich von tiefem Magen und allzu liederlichem Wandel war) zuletzt ein tragisches Schicksal bereitete, wie sich zeigen wird, wenn wir Muße haben.

Nach sieben oder acht Tagen begab sich Prinz Leopold, nachdem er die Glogauer Geschäfte geordnet hatte und mit den neuen Einleitungen daselbst fertig war, zu dem Könige nach Schweidnitz. Steht, wie natürlich, in höchster Gunst. Kalkstein soll der Belagerung von Neiße vorstehen; man hofft, daß das Wetter für diese Operation bald, wenn nicht günstig, doch erträglich sein werde. Was an überflüssiger Mannschaft in Glogau gewesen, war, wie wir bemerkten, sogleich abmarschiert und wird nun nach Bedürfnis neu verteilt. Er wird viel gewechselt, Posten verstärkt, Posten aufgegeben: was der Leser sich alles selber denken soll — bis auf zwei Punkte, die erinnernswert sind: erstens, daß Kalkstein mit ungefähr 12000 Mann in Grottkau, fünf Meilen nördlich von Neiße, Posto faßt, bereit, vorzurücken und die Laufgräben zu öffnen, wenn es verlangt wird; und zweitens, daß Holstein-Beck zu Frankenstein (Hauptort jenes Scharmützels von Baumgarten), etwa sieben Meilen nordwestlich von Neiße, postiert wird und an 8000 oder 10000 Mann zu Roß und zu Fuß in der Umgegend zerstreut liegen hat — die bei einer bevorstehenden Gelegenheit sehr begehrt und nicht zu haben sein werden.

[1] Militärlexikon II. 254.

Friedrich hat den Jablunkapaß aufgegeben, die Jablunkatruppen und entfernteren Posten hereinberufen, in dem Wunsche, sich zu konzentrieren, ehe der Feind zu nahe kommt. Das ist des Königs Ansicht, und sicherlich eine vernünftige, denn die preußische Armee bedeckt, wie ich auf der Landkarte messe, einen Flächenraum von über achtzig Geviertmeilen, wenn man erst mit Breslau anfängt und Glogau ausläßt. Schwerin ist anderer Meinung, aber ohne guten Grund. Beide kommen überein, daß „die österreichische Armee nicht ins Feld rücken kann, bis das Futter komme", bis das frische Gras aufschieße zum Gebrauch ihrer Kavallerie. Das ist die billige Voraussetzung; doch darin irren sich beide, und zwar Schwerin am gefährlichsten. — Mittlerweile lassen sich die Pandurenschwärme häufiger und stürmischer verspüren, und sie scheinen mehr östlich zu hausen und gar nicht mehr aus dem Glatzischen zu kommen. Sind das vielleicht symptomatische Umstände? Die schlimmste Wirkung dieser vorläufigen Pandurenwolken ist die, daß deine Kundschafter nicht unter ihnen bestehen können; sie hindern das Rekognoszieren und halten den Feind vor dir verschleiert. Von diesem mißlichen Übelstand machte Friedrich von Anfang bis zu Ende reichliche Erfahrung! Diese erste Berührung mit den Panduren ist nur ein bloßer Vorgeschmack von dem, was sie im Verschleiern leisten können.

Hinter dem Gebirge ist dergestalt alles leeres Dunkel für Friedrich und Schwerin. Sie wissen bloß, daß Neipperg ein Heer zu Olmütz sammelt, und berechnen, daß er noch viele Wochen damit zubringen müsse — während die wirklichen Tatsachen diese sind: Neipperg, „der in Olmütz am 10. März ankam", am selben Tage, da Glogau huldigte, hat mit Vorgesetzten und Untergebenen die Rüstungen in wütender Eile betrieben. Er hat — ich glaube in Steinberg, seinem nächsten Posten herwärts, etwa vier Meilen diesseits Olmütz — einen Kriegsrat gehalten, „bei dem sämtliche Generäle und sogar Lentulus von Glatz zugegen waren", der Tag ist nicht angegeben. Dort wurde einstimmig beschlossen, sofort zu marschieren und Neiße zu retten, da Glogau nun einmal verloren sei! — und in Summa, Neipperg hat sich demgemäß am 26., „trotz des wütenden Schnees, der ihm in das Gesicht blies", auf den Weg gemacht und klettert seitdem (30 000 Mann stark, sagt das Gerücht, aber davon sind vielleicht 10 000 bloße Panduren) unermüdlich die Berge hinan, mühsam mit seinen schweren Kanonen und Munitionswagen voran rasselnd, „mit den steilen, beschneiten, beeisten Wegen kämpfend" — entschlossen, Neiße zu retten. Dies ist die Tatsache, die Friedrich und Schwerin total unbekannt ist, so daß sie sehr erstaunt sein werden, wenn sie sich ihnen zur unrechten Zeit offenbaren wird.

S c h w e i d n i t z, d e n 27. M ä r z. An diesem Tage verließ Friedrich mit ansehnlichem Apparat, Pomp und glänzendem Aufzug, sehr verschieden von seinem späteren Brauch in solchen Fällen, Schweidnitz und seine Al-

garottis; eröffnete auf diese Weise feierlich den Feldzug und fuhr nach Ottmachau, wo er morgen zu tun hat.

Die Belagerung von Neiße soll nun alsbald beginnen; die Laufgräben sollen am 4. April eröffnet werden. Friedrich ist noch immer der Meinung, daß seine Posten zu weit auseinander liegen; daß namentlich Schwerin, der zwischen den Bergen im Jägerndorfer Land zerstreut ist, herabkommen und eine nähere Stellung zur Deckung der Belagerung einnehmen sollte[1]. Schwerin antwortet: wenn der König ihm eine Verstärkung von acht Schwadronen und neun Bataillonen (etwa 1200 zu Roß, 9000 zu Fuß) zukommen ließe, wolle er sich da, wo er ist, behaupten, und es solle kein Feind über die Berge herüberkommen. Das ist Schwerins Ansicht, der sich doch sicherlich darauf verstehen sollte. Friedrich willigt ein, will selber die Verstärkung Schwerin zuführen und sich mit eigenen Augen den Stand der Dinge da oben ansehen. Friedrich marschiert demgemäß am 29. März aus Ottmachau — Kalkstein, Holstein-Beck und andere sollen sich inzwischen vor Neiße sammeln; die Laufgräben sollen in sechs Tagen fertig sein — und ersteigt so diese Gebirge und sieht das Jägerndorfer Land zum erstenmal.

Herrliche blaue Hügelwelt; Bergzüge türmen sich über Bergzüge hinter der neißischen Gegend, fruchtbare Täler in sich schließend, mit grausen Burgen und geschäftigen Städtchen, die sich zeigen, je mehr wir vorrücken — das ist das Jägerndorfer Land, das Onkel Georg von Ansbach vor Hunderten von Jahren mit seinem Gelde kaufte, und das wir nun als sein Erbe ergreifen wollen! Friedrich, glaube ich, denkt wenig an das alles und erinnert sich Onkel Georgs gar nicht. Aber die Tatsachen sind doch so, und das Land, betrachtet oder nicht, ist gar blau und schön, wenn die Frühlingssonne darauf scheint oder wenn die plötzlichen Frühlingsstürme sich auf den Gipfeln wild zusammenziehen, als wollten sie für immer da hausen, aber sogleich wieder verschwinden und nur einen Schneepuder zurücklassen.

Er traf Schwerin in Neustadt, halbwegs von Jägerndorf, wohin sie sich am folgenden Tag begaben. „Was für Nachricht vom Feind?" war Friedrichs erste Frage. Schwerin hat gar keine Nachricht; nur daß der Feind sehr fern sei, in langen dünnen Zügen sich von Olmütz westwärts verbreite. „Ich habe einen Kundschafter ausgeschickt," sagte Schwerin, „aber er ist noch nicht zurückgekehrt" — und wird es auch nie, hätte er hinzufügen können. Wenn fleißige Leser nun ihre Karte zur Hand nehmen und von Tag zu Tag aufmerken wollen — hier hat ein unüberwindlicher Vorgänger das Nachfolgende zu menschlicher Verständlichkeit und in Tagebuchform für sie bewältigt. Leser von müßigerer Art können es überhüpfen; aber dies wirre Getümmel von Märschen endet in einem Ereignis, das alle werden beachten müssen.

[1] Oeuvres de Frédéric II. 70.

„Jägerndorf, den 2. April 1741. Dies ist der Tag, da der Alte Dessauer mit seinen ersten Brigaden im Lager zu Göttin erscheint. Friedrich ist zufrieden mit dem, was er von Jägerndorfer Dingen gesehen hat, und beabsichtigt, nach Neiße zurückzukehren, um allda am vierten zu beginnen. Er erteilt seine letzten Befehle und ist im Begriff, abzureisen, als — sieben österreichische Überläufer, ‚Liechtensteinsche Dragoner' hereinkommen und berichten, daß Neippergs Armee nur wenige Stunden entfernt sei! Und kaum hatten sie ausgeredet, als Flinten- und Kanonenschüsse vor unseren Vorposten von jener Seite her sich vernehmen ließen, andeutend, daß Neippergs Armee selber da sei. Selten in seinem Leben ist Friedrich in einer mißlicheren Lage gewesen. In Jägerndorf, einer offenen Stadt, befinden sich nur drei- oder viertausend Mann, ‚mit drei Feldstücken und Pulver zu vierzig Ladungen'. Glücklicherweise war dies nur der Pandurenvortrab von Neippergs Armee, umherschwärmend, um zu rekognoszieren, und nicht schwer zu schlagen; die Armee selber, macht man aus, ist in Freudenthal, drei Meilen gen Westen oder Südwesten; marschiert auf Neiße, vermutet man, auf der anderen oder westlichen Straße, der näheren an Glatz und den dort liegenden österreichischen Völkern.

Hätte Neipperg gewußt, was in Jägerndorf ist —! Aber er weiß es nicht. Er marschiert am folgenden Tag auf seine übliche langsame Weise voran; weite Wolken von Panduren begleiten ihn und gehen ihm voraus; plänkeln nach allen Orten hin" (nach Jägerndorf z. B., obschon es drei Meilen von ihrem Weg abliegt), „um zu entdecken, ob da Preußen seien. Man kann sich denken, daß Friedrich und Schwerin froh waren, als der gewaltige Alarm nichts nach sich zog! ‚Der Berg', wie Friedrich sagt, ‚gebar eine Maus' — ja, es war sogar ‚eine Maus' von wesentlichem, lebendigem Nutzen für Friedrich und Schwerin, eine Warnung, daß sie auf der Stelle Mannschaft und Habe sammeln und aus dieser Gegend hinweg eiligst gen Neiße müssen. Jetzt nicht in der Hoffnung, Neiße zu belagern — weit entfernt davon — sondern ihre weitzerstreuten Posten dort herum zusammenzubringen und der Vernichtung im einzelnen zu entgehen!

4. April. Hauptquartier Neustadt. Kraft heftiger Anstrengung, unter Aufopferung von nur einigen entfernten geringen Magazinen, ist alles innerhalb zweier Tage in Jägerndorf versammelt, und an diesem Tage marschieren sie; der König und Vortrab erreichen Neustadt, fünf Meilen vorwärts, noch etwa vier Meilen von Neiße. In Neustadt sammeln sich alle Posten der Umgegend und marschieren am folgenden Tag mit dem Könige weiter. Von Neipperg haben sie, außer durch flüchtige Berührung mit Pandurenwolken, nichts gesehen: sein Weg läuft ziemlich parallel dem ihrigen und geht etwa drei Meilen links, in der Glatzer Richtung, durch Zuckmantel und Ziegenhals gerade auf Neiße[1]. Neippergs Leute sind müde von dem langen Steigen aus Mähren herauf, und er bewegt sich auf Neiße als dem ersten Zielpunkt zu, indem er sich mit der Linken auf Glatz und Lentulus stützt. Zahlreiche Befehle sind aus den königlichen Quartieren in Jägerndorf und hier in Neustadt abgesandt worden; Befehl namentlich an Holstein-Beck zu Frankenstein und an Kalkstein zu Grottkau, daß sie sich erst miteinander vereinigen und dann die Neiße überschreiten und mit dem Könige zusammentreffen sollen — zu welchem Ende bereits eine Brücke für sie geschlagen ist oder rechtzeitig geschlagen wird.

5. April. Hauptquartier Steinau. Steinau ist ein kleines Städtchen, vier Meilen östlich von Neiße, auf der Straße nach Kosel" (einem befestigten Platz an der Oder, ungefähr acht Meilen weiter östlich). „Hier nimmt Friedrich mit dem Hauptkörper der Armee sein Quartier, während die Nachhut noch in Neustadt steht. Hilfsbrücken sind oder werden eben geschlagen, zu Sorgau" (dritthalb Meilen nördlich

[1] Zuckmantel ist ein dortzulande mehr als einmal vorkommender Ortsname; kommt, sagt mein Dryasdust ohne den Mund zu verziehen, vom Straßenraub her, da die Räuber den Reisenden in der wilden Gebirgsgegend „am Mantel zuckten". (Zeiler, Beschreibung des Königreichs Boheim. Frankfurt 1650 Ein altes, wenig taugendes Buch, wie die übrigen Zeilerschen Bücher dieser Art.)

von uns, zu unserer Linken). „Über diese kommt Kalkstein mit seinen 10 000 pünktlich herüber, während andere Brigaden von der Koselschen Seite her ebenfalls pünktlich eintreffen, was ein großer Trost ist; aber von Holstein-Beck ist keine Spur da, und es erschien auch keine. Holstein, ‚den keiner der wiederholt gesandten Befehle erreichen konnte,' sagt Friedrich, ‚blieb getrost in seinem Quartier und sah den Feind rechts und links an sich vorüberziehen, ohne sich stören zu lassen[1]'. Der allzu sorglose Holstein!

Österreichische Deserteure sagen aus, daß General Neipperg heute mit seiner Armee in Neiße eingetroffen sei, und daß Lentulus mit den Glatzer Truppen, hauptsächlich Kavallerie, viele Tausende, sich ihm daselbst angeschlossen hätte. Wir dürften demnach schon heute nacht angegriffen werden, wenn sie rührig sind. Friedrich gibt Terrain und Plan für einen solchen Fall und ordnet an, wie und wo jeder seine Stellung einzunehmen habe. Es erfolgte kein Angriff; aber in dem armen Dorf Steinau, wo so viele Truppen sich aufhielten und Wagenknechte herumstolperten, bricht Feuer aus. Es brennt ab, ‚und es war noch ein Glück, daß man die Kanonen und Pulverwagen durch die engen in Flammen stehenden Gassen hindurchrettete'". Man denke sich das aus — und die armen schreienden Einwohner, die längst mit all ihrem Geschrei verstummt sind, kein Hauch ist von ihnen übrig. „Die Preußen biwakieren auf dem Felde, jeder auf der Stelle, die für ihn bezeichnet war. Die Nacht ist außerordentlich kalt."

In diesem armen Steinau war ein Schloß, das ebenfalls mit in den Flammen aufging und gewisse Mysterien von beinahe mythischer Natur dem deutschen Publikum enthüllte. Es war das Schloß einer Gräfin Callenberg, einer fürchterlichen alten Witwe von medeisch-messalinischem Gepräge, die „stets Pistolen bei sich trug" — Pistolen und in der letzten Zeit mit immer größerer Regelmäßigkeit eine Branntweinflasche — sie war schon eine ganze Generation hindurch viel im Munde der Leute gewesen. Herr Nüßler (die Leser erinnern sich des gewandten Nüßler) lernte sie einmal durch Geschäfte kennen, mit Mitleid, wenn auch mit Entsetzen. Vor einigen Wochen ließ sie der österreichische Kommandant von Neiße, weil sie in Korrespondenz mit preußischen Offizieren stehen solle, aus diesem Schlosse abholen: Bauern brachen ein, banden sie mit Stricken in dem Bette fest, in dem sie sich befand, setzten das Bett und sie auf einen Bauernwagen und überlieferten sie auf diese schmähliche Weise dem Kommandanten zu Neiße. Infolge dieses Abenteuers, der empfundenen Wut und der unsäglichen Dinge ist die arme Callenberg seitdem gestorben. Und nun ist das Schloß selber tot, und es ist zu Ende mit einem der menschlichen Staubwirbel, die zuweilen eine Zeitlang Lärm machen. Vielleicht kommt Nüßler dieses Weges wieder, wenn wir warten[2].

„6. April. Hauptquartier Friedland. Nach Friedland am 6. — und wir kommen nicht, wie erwartet, am folgenden Morgen weg. Friedland liegt zwei Meilen die Neiße hinab, die gegenüber Steinau eine fast rechtwinklige Krümmung macht und von da gerade nördlich zur Oder fließt, die sie etwa dritthalb Meilen oberhalb Brieg erreicht. Beide, Steinau und Friedland, sind vom Fluß ziemlich weit entfernt. Westlich von Friedland, dem näheren der zwei, befindet sich in etwa drei Stunden Entfernung die Sorgauer Brücke, ein wichtiger Punkt. Dort gedenkt Friedrich, der sich nun ziemlich gesammelt hat und zum Handeln stark genug ist, morgen die Neiße zu überschreiten, in der Hoffnung, mit Holstein-Beck zusammenzutreffen und ihn heranzuziehen. Auf jeden Fall will er zwischen die Österreicher und Ohlau kommen, wo sein schweres Geschütz und seine Munition sich befindet, von anderem Unentbehrlichen gar nicht zu reden. Das Eigentümliche bei Neipperg ist zu dieser Zeit, daß die Fläche, die er einnimmt, in keinem Verhältnis steht zu der Fläche, die er wirklich beherrscht. Seine regelmäßige Reiterei wird für die beste in der Welt gehalten, und an Panduren, die im großen und ganzen von nichts (d. h. vom Raub) leben, ist sein Vorrat grenzen-

[1] Oeuvres de Frédéric II. 70.
[2] Büsching, Beiträge II. 273 ff.

los. Er sitzt hier wie ein vulkanisches Becken, nicht wie ein gewöhnliches Feuer von der und der Stärke und Brennkraft, und schleudert seine Asche nach allen Seiten hin, viele Meilen weit.

F r e i t a g, 7. A p r i l, F r i e d l a n d (noch immer Hauptquartier). Unglücklicherweise läßt sich kein Übergang in Sorgau bewerkstelligen. Der die Brücke deckende Offizier hält diese zwar noch, sah sich aber gezwungen, ihr jenseitiges Ende abzubrechen, da ‚Lentulus und seine Dragoner, mehrere tausend Mann stark' (so wird berichtet, dort Posto gefaßt haben. Friedrich befiehlt, die Brücke wiederherzustellen und sie mit Feldstücken zu verteidigen; Prinz Leopold soll hinüber und die Straße reinigen. Der ganze Freitag ging, während Friedrich in Friedland wartete, über diesen Details hin. Leopold marschierte in gehöriger Stärke nach Sorgau, er selber mit Kavallerie voraus; Leopold stürmte hinüber und drang jenseits angreifend und plänkelnd eine Weile vor; mußte aber, da er sah, daß es wirklich Lentulus und Dragoner ohne Zahl seien, Bericht davon senden und sich sodann, auf erhaltene neue Order vom König, wieder herüberziehen. Was nun anfangen? Da ist kein Übergang möglich. Friedrich beschließt, flußabwärts zu gehen; er selber will nach Löwen, ungefähr vier Meilen weiter unten, wo eine Brücke ist und eine darüber führende Heerstraße; Prinz Leopold soll mit den schweren Abteilungen und dem Gepäck nach dem eine oder zwei Stunden näheren Michelau, um dort seine Pontons aufzustellen und den Fluß zu überschreiten. Was mit Erfolg geschah. Und so,

S a m s t a g, d e n 1. A p r i l, treffen der König und Leopold mit großer Pünktlichkeit in Michelau zusammen, nachdem sie beide glücklich über die Neiße gekommen sind. Leopold war hier um die Mittagszeit auf Pontons herübergelangt, und gerade als er damit fertig wurde, traf des Königs Kolonne ein, die den Fluß in Löwen überschritten hatte und auf dem linken Ufer wieder heraufmarschiert war. Der König, sehr zufrieden mit Leopolds Verhalten, ernennt ihn auf der Stelle zum General der Infanterie, eine Rangstufe höher. Die Blockade von Brieg wird natürlich aufgehoben; die davorliegende Mannschaft schloß sich dem König heute früh, als er des Weges zog, an. Von Holstein-Beck kein Wort — auch an ihn keins, wenn wir es wüßten.

Neipperg hat Neiße wieder verlassen, wandelt aber zwischen Wolken von Panduren; nichts als Ungewißheit herrscht über Neippergs Bewegungen. Mit gehöriger Rührigkeit und Umsicht zu Werke gehend, hätte Neipperg hier einen Streich gegen uns führen können; er könnte es noch. Aber er geht gemächlich zu Werke und marschiert, seitdem er Neiße wieder verlassen hat, kaum eine Meile am Tage. Von Michelau wendet sich Friedrich seinerseits südwestlich, um sich nach Holstein und anderen Anliegenheiten umzutun, marschiert auf Grottkau und will den Abend nicht viel weiter. Schneegestöber im Gesicht, vor sich nichts erkennbar, so trampt die preußische Kolonne dahin[1]. In Leipa, einem kleinen seitwärts von der Straße gelegenen Dorfe, kurz vor Grottkau, hatte unsere Husarenvorhut österreichische Husaren angetroffen, hatte vierzig von ihnen gefangengenommen und durch sie erfahren, daß die österreichische Armee in Grottkau sei, daß sie vor einer halben Stunde Grottkau genommen habe und sich dort befinde! Ein armer Leutnant Mützschefahl (den Friedrich, wenn mir recht ist, in Rheinsberg gekannt hatte) lag in Grottkau, ‚mit sechzig Rekruten und Deserteuren'", sagt Friedrich, und mit mehreren hundert „Weißkitteln (Schanzarbeitern für die Gräben, die nunmehr n i c h t eröffnet werden) — Mützschefahl wehrte sich tapfer, mußte aber nach dreistündigem Widerstand nachgeben; und es gibt nun nichts mehr für uns in Grottkau. ‚Halt also!' Neipperg geht offenbar auf Ohlau, auf Breslau los, wennschon auf so langsame Weise. Es geziemt uns daher, ihm, wenn menschenmöglich, zuvorzukommen: rechtsum also, ohne Verzug! Die Preußen passieren abermals durch Lippe (sehr zur Verwunderung der schlichten Leute da), gelangen etwa dritthalb Meilen vorwärts auf dem Wege nach Ohlau und bleiben die Nacht in den Dörfern, die sie

[1] Oeuvres de Frédéric II. 156.

da antreffen, des Königs Korps in zwei Dörfern, die er ‚Pogrel und Alsen' nennt" — die noch auf der Karte als „Pogarell und Alzenau" auf der Straße von Löwen nach Ohlau zu finden sind.

Dies ist das Ende jenes Marsches in das Gebirge, der unternommen wurde, als die Belagerung von Neiße siegreich in Aussicht stand; und dies ist des Königs Quartier in der winterlichen Frühlingsnacht, Samstag, den 8. April 1741, und es läßt sich annehmen, daß ihm dort mehr Sorge als Schlaf zuteil ward. Selten in seinem Leben hat sich Friedrich in einer kritischeren Lage befunden, und er weiß es recht gut, besser als irgend jemand. Und könnte sich Vorwürfe darüber machen — wenn dies unter gegenwärtigen Umständen im mindesten fruchtete. Hier sind zwei Briefe, die er in jener Nacht schrieb, eine grause Welt von Gedanken verschleiernd, wie man sieht; jedoch einen entschlossenen Sinn andeutend. Jordan, Prinz August Wilhelm, mutmaßlicher Thronfolger, und andere feine Individuen, die kürzlich in dem Schweidnitzer Zirkel glänzten, sind in Breslau, sicher geschützt gegen diese schlimme Konjunktur; Maupertuis war nicht so glücklich, mit ihnen gegangen zu sein.

Der König an Prinz August Wilhelm (in Breslau).

„Pogarell, den 8. April 1741.

Mein teuerster Bruder. — Der Feind ist eben in Schlesien eingerückt; wir stehen nur eine Viertelmeile auseinander. Der morgige Tag muß also unser Los entscheiden.

Sollte ich sterben, so vergessen Sie einen Bruder nicht, der Sie allezeit zärtlich liebte. Ich empfehle Ihnen sterbend meine geliebte Mutter, meine Dienerschaft und mein erstes Bataillon" (Leibgarde zu Fuß, gebildet aus dem alten Ruppiner Regiment und den aufgelösten Riesen, ausgewählte Leute, der Stern aller Bataillone)[1]. „Eichel und Schuhmacher" (zwei der drei Geheimschreiber) „sind von meinen sämtlichen testamentlichen Wünschen unterrichtet. Gedenken Ew. Liebden stets meiner; aber trösten Sie sich über meinen Tod; der Ruhm der preußischen Waffen und die Ehre des Hauses haben mich zum Handeln bewegt und werden mich bis zum Tode leiten. Ew. Liebden sind mein einziger Erbe: sterbend empfehle ich Ihnen diejenigen, so ich im Leben am liebsten gehabt: Keyserlingk, Jordan, Wartensleben, Hacke, der ein sehr redlicher Mann ist, Fredersdorf" (Faktotum) „und Eichel, in den Sie volles Vertrauen setzen können. Ich vermache 8000 Kronen, die ich bei mir habe, meiner Dienerschaft; aber alles, was ich anderweit besitze, hängt von Ew. Liebden ab. Jedem meiner Geschwister machen Sie ein Geschenk in meinem Namen; tausend Grüße (amitiés et compliments) an meine Schwester von Bayreuth. Ew. Liebden kennen meine Gedanken in betreff meiner Geschwister, und Sie kennen besser, als ich es sagen könnte, die zärtliche Liebe und die Gefühle unverletzbarer Freundschaft, mit welchen ich ewig bin,

teuerster Bruder,

Ew. Liebden treuer Bruder und Diener bis in den Tod,

Fédéric[2]."

[1] S. Preuß I. 144, IV. 309; Nicolai, Beschreibung von Berlin III. 1252.

[2] Oeuvres de Frédéric XXVI. 85. Verzeichnis von Friedrichs testamentarischen Anordnungen in Anm. das. — sechs im ganzen außer der gegenwärtigen.

Der König an Monsieur Jordan (in Breslau).

„Pogarell, den 8. April 1741.

Mein lieber Jordan. — Wir werden morgen schlagen. Du kennst die Ungewißheit des Krieges, der das Leben der Könige nicht mehr respektiert als das der Privatleute. Ich weiß nicht, was mir zustoßen wird.

Sollte es aus mit mir sein, so gedenke eines Freundes, der Dich allezeit zärtlich geliebt hat; verlängert der Himmel meine Tage, so werde ich Dir übermorgen schreiben, und Du wirst von unserem Siege hören. Adieu, lieber Freund; ich werde Dich lieben bis in den Tod. —

Fédéric [1].“

Der König, entdecken wir zufällig irgendwo, „hatte jene Nacht keinen Schlaf“ und auch „keinen in der folgenden Nacht“ — denn es steht eine solche Krisis bevor und ist noch nicht da.

[1] Oeuvres de Frédéric XVII. 98.

## Zehntes Kapitel / Schlacht bei Mollwitz

Morgen, Sonntag, kam es doch nicht zur Schlacht. Wildes Schneegestöber den ganzen Tag über ließ einen nicht zwanzig Schritt weit sehen, so daß man keine Wahl hatte, als stille zu liegen. Der König trifft alle seine Anordnungen, entwirft genau die Stellungen, die jedermann einzunehmen hat, bestimmt, wie die Armee in vier Kolonnen vorrücken soll, in Bereitschaft für Neipperg, wo er auch immer sein möge — jedenfalls auf Ohlau zu, dem sich Neipperg ohne Zweifel zuwendet. Diese schneeigen sechsunddreißig Stunden zu Pogarell waren vermutlich seit der Küstriner Zeit die bangsten in Friedrichs Leben.

Neipperg seinerseits marschiert an diesem Sonntag, dem 9. April, etliche Stunden weiter; die Preußen rasten in dem wilden Wetter unter Obdach. Neippergs Hauptquartier ist heute nacht in einem Dorfe namens Mollwitz. Da und in den umliegenden Dörfern, vornehmlich in Laugwitz und Grüningen, quartiert sich seine Armee ein — er ist nun wirklich zwischen uns und Ohlau — wenn wir das in dem Schneegestöber nur wüßten, oder wenn er es wüßte. Aber in dem Gewirr der Elemente weiß keiner etwas von dem anderen. Neipperg hat für morgen, Montag, den 10., einen Rasttag anberaumt — eine Anordnung, die, wie es sich zeigte, nicht ausgeführt werden konnte.

Friedrich hatte Boten nach Ohlau abgeschickt, mit der Ordre, daß die dortige Mannschaft zu ihm stoßen solle; die Boten wurden alle weggefangen. Eine gleiche Ordre war bereits einige Tage früher nach Brieg ergangen, und das blockierende Korps, mehrere tausend Mann stark, verließ Brieg, wie wir sahen, und bewerkstelligte seinen Anschluß an ihn. Den ganzen Tag über, an diesem Sonntag, dem 9., schneite und wehte es immerfort. Nichts kann mehr von Holstein-Beck erhofft werden. Nicht die mindeste Nachricht von irgendwoher; über Ohlau herrscht Ungewißheit, und das Schlimmste ist nur allzu wahrscheinlich: Was ist zu tun? Wir sind von unseren Magazinen abgeschnitten, haben nur noch für einen Tag Proviant.

„Hätte das Wetter angehalten", sagt ein österreichischer Berichterstatter, „so würde Se. Majestät seine Zeit übel passiert haben[1]."

Über die Schlacht von Mollwitz wie über alle Schlachten Friedrichs sind reichliche Berichte, neue und alte, von vollkommener Echtheit und wissenschaftlicher Genauigkeit vorhanden, so daß in militärischer Hinsicht dem Forscher die erforderliche Klarheit völlig erlangbar ist. Für persönliche und menschliche Details aber sind wir auf ein Allerlei von Quellen angewiesen, die fast alle, außer Nicolai, wenn er uns spärlich etwas gibt, von fraglicher Natur sind und, ohne unehrlich sein zu wollen, in das Mythische hineinspielen, infolgedessen also nur mit Vorsicht zu gebrauchen sind. Das Späteste und Namhafteste von dieser Art über Mollwitz ist die Schrift eines Doktor Fuchs, aus der wir, ungeachtet ihrer erstaunlichen Beschaffenheit, hie und da einen dienlichen Zug herauszulesen hoffen[2]. Man kann sie wohl als die vermutlich chaotischste Schrift bezeichnen, die je geschrieben worden ist; und an vielen Stellen ist sie (infolge unkorrigierten Druckes, grammatischer Fehler, Schreibfehler, Sinnesfehler, kurz, innerlicher Finsternis bei so lebendiger Laune) unverständlich wie Sanskrit geworden und wirklich ein scharfer Prüfstein für dein anderweitiges Wissen über den Gegenstand. Sie ließe sich vielleicht in diesem Sinne von militärischen Prüfungsbehörden in Preußen und anderswo benutzen, wenn sie sonst zu nichts nutze ist. Fuchsens eigene Beiträge, bloße Unwissenheit, Narrheit und Leichtgläubigkeit sind nicht der Auslegung wert; aber er hat, und zwar in der gleichen verworrenen Form, etliche kuriose Gemeindemanuskripte mit abgedruckt — namentlich eine „Geschichte" dieses Krieges, privat aufgezeichnet von dem damaligen Mollwitzer Schullehrer, einem guten, simplen, akkuraten alten Mitgeschöpf, durch dessen Augen zu blicken es sich hier und da verlohnt. Über Fuchs selbst meldet ein neuerer Reisender:

„Diese ‚Jubelfeierschrift' (die Jubelfeier selber, so stumpf war das Land, fand nicht statt) stammte von einem eifrigen, geräuschvollen, alten arzneikundigen Herrn dieser Gegend, Doktor Fuchs mit Namen, dessen Herz daran hing, mittels Subskription ein passendes nationales Denkmal auf dem Felde von Mollwitz zu errichten und so seine alte Laufbahn zu beschließen. Die Subskription fand keine Aufnahme in jenem April 1841 noch in den folgenden zwölf Monaten. Da griff der eifrige Doktor ungehalten in den eigenen Beutel, ließ eine hohe Spitzsäule mit passender Inschrift aus Granit hauen und aus den Strehlener Steinbrüchen herüberführen; versammelte das Land da herum auf dem Mollwitzer Feld und redete und plädierte leidenschaftlich: daß das Land wenigstens Hebel und Strick nebst der nötigen Zurichtung liefern und die Spitzsäule auf dem Fußgestell, das er hier dazu gebaut habe, aufrichten solle. Das

[1] Sammlung ungedruckter Nachrichten, so die Geschichte der Feldzüge der Preußen von 1740 bis 1779 erläutern, 5 Bde. (Dresden 1782—1785) I. 33. Vortreffliche Relationen, anspruchslos, kurz, kräftig (aus Privattagebüchern und dergleichen, viele davon auch in Seyfarth mitgeteilt); wohl des Lesens fleißiger Militärs wert und ehrenhaft charakteristisch für ihre preußischen Verfasser und für die Handelnden in ihnen.

[2] Jubelschrift zur Feier der Schlacht bei Mollwitz, 10. April 1741, von Dr. Medicinae Fuchs (Brieg, 10. April 1841).

Land hörte munter zu (denn der alte Doktor war ein populärer Mann, klug, wenn auch phantastisch); aber das Land war abermals stumpf in Sachen tätiger Förderung und wollte nicht einmal Hebel und Strick dazu liefern. Der alte Doktor mußte sich drein ergeben und seiner Wege gehen, ernsteren Geschäften nachfolgend. Das Vieh hat sein aus Geröll gemauertes Fußgestell stark untergraben und abgerieben; seine Spitzsäule liegt noch traurig horizontal, aber unbeschädigt da — und sollte wirklich einmal auf Gemeindekosten oder durch sonstige öffentliche Veranstaltung aufgestellt werden[1]!"

Aus dem alten Mollwitzer Schullehrer destillieren wir nun folgendes:

„Mollwitz, Sonntag, 9. April. Das Land ward seit zwei Tagen von neuem in Alarm gesetzt durch die neubefreite österreichische Besatzung von Brieg, die die umliegenden Dörfer anfiel und Rindvieh, Schafe, Korn, und was sie immer habhaft werden konnte, plünderte. Aber heute (Sonntag) bekamen wir die ganze österreichische Armee nach Mollwitz. Zuerst kamen 300 Husaren durch das Dorf nach Grüningen, wo sie sich einquartierten, und sprangen herüber und hinüber raubend und plündernd in die Häuser. Dem einen nahmen sie seine besten Pferde weg, dem anderen Leinenzeug, Kleider und anderes Hausgerät und Proviant. General Neuburg" (Neipperg) „hielt hier in Mollwitz mit der ganzen Armee vor dem Dorf, um Quartier zu nehmen. Jeder Bauer erhielt vier bis fünf Kompanien Einquartierung und ein Gärtner zwei oder dreihundert Kavallerie. Die Häuser waren voll mit Offizieren, die Gärten und die Felder voll Reiter und Bagage, und ringsumher sah man nichts als Feuer brennen; die Zäune wurden in einem Augenblick niedergerissen zu Feuerholz; das Heu, Stroh, Gerste und Haber wurden aufgezehrt und zunichte gemacht, und es wurde alles aus den Scheunen fortgeschleppt. Und da die ganze Armee nicht Platz bei uns fand, so quartierten sich 1100 Infanterie in Laugwitz ein; Bärzdorf bekam 400 Kavallerie, und heute wußte niemand, was daraus werden würde[2]."

Montag früh sind die Preußen beizeiten auf den Beinen; König Friedrich hat, wie oben bemerkt, während dieser zwei Nächte wenig oder gar nicht geschlafen, so voll Sorgen und Unruhe ist er. Heute früh ist alles ruhig, in fleckenloses Weiß geglättet; Pogarell und die Welt sind wie in ein Totenhemd gehüllt, fast zwei Fuß tiefer Schnee bedeckt den Boden. Die Luft ist hart und scharf; eine heiße Sonne wird möglicherweise um Mittagszeit scheinen. „Mit Tagesanbruch" sind wir alle rührig, versammeln uns, treten an — in vier Kolonnen; bereit, in dieser Einteilung in die Schlacht zu gehen oder zur Schlacht aufzumarschieren, wo immer der Feind sich zeige. Sämtliche Befehle wurden über Nacht, vor zwei Nächten bereits, erteilt; wurden auch sämtlich verstanden, und man weiß, daß sie rhadamanthisch sind. Bis herab auf den niedrigsten Pionier ist kein Mensch ungewiß über das, was er zu tun hat. Wüßten wir nur, wo der Feind steht, auf welcher Seite von uns, was er tut und was er vorhat!

Späher, Generaladjutanten sind auf Kundschaft aus; bisher umsonst. Ein junger Generaladjutant, Saldern, dessen Name uns wieder begegnen wird, ist nordwärts geritten, hat eine Strecke nördlich von Pogarell die Zügel angezogen; späht da mit seinem Fernrohr emsig umher — kann nichts wahrnehmen als eine Ebene von stillem Schnee mit zerstreuten Sträuchern und hie und da einem Baum, dem jämmerlichen Skelett einer Pappel, als glücklicherweise, eines österreichischen Dragoners wegen — doch

[1] Touristennotiz (Brieg 1858).
[1] Fuchs S. 6.

hören wir (in abgekürzter Form) des armen alten Schullehrers eigene Meldung von einer kleinen Sache:

„Ein österreichischer Dragoner vom Regiment Althan, gebürtig aus Kriesewitz in hiesiger Nähe, der bei Christoph Schönwitz einquartiert war, brauchte sehr notwendig frisches Weißzeug und hatte gestern nacht Schönwitzens Knecht Schölzke an seinen, nämlich des Dragoners, Vater in Kriesewitz abgeschickt, um solch Weißzeug zu verschaffen und zeitig damit zurückzukommen, bei Strafe — Schölzke und sein Herr wagen es nicht zu denken, bei was für Strafe. Schölzke mit dem Weißzeug von Kriesewitz heimstampfend, stampft in diesem Augenblick in Salderns Gesichtskreis hinein: ‚Woher, wohin?' fragt Saldern. ‚Weißt du, wo die Österreicher sind?' ‚Recht gut: in Mollwitz, wohin ich eben gehe!' Saldern führt ihn zum Könige — und dies war das erste Licht, das Se. Majestät über die Sache erhielt[1]." Dies oder etwas Ähnliches war es unstreitig. Saldern und „ein Bauer", heißt es in allen Meldungen davon.

Der König sagt zu diesem Bauer: „Du sollst heute mit mir reiten!" Und Schölzke, Ploschke nennen ihn andere — ein schwerfälliger, vernünftiger Zweifüßler, der jeden Schritt von Grund und Boden da praktisch kennt — begleitete, wie es scheint, den König den ganzen Morgen über und tat Dienste, die lange Jahre nachher noch erkennbar waren. „Denn allezeit," sagen die Bücher, „wenn der König hier Musterung hielt, erschien Ploschke unfehlbar auf dem Felde, und der König redete ihn an und machte ihm ein Geschenk."

Mit Tagesanbruch begann das Aufstellen und Anordnen. Die Pogareller Uhr ist fast zehn, als die letzte Schwadron oder Kompanie von Pogarell ausmarschiert, und die vier Kolonnen, peinlich korrekt, sind sämtlich unterwegs. Zwei auf jeder Seite der Ohlauer Heerstraße, stetig voranschreitend, Pioniere voraus, um etwaige Hindernisse wegzuräumen. Es gibt wenig Hindernisse; hie und da ein kleiner Graben (wo bei dem alles überdeckenden Schnee Ploschkes Rat gut zustatten kommen dürfte), keine Hecke, eine glatte weiße Fläche, nichts, was man auch nur eine Erhöhung nennen könnte, stundenweit voraus und ringsum. Mollwitz ist etwa drei Stunden nördlich von Pogarell, dazwischen liegen verstreut ein paar kleine Bruchstücke von Dörfern; eine Stunde vor Mollwitz haben wir Pampitz auf unserer Linken, das nächst beträchtliche Dorf, wenn überhaupt irgendeines davon beträchtlich genannt werden kann.

„All diese Dörfer", sagt mein Tourist, „sind nach einem Muster gebaut; eine Anhäufung staubiger Bauernhäuser mit ihren Ställen und Scheunen, sämtlich in zwei Reihen durcheinandergestellt; eine breite nachlässige Straße dazwischen, selten ausgebessert, nur von den Elementen gefegt. Gewöhnlich ist auf beiden Seiten nichts zu sehen als blinde Lehmmauern und rauhe hölzerne Tore; mitunter ein armes Wirtshaus, wo es wohl Bier gibt; nirgends ein Kramladen, nirgends ein Fleck gefegten Pflasters oder ein behaglicher Sammelplatz für Dorfleute von geselligem, plaudersamem Naturell: die Straße liegt schläfrig, unordentlich da, ist nur für Nützlichkeitszwecke gut. Mitten im Dorf stehen Kirche und Kirchhof, mit knorrigen Bäumen eingefaßt. Die Kirche ist oft größer, als man erwartet; der Kirchhof, überall mit hoher Stein- und Mörtelmauer eingefriedet, ist gewöhnlich der bedeutendste militärische Posten des Ortes. Mollwitz zeigt heutigentags hier und da etwas wohlhäbige Tünche; manche der Pächter oder Landwirte haben ein kultiviertes gedeihliches Aussehen. Der Glockenturm bietet eine angenehme Aussicht: die Dächer und Türme von Brieg sind gen Osten sichtbar; umliegende Dörfer: Laugwitz, Bärzdorf, Hermsdorf, deutlich dem forschenden Blicke;

[1] Fuchs S. 6, 7.

gen Westen und gen Süden erblickt man in der Ferne Spitzen des Gebirgslands. Vier Meilen westlich sind angenehme Hügel und dazwischen, wenn du scharf blickst, schattige Stadttürme, die, so versichert man dir, zu Strehlen gehören, einem Ort, der ebenfalls von Interesse in Friedrichs Geschichte ist. Der Mollwitzer Glockenturm selbst ist alt, aber nicht brüchig, und die große eiserne Uhr dröhnt schwer an deinem Ohr, schlägt vielleicht sogar allzu betäubend, während du die Topographie studierst. Pampitz sieht ebenfalls auf seine ungefegte Weise gedeihlich aus. Die Kirche ist — eines Zufalls wegen, von dem wir bald hören werden — größer und neuer; das Land ringsumher scheint mit einigem Fleiß, aber mit flachem Pfluge bearbeitet, der Dürre ausgesetzt. Es ist von sehr sandiger Beschaffenheit, des Schattens beraubt, schmerzlich kahl für ein englisches Auge." Das ist das weite Blachfeld, bedeckt mit zwei Fuß Schnee, wo nun eine große Handlung vor sich gehen soll.

Neipperg pflegt inzwischen an diesem weißen Rasttage bequem der Ruhe. Er will sich eben bei dem Dorfschulzen gelassen zu Tisch setzen, als eilig gemeldet wird, daß man auf den Türmen von Brieg schieße und Raketen steigen lasse: Was das zu bedeuten hat? Hat wohl nicht viel zu bedeuten. — Neipperg schickt eine Husarenpatrouille aus, um Erkundigung einzuholen, und setzt sich gelassen zu Tische. Es wird nicht lange währen, bis seine Husarenpatrouille zurückgaloppiert, schneller als sie ausritt, schneller und schwächer an Zahl — und es wird Neuigkeiten für Neipperg bei Tische geben! Es wäre wohl besser gewesen, wenn irgendein müßiger Kerl, einer eurer 20 000, von dem Kirchturm hier ausgeschaut hätte, obgleich es Rasttag war. —

Die Wahrheit ist, das Anrücken der Preußen geht mit peinlicher Genauigkeit, keineswegs rasch vor sich. Oberst Graf von Rothenburg — derselbe, von dem wir kürzlich in Paris als einem so argen Spieler reden hörten — ist nun hier in einer neuen Eigenschaft, führt behutsam die Dragonervorhut: recht behutsam, die vier Kolonnen hinter ihm her. Die österreichischen Husaren stießen kaum eine halbe Meile vor Mollwitz auf Rothenburg und zogen plötzlich die Zügel an. Rothenburg wirft sie und jagt sie — und findet, indem er vorrückt, die österreichische Armee in völliger Unwissenheit. Man ist der Meinung, daß, wäre Rothenburg vorangesprengt und hätte er rückwärts sagen lassen, man solle aufs rascheste nachdrängen, so wäre die österreichische Armee hier leicht in Stücke gehauen worden und hätte sich gar nicht zur Schlacht sammeln können. Aber Rothenburg hatte keine Befehle, ja er hatte Befehle, sich n i c h t auf Gefecht einzulassen — und auch Friedrich hatte bei dieser seiner ersten Schlacht noch nicht jene katzenartige oder löwenartige Geschwindigkeit gelernt, die er später zeigte. Weit entfernt davon! In der Tat ist diese peinliche Bedächtigkeit und langsame Exaktheit, wie auf einem Manöverfelde, wunderbar und merkwürdig bei dem ersten Versuch Friedrichs — die treue Lehrlingshand hängt noch strenge an den Regeln der alten Werkstatt. Zehn Jahre später, zwanzig Jahre später — hätte Friedrich da Neipperg in dieser Lage betroffen, es wäre bald um Neipperg geschehen gewesen! — Rothenburg trieb Husaren,

verschiedene hintereinanderfolgende Husarenscharen, zurück und hielt sich stetig dem Haupttreffen voraus, wie ihm befohlen war.

Als das Dorf Pampitz passiert und links hinter ihnen war, hielten die preußischen Kolonnen einige Augenblicke stille; lassen die Feldmusik aufspielen und entfalten sich in Linie. Es wird feierlich geschwenkt, rechts und links ausgedehnt, mit makelloser Präzision: wenn gehörig in Linie — in zwei Treffen, „jedes drei Mann hoch", die Treffen viele Schritte auseinander — soll auf Mollwitz vorgerückt werden, noch immer feierlich klingendes Spiel voran und mit fliegenden Fahnen. Das erfordert Zeit. Daß des Königs frugales Mittagsmahl von seinem Zelttisch bei Pampitz weggeschossen worden sei (wie Fuchs gehört haben will), ist offenbar mythisch und sogar unmöglich, denn die Österreicher haben noch stundenweit von ihm keine Kanonen und sind beflissen, selber gemütlich zu speisen und nicht auf anderer Leute Essen zu feuern.

Man denke sich Neippergs Gemütszustand, als, mitten im Essen in des Dorfschulzen Haus, die Husaren in gestrecktem Galopp herangesprengt kamen, rufend: „Der Feind! In vollem Marsch dort; Vortrab diesseits Pampitz; vierzig von uns getötet!" — Schnell dein Schlachtplan also? Wohin, wie, was? antworte, oder du bist verloren! Neipperg war unendlich betroffen, ließ Messer und Gabel fallen: „Man rufe Römer, den General der Kavallerie!" Römer tat das Unerläßliche: ein flinker und gefaßter Mann. Römers Schlachtplan ist hoffentlich bereit, sonst dürfte es schlimm mit Neipperg und ihm gehen. Aber, die Trommeln gerührt; jagt, ihr Adjutanten! Das erste ist, die Truppen zusammenzukriegen; und sie liegen stundenweit auseinander, noch in drei anderen Dörfern außer Mollwitz. Neippergs Trompeten schmettern, seine Adjutanten galoppieren; er hat seinen linken Flügel formiert, und die übrigen Glieder sind in einem Zustand schnellen Werdens, Reiter und Fußvolk aus Laugwitz, Bärzdorf, Grüningen strömen hinzu, ehe die Preußen sich völlig entfaltet haben und in Schußweite herangekommen sind. Römer, von Geburt ein Sachse und nach allen Aussagen ein vortrefflicher Kavalleriegeneral, befehligt diesen linken österreichischen Flügel; General Göldlein, ein Schweizer Veteran von Talent, steht an der Spitze der Infanterie auf dieser Seite. Neipperg selber wird, sobald er erst in Verfassung ist, den linken Flügel befehligen.

Neipperg formiert sich ebenfalls in zwei Treffen, wie die Preußen es sind, an jedem Flügel Reiterei, der orthodoxen militärischen Regel gemäß. Seine Front muß, wie ich annehme, wohl eine Stunde lang gewesen sein: ein träger Bach, nach dem anliegenden Dorf Laugwitz benannt, ist auf seiner Rechten, stagnierend, sumpfig, der Oder in dortiger Gegend träge zufließend — der verbesserte Landbau hat den Sumpfstreif heutzutage großenteils trockengelegt und ihn in grobe Wiesen verwandelt, ein angenehmer Kontrast zu dem trockenen Sandboden ringsum. Neip-

pergs rechte Flanke ist dadurch gedeckt. Seine linke stützt sich auf das Dorf Grüningen, eine halbe Stunde nordöstlich von Mollwitz — wollte sich eigentlich fast östlich auf Hermsdorf stützen, aber die Preußen haben dieses bereits besetzt. Die mehr und mehr nach Südwesten rückende Sonne (denn es ist nun Mittag vorüber) scheint Neipperg ins Gesicht und ist gegen ihn. Wie der Wind steht, wird nicht gemeldet — es wehte wohl kein Wind. Seine reguläre Kavallerie, 8600 Pferde, ist noch einmal so stark wie die preußische oder stärker, ihrer Vortrefflichkeit nicht zu gedenken; er hat dafür verhältnismäßig weniger Infanterie — die gesamte Macht auf jeder Seite beträgt kaum über 20 000, die Preußen sind um ein geringes in der Überzahl. An Feldstücken ist Neipperg sehr im Nachteil: die Preußen haben an sechzig, er nur achtzehn[1]. Und da sind nun die Preußen hart an unserem linken Flügel, noch nicht in Berührung mit unserem rechten — der freilich noch gar nicht existiert. Gott sei Dank, daß sie nicht kamen, ehe unsere Linke wirklich existierte, sondern — wie unsere Rechte (wüßten sie es) jetzt noch — im Werden war! —

Die Preußen, obschon fertig entwickelt, hatten ihre eigenen Schwierigkeiten und Hindernisse. Zwischen dem sumpfigen Laugwitzer Bach auf ihrer Linken und dem eine kleine Stunde entfernten Hermsdorf, an das ihr rechter Flügel sich anlehnen soll, findet sich nicht Raum genug[2]; und dann wieder ist wegen eines Fehlers Schulenburgs (unseres alten befreundeten Gamaschenhengsts, der die Kavallerie auf dem rechten Flügel hier kommandiert und nicht zeitig genug eintrifft) zuviel Raum. Nicht Raum genug für die ganze Infanterie, sagen wir; die letzten drei Bataillone des Vordertreffens, die drei auf der äußersten Rechten, schwenken daher und „bilden eine Flanke“, stellen sich nämlich quer auf, en potence (wie Militärs es nennen) oder im rechten Winkel zum Vordertreffen, an dem sie wie eine Art Deckel hängen — zwischen Schulenburg und jenem, wäre nur Schulenburg erst da. Auf diese Weise sind wenigstens die drei Bataillone angeschlossen; „sie decken das preußische Vordertreffen rechtwinklig, „wie ein Deckel“, sagt mein Gewährsmann — aber dieser Deckel erreicht das zweite Treffen noch lange nicht. Diese zufällige Anordnung hatte namhafte Wirkungen auf dem rechten Flügel. Der unglückliche Schulenburg kam endlich an — hatte er sich etwa in der Entfernung verrechnet? Erst auf dem Felde angekommen, wird er finden, daß er doch nicht bis an Hermsdorf heranreicht und daß nun zuviel Raum da ist! Wieviel Schuld bei ihm lag, weiß ich nicht; Friedrich ist schon lange mit diesen Schulenburgschen Dragonern unzufrieden gewesen; „taugen nichts, hab' es immer gesagt“ (bei jenem Scharmützel bei Baumgarten); und nun schießt der General selber Böcke! — An Stärke der Kavallerie sind die Österreicher wie zwei zu eins; um diesen

[1] Kausler, Atlas der merkwürdigen Schlachten S. 232.
[2] Oeuvres de Frédéric II. 73.

Mangel auszugleichen, schiebt der König, indem er etwas nachahmt, was er von Gustav Adolf gelesen, zwei Bataillone Grenadiere zwischen die Reiterschwadronen auf jedem Flügel ein und verlängert sie so — „eine Disposition, die wohl wiederholt werden wird", räumt er ein.

All diese Bewegungen und Anordnungen geschehen eine Viertelstunde vor Mollwitz, ohne daß sich noch ein Feind blicken läßt. Sobald man damit fertig ist, geht es wieder vorwärts mit klingendem Spiel, sechzig Feldstücke voraus — ruhig, ruhig! — über den Schneeboden, der bald genug glatt getreten ist, der Schauplatz eines großen Begebnisses heute. Und da erscheint nun des Feindes linker Flügel, Römer und seine Reiterei; sein rechter Flügel ist weiter ab, noch lange nicht innerhalb Kanonenschußweite von uns. Es ist gegen zwei Uhr nachmittags; Schulenburg, nun auf dem ihm angewiesenen Grund, beklagt, daß er nicht bis nach Hermsdorf reiche — aber versuchen, den Fehler gutzumachen, dürfte nunmehr gefährlich sein. Um zwei Uhr begrüßen wir, da wir nun in Schußweite sind, Römer und die österreichische Linke mit unseren sämtlichen sechzig Geschützen, und der Lärm der Trommeln und Pfeifen wird von dem allgemeinen Kanonendonner übertönt. Unaufhörlich, denn es wird (auf Befehl) „geschwind geschossen", was in unserer preußischen Praxis fast so schnell wie Musketenfeuer ist, und aus sechzig Kanonen mit solcher Schnelligkeit — da kann man sich einige Wirkung denken. Die österreichische Reiterei auf dem linken Flügel findet keinen Geschmack daran, um so weniger, als die Österreicher, knapp an Artillerie, noch nichts haben, womit sie erwidern können.

Keine Kavallerie kann lange standhalten und sich ruhig dergestalt zerschellen lassen, in solchem Getöse, wäre es auch weiter nichts. „Sollen wir wie Meilensteine hier stillstehen und uns alle ohne Schwertstreich erschießen lassen?" „Ruhig!" antwortet Römer. Aber nichts kann sie zur Ruhe bringen. „Wie Hunde totgeschossen zu werden! Um Gottes willen, laßt uns auf den Feind einhauen!" — heißt es in immer kläglicheren entrüsteten Tönen, bis sie ganz zügellos werden. Und Römer kann keine Ordres erhalten; Neipperg ist auf der äußersten Rechten, wo noch vieles anzuordnen ist; und hier wütet der Kanonendonner, und bald wird sogar ihr Kleingewehrfeuer losgehen. Und — und dort streckt sich Schulenburg ostwärts (nach rechts zu) aus, um Hermsdorf zu erreichen, denn ihm scheint dies eine Gelegenheit zu dem Manöver zu sein. „Vorwärts!" ruft Römer, und seine dreißig Schwadronen stürmen wie die gefesselte, endlich losgelassene Windsbraut auf Schulenburgs arme zehn (fünf sind von Schulenburgs eigenem Regiment) — die noch dazu seitwärts gewendet sind, da sie im unrechten Moment auf Hermsdorf zu traben — heran und werfen sie über den Haufen. Das muß ein Stoß gewesen sein! Es war der Anfang stundenlanger, scheinbar hoffnungsloser Verwirrung auf jenem preußischen rechten Flügel.

Denn die preußische Reiterei ist in wilder Flucht begriffen, und es ist vergeblich, sie wieder zusammenzuraffen. Der König ist unter ihnen; eilte herbei, beschwörend und befehlend. Der arme Schulenburg redet sein Regiment an: „Oh, der Schande! Soll man es uns nachsagen?" Sammelt sein eigenes Regiment und einige andere, stürmt aufs neue auf den Feind ein, erhält einen Säbelhieb über das Gesicht — fragt nichts danach, ein leichter Verband genügt — erhält eine Kugel durch den Kopf (oder durch das Herz, es wird nicht näher gemeldet)[1] und fällt tot zur Erde, während seine Reiter abermals in die Flucht geschlagen werden. So endigt seine Sorge für sein Regiment und für anderes doch auf ehrenhafte Weise. Nichts kann den rechten Flügel sammeln, je mehr du ihn wieder sammelst, desto schlimmer ergeht es ihm: die preußische Reiterei ist augenscheinlich der österreichischen nicht gewachsen. Sie fliehen die Front ihres ersten Treffens entlang, sie fliehen zwischen den beiden Treffen; Römer jagt ihnen nach — bis das Feuer der Infanterie (unerträglich unseren Feinden und sogar einige unserer flüchtigen Freunde treffend) ihn zurücktreibt. Denn der merkwürdige Punkt bei alledem war die Haltung der Infanterie, wie sie mitten in diesen wilden Strudeln von Vernichtung dastand, unbezwinglich, unerschütterlich, als wäre jedweder Mann von Stein, und gelassen ihre Feuerflut ausgoß — „fünf preußische Schüsse auf zwei österreichische" — solchen Unterschied zeitigt vollkommene Disziplin gegen unvollkommene und der eiserne Ladestock gegen den hölzernen.

Das unerträgliche Gewehrfeuer treibt Römer zurück, wenn er der Infanterie nahe kommt. Doch er nimmt neun von den preußischen sechzig Kanonen mit weg, hat die Reiterei in die Flucht gejagt und greift aber und abermals an, in der Hoffnung, auch die Infanterie zu brechen — bis eine Kugel ihn tötet, den tapferen Römer, und irgendein anderer den Angriff versuchen muß. Man hat geglaubt, daß die Schlacht für die Österreicher gewonnen gewesen wäre, wenn Göldlein seine Infanterie um diese Zeit zur Unterstützung Römers vorgeschickt hätte. Fünfmal griffen die Österreicher hier an; versuchten auch das zweite Treffen, versuchten einmal den Prinzen Leopold daselbst im Rücken zu fassen. Aber Prinz Leopold läßt kehrtmachen, gibt unerträgliches Feuer; weder im Rücken noch in der Front ist er oder die preußische Infanterie irgendwo zu brechen. „Prinz Friedrich", einer der Markgrafen von Schwedt, des Königs Vetter, der uns bisher unbekannt war, fiel in diesem wilden Getümmel „durch eine Kanonenkugel an des Königs Seite", weiter wird über das Wo nicht gemeldet. Er war vor etlichen Wochen als Freiwilliger von Holland, wo er ein emporsteigender General war, herbeigekommen; er fand sein Schicksal hier — und Markgraf Karl, sein Bruder, der ebenfalls verwundet ist, wird heute nacht ein betrübter Mann sein.

Der rechte Flügel der preußischen Reiterei ist zugrunde gerichtet;

[1] Heldengeschichte I. 877, 899.

in wilder Unordnung fluten sie voller Hast nach hinten — der sichersten Richtung zum Rückzug. Sie „reißen des Königs Person mit sich fort“, sagen einige vorsichtige Leute; andere sagen, was auch die Tatsache ist, daß Schwerin den König beschwor und ihm gleichsam befahl, sich hinwegzubegeben, da die Schlacht allem Anschein nach unwiederbringlich verloren sei. Und er ging auch, mit geringer Bedeckung und auf einen langen Ritt — nach Oppeln, einem preußischen Posten, sieben Meilen rückwärts, wo eine Brücke über die Oder und sicheres Land jenseits ist. Hierüber besteht kein Zweifel, und ebenso gewiß entsandte er einen Adjutanten eilends nach Brandenburg, um den Alten Dessauer wissen zu lassen, „er möge sich in Verfassung setzen; hier scheine alles verloren!“ — und verschwand von dem Felde, ohne Zweifel in sehr desperater Stimmung. Worauf denn die Welt nach ihrer gewöhnlichen törichten Weise viel schwatzte: „Feigheit! es ging ihm der Mut ab, haha!“ keiner Antwort wert von ihm oder von uns. Friedrichs Benehmen bei dem Unglück seines rechten Flügels war vielmehr das einer wilden Verzweiflung, und weder Schulenburg noch Markgraf Friedrich noch irgendeiner der gefallenen oder der am Leben gebliebenen Hauptleute soll sich im mindesten durch „Feigheit“ vergangen haben.

Ausgemacht ist, obwohl tiefes Geheimnis darauf ruht, daß der König hier auf sechzehn Stunden von dem Feld von Mollwitz in das Bereich der Mythe, „in das Feenland“, würde es einst geheißen haben, verschwindet, aber mit dem morgigen Tageslicht unbeschädigt wieder erscheint. Dann, nicht früher, soll auch der Leser das wenige erfahren, was über diese dunkle und viel entstellte kleine Affäre zu sagen ist. Jetzt eilen wir nach Mollwitz zurück — wo der mörderische Donner diese ganze Zeit über unvermindert wütet, so daß schon der Lärm davon die Menschheit auf sechs Meilen in der Runde alarmiert. In Breslau, das sechs starke Meilen entfernt ist, vernahm man ein gräßliches dumpfes Dröhnen vom Süden her („noch deutlicher, wenn man einen Stab auf den Boden setzte und das Ohr daran hielt“), und von den Turmspitzen aus ließ sich ein dunkles Wolkenland von Pulverrauch am dortigen Horizont wahrnehmen. „In Liegnitz“, zweimal so weit davon, „zitterte fühlbar die Erde“[1] — wenigstens die Luft und die Nerven der Menschen.

„Wäre nur Göldlein mit seiner Infanterie zur Unterstützung des braven Römer vorgerückt!“ sagen die österreichischen Bücher. Aber Göldlein rückte nicht vor; auch ist es nicht so gewiß, daß es ihm zustatten gekommen wäre, hätte er es getan: Göldlein hat, da wo er steht, genug eigene Schwierigkeit. Denn es ist bemerkenswert und noch heute für militärische Personen wunderbar, wie das preußische Fußvolk (Leute, die noch nie im Feuer gewesen sind, die aber Friedrich Wilhelm zwanzig Jahre lang gedrillt hat) mitten in diesem Kavalleriegetümmel standhält. Nicht

[1] Heldengeschichte I. 891; s. a. Jordans Brief, weiter unten.

einmal die zwei abgesonderten Grenadierbataillone weichen: diese armen dazwischengeschobenen Grenadiere stehen, als die Kavallerie zu ihrer Rechten und Linken flieht, wie ein Steindamm in dem wilden Strudel des Ruins da. Sie stecken die Bajonette auf, „bringen ihre zwei Feldstücke auf die Flanke" (Winterfeldt kommandiert dort) und geben aus ihrem Kleingewehr und ihren Kanonen ein Feuer, dessen man es sich nicht versehen hatte. Da ist nichts auszurichten gegen Winterfeldt und sie. Unbesiegbar werfen sie einen Angriff nach dem anderen zurück und manövrieren sich mit starrer Ruhe wieder in die Linie oder in den Anschluß an die drei überschüssigen en potence stehenden Bataillone, von denen wir gehört haben. Jene drei, auf diesem rechten Flügel quer („wie ein Deckel", zwischen dem ersten und zweiten Treffen) aufgestellt, hielten sich auf gleiche unerschütterliche Weise — Winterfeldt befehligt — und bewährten sich unerwarteterweise, meint Friedrich, als Retter des Ganzen. Denn auch sie hielten unbeweglich wie Felsen stand, gelassen Feuerströme ausspritzend. Fünf aufeinanderfolgende Angriffe stürmen fruchtlos auf sie ein: „Ruhig, meine Kinder, Bajonett aufgesteckt, Ladestock gehandhabt! Da kommt die Kavallerieflut herangedonnert; behaltet euer Feuer, bis ihr das Weiße in ihren Augen seht und das Kommando kriegt; dann in sie hineingeschossen und abermals geschossen: seht zu, ob Mann oder Roß es aushalten kann!"

Neipperg hatte, bald nachdem Römer fiel, Göldlein zum Vorrücken kommandiert. Göldlein rückte mit seiner Infanterie tapfer genug vor, aber umsonst. Er selbst ward bald totgeschossen, und seine Infanterie mußte erfolglos oder noch schlimmer zurückweichen. Eiserne Ladestöcke gegen hölzerne, fünf Schüsse gegen zwei: was bleibt da übrig als zurückweichen? Neipperg schickte frische Kavallerie von seinem rechten Flügel mit Berlichingen, einem neuen Kavalleriegeneral von Ruf; Neipperg ist wütend bemüht, sich seinen Vorteil zunutze zu machen, diese Preußen, die ja weiter nichts als Musketiere ohne Kavallerie sind, zu durchbrechen, und meint, das müsse den Ausschlag geben. Aber es war nicht zu vollbringen. Die österreichische Kavallerie gibt nach ihrem fünften Versuch den Angriff auf, weigert sich förmlich, noch weiter anzugreifen, und reitet entmutigt aus der Schußweite hinweg oder auf Dinge aus, die nicht unausführbar sind. Die Husaren plündern ein wenig im Rücken des Heeres — und außer des armen Maupertuis Abenteuer (wovon nachher) und einem Angriff auf die preußische Bagage und Tornister, die aber „zu gut beschützt" waren, „steckten sie", als kleinen Trost, „die Kirche von Pampitz in Brand". Die Preußen hatten ihre Tornister abgelegt und in Pampitz gelassen; die Österreicher legten die ihrigen, wie man bemerkte, auf dem Schlachtfelde ab, häuften sie zu Brustwehren auf und schossen hinter diesen in kniender, mehr oder weniger geschützter Stellung — was ihnen jedoch nicht viel fruchtete.

In der Tat wird auch die österreichische Infanterie, ja, das ganze

österreichische Heer, mit jeder Stunde der Sache müder; weder Infanterie noch Kavallerie kann es aushalten, sich von geschwindem Feuer solchermaßen durchlöchern zu lassen. Trotz ihrer Tornisterbrustwehren sind manche Regimenter aus der Schußweite hinaus gewichen, und etliche wollen sich durch nichts dazu bewegen lassen, dahin zurückzukehren. Andere, die widerstrebend vorgehen — sieh, was für eine Figur sie machen; „da stecken sich die Bataillone zu 30 und 40 Mann hintereinander und lassen weite Lücken dazwischen", so daß sie Gassen bilden, durch welche Kavallerie durchpassieren kann, hätten wir nur welche! Und Römer ist tot, und Göldlein von der Infanterie ist tot. Und auf ihrem rechten, an jenen sumpfigen Laugwitzer Bach gelehnten Flügel — der österreichische rechte Flügel war durch Detachements geschwächt worden, als Berlichingen abritt, um Römer zu ersetzen — leiden die Österreicher: Posadowskys Reiterei (bei der sich Rothenburg befindet, der zuerst die Vorhut bildete), durch Überreste, die sich hier wieder gesammelt haben, verstärkt, hat endlich Erfolg nach manchen Wechselfällen. Und das preußische Kleingewehrfeuer hat, mit solcher Heftigkeit, nun fünf Stunden angedauert. Die österreichische Armee, die, anstatt eines ganzen Gewebes, ein bloße Reihe fliegender Lappen wird, sich in Streifen oder Gassen formierend, wie wir sehen, scheint des Dinges nachgerade satt zu sein.

Diese Symptome entgehen Schwerin nicht. Dazu weiß er, daß seine eigene Munition knapp wird — hie und da suchen Kämpfende bei den Gefallenen nach Patronen. Schwerin läßt Reih und Glied enger zusammentreten, richtet sich ein wenig zurecht; läßt sämtliche Feldmusik aufspielen und geht mit fliegenden Fahnen los: „Vorwärts!" Vorwärts, diesen Österreichern und der niedergehenden Sonne entgegen.

Ein intelligenter österreichischer Offizier, der in der folgenden Woche aus Neiße schreibt[1], gesteht, er habe nie etwas Schöneres gesehen: „Ich kann wohl sagen, mein Lebtag nichts Schöneres gesehen zu haben. Sie marschierten mit der größten Kontenance und so schnurgleich, als wenn es auf dem Paradeplatz wäre, das blanke Gewehr machte in der Sonne den schönsten Effekt, und das Feuer ging nicht anders als fortwährendes Donnerwetter." Allerdings ein großartiges Gemälde, das sich aber nicht als Kunstwerk genießen läßt, denn es kommt auf uns zu! „Unsere Armee ließ den Mut völlig sinken," fährt er fort, „die Infanterie war nicht mehr aufzuhalten, und die Reiterei wollte die Front nicht mehr gegen den Feind machen" — so daß Neipperg, um Schlimmeres zu verhüten, den Befehl zum Rückzug gibt. Und sie ziehen im Geschwindschritt ab, durch Mollwitz über Laugwitzer Brücke und Bach, gen Grottkau, auf allen einigermaßen möglichen Wegen. Die Sonne ist eben untergegangen, drei Viertel auf acht, sagt der intelligente österreichische Offizier — als sich die österreichische Armee zu ihrem eigenen nicht geringen Erstaunen auf so schlimme Weise davonmacht.

[1] Feldzüge der Preußen (oben angeführt) I. 38.

Sie hatten neun von ihren eigenen Kanonen verloren, und auch die preußischen neun, die sie erst wegnahmen, bis auf eine: acht Kanonen minus im ganzen. Gefangen waren ihrer wenige und keine von Ansehen: zwei Feldmarschälle, Römer und Göldlein, liegen unter den Toten; noch vier andere von gleichem Rang sind verwundet. Auch vier Standarten sind verloren, Pauken und ähnliche Siegeszeichen in geringer Anzahl. Generalleutnant Browne befand sich unter diesen retirierenden Österreichern, ein kleines Faktum, das des Anmerkens wert ist. Von seinen Handlungen an diesem Tage oder von seinen Gedanken (welche letztere sicherlich namhaft gewesen sein müssen) findet sich nirgends eine Andeutung. Die Österreicher wurden nicht stark verfolgt, wiewohl es hätte geschehen können — da frische Kavallerie (zwei Ohlauer Regimenter, die der Kanonendonner herbeigeführt hatte)[1] sich bereits eine Zeitlang in ihrem Rücken befand, aber bis jetzt nicht imstande war, zum Gefecht zu gelangen oder etwas auszurichten. Schwerin, heißt es, sei, ob er gleich zwei Wunden hatte, für kräftiges Verfolgen gewesen, habe sich aber von Leopold von Anhalt überreden lassen, der die Dunkelheit und die Unsicherheit geltend machte. Berlichingen mit der österreichischen Kavallerie deckte noch teilweise den Rückzug, und die preußische Reiterei, auch mit den Ohlauern, war nicht stark. Die Verfolgung ging nicht viel weiter als eine halbe Meile und war niemals heftig. Der Verlust an Leuten war auf beiden Seiten fast gleich, eher geringer auf der österreichischen Seite — die Österreicher zählten an Toten, Verwundeten und Fehlenden 4410 Mann, die Preußen 4613[2] — aber die Preußen lagerten auf der Walstatt oder nahmen in diesen Dörfern Quartier, sieggekrönt und mit dem Gedanken, daß ihr hartes Tagewerk tüchtig vollbracht sei. Außer Markgraf Friedrich, dem Freiwilligen von Holland, lag unter den Erschlagenen Oberst Graf von Finckenstein (des alten Hofmeisters Sohn), des Königs vielgeliebter Jugendfreund. Er war einer jener sechs, die wir vor der Türe in Rheinsberg während eines gewissen Fieberanfalls sich beraten sahen, und er ruht nun stille hier, während die Sache erst so weit gediehen ist.

Das war Mollwitz, die erste Schlacht um Schlesien, das noch viele Schlachten kosten sollte. Schlesien, steht zu erwarten, wird gewonnen werden durch Kämpfe dieser Art in einer ehrlichen Sache. Aber hier ist bereits etwas gewonnen, das an und für sich von Bedeutung ist, und worüber kein Zweifel obwaltet. Eine neue Militärmacht ist offenbar aufgetreten; die Zeitungs- und Diplomatenwelt wird sich an einen bisher wenig unter den Nationen gehörten Namen gewöhnen müssen. „Eine Nation, die

[1] Anziehender und zuverlässiger Bericht über ihre Bewegungen und Abenteuer an diesem Tage und an einigen vorhergehenden Tagen bei Nicolai, Anekdoten II. 142—148.

[2] Orlich I. 108; Kausler S. 235, richtig; Heldengeschichte I. 895, unrichtig.

kämpfen kann," denken die Zeitungsschreiber, „die fast so kämpft, wie die Schweden kämpften, und sie wird gleichfalls von ihrem König angeführt — der sich vielleicht in seiner Art als ein wahrer Karl XII. oder kleiner mazedonischer Tollhäusler erweisen wird?" Aber in diesem letzteren Teil ihrer Voraussage verrechneten sich die Zeitungsschreiber beträchtlich.

Der Ruf dieser Schlacht, die jetzt so aus dem Gedächtnis gesunken ist, war groß in Europa und schlug wie ein mächtiger Kriegsgong mit langtönendem Widerklang an das allgemeine Ohr. Monsieur de Voltaire hatte in jenen Frühlingstagen einen Ausflug hinüber nach Lille gemacht; es befand sich eine gute Schauspielertruppe in Lille; Madame Denis, Gemahlin eines gewissen, in dortiger Gegend angesehenen, Kriegskommissars Denis, kann die göttliche Emilie und mich beherbergen — und man könnte endlich M a h o m e t, nach fünfjährigen Bemühungen, wenn auch noch lange nicht in Paris, so doch in Lille, was immerhin etwas ist, auf den Brettern erscheinen sehen. Mahomet wird also auf die Bretter gebracht, und man hat eben einen oder zwei Akte gar nicht übel aufgeführt, als ein Billett des Königs von Preußen, das den Sieg von Mollwitz meldet, Voltaire überreicht wird. Dies entzückende Billett dem Publikum vorzulesen, unterbrach Voltaire die Vorstellung. „Bravissimo!" antwortete das Publikum. „Ihr werdet sehen," sagte Monsieur de Voltaire zu den ihn umgebenden Freunden, „daß dieses Stück bei Mollwitz auch dem meinen Erfolg bringen wird" — wie es sich auch wirklich erwies[1]. Denn die Franzosen sind antiösterreichisch und wittern große Dinge im Winde. „Der Mann ist toll, Ew. Allerchristlichste Majestät!" „Nicht völlig oder jedenfalls nicht bloß toll!" denken Louis und seine Belleisles nun.

Forscht man in den alten Büchern und arbeitet man sich zu einem Anblick jener Zeit von Angesicht zu Angesicht hindurch, so gewahrt man, mit welch schallendem Ton das Gerücht von Mollwitz an das Ohr der damaligen Generation schlug — mancherlei ankündigend: allgemeinen europäischen Krieg als das erste. Was auch eintraf. Ebenso aber, wenn auch langsamer, traf das Weitere, noch nicht so Augenscheinliche ein, nämlich: daß wirklich eine neue Stunde auf der Zeitenuhr geschlagen habe, daß eine neue Ära aufgegangen sei. Jawohl, meine Freunde. Ein neuer Karl XII. oder nicht, hier ist jedenfalls ein neuer Mann und König auf den Plan getreten, der vielleicht dazu angetan ist, etwas zustande zu bringen. Dieser Mann ist fähig, das schlummernde Europa, das mitten unter seinen blinden Pedanterien, seinen trägen Heucheleien, bewußt oder unbewußt fault, ein wenig aufzurütteln aus seinen stupiden Zuflüchten von Lügen und schimpflichen Deckmänteln und Bettdecken, die sonst seine Leichendecken werden würden. Und er vermag ihm von fernher anzuzeigen, daß noch immer Wahrhaftigkeit in den Dingen und Lügenhaftigkeit in den Scheindingen

[1] Voltaire, Oeuvres (Vie Privée) II. 74.

existiert, und daß der Unterschied zwischen beiden unendlich bedeutender ist, als man vermutet.

Dieses Mollwitz ist, wie der Leser sieht, eine höchst bedächtige, vorschriftsmäßige, gravitätische Waffentat; durchaus nach hergebrachter Regel und Methode, mit orthodoxer Genauigkeit auf eine langsame, gewichtige, fast pedantische, aber höchst unumstößliche Weise ausgeführt. Es ist der Triumph preußischer Zucht, tüchtig in die Tat umgesetzter militärischer Orthodoxie: das ehrliche Ergebnis des guten natürlichen Zeugs in diesen Brandenburgern und der überlegenen Vorteile des Drillens. Neipperg und seine Österreicher hatten das preußische Soldatenwesen sehr gering eingeschätzt: „Haltet unsere Suppe warm," riefen sie, als sie heute hinausliefen, um anzutreten, „ein bißchen warm, bis wir die Kerls zum Teufel gejagt haben!" Das war ihre Meinung heute um die Mittagsstunde; aber es ist eine Meinung, die sie für alle übrigen Tage und Jahre aufgegeben haben. — Es ist ein Sieg, der eigentlich Friedrich Wilhelm und dem Alten Dessauer, die weit weg sind, zuzuschreiben ist. Friedrich Wilhelm, obgleich tot, kämpft hier, und die anderen folgen nur seinem Geheiß bei dieser Gelegenheit. Sein Sohn fügt nichts Eigenes hinzu, wiewohl er es sehr bald und fortan in reichem Maße tun wird — dabei auch höchst sorgfältig darauf achtet, nichts zu verlieren, denn der Friedrich-Wilhelmsche Beitrag ist unschätzbar und die Grundlage von allem. Aber immerhin ist es seltsam zu sehen, wie grundverschieden diese erste Schlacht Friedrichs von seinen späteren und seinen letzten ist.

Wenn man die Schlacht bei Mollwitz betrachtet, dann, im Gegensatz dazu, die verwickelte pragmatische Sanktion und schließlich die Folgen, die beide hatten, und die Dinge, die ihnen vorangingen — so ist es abermals seltsam! Das also ist aus der pragmatischen Sanktion geworden? Zwanzig Jahre weltweiter Diplomatie, schlau ersonnener, die ganze Welt umstrickender Spinnengewebe haben hier ihren Ausgang gefunden. Eure Kongresse von Cambrai, von Soissons, eure Grumbkow-Seckendorffschen Macchiavellismen, all das hätte ebensogut unterbleiben dürfen. Die wirkliche pragmatische Sanktion wäre eine tüchtig abgerichtete Armee und ein gefüllter Schatz gewesen. Euer Schatz ist leer (nichts darin als jene törichten 200 000 englischen Guineen und der leidenschaftliche Ruf nach mehr), und eure Armee ist nicht gedrillt wie diese preußische, sie kann nicht standhalten gegen diese. Von allen jenen schlauen Potentaten ist nur der schlichte Friedrich Wilhelm, der Natursohn, der die Redlichkeit besaß, zu tun, was die Natur ihn lehrte, als der Gewinner hervorgegangen. Ihr lachtet alle über ihn als einen Narren! Fängt ihr nun an einzusehen, wer weise war und wer närrisch? Er hat eine Armee, die „mit blanker Waffe, ruhig wie auf dem Paradeplatz auf euch anrückt und wie ein stetiges Donnerwetter feuert", so daß euch, wie seltsam es scheint, nichts übrigbleibt, als — ausreißen, sollen wir es so nennen? — mit Eile abmarschieren, als das

nächstbeste! Diese Dinge sind von sonderbarer Vorbedeutung. Hier steht einer, der Friedrich Wilhelm rächen wird — wäre Friedrich Wilhelm nicht bereits sattsam gerächt durch den bloßen Spruch der Tatsachen, der handgreiflich zutage kommt, wenn die Zeit erst mehr und mehr das Perückentum vom Wirklichen abschält. Mollwitz und ähnliche Plätze sind voller Wahrhaftigkeit, und kein Kopf ist so dick, daß er Überzeugungen dieser Art widerstehen könnte.

### Von Friedrichs Verschwinden in das Feenland in der Zwischenzeit und von Maupertuis' ähnlichem Abenteuer.

Über des Königs Flucht oder sein plötzliches Verschwinden in das Feenland während dieser ersten Schlacht hat er selbst, der allein uns hätte volle Auskunft geben können, allezeit strenges Stillschweigen beobachtet und nirgends die mindeste Andeutung fallen lassen. So ist das kleine Faktum in einen großen Haufen fabelhafter Spinnweben, meist von bösartigem Charakter, eingehüllt auf uns gekommen, von Voltaire, Valory und anderen in Umlauf gesetzt (eine Fabeldichtung, die, in gutartiger Form, noch immer weitergegeben wird). Ohne Nicolais emsigen Fleiß (in seinem Anekdotenbuch) würde es uns schwer sein, die Sache auch nur zu erraten, geschweige denn zu verstehen; dank ihm ist es nun teilweise möglich. Die wenigen wirklichen Umstände — und diese erhärten sich selber und hängen vollkommen zusammen, wenn der große Fabelkram davon hinweggebrannt ist — sind die folgenden:

„Die Schlacht ist verloren", sagte Schwerin; „aber was ist der Verlust einer Schlacht im Vergleich mit demjenigen von Ew. Majestät Person? Um des Himmels willen, gehen Sie; begeben Sie sich hinter die Oder in Sicherheit, bis dies sich entschieden hat?" Es war ein vernünftiger Rat. Auch geschlagen kann Schwerin hoffen, sich auf Ohlau, auf Breslau zurückzuziehen und die Magazine zu retten. Diesseits der Oder wird alles Getümmel, alles ein Strudel von Husaren sein; aber jenseits der Oder ist alles ruhig und offen. Nach Ohlau, nach Glogau, ja, heim nach Brandenburg und zu dem Alten Dessauer mit seinem Lager in Göttin ist die Straße auf der anderen Seite der Oder frei. — Von Schwerin und Prinz Leopold dringend darum angegangen, ritt der König hinweg, zu welcher Stunde, mit welchem Gefolge oder mit welchen Begegnissen ist unbekannt — aber sein Weg ging nach Löwen, drei Meilen davon (wo er letzhin die Neiße überschritt), und von da gen Oppeln, an der Oder, vierthalb Meilen weiter; und er ritt schnell. Leopold schickte ihm eine Schwadron Gendarmen zur Bedeckung nach; sie sollten Se. Majestät in Löwen oder früher einholen, was aber nie geschah. Durch Pampitz passierend, schickte der König eiligen Befehl an Fredersdorff, der sich bei dem Gepäck befand; er solle „mit der Schatulle und den Privatpapieren rasch nach Oppeln kommen", was Fredersdorff und die Sekretäre (und ein anderer Herr, der in späteren

Jahren Nicolais Schwiegervater wurde) taten, worauf sie dem König nach Löwen folgten; hoffentlich aber da blieben.

Des Königs Gefolge war klein, die Namen sind nicht mitgeteilt; aber bis er nach Löwen kam, war es, da sich ihm flüchtige Kavallerie und dergleichen anschloß, auf siebzig Personen angeschwollen, zu viele für den König. Er sonderte ab, was zu den Seinen gehörte, ließ die Tore hinter sich gegen alle übrigen schließen und ritt abermals hinweg. Die Schwadron Gendarmen kam erst nach seiner Abreise an, und da sie hier alle Spur von ihm verloren, machten sie halt und blieben über Nacht. Der König trabt auf seinem vortrefflichen „langen Schimmel" schweigend gen Oppeln, die weniger gut Berittenen blieben nach und nach zurück. Zu Oppeln führt eine Brücke über die Oder, drüben ist das Land frei: das Regiment La Motte lag, und wie der König glaubt, liegt noch in Oppeln — aber darin irrt er sich. Das Regiment La Motte ist diesen ganzen Tag bei dem Gepäck in Pampitz, und eine österreichische Streifpatrouille von etwa sechzig Husaren hat Oppeln besetzt. Der König und die wenigen, die noch Schritt mit ihm gehalten haben, kommen spät im Nachtdunkel vor dem Tore von Oppeln an: „Wer da?" ruft die Schildwache von innen. „Preußen! ein preußischer Kurier!" antworten jene — und es wird durch das Gitter auf sie gefeuert. Sie ziehen sich stracks zurück und verschwinden unbeschädigt abermals in die Nacht hinein. „Hätten diese Husaren sie nur eingelassen!" sagten die Österreicher nachher; aber sie hatten nicht solches Glück. Hier soll es sein, wo, nach Valory, der König hörbar in Klagen ausbrach. Es gibt also kein Hinüberkommen nach Brandenburg, selbst nicht in einem insolventen Zustande. Nicht offenbare Insolvenz und bankerotte Schande, nein, Ruin und österreichische Gefangenschaft ist die einzige Aussicht. „Oh mon Dieu, ach Gott, es ist zu viel (c'en est trop)!" nebst anderen ähnlichen jammernden Ausrufen[1], die bei einem jungen Manne nach drei schlaflosen Nächten unter diesen Umständen nicht undenkbar sind, obwohl Valory sie nur durch boshaften Klatsch der Bedientenklasse kennt, die ihn über verschiedene andere Punkte falsch berichtet hat.

Mit oder ohne Ausrufungen eiligst gen Löwen zurückreitend, kommt der König zu einer frühen Stunde an die Hilbersdorfer Mühle, die eine halbe Stunde von jenem Ort entfernt liegt. Er steigt in der Mühle ab, schickt einen von seiner Begleitung, fast den einzigen, der nun übriggeblieben ist, ab, damit er sich erkundige, was in Löwen sei. Die Antwort lautet: „Eine Schwadron Gendarmen ist da; ferner ein preußischer Adjutant mit der Nachricht: Sieg bei Mollwitz!" Darauf steigt der König wieder zu Pferde — tritt an das Tageslicht heraus und beschließt dieses mythische Abenteuer. Daß „in Löwen, in dem Eckladen am Markt, die Witwe Panzern, nachherige Frau Soundso, Ihro Majestät mit einer Tasse Kaffee und einem gebratenen Huhn aufgewartet", kann nicht anders als

[1] Valory I. 104.

erfreulich sein, wenn es wahr ist; und daß „Seine Majestät selbigen Tags noch vor Nacht wieder nach Mollwitz kam“ [1], unterliegt keinem Widerspruch.

Solchermaßen ward Friedrich von Morganto in das Feenland enthoben, von Diana auf den Gipfel des Pindus getragen (oder gar von Proserpina in den Taurus, sechzehn böse Stunden hindurch), bis die Schlachtwindsbraut sich gelegt hatte. Freundlich-phantasiereiche Gemüter würden in den Zeiten des Altertums es so gedeutet haben; aber die modernen Gemüter waren maliziös-bedientenhaft, nicht freundlich gesinnt und hüllten die Sache in bloße stupide Welten von Spinnweben, denen das Verbrennen not tut. Friedrich selbst war all sein Lebtag stockstill über diesen Gegenstand, soll aber Schwerin das Unglück, ihm solchen Rat zu erteilen, niemals verziehen haben [2].

Friedrichs Abenteuer ist nicht das einzige dieser Art zu Mollwitz; da ist noch ein anderes gleich unzweifelhaftes — das immerdar dunkel, halbmyth'isch bleiben wird. Jener rechte Flügel der preußischen Armee war in Wirrwarr und Ruin geraten, und niemand, auch nicht wer ihn sah, kann sagen, was dort vorging. Der Philosoph Maupertuis z. B. war auf irgendeinen Baum oder sicheren Ort gestiegen („Baum“ nennt es Voltaire, wiewohl das kaum wahrscheinlich ist) und wollte sich die Schlacht von da aus ansehen. Und er sah sie auch, zuletzt sogar allzu deutlich! Hier mittendrin steckend in einer solchen Flut des Angreifens und Verfolgens auf jenem rechten Flügel und ringsum das ganze Feld im Rücken der Preußen, weithin nichts als Scharmützel und das Brausen von Kavallerieströmungen, die über die ganze Gegend hinter den Preußen einen solchen Schaum österreichischer Husaren ausgießen — hier wünscht sich Maupertuis ohne Zweifel, er wäre daheim mit seinen Tangenten und Sinus beschäftigt. Eine österreichische Husarenpatrouille erblickt ihn auf seinem Baum oder sonstigem Standpunkt (Voltaire sagt anderweit, er habe auf einem Esel gesessen. Der maliziöse Mensch!) — erblickt wird er nur zu gewiß von der Husarenpatrouille. Seine Börse, goldene Uhr, alles Lose, was er bei sich hat, gibt er willig hin; es genügt alles nicht. Der Mann trägt Krausen und Manschetten, feine Spitzen, Tuch, dazu eine gute gelbe Perücke auf dem Kopf — der slawonische, durch das begleitende Gebärdenspiel allzu verständlich gemachte Husarendialekt zwingt den Philosophen Maupertuis von seinem Baum oder Standpunkt herab; das große rötliche Gesicht ist zu Scharlach erglüht, kann ich mir denken, oder scharlach und aschgrau gemischt; und — werfen wir einen Schleier darüber! Er wird zunächst

[1] Nicolai II. 180—195 (die einzige wahre Meldung); Laveaux I. 194; Valory I. 104 usw. (die Mythe in verschiedenen Stufen). Am verwirrtesten mythisch von allen, mit der Wahrheit klar vor Augen, ist die jüngste, kürzlich erschienene Version, in Was sich die Schlesier vom alten Fritz erzählen (Brieg 1860) S. 113—125.

[2] Nicolai II. 180—195.

hemdlos erblickt, der einst sehr aufgeblasene, krakeelerische und nun sehr gedemütigte Mann, der sich noch immer höchsten Scharfsinns, tiefsten Blickes und reiner Wissenschaft bewußt ist, und der, wiewohl ein österreichischer Gefangener und ein Monstrum von zerrissenen Lumpen, sich trotzdem anstrengt, zu glauben, daß er ein Genie und der Trismegistus der Menschheit sei. Eine schöne Geschichte! Der Philosoph Maupertuis fragt sehr natürlich Götter und Menschen unablässig und leidenschaftlich nach einem Offizier, der ein Fünkchen Philosophie in sich hat oder auch nur französisch reden kann. Ein solcher findet sich endlich, versieht ihn menschenfreundlich mit Geld, einem Hemd und Kleidungsstücken, kann ihn aber keineswegs davon lossprechen, daß er als Gefangener nach Wien abgeführt werde. Er kommt also nach Wien, noch immer in mythischer Beschaffenheit. Des Voltaireschen Gelächters ist kein Ende, und er ändert die Mythe von Zeit zu Zeit, je nachdem neue Gerüchte eintreffen — von ihm ist keine Wahrheit zu bekommen[1].

Soviel steht fest: in Wien schlich Maupertuis als Gefangener auf Ehrenwort eine Zeitlang in tiefer Verfinsterung umher, bis die Zeitungen anfingen, von ihm zu plappern. Er gestand dann, daß er Maupertuis, der Plattdrücker der Erde, sei, erzählte aber im übrigen „eine blinde Geschichte von sich", sagt Robinson; sprach so, als wäre er mit im Gefolge des Königs gewesen, „mit dem König reitend", als ihm das Unglück mit den Husaren begegnete — eine ziemlich blinde Geschichte, da die wahre Geschichte leider gar zu jämmerlich ist. Die Wiener Souveränitäten waren, bei der Wendung, die die Dinge genommen hatten, äußerst gütig; Großherzog Franz zog großmütig seine eigene Uhr heraus, als er hörte, welchen Weges die Maupertuissche gegangen war, entließ Maupertuis damit und mit sonstigen Geschenken in die Heimat — nach der Bretagne (nicht nach Preußen), bis die Zeiten fürs Einpfropfen der Wissenschaften ruhiger würden[2].

Am Mittwoch schreibt Friedrich folgendes Billett an seine Schwester, die erste Äußerung, die wir seit jenen wilden Wanderungen um Oppeln und die Hilbersdorfer Mühle von ihm haben:

Der König an Wilhelmine (in Bayreuth, zwei Tage nach Mollwitz).

„Ohlau, den 12. April 1741.

Meine teuerste Schwester — ich habe die Genugtuung, Ew. Liebden zu benachrichtigen, daß wir gestern" (vorgestern; aber einige von uns haben nur einen Schlaf genossen!) „die Österreicher total geschlagen haben. Sie haben mehr als 5000 Mann an Getöteten, Verwundeten und Gefangenen eingebüßt. Wir haben Prinz Friedrich, den Bruder des Markgrafen Karl, General Schulenburg, Wartensleben von den Karabiniers und viele andere Offiziere verloren. Unsere Truppen taten Wunder, und der Erfolg be-

[1] Voltaire, Oeuvres (Vie Privée) II. 33—34; und vgl. seine Briefe in den Wochen nach dem Vorfall.

[2] Heldengeschichte I. 902; Robinsons Gesandtschaftsberichte (Wien, 22. April 1741 N. S.); Voltaire, oben.

weist es. Es war eine der härtesten Schlachten, die seit Menschengedenken geschlagen worden sind.

Ich bin überzeugt, daß Ew. Liebden an diesem Glück teilnehmen und daß Sie nicht an der zärtlichen Liebe zweifeln, mit der ich bin, meine teuerste Schwester" — ganz der Ihre —

Fédéric [1]."

Und an demselben Tage kommt von Breslau Jordans Antwort auf die sorgenvollen letzten Zeilen aus Pogarell; sie kommt nun, da die Sorgen geflohen sind und rauchiges Elend sich in leuchtendes Feuer verwandelt hat:

Jordan an den König (trifft ihn in Ohlau).

„Breslau, den 11. April 1741.

Sire — Gestern war ich in fürchterlicher Unruhe. Man hörte hier das Kanonengetöse und sah den Pulverrauch von den Türmen; alles ließ vermuten, daß eine Schlacht geliefert werde. Glorreiche Bestätigung heute früh! Nichts als Jubel unter den protestantischen Einwohnern, die schon angefangen hatten, ängstlich zu werden, weil die Katholischen sich damit vergnügten, schlimme Gerüchte auszustreuen. Personen, die in der Schlacht waren, können Ew. Majestät Fassung und Tapferkeit nicht genug rühmen. Was mich anlangt, so ströme ich über vor Freude. Ich bin den ganzen Tag umhergelaufen, um die glorreiche Nachricht den Berlinern, die hier sind, zu verkünden. All mein Lebtag habe ich keine vollkommenere Genugtuung gefühlt.

Herr von Camas weilt hier, ist aber sehr unwohl seit zwei Tagen — ein Fieberanfall. Der Doktor hofft jedoch, ihn wieder auf die Beine zu bringen" — der Doktor vermochte es aber nicht: der gute Camas starb nach drei Tagen (Alter dreiundsechzig); ein vortrefflicher deutscher Franzose mit viel Verstand, innerer Würde und Redlichkeit; mit Friedrich von Kindheit an vertraut und ohne Zweifel von ihm nach Verdienst betrauert. Die Witwe Camas, eine würdige alte Dame, deutsch von Geburt, wird wieder vorkommen. Jordan fährt fort: „An jeder Straßenecke begegnet man einem Volksredner, der die Taten von Ew. Majestät Truppen feiert. Ich habe oft in meiner Muße diesen Vorträgen zugehört und dabei zwar keine kunstvolle Beredsamkeit gefunden, aber dafür eine rauhe, kunstlose Sprache des Herzens. — —"

Jordan fügt in seinem nächsten Briefe hinzu: „Heute früh (den 14.) verließ ich Camas, der, wie man glaubt, den Tag nicht überdauern kann. Ich bin während seiner Krankheit kaum von ihm gewichen" [2] — und somit mag diese Szene schließen.

Neipperg hat sich mittlerweile auf Neiße zurückgezogen, hat ein festes Lager da in der Nähe aufgeschlagen und liegt den ganzen Sommer hindurch in der Gegend, gleichsam in einer Art wachsamen Hundeschlaf auf der Schwelle ausgestreckt, Neiße bewachend. Er versucht es vorläufig nicht wieder, sich zu schlagen, ja, er versagt überhaupt niemals wieder etwas, das dieses Namens wert wäre. Tut er es doch einmal ein wenig, so geschieht das, glaube ich, stets zu seinem Nachteil. Er war des Großherzogs Franz Lehrer in Kriegssachen gewesen, war früher schon einmal, bei Belgrad, in Ungemach geraten und von den Türken fast gehängt worden. Georg II. ward in den kommenden Jahren gelegentlich die Wohltat seines Umgangs zuteil. Seid nicht zu strenge mit dem armen Mann, wie das Wiener Publikum es war. Er besaß schon einige Fähigkeit, freilich nicht

[1] Oeuvres XXVII. I. 100.
[2] Oeuvres de Frédéric XVII. 99.

genug. Bald wird er „Gouverneur von Luxemburg" sein; laßt ihn da friedlich drillen und den Rest seines armen Lebens zubringen. Friedrich sagt, weder Neipperg noch er selbst habe um diese Zeit das mindeste vom Krieg verstanden und es sei wohl schwer zu entscheiden, wer von ihnen in ihrem schlesischen Kampf mehr Fehler gemacht habe.

Friedrich war in etwa drei Wochen völlig bereit, die Gräben vor Brieg zu eröffnen; er tat dies darum auch, bei Mondschein auf eine grandiose nächtliche Weise (wie die Leser später sehen sollen), und nahm nach kräftigem Beschießen — der Maréchal de Belleisle war nunmehr gekommen, das schöne Schauspiel mitzugenießen — bald Besitz von Brieg und behielt es hinfort. Neiße, an dessen Schwelle Neipperg wachsam ausgestreckt liegt, blieb nun noch allein übrig. Aber der Maréchal de Belleisle, sagen wir, war gekommen; das war ein gewichtiger Umstand. Und ehe man an Neiße denken kann, gerät ganz Europa in Hader und macht sich von einem Ende zum anderen kampfbereit. Das ist die Folge der Mollwitzer Schlacht. Und es erhebt sich den ganzen Sommer hindurch ein solches vorläufiges Meer von Unterhandlungen, diplomatischen Finessen, Pulsfühlen, Projekten und Palaver, in dessen Mittelpunkt Friedrich steht, daß — daß ich wünsche, die Leser könnten sich ohne weiteres Reden von meiner Seite eine Vorstellung davon machen! Aber sie können es nicht.

## Elftes Kapitel / Tollhäusler brechen aus: Belleisle und die Brecher der pragmatischen Sanktion

Die Schlacht bei Mollwitz war wie ein Signalschuß, der den Nationen ankündigte, daß sie nun alle miteinander Krieg anfangen müßten. Sie taten es auch wirklich und setzten mehr als sieben Jahre lang die ganze Welt in Aufruhr. Törichte Nationen, vom Schicksale dazu verurteilt, ihre streitigen Rechnungen auf diese furchtbare Weise untereinander abzumachen. Ja, die wenigsten von ihnen hatten überhaupt Rechnungen dabei abzumachen, höchstens etwa imaginäre; und sie begaben sich gratis in das Abenteuer, angespornt von Gespinsten des kranken Gehirns, von Trugbildern der Hoffnung, Trugbildern des Schreckens; und es ging sie genau genommen im wesentlichen gar nichts an.

Nicht daß etwa Mollwitz Europa entzündete. Europa war bereits seit zwei Jahren entzündet — zumal seit der Kaiser gestorben und seine pragmatische Sanktion zu den übrigen schwebenden Irrungen hinzugekommen war. Aber bereits von der Zeit an, da jenes Bild von Jenkins' Ohr endlich in dem langsamen englischen Gehirn wie ein feuriges Sternbild oder Zeichen am Himmel, soviel Ungerechtes und Unerträgliches versinnbildlichend, aufgeflammt war und den spanisch-englischen Krieg entzündet hatte, war Europa langsam aber sicher im Begriff, Feuer zu fangen. Wir „können Spanien nicht demütigen lassen", sagte Frankreich; England (in seinem eigenen dunklen Gefühl und auch in der Wirklichkeit der Dinge) konnte gar nichts anders als Spanien beträchtlich demütigen. Frankreich, endlos in jenen spanisch-englischen Händeln interessant, schickte bereits Flotten aus, feuerte Schüsse ab — griff schon beinahe oder völlig ein. „Wird nicht, muß nicht Österreich in diesem Falle uns beistehen?" dachte England — und fragte täglich in Wien (mit gespanntem Ernst, aber ohne das mindeste Resultat) durch Exzellenz Robinson an, als der Kaiser starb. Er starb, der arme Herr, und ließ seine großen österreichischen Hinterlassenschaften gleichsam auf offenem Markt daliegen, mühsam mit diplomatischem Bindfaden und pragmatischer Sanktion verschnürt, aber im übrigen

ungeschützt gegen die gemeinsamen Gelüste der Menschheit! Auch wenn man von Mollwitz oder von Schlesien überhaupt ganz absieht, war es nahezu unmöglich, daß Europa einen lodernden Brand lange hätte vermeiden können — namentlich wenn der spanisch-englische Streit nicht gelöscht würde, wofür keine Wahrscheinlichkeit vorlag.

Aber wenn nicht als Ursache, so doch als Signal oder als Signal und Ursache zusammen (was sie auch eigentlich war), gab die Schlacht bei Mollwitz den letzten Anstoß und setzte alles in Bewegung. Dies war „der Stein, der sich vom Berg losriß"; dies oder vielmehr des Kaisers Tod, den Friedrich in dieser Weise kennzeichnete. Oder wenigstens war dies der erste Sprung, den der Stein tat, wobei er andere größere und kleinere Steine traf, die wieder andere mit ihrem Springen und Rollen fortrissen — bis die ganze Bergseite kraft dem Gesetz der Schwere in Bewegung war und eine weite Steinflut auf die Täler hinabdonnerte, Wälder, Meierhöfe, Wohnplätze zersplitternd — verderblich jeder Bildsäule aus Ton und Metall, die davon betroffen wird!

Es tritt demzufolge von diesem Punkte an ein Wechsel in Friedrichs schlesischem Abenteuer ein, das nun unendlich verwickelter für ihn wird — und für die nicht weniger, so von ihm schreiben! Friedrichs Sache ist fortan nicht durch unmittelbares Kämpfen zu bewerkstelligen, sondern vielmehr durch Abwarten, um zu sehen, wie und auf welcher Seite andere fechten werden. Auch läßt sich Friedrichs Sache von jetzt an nur noch in Verbindung mit dem unermeßlichen, verschollenen und wahrlich irrsinnigen Phänomen beschreiben oder verstehen, das man den Österreichischen Erbfolgekrieg nennt, von dem es schwer ist, ein menschliches Wort zu sagen. Wenn die Historie, auf düsteres Moorland[1] mit seinen Schrecken und Gefahren getrieben, sich retten kann, ohne zu sinken, so wird sie von Glück reden können!

Denn unmittelbar nach Mollwitz erfolgte als erstes ein Ausbruch diplomatischer Tätigkeit, desgleichen noch nicht dagewesen war. Exzellenzen aus allen vier Weltgegenden versammelten sich um Friedrich und schwatzten da und flüsterten und fochten und manövrierten nach ihrer Art in seinem schlesischen Lager, das der Mittelpunkt von allem war. Ein allgemeines Krähengeniste von Diplomaten — deren lautes Gackeln und Krächzen uns nunmehr wie verrückt vorkommt, da ihr Werk nun gänzlich verwest, vermeidbar und tot für alle Kreatur ist. Und als zweites erfolgte hierauf ein allgemeiner europäischer Krieg, in dem die Franzosen und die Engländer die Hauptparteien waren, und der reich ist an feurigen, aber wirren Schlachten und Waffentaten. Während der kommenden sieben oder acht Jahre konnte er nicht beschwichtigt werden, und Friedrich und sein Krieg schwimmen darin fortan nur als gelegentlich auftauchende Episode. Was

[1] Die „Dismal Swamps" aus Bunyans Pilgrim's Progress sind hier gemeint. D. Übers.

mit einem solchen Kriege anfangen; wie die Episode herausziehen und den Krieg auf sich beruhen lassen? Der Krieg war schon von Haus aus ziemlich wahnsinnig und ist es nun in der Einbildung der Menschen ganz und gar geworden — die meisten haben ihn sich gänzlich aus dem Sinn geschlagen; und nur die Episode (die durch diese Zusammenhänge fast unverständlich geworden ist) erhebt noch einige Ansprüche an sie.

Es ist sonderbar, in welche Vergessenheit das gewaltige Phänomen, der Österreichische Erbfolgekrieg genannt, das vor kaum erst hundert Jahren oder wenig darüber alle sterblichen Herzen erfüllte, verfallen ist! Die Engländer waren die Hauptpartei auf der einen Seite; fochten selber, mit ihrem herkömmlichen Feuer und ihrer herkömmlichen Führung („eine mutige Holzstange mit einem Militärhut darauf", wie unser Freund es nannte), und bezahlten alle Kosten, die sehr bedeutend waren und bis zur Stunde in den Taschen der Leute noch verspürt werden. Aber die Engländer haben das vollständiger als irgendein anderes Volk vergessen. „Schlacht von Dettingen, Schlacht von Fontenoy — was zum Henker hatten wir dort zu schaffen?" fragt der ungeduldige Engländer und kann keine Antwort darauf geben, außer der allgemeinen: „Anfall von Wahnsinn, Delirium tremens, vielmehr furens — denken wir nicht daran!" Und das ist in der Tat ein praktischer Schluß, nicht so unweise, wie er aussieht.

„Kriege sind nicht denkwürdig," sagt Sauerteig, „mögen sie auch gewaltig gewesen sein, viel Wut und Elend verursacht oder vielen Hunderttausenden das Leben gekostet haben — es sei denn, sie trügen auch etwas Welthistorisches in sich. Wenn es sich herausstellt, daß sie die Geburtswehen großer oder ansehnlicher, in der Welt fortdauernder Veränderungen waren, dann können einigermaßen wißbegierige Leute nicht umhin, darüber nachzuforschen und ihr Andenken zu bewahren. Wenn sie aber Geburtswehen ohne Geburt waren, welcher Sterbliche möchte da sein Gedächtnis damit beschweren? Es wäre denn, daß die Taten der Tapferkeit, der Tugend, der Mannhaftigkeit und des Ertragens, zu denen sie zufällig Anlaß gaben, sehr groß waren — viel größer als die meisten, die in jenem Österreichischen Erbfolgekriege zutage kamen! Sonst sind Kriege bloß nichtige vorübergehende Staubwirbel, durch Blut gestillt, epidemische Anfälle menschlichen Wahnsinns, wie sie bekanntlich nur zu leicht ausbrechen. Von ihnen sollte ein treuer Sohn des Hauses Adam lieber nicht sprechen, wie man ja auch in Familien, wo der Großvater an den Galgen gekommen ist, tunlichst nicht von Stricken redet."

Daß der Österreichische Erbfolgekrieg in irgendeinem erheblichen Grade in der armen menschlichen Einbildungskraft wieder lebendig werde, erwartet der Verfasser dieses Werkes nicht und wünscht es nicht einmal. Ihm genügt, wenn dieser Krieg so weit verstanden würde, als nötig ist, um seine arme Friedrichsgeschichte begreiflich zu machen. Denn er umschlingt Friedrich wie ein Weltstrudel fortan und bedingt jeden Schritt seines Daseins; getrennt davon lassen sich weder Friedrichs Angelegenheiten noch er selbst verstehen. „So viel als an Friedrich festhaftet" — das war unser ursprüngliches Übereinkommen! Leiste treuen Beistand, o Leser, und wir wollen suchen, das Unerläßliche auf ein mindestes für dich zurückzuführen!

## Wem der Österreichische Erbfolgekrieg zur Last zu legen sei.

Zunächst ist festzustellen, wo er seinen Ursprung nahm. Darauf lautet die Antwort hauptsächlich: Bei jenem magern Herrn, den wir mit Schriften im Oeil-de-Boeuf am vergangenen Neujahrstag sahen. Bei Monseigneur dem Maréchal de Belleisle vor allem und bei den ehrgeizigen Gelüsten und den bodenlosen Eitelkeiten des französischen Hofes und Volkes, durch Belleisle vertreten. Georgs II. spanischer Krieg hatte, genau besehen, eine wirkliche Notwendigkeit in sich. Jenkins' Ohr war die lächerliche äußere Figur der Sache. Jenkins' Ohr war einer ihrer letzten Anlässe. Aber das arme englische Volk, in seiner Wut und seinem Geschrei über dies geringfügige Moment, meinte innerlich: „Laßt uns abrechnen; laßt uns diese Rechnung da ins reine bringen und liquidieren; sie hat allzulange auf sich beruht!“ Und selten hatte ein Volk mehr recht, wie die Leser noch sehen werden.

Der englisch-spanische Krieg hatte einen Grund in der Welt, auf dem er fußte — und ebenso der preußisch-österreichische; das wird jetzt von jedermann eingeräumt. Wenn Friedrich nicht dazu berufen war, wer wäre dann jemals zu einer Unternehmung berufen gewesen? Friedrich erhielt seine Ansprüche auf Schlesien nach solcher Prüfung und Beweisführung, wie sie selten da waren, von dem Schicksal zuerkannt. Seine Ansprüche auf Schlesien — und auf unendlich höhere Dinge, die, wie es sich herausstellte, ihm und seinem Volke gebühren, obschon sie ihm nicht bewußt vorschwebten, als er das Abenteuer unternahm. Denn, wie mein armer Freund behauptet, es *gibt* Gesetze, die auf Erden und im Himmel gültig sind; und die große Weltseele ist gerecht. Friedrich hatte etwas zu erledigen in diesem Kriege; und Maria Theresia kontra Friedrich hatte gleichfalls Ursache, vor Gericht zu erscheinen und ihre Sache aufs äußerste zu verteidigen.

Fragen wir aber, was die Sache Belleisle oder Frankreich und Ludwig XV. anging, so lautet die Antwort strenge: Nichts. Ihre eigenen windigen Eitelkeiten, ehrgeizigen Bestrebungen, legitimiert nicht durch die Tatsachen und die höheren Mächte, sondern durch Truggebilde und das Geschwätz von Versailles, überschwenglicher, innerlich wahnsinniger Eigendünkel, Anmaßungen über ihre Mitgeschöpfe, die nirgends in der Natur einen Grund hatten, außer nur im französischen Gehirn — dies war es, was Belleisle und Frankreich in den deutschen Krieg führte. Und indem Belleisle und Frankreich sich in einen antipragmatischen Krieg einließen, ward der unglückliche Georg und sein England in einen pragmatischen hineingezogen — ihre eigene Angelegenheit in den spanischen Gewässern im Stich lassend und nach Deutschland eilend — in panischem Schrecken, wie vor dem jüngsten Tag, und voll Eifer, den Schlußstein der Natur alldort zu retten. Das ist das Merkwürdige an diesem Kriege, daß

Frankreich sein Urheber zu nennen ist, den er doch von allen Beteiligten am allerwenigsten anging. Und der Lohn, der Frankreich für ein solches Stück Übereifer gebührte — der Leser wird noch sehen, welcher Lohn Frankreich und den übrigen Beteiligten hinterher zuteil ward. Denn auch dies liegt nun hell am Tage.

Wir haben oft gesagt, daß schon der spanisch-englische Krieg allein dazu angetan war, einen europäischen Krieg zu entzünden; und ferner, daß Friedrichs Schlesischer Krieg auch dazu angetan war — da Frankreich sich fast gewiß einmischen würde. Wenn aber beide Kriege notwendige Kriege waren und Frankreich sich in einen von ihnen auf der unrechten Seite einmischte, dann liegt die Schuld an Frankreich, nicht an den notwendigen Kriegen. Frankreich konnte sich gar nicht in einer unverschämt-ungerechteren und willkürlicheren Art einmischen, als es nun tat, es konnte sich gar nicht handgreiflicher zum Brandstifter der irrsinnigen Feuersbrunst machen, die die folgenden sieben Jahre hindurch wütete. Ja, mehr als zwanzig Jahre hindurch — denn diese pragmatisch-antipragmatische Sache (und Jenkins' Ohr zufällig zu gleicher Zeit!) kam erst 1763 völlig zum Abschluß.

## Wie Belleisle Deutschland einen Besuch abstattete und kein passender Heinrich der Vogler da war, ihn zu begrüßen.

Es ist sehr unrecht, verzauberte Perückentümer in der Welt dasitzen zu lassen, wie wenn sie noch lebendige Dinge wären! Es gibt einen „Konservativismus", der heutzutage gepriesen wird, der aber weiter nichts ist als träge Feigheit, niederträchtige Gleichgültigkeit gegen Wahrheit und ein Scheuen der Mühe, die man auf sich nehmen muß, wenn man gegen Lügen vorgeht, die zur stillschweigenden Gewohnheit geworden sind. Im Namen dieses „Konservativismus" üben jetzt die Menschen vielfach diese Verfassungsmethode — nicht ahnend, wie schlimm und verderblich sie zu allen Zeiten ist. Wenn das Gehirn fort ist, sollten die Dinge wirklich sterben, wie lieblich sie auch waren und noch immer zu sein vorgeben, einerlei — wenn das Hirn einmal fort ist, sollten sie wirklich in allen Fällen sterben und ohne Verzug unter die Erde kommen. Einst hatten die Menschen Nasen und rochen den Greuel einer abgestorbenen Realität, die in Fäulnis übergegangen, einer weiland teuern Wahrheit, die lügnerisch, trugbildartig war, aber sie haben dieses Organ seitdem bis zu einem argen Grade verloren und leben nun ganz gemächlich unter Lügen. Lügen von jener traurigen „konservativen" Art — ja, von jederlei Art: denn jene Art ist eine Mutter, die mit einer erschreckenden Fruchtbarkeit andere Lügen ausbrütet, es hat nur keiner acht darauf.

Es war schade, daß das „Heilige Römische Reich Deutscher Nation" sich nicht schon längst hatte zu Grabe tragen lassen. Einst besaß es Hirn

und Leben, aber nun waren sie fort. Unter dem Zepter Barbarossas, unter unserem alten antichaotischen Freund Heinrich dem Vogler, wie anders war es da! Kein Acker für einen Belleisle, um darauf Unkraut auszusäen; kein vermodertes Strohdach für einen französischen Sonnengott, daß er mittenhinein segle und es in Brand stecke! Heinrich hatte sich, als die ungarischen, panslawonischen Unholde über ihn kamen, in der Zwischenzeit in Verfassung gesetzt, und ein räudiger Hund war der „Tribut", den er ihnen zahlte, gefolgt von einer hinlänglichen Anzahl eingeschlagener Schädel, als sie sich damit nicht zufrieden geben wollten. Ähnliches gebührte auch dem Belleisle — wäre ein Heinrich dagewesen, ihm entgegenzutreten, als er die Marken im Trierer Land im Frühjahr 1741 überschritt: „Hier, du anarchischer Tapezierer-Baal, der du dich für einen Gott der Sonne hältst, hier hast du, was Deutschland dir schuldet. Damit gehe heim und kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten, die, wie man mir sagt, nicht zum besten stehen, hättest du nur ein Auge dafür!"

Aber die traurige Wahrheit ist die, daß seit mehr als vier Jahrhunderten nun — und namentlich seit dreien, seit nämlich der kleine Karl IV. im Drang der Not „alles Reichsgut veräußerte" — dies Heilige Römische Reich Deutscher Nation immer mehr zu einer scheinbaren Größe geworden ist; und es war niemand imstande, die Kaiserkrone zu tragen, als ein Habsburger, der eigene anderweitige Hilfsquellen besaß. Diese Tatsache ist handgreiflich. Und Österreich, das ein Antireformationswesen ist, „konservativ" in jenem schlimmen Sinne der trägen Scheu vor den Mühen eines Kampfes gegen die Lügen, hatte das Gift in diesem Falle nicht übelriechender als in vielen anderen gefunden. Und hatte sein „Heiliges Römisches Reich", das u n heilig, trugbildartig, wie so vieles andere in österreichischen Dingen, geworden war, gehegt und diese dreihundert Jahre lang festgehalten. Österreich hielt es für ein förderlsames und angemessenes Ding, obschon es wußte, daß dieses Ding immer mehr und mehr zu einem puren verzauberten Perückentum werde. Auch sind die Folgen nicht ausgeblieben; sie bleiben niemals aus. Belleisle, Ludwig XIV., Heinrich II., Franz I.: schon lange war den Franzosen dieser Stand der Dinge bekannt, und schon lange war es ihr Brauch, sich hineinzumischen, innere Mißhelligkeiten erregend, ungerechte Kriege anstiftend — mit oder ohne Vorteil für Frankreich, aber zum endlosen Nachteil für Deutschland. Der Schmalkaldische Krieg, der Dreißigjährige Krieg, die Kriege Ludwigs XIV., die das Elsaß und andere hübsche Ausschnitte einbrachten; der polnische Wahlstreit von letzthin und sein Lothringen; der Österreichische Erbfolgekrieg: gar viele Kriege gibt es, die in dem armen Deutschland von Nachbar Frankreich angezündet wurden, und groß ist die Summe des Wehs für Europa und für Deutschland, die auf diese Rechnung zu setzen sind. Und vielleicht ist diese Rechnung noch immer nicht zu Ende? — Vielleicht noch nicht, selbst jetzt! Denn es ist die Strafe für zu große Loyalität gegen ver-

zauberte Perückentümer, für das enge Zusammenleben mit Lügen von friedseliger Eigenschaft und für das Zustopfen eurer Nasen und Stumpfmachen eurer Seele gegen den verwünschten Geruch, den sie alle haben! — Ich kann euch versichern, der Fluch des Himmels haftet an ihnen insgesamt, und der Sohn Adams kann ihre böse Genossenschaft nicht zu frühe loswerden, es koste ihn, was es wolle.

Belleisles Reise als Sonnengott begann im März — „Ende März 1741", ein Tagesdatum des denkwürdigen Dinges ist nicht zu ermitteln — und er bewegte sich fast ein Jahr lang im Kreislauf durch die deutschen Höfe umher; sein Lauf war etwas erratisch, aber allezeit in einem Glanz wie der des Baal: jene hundertunddreißig französischen Edelleute und Bedienten sind sein Gefolge, und die allerchristlichste Königsglorie umstrahlt ihn. Emsig wirkend während der ersten sechs Monate, bis zum nächstkommenden September oder Oktober (was man seine Saatzeit nennen kann), und keineswegs rastend nach neun oder zwölf Monaten, als das Eggen und Behacken vor sich ging. Im Januar 1742 hatte er die große Genugtuung, einen bayrischen Kaiser statt eines österreichischen erhoben zu sehen, und allenthalben sproßt die Frucht seines fleißigen Anbaues aus dem Boden hervor, zu einem Anwuchs von Tatsachen (wie geharnischte Männer aus Drachenzähnen); und „der Wille des" — wessen Wille war es? — „wird durch seine Hände gefördert". Belleisle war ein prächtiger Mann; aber ich vermute, es war nicht „der Herr", dessen Willen er bei diesem Anlaß betrieb, sondern eine ganz andere Person, verkappt, um in des armen Belleisles Augen jenem zu ähneln! —

Österreich war in der letzten Zeit für Frankreich nicht gefährlich gewesen und war es jetzt weniger als je. Wie weit war es entfernt davon — gedemütigt, wie es war, durch den Verlust von Lothringen und nun gleichsam bankerott und selber von der ganzen Welt bedroht. Und Frankreich war verbunden, soweit als ausdrückliche Verträge eine Nation binden konnten, Österreich in seinen gegenwärtigen Besitzungen zu erhalten. Der bittere Verlust von Lothringen war dem verstorbenen Kaiser durch diesen einzigen Tropfen Trost versüßt worden — wie überhaupt das Fehlschlagen seines ganzen Lebens, der arme Mann: „Mir ist meistens alles fehlgeschlagen; aber dem Himmel sei Dank, ich habe die pragmatische Sanktion zuwege gebracht, und selbst Frankreich hat sie unterzeichnet!" Verlust von Lothringen, Verlust von Elsaß, Verlust der drei Bistümer: seit Karls V. Zeiten, von früheren nicht zu sprechen, ist ein Verlust auf den anderen gefolgt — und nun ist es an der Zeit, die Sache zum Abschluß zu bringen, denkt Belleisle und Frankreich mit ihm, trotz der Verträge.

Um Österreich zu demütigen oder um es auszulöschen, hat Belleisle zwei vorläufige Dinge zu tun: erstens, die pragmatische Sanktion zu brechen und alle Welt zu bewegen, dasselbe zu tun; zweitens, die Kaiserwahl so zu leiten, daß sie nicht, wie allgemein erwartet wird,

Großherzog Franz, Maria Theresias Gemahl, treffe, sondern irgendeinen anderen, der Frankreich zugeneigt ist: sagen wir Karl Albrecht von Bayern, dessen Familie seit langem unser Schützling und für ihr politisches Dasein in der Welt von uns abhängig ist. Belleisle hatte, das unterliegt wenig Zweifel, von Anfang an diesem unglücklichen Karl Albrecht die Kaiserwürde zugedacht, ist aber ungewiß, ob er es durchführen kann. Belleisle will, wenn er muß, mit einem anderen vorliebnehmen, dem Kurfürsten von Sachsen z. B. — mit irgendeinem und jedem, wenn es nur nicht der Großherzog ist: das ist ein Punkt, der bei Belleisle bereits feststeht, wiewohl er ihn sehr im Hintergrund zurückhält und sich nichts davon merken läßt, bis der Zeitpunkt da ist.

Hinsichtlich der pragmatischen Sanktion fanden Belleisle und Frankreich keine Schwierigkeit — oder bloß die Schwierigkeit (die, wir wollen hoffen, beträchtlich gewesen sein mußte), ihren eigenen Vertrag zur Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanktion zu verschlucken und die Erklärung abzugeben, was sie auch ohne sichtbares Erröten taten: daß es ein Vertrag sei, der, wenn nicht ausdrücklich, so doch stillschweigend, wie alle menschlichen Verträge, die Klausel in sich schließe: „Salvo jure tertii (unbeschadet der Rechte Dritter)" — nämlich Kurbayerns und anderer, die Einwendungen dagegen machen sollten! Oh, Seele der Ehre, oh, erste Nation der Welt, ist je eine solche Ausflucht gehört worden? Hier steht ein blühendes Kornfeld, das größte in der Welt, umgeben mit einer mühsam geschaffenen Umzäunung, meilenlangem Pfahlwerk, fest eingerammt und gestützt — der arme, nun verstorbene Herr gab euch sein Lothringen und fast sein Leben dafür, daß ihr schworet, besagtes Pfahlwerk stehenzulassen. Und ihr laßt es stehen, bis auf neun Ellen, durch die das größte Fuhrwerk auf der Straße frei hineinfahren und der lumpigste Hökersesel hineingehen kann, um sich den Wanst zu füllen!

Es scheint, die erste Nation der Welt war bereits zu einem frühen Stadium ihrer Beratungen auf diesen Einfall mit dem Salvo jure tertii geraten, um das Verschlucken ihres Vertrags einem aufgeklärten Publikum gegenüber zu ermöglichen[1]. Und sie beharrte dabei, da sich nichts anderes finden ließ. Das aufgeklärte Publikum grinste höhnisch und ließ sich nicht täuschen; da aber so viele andere unter ebenso armseligen Vorwänden ihre Verträge verschluckten, so konnte das aufgeklärte Publikum nicht lange über einen einzelnen grinsen — konnte nur stumm staunend alle angaffen. Ein ruhmvolles Beispiel von Wahrhaftigkeit und menschlichem Edelsinn, das die Götter dieser niederen Welt ihren gaffenden Völkern, soweit diese in den Zeitungen lesen konnten, hier darlegten!

[1] 20. Januar 1741 wird in ihrer lange verzögerten Zeremonialnote (Adelung II. 206), die Maria Theresia als Königin von Ungarn anerkennt, ein ominöses Stillschweigen über die pragmatische Sanktion beobachtet; „Anfang März" wird das Salvo jure als möglich eingestanden (das. 279) — offenes Eingeständnis bei Belleisles Auftreten (das. 305).

Was ist Wahrheit, Falschheit, menschliches Königtum, menschliches Schwindlertum? Sind die zehn Gebote also nur eine Redensart? Und war es irgendein pfiffiger Teufel, der diese irdische Welt und uns geschaffen hat? Fragen mochten aufsteigen, stiegen bereits seit langem auf — aber nun war es ungefähr genug damit, und die Antwort ward fällig. Belleisle (wie wenig er auch in diesen seinen hohen Unternehmungen sich davon träumen ließ) leitete als Antwort ein Ragnarök, eine Götterdämmerung ein, die als „Französische Revolution oder Apotheose des Sansculottismus" nun wohlbekannt ist — und das ist etwas zum Bedenken!

### Wie die pragmatische Sanktion zusammenbrach, und wie die Hauptkünstler bei der Behandlung ihrer Verträge verfuhren.

Als die Operation nach seinem eigenen pragmatischen Vertrag einmal vollbracht war, fand Frankreich keine Schwierigkeit mit den übrigen. Jedermann war geneigt, seinen Vertrag nach jenem bewunderungswürdigen Beispiel zu verschlucken, wenn man sich irgendwelchen Vorteil davon versprach. Die Schwierigkeit für Frankreich und Belleisle war vielmehr, die Heißhungrigen zurückzuhalten: „Verschluckt euren Vertrag nicht vor der rechten Zeit; Geduld, sagen wir!" Eine gar traurige Sammlung von Potentaten, sämtlich auf dem Punkt angekommen: „Wollt ihr euren Vertrag verschlucken, wollt ihr ihn halten?" — und fast alle verschluckten ihn, ja, alle, die es nötig hatten.

Bei dem ersten Einbruch in Schlesien hatte sich Maria Theresia entrüstet bei jedem Hof beklagt und unter Berufung auf die pragmatische Sanktion verlangt, daß dies Naturgesetz vertragsmäßig beobachtet werde. Was Maria Theresia mit diesem Rundruf an die Höfe erlangte, ist noch jedermann bekannt. Außer England, das bereit, und Holland, das nicht bereit war, hatten sämtliche Höfe mehr oder weniger unbehaglich geantwortet: „Naturgesetz — hm — freilich!" — und weit entfernt davon, etwas zu tun, wollte nicht einer von ihnen mit Gewißheit versprechen, etwas zu tun. Nur von England und seinem kleinen König (dem die pragmatische Sanktion das Palladium aller menschlichen Freiheit und der Schlußstein der Natur ist) kann sie geringe Hilfe erlangen. Die übrigen hielten hinter dem Berg, wollten weder Herz noch Tasche öffnen, warteten, bis sie sahen. Nun sehen sie, nun, da Belleisle sein Kunststück des Vertragverschluckens vollbracht hat! —

Elf große Mächte, einige zählen dreizehn, andere zwölf[1] — aber keine zwei stimmen miteinander, und kaum stimmt einer mit sich selbst überein, genug, die Mächte Europas, von Neapel und Spanien an bis zu Rußland und Schweden, haben es sämtlich unterzeichnet, sagen wir

[1] Schöll II. 286; Adelung, Liste II. 127.

ein rundes Dutzend. Und außer unserem kleinen englischen Paladin allein, dem sein Interesse und sogar sein Heil auf diesem Wege zu liegen schien und der keines pragmatischen Vertrags zu seiner Leitung bedurfte, hielt keiner, was er versprochen hatte. Zwischen Dezember 1740, da Maria Theresia ihren Hilferuf an alle Höfe ergehen ließ, bis zum April 1741 hatte von dem ganzen Dutzend nur England, das Holland mühsam mit sich zog, ein Wort der Mißbilligung gesprochen; einen tätig hemmenden Schritt aber hatte niemand getan. Zwei insbesondere (Frankreich und Bayern, von Spanien nicht zu reden), hatten das Gegenteil getan, die pragmatische Sanktion verleugnet und sich dagegen erklärt. Und nach der Schlacht bei Mollwitz, als „der Stein" zuerst ins Rollen kam und alles in Aufruhr setzte, da erfolgte, wie das plötzliche Aufkommen einer Mode, bei dem gesamten hohen Dutzend das allgemeine Verschlucken von Verträgen (das im August, aus einer Ursache, die wir sehen werden, noch einmal beschleunigt wurde). Und noch vor November desselben Jahres war kein Vertrag mehr zu verschlucken übrig. Von dem Dutzend blieb nur der kleine Georg, der Paladin, Holland mühsam mit sich ziehend — und die pragmatische Sanktion war zu Wasser geworden, wie Eis an einem Junitag, und ihre schönen kristallenen Eigenschaften und prismatischen Farben waren für immer aus der Welt verschwunden. Will sich der Leser einen oder zwei Punkte, eine oder zwei Personen, in diesem unsauberen Prozeß anmerken, nicht dem Prozeß zuliebe, der sehr unsauber ist und übel riecht, sondern sich selbst zuliebe, um seinen eigenen Weg bei den Verwicklungen, die nun über ihn und mich kommen, ein wenig aufzuklären?

1. Der Kurfürst von Bayern. Karl Albrecht wird von einigen als ein Unterzeichner der pragmatischen Sanktion mitgerechnet und von anderen nicht; daher jener Widerspruch der Zählung in den Büchern. Und er hatte sie auch einmal in einem gewissen Sinne unterzeichnet, er und sein Bruder von Köln; aber vor dem Ableben des Kaisers hatte er sich offen wieder davon zurückgezogen, und so betrachtete er sich als einen Nichtunterzeichner. Unterzeichner oder nicht, verlor er seinesteils keinen Augenblick (eher das Gegenteil), offen dagegen zu protestieren und zu erklären, daß er sie nimmer anerkennen würde. Der Leser sah etwas hiervon zur Zeit des Regierungsantritts Ihrer ungarischen Majestät. Datum und nähere Umstände davon, soweit erinnernswert, sind die folgenden: Am 20. Oktober 1740 schrieb Karl Albrechts Gesandter Perusa aus Wien an Karl, daß der Kaiser soeben gestorben sei. Von München aus, am 21., befiehlt Karl Albrecht, in Erwartung eines solchen Ereignisses, aber ohne es noch zu wissen, dem Perusa, im Fall des Todes des Kaisers, den man in München für wahrscheinlich hielt, augenblicklich Audienz an gehöriger Stelle (bei dem Kanzler Sinzendorf) zu verlangen und daselbst offen seinen Protest niederzulegen, was Perusa

pünktlich in allen Stücken besorgte — ohne einen Augenblick zu verlieren, sondern eher das Gegenteil, wie wir sagten! Die Gerechtigkeit muß man dem armen Karl Albrecht widerfahren lassen: er war von all den antipragmatischen Vertragsbrüchigen (falls er überhaupt einer genannt werden kann) der einzige, der ehrenhaft, offen und unmittelbar damit zu Werke ging, und er war von allen bei weitem der unglücklichste.

Dies ist der arme Herr, den Belleisle zum Kaiser bestimmt hatte. Und er ward Kaiser, zu seinem großen Unglück, wie es sich zeigte. Seine Krone war wie eine Krone von brennendem Eisen oder wenig besser! Die Bücher melden nicht viel von ihm, es verlangt einen auch nicht nach viel: ein schlanker hochgewachsener Mann mit Adlernase, von edlem Ansehen und von wirklich anstandsvollem, ernstem Benehmen, der den Wunsch hegte, hoch und würdevoll zu sein. Er hatte auch eine Art von Anrecht im antipragmatischen Sinne, denn er stammte von Kaisern ab: Kaiser Ludwig der Bayer und Kaiser Ruprecht von der Pfalz, Ruprecht Klemm geheißen, waren beide seine Ahnen. Er durfte füglich auf Kaisertum und österreichischen Besitz Anspruch erheben — wäre er anderweitig solchen Unternehmungen gewachsen gewesen. Aber bei allen ehrgeizigen Bestrebungen und Versuchen, wie sie auch sonst immer begründet sein mögen, gilt diese strenge Frage an der Schwelle: „Bist du stark genug zu dem Abenteuer; bist du nicht viel zu schwach dazu?" Ehrgeizige Personen lassen diese Frage oft auf sich beruhen und werden zerdrückt, indem sie die zwölf Arbeiten des Herkules auf unherkulische Rücken laden! Nicht ein jeder ist so glücklich in dieser Hinsicht wie unser Friedrich — dessen Rücken aushielt, wenn auch unter Schwierigkeit. Dazu war bei Karl Albrecht niemals viel Aussicht da. Wenige Sterbliche in irgendeinem Zeitalter haben ein solches Beispiel geliefert von den Tragödien, die der Ehrgeiz für seine Anbeter in Vorrat hat — und ein Beispiel auch von dem, was erfüllte Hoffnung dem unüberlegten Menschenkinde werden kann.

Wir sagten, er hatte auch eine Art Anrecht auf Österreich. Er stammte in weiblicher Linie von Kaiser Ferdinand I. ab (so auch Kursachsen, wiewohl durch eine jüngere Tochter als Karl Albrechts Ahnfrau) und berief sich auf Kaiser Ferdinands Erbfolgeordnung, die von höherer Geltung sei, als irgendeine spätere pragmatische sein könne. Damit hängt ein vielberufener Umstand zusammen. Karl Albrecht, dergestalt in eine öffentliche Beweisführung verwickelt, beauftragte Perusa, wie zu erwarten stand, Einsicht in Kaiser Ferdinands Testament zu verlangen, dessen Inhalt durch authentische Abschrift in München, wenn nicht anderweitig unter den Verwandten, bekannt war. Nach einigem Zögern erhielt Perusa (4. November 1740) im Beisein der übrigen Exzellenzen Einsicht in das Testament: da stand zu seinem Entsetzen in der Hauptstelle anstatt „männliche" (Leibeserben) „eheliche" — verderblich für Karl Albrechts Anspruch! Und er konnte auch nicht beweisen, daß das Pergament radiert oder verändert worden

sei, obwohl er es mehrere Tage prüfte und untersuchte. Darauf verließ er auf Befehl Wien sofort, stumm zeigend, was er dachte. „Eure Abschrift ist gefälscht,“ schrien die Wiener, „ist euch mit diesem falschen Worte darin untergeschoben worden, von jemandem (eurem Freund, dem ehemaligen kurpfälzischen Minister von Hartmann etwa?), der sich damit bei ehrgeizigen törichten Personen in Gunst setzen wollte!“ So lautete die Wiener Lesart. Vielleicht war in München selbst der eigentliche Kopist gar nicht bekannt — soweit ich entnehmen kann, mochte die Abschrift schon vor langer Zeit gemacht und der Abschreiber tot sein. Hartmann, den die Wiener als den Kopisten nannten, tat öffentlichen emphatischen Widerspruch: „Nimmer habe ich das Schriftstück kopiert oder gesehen!“ Und es entstand ein mächtiges Argumentieren, das heute noch nicht zu Ende ist, über die Frage: „Verfälschte Urschrift oder verfälschte Abschrift?“ — und das moderne Votum lautet, glaube ich, ziemlich klar: österreichische beamtete Personen hätten es getan — in einem Notfall[1]. Möglich? „Aber Sie schaden Ihrer Seele!“ sagte der Pfarrer einmal zu einer armen alten Dame englischer Nation, die auf dem Sterbebette sich weigerte, irgendeiner Familienerdichtung zu widersprechen, irgendein Hausgeheimnis zu offenbaren: „Aber Sie schaden Ihrer Seele, gnädige Frau!“ — „St! was bedeutet meine arme törichte Seele im Vergleich mit der Familienehre?“ —

2. König Friedrich. König Friedrich kann, der Zeit nach, für den nächstfolgenden Antipragmatiker gelten. Auch er verlor keinen Augenblick und ging offen zu Werke; er machte sich keiner Spitzfindigkeit schuldig. Seine eigene Darstellung der Sache lautete allezeit: „Durch den Vertrag von Wusterhausen, 1726, hat Preußen unstreitig die Gewährleistung der pragmatischen Sanktion übernommen, wogegen der verstorbene Kaiser kraft desselben Vertrags sich verpflichtete, Berg und Jülich Preußen zu sichern und innerhalb der ersten sechs Monate nach dem Unterzeichnen einigen Fortschritt damit zu machen. Und ebenso unstreitig hat der verstorbene Kaiser hierauf, oder vielleicht sogar schon vorher, genau das Gegenteil hiervon getan, er hat nämlich, soweit es ihm möglich war, Berg und Jülich Kurpfalz zugesichert. Besagter Vertrag ist also, indem er dergestalt Selbstmord begangen hat, tot und nichtig, und es steht mir frei, hinsichtlich der pragmatischen Sanktion zu tun, was ich für gut befinde. Mein Wunsch war und wäre noch immer, die pragmatische Sanktion aufrechtzuerhalten und sie sogar mit 100 000 Mann zu unterstützen und dem Großherzog die Wahl zur Kaiserkrone zu sichern — wären nur meine Ansprüche auf Schlesien

[1] Adelung II. 150—154 (14.—20. November 1740) gibt die bekannten Fakta ohne Erläuterung. Hormayr (Anemonen aus dem Tagebuch eines alten Pilgermannes (Jena 1845) I. 162—169 — unser alter Hormayr des Österreichischen Plutarchs, nun aber anonym und in oppositioneller Stimmung) betrachtet den Fall als fast erwiesen gegen Österreich und meint, daß Bartenstein und ein gewisser Bessel, eine Säule der Kirche, dabei beteiligt gewesen seien.

erst befriedigt. Diese aber haben an sich mit der pragmatischen Sanktion, dafür oder dagegen, nichts zu schaffen. Sie sind gültig gegen jedweden, der Österreich oder Schlesien erben dürfte, und ich habe die Absicht, zu erreichen, daß die geschlossene starke Hand, die meine Anrechte so lange vorenthielt, sich bei dieser günstigen Gelegenheit auftue und sie herausgebe." Dies ist Friedrichs Rechtsfall. Und in Wahrheit hat das Schwurgericht allenthalben — sobald es erst unterrichtet ist, was freilich in manchen seiner Abteilungen einen langen Prozeß kostet — auszusprechen: daß die pragmatische Sanktion Friedrich gar nichts zu sagen hat, es sei denn ein hilfloses Lamentieren: „Ach, daß du gerade da sein mußtest, deine Rechte durchzusetzen und langgeschlossene Fäuste aufzuzwingen!"

3. Die Xanthippe von Spanien. Vielleicht der verrückteste der antipragmatischen Vorwände war der von Spanien angeführte, als der weibliche Drache oder die Xanthippe für gut befand, ihren Vertrag zu verschlucken, was sehr zeitig geschah. Der Xanthippe armer Ehegemahl ist ein Bourbon, nichts weniger als ein Habsburg: „Ist er aber nicht Erbe der spanischen Habsburger, ein und dasselbe mit diesen, ein alter ego der spanischen Habsburger geworden?" fragt sie. „Und da die österreichischen Habsburger ausgestorben sind, treten da nicht die spanischen Habsburger an ihre Stelle? Er, behaupte ich, dieser Bourbon-Habsburg, ist der wirkliche Habsburg, nun, da der österreichische Zweig eingegangen ist; Oberhaupt des Goldenen Vließes" (woran sich eine gewisse „Erzherzogin" Maria Theresia zu vergreifen wagt), „Eigentümer des österreichischen Italiens und aller oder der meisten österreichischen Dinge!" — und bringt urkundliche Verträge Philipps II. mit seinen österreichischen Vettern herbei, „von welchem Philipp", sagte die Xanthippe, „wir Bourbons doch sicherlich Erbe und alter ego sind!" Ist das nicht ein absonderlicher Erbrechtsfall, in dem menschliche Gier die sogar persönliche Identität verwischen will?

Belleisle hatte viel Mühe, die Xanthippe zurückzuhalten, bis die Dinge reif seien. Da Kind Carlos seit langem gedeihlicher König von Neapel war, ging ihre Hoffnung praktisch dahin, das Mailändische für ein anderes Kind zu gewinnen — Kind Philipp, das sie einst zum Papst bestimmt hatte — und sie ist über die Maßen begierig, einen Streich gegen das Mailändische zu führen. „Abwarten!" flüstert ihr Belleisle heiser zu, und sie vermag es kaum über sich zu bringen. Maria Theresias Ankündigungsschreiben ihres Regierungsantritts zu beantworten, hatten die Franzosen, wie wir sahen, lange gezögert. Die Xanthippe beantwortete es gar nicht; beklagte sich vielmehr: „Was heißt dies, Madame! Das Goldene Vließ, Sie?" — belehrte auch frühe im März die Menschheit, daß sie der spanische Habsburg, die echte Ware sei; und entsandte Exzellenz Montijos, einen kleinen Mann von großem Aufwand, damit er bei der Wahl eines passen-

den Kaisers mithelfe und dem Belleisle bei den großen Dingen, die nun bevorstehen, zur Hand gehe[1].

4. Der König von Polen. Die heikelste Karte in Belleisles Spiel und vermutlich der größte Narr dieses antipragmatischen Dutzends war der Kurfürst von Sachsen, König von Polen. Er, gleich Karl Albrecht von Bayern stammt, wiewohl durch eine jüngere Tochter, von Kaiser Ferdinand ab und hat einen gleichen Anspruch auf die österreichische Nachfolge. Sein Anspruch wird zwar durch diesen kleinen Umstand an sich schon kraftlos, er möchte ihn aber so gern durch einen oder den anderen Behelf verbessern und glaubt immer, er müsse doch sicherlich irgend etwas wert sein. Das ist August III., dieser König von Polen, wie die Leser wissen, Sohn Augusts des Starken: Papa ließ ihn zur katholischen Religion übergehen — um Polen zu erwerben, das ein sehr klägliches Besitztum für ihn wurde. Wer weiß, wieviel Schaden der arme Mann durch diese traurige Operation gelitten haben mochte, die Sachsen, als es davon zu wissen bekam, tief betrauerte. Denn man hatte immer gehofft, daß er einige wirkliche Religion habe und das Land wieder aus jener babylonischen Gefangenschaft befreien würde! Er heiratete Kaiser Josephs I. Tochter — Maria Theresias Kusine, und zwar als Tochter eines älteren Bruders — auch dies müßte sicherlich in dem antipragmatischen Handel etwas gelten! Es ist wahr, Kurbayern hat eine andere Tochter Kaiser Josephs zur Frau; aber sie ist die jüngere: „Ich bin wenigstens da Senior!" denkt der törichte Mann.

Freilich hatte er leider in vergangenen Jahren die pragmatische Sanktion endgültig unterschreiben müssen; es war nicht zu umgehen gewesen, alle Hoffnung beruhte darauf in jener Zeit der polnischen Wahl. Er muß daher gleich beim ersten Schritt in den Antipragmatismus seinen Vertrag verschlucken, und er ist außerordentlich in Zweifel über das Wie, zuweilen sogar über das Ob, und wechselt und dreht sich daher gewaltig in diesen Monaten und Jahren. Einmal steht er auf Maria Theresias Seite, durch Schatten von Wien getäuscht, und beteiligt sich an russischen Teilungsverträgen; dann wird er wieder von Belleisle in die entgegengesetzte Stellung geködert; und schließlich kehrt er wieder um. Ein müßiges, leichtsinniges und doch gieriges Wesen, das teils durch Abfall vom Glauben im frühen Mannesalter, teils durch schlaffen Ehrgeiz seitdem und eitles Gaffen nach Schatten das Steuer aus den Händen verloren hat und eine schlimme Fahrt machen wird für sich und für sein Land.

Sein Palinurus und Hauptratgeber ist jetzt und später ein Graf von Brühl, ehemals Page bei August dem Starken, nun zu solcher Höhe em-

[1] Spaniens Ansprüche auf das Goldene Vließ, 17. Januar 1741 (Adelung II. 233, 234), „publiziert in Paris", im März (das. 293), und am 23. März akkreditiert Montijos (das.); der italienische Krieg, von Belleisle und der englischen Flotte jetzt noch niedergehalten, kann erst im folgenden Oktober seinen Anfang nehmen.

vorgestiegen: Brühl mit den dreihundertfünfundsechzig Anzügen, über den man nicht einmal mehr lachen möchte. Ein pfiffiger Schelm, heißt es, und von gewandter Zunge; aber sicherlich einer der unweisesten aller Adamssöhne jener Zeit und ein Palinurus, wie selten zuvor einer gesteuert hat. Kursachsen, das Reichsvikar im nördlichen Deutschland ist (Kurbayern und Kurpfalz hätten sich als Freunde und gute Wittelsbacher Vettern sicherlich in einer Krisis, wie der gegenwärtigen, zu einem gemeinschaftlichen Vikariat im Süden verstehen und nicht länger darüber hadern sollen) — Kursachsen hat mit den Wahleinleitungen, Formalitäten und Vorarbeiten viel zu tun und ist imstande, wie Kurpfalz und sein Vetter es jederzeit sind, als Meißel zu Belleisles Hammer an Punkten zu dienen, die häufig vorkommen werden.

5. Der König von Sardinien. Reichsvikar in den italienischen Teilen ist Karl Amadeus, König von Sardinien (Sohn des zähen, alten Viktor, von dem wir gehört haben). Er bekleidet damit eigentlich ein bloßes Ehrenamt, dem wichtigen Individuum angemessen, das das Tor der Alpen hütet. Karl Amadeus hatte die pragmatische Sanktion unterzeichnet; verschluckt aber seinen Vertrag, wie die übrigen, nach Frankreichs Vorbild — da er, wie er sich nun erinnert, Ansprüche auf das Mailändische hat. Es sind also zwei, die auf das Mailändische Anspruch erheben, die spanische Xanthippe und er? Jawohl; sie werden ihre Schwierigkeiten haben, ihre weitläufigen Händel in italienischem Krieg und anderweitig, um zu einem Ausgleich darüber zu gelangen; und sie werden (der Torhüter wenigstens wird es) Belleisle in kommenden Jahren unendliche Plage verursachen.

Auf diese Weise verschlucken die Pragmatischen einer nach dem andern ihre Verträge und schämen sich nicht — bis sie es sämtlich getan oder so gut wie getan haben. Fast noch vor Ablauf eines Jahres ist die pragmatische Sanktion eine verschwundene Größe, und des armen Kaiser Karl Lebensarbeit ist nicht das Pergament und Schreibmaterial wert, das es ihn gekostet hat. Die Geschichte berichtet in Summa, daß „niemand die pragmatische Sanktion gehalten hat, und daß die wenigen" (genau zu sprechen, der eine), „der seinem Vertrag gemäß handelte, genau dasselbe getan haben würde, wenn eine solche Urkunde auch niemals existiert hätte". Für Georg II. ist sie, war und wird sie der Schlußstein der Natur, das wahre antifranzösische Palladium der Menschheit sein; und indem er die widerstrebenden Holländer ins Schlepptau nimmt, wird er große Dinge dafür tun: aber niemand sonst tut das allermindeste. Dürften wir doch hoffen, ihr hiermit Lebewohl zu sagen und ihrer nimmermehr zu erwähnen!

Eine wertlosere Urkunde ist nie dagewesen und wird nie da sein. Noch hatte Friedrich nicht bei Mollwitz in Behauptung seiner schlesischen Ansprüche gekämpft, als der arme Papst — arme Seele, er hatte keinen Vertrag zu verschlucken, nahm sich aber ein Beispiel an den übrigen — in

feierlicher Allokution Parma und Piacenza für den Heiligen Stuhl beanspruchte [1]. Die ganze Welt macht Ansprüche. Von dem Württemberger Hof und dessen Protesten und „weitläufigen Deduktionen" über nichts sprechen wir nicht [2] noch auch von Montmorencys Anspruch auf Luxemburg, wovon er Titular-„Herzog" ist, noch von Monsignore di Guastallas Anspruch auf Mantua — noch von — kurz, der Zaun ist eingerissen, eine breite französische Lücke in jenen Meilen von künstlichem Pfahlwerk, das hinfort nur zu Brennholz taugt, und jeder Esel kann hineinlaufen und einen Wanst voll beanspruchen. Groß sind die Werke Belleisles!

## Die bevorstehende Kaiserwahl und die Bewerber um die Kaiserkrone.

Gleichen Schrittes mit dem Zugrunderichten der pragmatischen Sanktion geht das Zerstören von Großherzog Franzens Erwählung zum Kaiser vor sich. Diese zwei Operationen laufen parallel, oder vielmehr sie sind unter verschiedenen Formen eine und dieselbe Operation. „Als ein allerchristlichster Nachbar im Aussuchen des passenden Kaisers mitzuhelfen", war Belleisles vorgebliche Mission, und in der Tat schließt dies im wesentlichen sein ganzes Geschäft in sich. Bis drei Monate nach Belleisles Auftreten in der Sache hegte Franz keinen Zweifel, daß er Kaiser werden würde. Friedrichs Anerbieten, ihm dazu behilflich zu sein, hatte er zurückgewiesen als das Angebot eines fünften Rades an seinem Wagen, der bereits mit vieren daherrollte. „Hier ist Kurböhmen, Österreichs eigene Stimme", zählt der Großherzog, „Kursachsen, das sich auf Verträge zur Teilung Preußens für uns einläßt, Kurtrier, unser dicker kleiner Schönborn, österreichisch bis auf die Knochen, und Kurmainz, wichtiger Reichskanzler, Ordner des Wahlkollegiums: hier sind vier Kurfürsten für uns. Sodann ferner sicherlich doch Kurpfalz als Gegendienst für die Gefälligkeit in der jülich-bergischen Angelegenheit und schließlich, keiner Frage unterliegend, Kurhannover, der kleine Georg von England mit seinen unerschöpflichen Guineen und Hilfsquellen, ein kleiner Hans der Riesentöter, größer als alle Riesen, unser und der Pragmatischen Paladin. Das sind sechs Kurfürsten von den neun. Mögen Brandenburg und das bayrische Paar, Kurbayern und Kurköln, tun, was sie gelüstet!" So rechnete der Großherzog Franz.

Als Belleisle drei Monate in Deutschland gewesen war, hatte sich des Großherzogs Ansicht geändert, und er begann „sich an die Seemächte", „an Rußland" und überallhin zu wenden. In Belleisles sechstem Monate hielt der Großherzog, nach all der Pragmatikzerstörung und den Unsternen und Widersprüchen, die stattgefunden hatten, seine Sache fast für verloren. Er hielt aber, echt österreichisch, noch immer daran fest — oder vielmehr Österreich hielt für ihn daran fest, denn der Großherzog persönlich machte

[1] Adelung II. 376 (5. April 1741).
[2] Das. 195, 403.

sich wenig aus dergleichen — und gab in der Tat niemals nach, selbst nicht nach vollzogener Wahl, wie wir sehen werden.

Da das Reich selber ein Phantom oder verzaubertes Perückentum ist, so ist seine Kaiserwahl — die nun in Frankfurt, mit präliminarischen Vorposten zu Regensburg und in der Mainzer Kanzlei, eingeleitet wird — gar sehr phantomähnlich, um nicht zu sagen geisterartig, und den menschlichen Blick verscheuchend, nicht anziehend. Unter neun Kurfürsten, Wählern von Deutschlands wirklichem Oberhaupt, denkt keiner an Deutschland oder dessen Interessen — es hegte freilich kaum mehr als einer (der preußische Friedrich nämlich, wenn der Leser es wissen will) überhaupt den mindesten Gedanken nach dieser Richtung hin. Im allgemeinen tragen sie vielmehr Gleichgültigkeit für göttliche oder teufliche Dinge und nur Gedanken für ihre eigenen erbärmlichen Gewinste und Verluste in sich. So ist es seit langem gewesen, und so ist es nun mehr als gewöhnlich. Bedenke abermals: Sind verzauberte Perückentümer etwas Holdes in dieser äußerst ernsthaften Welt?

Die Kaiserwahl ist ein Geschäft, das viel auf Formalitäten, Proklamationen, auf optischem und akustischem Blendwerk beruht, auf Herumreden, Manövrieren, Zurückhalten und dann wieder eiligem Drängen. Es steht wahrlich, in mehr als einem Sinne, hauptsächlich unter der Leitung „des Fürsten, der in der Luft herrscht". Unschön, wie ein Parlament von Nachtmahren (wenn der Leser sich dergleichen vorstellen könnte), gewaltiger formloser, zungenloser Ungeheuer dieser Gattung, die ihre „drei Lesungen" halten — unter besagtem Vorsitzer oder Vorpfeifer! Belleisle seinerseits geht mit vollendeter Geschicklichkeit zu Werke, wie nur er es kann. Er hält sein Spiel wohl verborgen; kein Wink oder Laut wird geäußert ohne wohlberechnete Absicht. So breitet er seine Schlingen, seinen Vogelleim aus; so ködert, lockt, überrascht er wie ein schlauer Vogelsteller, der die Gemüter der Menschen gefangennimmt; ein Phöbus-Apollo, Gott der Melodie und der Sonne, der sein Netz mit Geflügel anfüllt.

Ich glaube, der alte Kurfürst von der Pfalz war ihm, französischer Nachbarschaft und Berg und Jülich (wäre es sonst weiter nichts) zuliebe, sehr hilfreich — vergangenen März, als die Wahl stattfinden sollte und zugunsten des Großherzogs ausgefallen wäre, veranlaßte Kurpfalz „einen kleinen Aufschub" der Wahl. Aufschub, Zögerung; dann wieder heftiges Drängen, wenn die Sachen reif sind — Belleisle hat dem gelehrigen Kurpfälzer nur ein Zeichen zu geben. An allen kurfürstlichen Höfen singen die französischen Gesandten nach dem Tone, den Belleisle ihnen angibt, und die Höfe schenken Gehör oder werden es tun, wenn der Zauberer selber ankommt.

Mit Kursachsen hatte er, wie oben angedeutet, seine delikateste Operation im Bezaubern oder Ködern vorzunehmen. Und der Kurfürst weiß — auch das arme Sachsen weiß es bis heute — ob ihm das nicht gelungen

ist! „Ist Kursachsen der österreichischen Seite entzogen", kalkuliert Belleisle, „und der unserigen hinzugefügt, so sind die Stimmen fast gleich. Kurbayern, unser kaiserlicher Kandidat, Kurköln, sein Bruder, Kurpfalz, genealogisch sein Vetter (berg-jülichscher Dinge nicht zu gedenken): das sind drei miteinander verknüpfte Wittelsbacher, drei sichere Stimmen; König Friedrich, Kurbrandenburg, ist eine vierte — und wenn Kursachsen beitreten wollte? Aber wer weiß, ob Kursachsen will! Der arme Mann hegt selber Gedanken an die Kaiserkrone, dann keine Gedanken und dann wieder welche — Gedanken, die Belleisle zu behandeln versteht. „Ei freilich, Kaiser Sie, Ew. Majestät; vortrefflich!" Und überlegt dann, wie es zuwege zu bringen sei: „Hm, ha — hm! Wie meinen Ew. Majestät, wäre unter anderem nicht etwa die böhmische Stimme auszuschließen? Kurböhmen ist auf die weibliche Linie übergegangen, Maria Theresia in eigener Person kann nicht stimmen. Es fragt sich, ob die Kurstimme rechtsgültig von der Erbin auf ihren Gemahl übertragen werden kann, wie eben geschehen soll, oder ob nicht vielmehr die böhmische Stimme zur Zeit ruht." „So!" antwortet Kursachsen, Reichsvikarius. Und es wurden hierauf Zusammenkünfte ausgeschrieben; Nachtmahrenausschüsse hielten unter dem Reichsvikar Sitzungen über die Frage und brüteten sie langsam aus; und endlich brachten sie zutage: „Kurböhmen könne *nicht* von der *Erbin* übertragen werden, Kurböhmen ruhe zur Zeit." Zur großen Freude Belleisles; zum unendlichen Verdruß Ihrer ungarischen Majestät — die es für eine schreiende Ungerechtigkeit erklärte (obwohl es, wie ich glaube, in allen Stücken rechtmäßig geschah) und es hernach, als Ihrer ungarischen Majestät Angelegenheiten besser standen und die Welt wieder österreichische Sophisterei und Halsstarrigkeit anhörte, sogar als Grund anführte, laut dem die ganze Wahl ungültig sein sollte. Dies war ein wesentlicher Dienst, den Kursachsen leistete[1].

Danach erstarb Kursachsens eigene Kandidatur wieder in einem „Hm, ha, hm!" des dankbaren Belleisle, der Kursachsen nichtsdestoweniger schlau als Verbündeten behielt, indem er den armen Mann mit anderen Lockspeisen köderte. Über den eigentlichen Kandidaten, den er die ganze Zeit über im Auge hatte, herrschte tiefes Stillschweigen — bis auf die Beteiligten. Kein Laut über ihn noch sechs Monate, nachdem man sich bereits darüber verständigt hatte; kein Laut noch zwei oder beinahe drei Monate, nachdem man förmlich abgeschlossen, gezeichnet und besiegelt hatte. Karl Albrechts Vertrag mit Belleisle war vom 18. Mai 1741, und er erklärte sich als Kandidat erst am 1.—4. Juli[2]. Belleisle versteht sich auf die Nachtmahrenparlamente, auf die Kunst, Wahlen zu betreiben und mit verzauberten Perückentümern umzugehen. Von einem vollendeteren Meister

[1] Begann, ungenau, „im März" (1741), flau „einige Monate lang" (Adelung II. 292), „4. November" verneinend entschieden: „Kurböhmen kann nicht stimmen" (*Maria Theresias Leben* S. 47 Anm.).

[2] Adelung II. 357, 421.

dieser traurigen Kunst hat unser bekümmertes Gemüt keine Meldung. Ein solcher Sonnengott — und verrichtet solche Gassenfegerarbeit! Im sechsten Monat (Ende August 1741) hielt Belleisle die Majorität für gewonnen. Wie er es nachher anstellte, Georg von England schachmatt zu setzen, ja, sogar Georg auf seine Seite zu ziehen und die Kaiserwahl einhellig gegen Großherzog Franz gehen zu lassen, das wird sich zeigen. Groß sind Belleisles Taten in dieser Welt, dienten sie nur Gott oder den Menschen oder auch nur Belleisle selbst zu einigem Nutz und Frommen!

### Deutschland soll, wenn Belleisles Unternehmungen gelingen, nach den Grundsätzen der Symmetrie aufgeteilt werden.

Belleisles hinter all dieser Arbeit liegende Pläne sind so grandios wie nur irgend etwas sein kann. Die Menschen staunen über des ersten Napoleon aberwitzige Vorstellungen dieser Art. Aber kein Napoleon im Feuer des Revolutionselements, kein Scheinnapoleon in dessen Asche, kaum ein phantasiereicher Pariser Journalist in seinen Spekulationen über die erste Nation der Welt und über das, was ihre eigentliche Stelle sei, könnte sich höher versteigen als dieser grandiose Belleisle, ein Mann mit klaren Gedanken in seinem Kopfe, unter einem schlaffen Ludwig XV. Laßt einmal sehen, denkt Belleisle: Deutschland bekommt unseren Bayern zum Kaiser und wird nun in etwa vier kleine Königreiche zerschnitten: 1. Bayern mit dem mageren Kaisertum; 2. Sachsen, fett gemacht mit seinem Anteil an Österreich; 3. Preußen, desgleichen; 4. Österreich selber, geschoren wie erwähnt und hinausgedrängt nach seinen entlegenen ungarischen Ländern: voilà. Diese, ungerechnet Hannover, das wir vielleicht noch nicht bekommen können, stellen vier hübsche Staaten dar. Drei oder zwei davon lassen sich hoffentlich für Gold mieten. Und wird nicht Frankreich eine herrliche Zeit haben, wenn es dort den Ton angibt und einen gegen den anderen hetzt! Ja, Deutschland ist dann, wozu die Natur es eigentlich von Haus aus bestimmt hatte, eine Provinz Frankreichs; der kleine Georg von Hannover selbst, und wer weiß, ob nicht England nach ihm, mögen dereinst, wie die übrigen, ihr Schicksal unvermeidlich finden. O Louis, o mein König, ist das nicht eine Aussicht? Louis le Grand war groß, aber Ihnen steht bevor, Ludwig der Größte zu werden; und hier ist endlich eine nach dem rechten Muster zugeschnittene Welt!

So lauten, in trauriger Wahrheit, Belleisles Pläne, die zwar noch nicht völlig an das Tageslicht oder zu klarer Deutlichkeit ausgeheckt sind, aber für ihn und andere immer deutlicher werden. Leser, behalte sie wohl im Sinne, ich möchte lieber nicht wieder davon sprechen. Für unsere Geschichte sind sie wesentlich, aber an sich sind sie betrübend eitel, den Gesetzen der Tatsache zuwider, und können nie und nimmer verwirklicht werden. Mein Freund, nicht Beelzebub, noch Mephistopheles, noch Autolycus-

Apollon hat diese Welt und uns erschaffen; ein anderer tat es. Und Sie werden Ihren Schädel tüchtig zerklopft bekommen, Monsieur le Maréchal, dafür daß Sie diese Tatsache so vergessen haben! Frankreich ist ein äußerst hübsches Wesen; aber Frankreich zum Oberherrscher und Gottes Statthalter der Nationen machen zu wollen, ist eine geradezu wahnsinnige Idee. Auch in seiner vorstellbar besten Beschaffenheit und mit einem Halbgott zum Könige wäre Frankreich keineswegs zu einem solchen Amte tüchtig; ja, es ist hierzu von vielen Nationen die alleruntüchtigste. Und Frankreich in seiner schlimmsten Beschaffenheit, oder nahe daran, mit einem Ludwig XV. als Halbgott über sich — o Belleisle, was für ein Frankreich ist dies, strahlend in deiner grandiosen Einbildungskraft in solchem Kontrast zur filzigen Wirklichkeit: einem Geschöpfe gleichend, das aus zwei ungeheuren Fittichen besteht, fünfhundert Ellen in mächtiger Ausdehnung fassend, und das dazu einen Leib hat, der nicht größer ist als der eines gemeinen Hahns von drei Pfund Gewicht. Ein Hahn, dessen eigener Kopf noch dazu in schlechtem Zustande ist!

Es war „frühe im März"[1], da Belleisle, der künstliche Sonnengott, in diesen Geschäften Paris verließ. Er kam von der Mosel her, besuchte die rheinischen Kurfürsten, Köln, Trier, Mainz; blendete sie soviel wie möglich mit seinem Glanz für den Sinn und für das Auge. Dann wendete er sich zunächst nach Dresden, das ein Hauptpunkt ist und unermeßliche Manipulation sowie delikatestes Ködern erfordert, weil dies ein schlüpfriger Fisch und ein wichtiger, wenn auch ein närrischer ist. Belleisle befand sich in Dresden, als die Schlacht bei Mollwitz vorfiel. Welch ein Glücksfall für Belleisles Spiel! Er eilt hinüber zu Friedrich nach Mollwitz, um zu gratulieren und zu beraten — wie wir sogleich sehen werden.

Nach meinen Informationen äußerte sich Belleisle auf dieser seiner vorläufigen Rundreise (außer an geeigneter Stelle) nur über die Wahlangelegenheit: Daß es vielleicht einem an liberalen Ideen zunehmenden Zeitalter zukommen dürfte, den österreichischen Großherzog auszuschließen, jenes schwerfällige, herzlose, ungroßmütige Haus Österreich, das zu lange über das großmütige Deutschland den Herrn gespielt hat, zu bändigen und irgendein besseres Haus zu erheben — Bayern z. B., Sachsen z. B.? Von seinen weiteren Plänen schweigt er, spricht davon nur in Andeutungen zu den geeigneten Personen. Aber reifend oder reif liegen Pläne dahinter, weitreichend, hochfliegend, zum Teil noch selbst in Versailles dunkel — dunkel gärend, noch nicht entwickelt, in Belleisles eigenem Kopfe; nur der künftige Kaiser ist ein lichter fester Punkt, der Strahlen ausgießt über den dort vor sich gehenden grandiosen Schöpfungsprozeß.

Ende August 1741 war Belleisle seines Spieles sicher geworden; am 24. Januar 1742 sah er sich für den Gewinner an. Vor August hatte er durch die Zauberei eines Phöbus-Autolycus oder diplomatischen Sonnen-

[1] Adelung II. 305.

gottes seine Kurfürsten bearbeitet, für seinen Zweck geködert, die Majorität gesichert für einen bayrischen Kaiser und gegen einen österreichischen. Und im Verlauf jenes Monats läßt er — was noch wichtiger war! — unter milden Vorwänden an hunderttausend bewaffnete Franzosen sachte auf deutschem Boden erscheinen. Zwei vollständige französische Armeen, jede von 40 000 Mann (dazu die Reserven), eine über den Oberrhein herüber, eine über den Niederrhein, von denen wir in der Folge sehr viel hören werden! Unter milden Vorwänden: „Friedfertig wie Lämmer, seht ihr nicht? Bloß um die Freiheit der Wahl in diesem schönen Nachbarlande zu sichern und als Verbündete unseres Freundes von Bayern, falls er Kaiser werden und auf seinen sonstigen bescheidenen Ansprüchen bestehen sollte." Dies war sein Meisterstreich, der mit eins den Überbleibseln der pragmatischen Sanktion und jedes Hindernisses ein Ende machte und auf eine hervorragende Weise die Straßen rein fegte. Und so findet am folgenden 24. Januar die durch Belleisles Manöver lange zurückgehaltene Wahl wirklich statt — zugunsten Karl Albrechts, unseres unschätzbaren bayrischen Freundes. Österreich steht einsam da im Reich; die pragmatische Sanktion, der Schlußstein der Natur, den Belleisle und Frankreich, wie sie geschworen hatten, in seinem Gefüge lassen wollten, ist offen von Frankreich und der Mehrzahl der Menschheit herausgerissen worden, und Belleisle darf sich allem Anschein nach als Gewinner betrachten.

Dies war die Ernte, die Belleisle nach einem Jahre endlosen Manövrierens, wie nur Belleisle im Charakter eines diplomatischen Sonnengottes es zu leisten vermochte, einheimste. Ohne Frage, die wahnsinnigen Ehrbegierden verschiedener deutscher Fürsten sind von Belleisle entzündet worden, und das, was wir das vermoderte Dach von Deutschland nannten, ist in Brand. Dies fleißige Aussäen im Reich — nach den 100 000 bewaffneten Männern hier und den feindlichen Hunderttausenden, die sich wappnen, zu urteilen — hat sich als ein hübsches Stück Drachenzähnekultur von seiten Belleisles erwiesen.

### Belleisle, auf Besuch bei Friedrich, sieht diesen Brieg mit Erfolg belagern.

Am 26. April kam Maréchal de Belleisle mit seinem Bruder, dem Chevalier, mit Valory und dem übrigen glänzenden Gefolge in Friedrichs Lager an. „Lager bei Mollwitz" genannt, zwischen Mollwitz und Brieg, wo Friedrich in wachsamer, wartender Stellung noch immer ruht und, es wäre denn die Einnahme von Brieg, nichts Militärisches unter den Händen hat. Mittwoch, den 26. April, macht die ausgezeichnete Exzellenz — von 120 Pferden eingeholt und unter den üblichen Zeremonien — ihre Aufwartung; ohne Zweifel für Friedrich eine interessante Erscheinung an diesem und den nächstfolgenden Tagen. Ihr Gespräch ist nirgends aufbewahrt, auch ist nicht mit Genauigkeit gemeldet, wie weit, ob jetzt schon völlig oder

nur teilweise, Belleisle seine erhabenen Ideen dem Könige auseinandersetzte oder welche Art Aufnahme ihnen zuteil ward. Friedrich selber schreibt lange hernach über diese Begebenheit, aber wie gewöhnlich ungenau, bis auf die Hauptsache. Jetzt oder einige Zeit nachher fand Friedrich, wie er erzählt, eines Morgens Belleisle mit umwölkter, zu tiefem Nachdenken gerunzelter Stirn: „Haben Sie schlimme Nachrichten, Monsieur le Maréchal?" fragt Friedrich. „Nein, o nein! ich zerbreche mir den Kopf, was wir mit Mähren machen sollen?" — „Mähren, hm!" Friedrich unterdrückt den in seinen Augen aufsteigenden Blick: „Könnten Sie es denn nicht an Sachsen geben? Kaufen Sie Sachsen damit für Ihren Plan!" „Vortrefflich", antwortet Belleisle und glättet seine finstere Stirn wieder.

Friedrich hat eine hohe Meinung von dem Manne Belleisle und spricht sie zu dieser Zeit oft aus; aber von des Mannes Schimmerwesen und weitgeflügelten Plänen wird niemand weniger verführt als Friedrich: „Eure Küchlein sind nicht ausgebrütet, Monsieur le Maréchal; manche von uns hoffen, sie werden es niemals sein — obgleich der Brütungsprozeß manchen unter uns Nutzen bringen mag!" Friedrich weiß, daß die Kaiserwürde für jeden anderen als den Großherzog Franz im wesentlichen eine imaginäre Größe sein würde. „Ein erhabener symbolischer Mantel in den Augen des Pöbels, aber seit zweihundert Jahren aller Dinge, sogar des Geldes bar. Österreich kann ihn vorteilhaft tragen, sonst kein Sterblicher. Behängt Österreich damit, das so, wie es ist, eine feste menschliche Figur darstellt." Und Friedrich wünscht und hofft immer, Maria Theresia werde sich mit ihm verständigen und diesen Mantel für ihren Gemahl gewinnen. „Aber ihn um Bayern hängen, das eine dürre, kahle Stange ist? O Monsieur le Maréchal! — „Und diese eure vier Königreiche: was für eine Brut ist das? Küchlein, die glücklicherweise noch u n ausgebrütet sind — Windeier, wage ich zu hoffen — brüten Sie indessen nur immer zu, Monsieur le Maréchal!" Das ist Friedrichs Ansicht von der Sache. Belleisle blieb „etliche Tage" bei Friedrich, sagen die Bücher. Alsdann korrespondierte Friedrich, da er an Belleisle ein allzu geflügeltes Geschöpf fand, lieber mit Fleury und den letzten Urhebern, die allezeit wegen jener ihm zufallenden „Asse" und deren „Teilung" tief genug interessiert sind[1].

An die Stelle einer Parade oder Revue zu Ehren Belleisles kam ein viel großartigeres militärisches Schauspiel von der praktischen Art zur Aufführung. Die Belagerung von Brieg, das Eröffnen der Laufgräben vor Brieg, sollte bei Belleisles Ankunft gerade vonstatten gehen — und würde, wie wir entnehmen, in derselben Nacht, 26. April, in Angriff genommen worden sein, hätte es nicht ein plötzlicher winterlicher Wetterrückfall oder „Sturm von außerordentlicher Heftigkeit" verhindert. Es geschah nun in der folgenden Nacht, vom 27. auf den 28., beim Scheine des Vollmondes

[1] Einzelnes in Heldengeschichte I. 912, 962, 916; in Oeuvres de Frédéric II. 79, 80 usw.

in dem offenen Flachlande auf beiden Seiten des Flusses. Ein ungemein hübsches Ding seiner Art, wie man noch jetzt sehen kann, wenn man Friedrichs striktes Programm dazu liest (ein höchst eingehendes, genaues und alles vorausbedenkendes Programm, das Militärpersonen noch immer als Friedrichs erstes Stück in dieser Gattung interessiert), und wenn man damit die Relationen von der darauf folgenden Ausführung vergleicht[1].

Kalkstein, Friedrichs alter Instruktor, befehligt die Belagerung; unter ihm Zeetz, der im Blockieren der Gegend von Brieg seit langem geübt ist. Die silberne Oder hat ihre gehörigen Verbindungsbrücken; alles ist in Bereitschaft und steht wie auf dem Sprung — und da ist Ingenieur Walrave, unser holländischer Freund von Glogau her, der im rechten Augenblick rasch „mit seinem Strohseile den vordersten Laufgraben abstecken soll". Da sind 2000 Schanzgräber mit den erforderlichen Gerätschaften, Faschinen, Ausrüstungen, in zwölf Gruppen geteilt und „allezeit bei zwei Schippen eine Hacke" (was einen weichen sandigen Boden andeutet). Diese sollen zusammen mit den sie schützenden Bataillonen (auch in zwölf Abteilungen) auf beiden Seiten des Flusses ihre verschiedenen Posten beziehen; alles muß da sein, Mann, Muskete und Hacke, streng genau, jedes in der ihm bestimmten Minute. Sie sollen um Mitternacht vorgehen, die deckenden Bataillone soundso viele Schritte voraus; es darf nicht gesprochen, nicht geraucht werden; keine Trommel darf mitgenommen werden, aus Furcht vor versehentlichen Geräuschen, kein Schuß darf fallen, es wäre denn, daß auf euch gefeuert wird. Die deckenden Bataillone sollen sich, „sobald sie aufmarschiert sind, gleich ganz in der Stille mit dem Leibe auf die Erde niederlegen, alle außer den Offizieren und Schildwachen". Hinter diesen stehen Walrave und Gehilfen schweigend mit ihrem Strohseil — schweigend, dann rasch und flüsternd oder fast nur mit stummer Gebärde: „Los!" Darauf sollen die Gräber, Faschinenleute, Arbeiter, jeder schweigend an sein Werk gehen und graben und arbeiten, als gelte es das Leben.

Was auch alles geschieht, pünktlich wie ein Uhrwerk: in dem heiteren Mondlicht herrlich zu schauen oder halb zu schauen und mit Belleisle davon zu sprechen! Eine halbe Stunde marschiert, eine halbe Stunde rasch gegraben — die Brieger Stadtuhr schlug kaum eins, als „sie sich schon eingegraben hatten". Und vor Tagesanbruch hatten sie in zwei Batterien fünfzig Kanonen und dazu (jenseits des Flusses) etliche Mörser aufgestellt — bereit, Piccolomini und seine Österreicher in Staunen zu setzen, die die ganze Nacht über nichts von ihnen gewahr wurden, obgleich es heller Vollmond war. Graf von Piccolomini, ein tätiger, tapferer Mann, hatte einige Zeit vorher die Aufforderung zur Übergabe abgeschlagen und war hoffnungs-

[1] Ordre und Dispositiones, wonach sich der Generalleutnant von Kalkstein bei Eröffnung der Trancheen usw. (Oeuvres de Frédéric XXX. 39—44): das Programm; Heldengeschichte I. 916—928: die Relation.

voll bemüht, sein möglichstes zu leisten. Und nun erhob sich plötzlich rings um Piccolomini eine solche Windsbraut von Kanonieren und Bombardieren, einen Tag nach dem anderen — allezeit „spielten drei von unseren Kanonen gegen eine von den ihrigen" — daß seine Stücke zusammengeschossen wurden, daß seine „Heumagazine in Brand gerieten" und das anstoßende Schloß selber von dem Feuer ergriffen wurde (sehr zum Leidwesen Friedrichs, der vergebens einhalten ließ, um ihnen Zeit zum Löschen zu geben). Kurzum, bald konnte es Piccolomini nicht länger aushalten, sondern hing am 4. Mai, nach genau einwöchiger Erfahrung, die weiße Fahne aus und „ließ nachmittags um 3 Uhr die Schamade schlagen". Er erhielt freien Abzug (am folgenden Morgen) mit Geleite bis Neiße; die Besatzung mußte sich verpflichten, die nächstfolgenden zwei Jahre nicht wider uns zu dienen.

Friedrich in eigener Person (Belleisle ist jetzt vermutlich nicht mehr an seiner Seite) sah die Besatzung ausmarschieren — behielt Piccolomini zu Tische, einen tapferen Piccolomini, der besser zu widerstehen gehofft hatte, es aber nicht vermochte. Dies war ein ganz hübsches Stück Belagerungspraxis. Torstenson mit seinen Schweden hatte vor hundert Jahren (1642) Brieg wütend belagert und konnte nichts ausrichten; mußte unverrichteter Sache abziehen und ließ 1400 Tote zurück. Friedrich schritt, sowie die Österreicher heraus waren, sogleich an die Ausbesserung und Verstärkung der Festungswerke — worüber unser häßlicher Freund Walrave ebenfalls die Oberleitung hatte.

Belleisle war, wie wir glauben möchten, solange er hier verweilte, voll höflicher Bewunderung dieser Dinge, hatte vielleicht auch hie und da kritische Ratschläge zu erteilen, die wohl ebenso höflich aufgenommen wurden. Es ist gewiß, daß er Friedrich außerordentlich brillant, begabt und angenehm erschien, ja, Friedrich nennt ihn später oft — nicht in der genauesten Sprache — einen großen Mann, einen großen Soldaten und bei weitem die bedeutendste Persönlichkeit, die ihr Franzosen habt. Es ist nicht weniger gewiß, daß Belleisle seine prächtige diplomatische Ware, soweit sie auskrambar war, aufs vorteilhafteste auskramte. Worauf, wie wir bemerken, der junge König antwortete: „Prächtig, in der Tat!" aber nicht sogleich anbeißen wollte. Er zog es vor, über geschäftliche Dinge mit Fleury zu korrespondieren, wobei er vorerst die Sache geschickt in einem lichten Element der Hoffnung und Möglichkeit schweben ließ.

Belleisle kehrte nach, wir wissen nicht, wie vielen Tagen, nach Dresden zurück; vollendete sein Werk in Dresden oder schob es mit „jenem Mähren" als Köder tüchtig vorwärts. „Jawohl, König von Mähren sollen Ew. polnische Majestät werden!" — und man sagt, der einfältige Mann habe sich nachher in gewissen seltenen, in Raritätskabinetten noch aufbewahrten Manifesten so tituliert. Belleisle begab sich zunächst,

nach Verlauf von nur wenigen Tagen, nach München, um Kurfürst Karl Albrecht, ein williges Subjekt, in Bearbeitung zu nehmen. Kurz, Belleisle tummelt sich unablässig umher, die Fackel in der Hand, macht seine „Rundreise an den deutschen Höfen" — wovon wir die Einzelheiten nicht weiter verfolgen können. Nur einen kleinen Vorgang habe ich erinnerungswert gefunden, der vermutlich wahr, wenn auch vag ist. Zu München und noch mehr draußen zu Nymphenburg, dem benachbarten schönen Landschloß, wurden natürlich lange Konferenzen, lange, geheime und tiefe Beratungen zwischen Belleisle und Karl Albrecht und zwischen den beiderseitigen Gefolgen gehalten. Karl Albrecht war, wie wir wissen, persönlich bereit. Aber ein gewisser Herr von Unertel — ein schwerfälliger, altfränkischer Bayer, Kanzler und alterfahrener bayrischer Minister — war sehr entgegengesetzter Meinung. Als er nun eines Tages in Nymphenburg in das kurfürstliche Kabinett gehen wollte, während Belleisle und Konsorten darin waren, fand er die Türe verschlossen und hörte Stimmen, des Kurfürsten und französische Stimmen, in eifriger Unterredung. „Lassen Sie mich hinein, gnädiger Herr; um Gottes willen, mich!" Vergebens. Unertel in seiner Verzweiflung rennt hinaus nach der Gartenseite des Kabinetts, ergreift verzweifelt eine Leiter, legt sie an das Fenster an und beschwört seinen Herrn, um des Himmels willen sich nicht mit den Franzosen einzulassen und des Jammers zu gedenken, den sein Vater, Kurfürst Max, in den Zeiten des Spanischen Erbfolgekrieges über sich brachte, indem er auf ihre hohen Versprechungen baute, die in Luft zerflossen[1]. Worte, die furchtbar prophetisch, aber ohne Wirkung auf Karl Albrecht waren.

Der Überrest von Belleisles weitläufigen brandstifterischen Rundreisen und Besuchen, denn er machte deren viele im Verlauf dieser Sache, soll der Einbildung des Lesers überlassen bleiben. Am 18. Mai schloß er förmlichen Vertrag mit Karl Albrecht ab, den Nymphenburger Vertrag: „Karl Albrecht soll Kaiser werden, Bayern nach Angliederung des Herzogtums Österreich ein Königreich; französische Armeen, französische Hilfsgelder und sonstige hübsche Punkte[2]." Der Vertrag soll ein Geheimnis bleiben; König Friedrich trat ihm vorerst nicht bei[3]. Am 25. Juni hielt Belleisle, nachdem er sich vorläufig ein wenig dort umgesehen hatte, mit großer Pracht seinen Einzug in Frankfurt. Rastete aber dort noch immer nicht, sondern flog umher, zurück nach Versailles, nach Dresden, hierhin, dorthin. Erst am letzten Tage des Juli nahm er förmlich seinen Aufenthalt in Frankfurt und setzte sich — da die Wahleier sozusagen nun alle gelegt waren — nieder, um sie auszubrüten. Ein Prozeß, der noch sechs Monate dauerte, unter seltsamen Vorgängen für die Menschheit.

[1] Hormayr, Anemonen II. 152.
[2] Bei Adelung II. 359.
[3] Das. 421.

Mitte August erst brachte er jene 80 000 bewaffneten Franzosen über den Rhein, „um den Frieden und die Wahlfreiheit dortzulande zu sichern". Erst am 4. November brachte Kursachsen mit den Nachtmahren jenes wichtige Problem der böhmischen Stimme, „die böhmische Stimme für diesmal ausgeschlossen", zur Erledigung — dann war alles in Bereitschaft, aber noch immer nicht die mindeste Eile. Am 20. November erfolgte die erste eigentliche „Wahlkonferenz" auf dem Römer zu Frankfurt, auf die zwei fernere Monate des Konferierens (über sozusagen nichts) folgten — und schließlich, am 24. Januar 1742, erfolgte die Wahl selber. Karl Albrecht war der Erwählte — der Unglückliche, der fortan keinen guten Tag mehr in der Welt erlebte.

Belleisles Auftreten während dieser sechs Monate war ziemlich stolz und erhaben, äußerst prunkvoll, ermangelte jedoch auch nicht der Umsicht; „stellte mehr einen Kurfürsten als einen Botschafter einer fremden Krone vor", war imstande, „zu einer Audienz bei dem Kurfürsten von Mainz seine Bedienten absichtlich in ihren alten Livreen erscheinen zu lassen" — in ihren alten, weil die Gelegenheit es erforderte, d. h. weil Kurmainz zu demütigen war; sonst geschieht so etwas nie[1]. „Der Marschall Belleisle", sagt ein Augenzeuge von einigem Ruf in jenen Tagen, „hat hier bald das Ansehen von einem General, bald von einem Philosophen, bald von einem Staatsminister, bald von einem Pariser Marquis — und weiß sie alle vortrefflich vorzustellen. Sein Bruder, der Chevalier, ist einer der vernünftigsten und geübtesten Leute, die man sehen kann. Er hat einen durchdringenden Verstand, ist immer geschäftig und voller großen Anschläge, dabei aber von einem ziemlich gleichen Wesen. Er ist eine der wichtigsten Personen, die hier in die Geschäfte mit einfließen, und gleichsam die rechte Hand seines Bruders[2]. In Frankfurt standen beide, Belleisle und sein Bruder, namentlich der Bruder, in hoher Achtung, als Männer von würdevollem Benehmen und glänzenden Eigenschaften; aber ihre hundertunddreißig französischen Edelleute und sonstige Dienerschaft machen sich, wie es scheint, durch ihre Ausgelassenheit und Ausschweifungen sehr verhaßt[3].

[1] Buchholz II. 57 Anm.

[2] Von Loen, Kleine Schriften (bei Adelung II. 400).

[3] Buchholz II. 54. Bei Adelung II. 398 Anm. ein französisches brocard von hinlänglichem Nachdruck über den Gegenstand.

# Zwölftes Kapitel / Leiden Seiner britannischen Majestät

Georg II. erfuhr von der Schlacht bei Mollwitz erst vierzehn Tage, nachdem sie stattgefunden; aber es bedurfte keiner Schlacht bei Mollwitz, um seinen Zorn oder seine Tätigkeit in der Sache anzufeuern[1]. Georg II. hatte die ganze Zeit über mit natürlichem, mannigfaltigem Widerwillen und Ärger diese hochstrebenden Versuche seines Neffen mit angesehen. „Wer ist dieser kleine neue König da, der sich nicht zurechtweisen und auslachen und an der Nase führen lassen will wie sein Vater, sondern seinen eigenen Weg nehmen und uns allen stillschweigend Hohn bieten zu wollen scheint? Ein hübsches Unterfangen für einen Souverän dieser Größe! Trachtet, wie es scheint, danach, der Führer unter den deutschen Fürsten zu werden und Hannover und uns — uns, mit Englands Gold in unserer Hosentasche — auf den zweiten Platz herunterzusetzen? Da packt er einen hochwürdigen alten Bischof von Lüttich beim Ornat und schüttelt ihn wie einen hochwürdigen alten Kleiderstock, bis er sich dazu versteht, stillzuhalten und zu willfahren. Und nun ergreift er gar Schlesien, gibt eine pragmatische Sanktion den Winden preis — soll die Welt auf den Kopf gestellt werden und Hannover und wir, mit unserer Hosentasche, heruntergesetzt zu — —?"

Die Gefühlserregungen, die Prophezeiungen und verrückten Prozeduren Seiner britannischen Majestät in dieser Gärung der Elemente, von denen wir selbst einiges gesehen haben, sind weitläufig von dem englischen Dryasdust (meist in unverständlicher Form) für uns aufgezeichnet. Aber wenn nicht vernünftige Zwecke es fordern, muß man sich hüten, den Leser viel damit zu behelligen. Selten ist solch nachtwandlerisches Tun vorgekommen wie bei den Engländern und ihrem Könige in den folgenden zwanzig Jahren. Das Teilchen Vernunft da herauszuziehen und zu sehen, wie die Engländer bei all dem zu ihrem eigenen Ziele kamen und Rache für Jenkins' Ohr erlangten — das ist der einzige anziehende

[1] Nachricht von Mollwitz langte in London am 25. (14.) April an; Subsidien von 300 000 £ am selben Tage genehmigt. London Gazette (11.—14. April 1741); Commons Journals XXIII. 705.

Punkt; alle übrigen wollen wir Dryasdust und den Nachtmahren auf immerdar überlassen. Hier sind etliche Exzerpte, etliche wenige auserlesene, die vielleicht unser bester Behelf sein mögen. Sie veranschaulichen unter gewissen Hauptgesichtspunkten die schwierige Stellung des Königs Georg und seiner Nation, als Belleisle als Protagonist oder erster Raufer solchermaßen auftrat, fragend: „Ist auch ein Antagonist oder erster Verteidiger da?" Ich will sie überschreiben, numerieren und mit einem Minimum von nötigem Kommentar phantasiereichen Lesern überlassen.

Nr. 1. Fragment einer Parlamentsrede von Mister Viner. (19. April 1741.)

Die rußigen, mehr oder weniger vulkanischen Ausbrüche, die im Parlament und in der englischen Gesellschaft lange Jahre hindurch gegen Friedrichs schlesische Unternehmung vor sich gingen, sind nun sämtlich tot und vermeidbar — obgleich sie ihre Nachwirkungen unter uns bis auf den heutigen Tag zurückgelassen haben. Vielleicht möchten die Leser das einzige vernünftige Wort von entgegengesetzter Tendenz, das mir aufgestoßen ist, sehen, das Wort des Mister Viner, als die Frage zum erstenmal aufgerollt wurde, ein offenbar vernünftiges Wort, das, hätte man es beachtet (was man nicht tat), uns soviel Unsinn nicht nur müßigen Geredes, sondern auch äußerst ernsthaften Tuns hätte ersparen können!

„London, den 19. April 1741. An diesem Tage" (Mollwitz noch nicht bekannt, Lager bei Göttin allzuwohl bekannt) „kam König Georg in eigener allerhöchster Person in das Haus der Lords — das ebenso wie das andere Haus in mühseligen Kontroversen von bloß innerem Interesse (über Minister Walpole, über den spanischen Krieg) befangen ist — und teilt den beiden ehrenwerten Häusern mit äußerster Vorsicht, indem er keine Namen ausspricht, mit: Daß er sehr wünsche, sie möchten daran denken, ihm angesichts dieser beunruhigenden Stellung der himmlischen Waage beizustehen, die, wie es scheine, förmlich umzuschnappen drohe. Worauf die allgemeine Antwort lautet: ‚Ja, versteht sich!' — dazu eine Bewilligung von 300 000 Pfund Sterling für Ihre ungarische Majestät ein paar Tage später. Aus jenen Massen parlamentarischen Kalktuffs, der nun so wüst und öde geworden ist, folgt hier ein kleines Stück, das an das Tageslicht gebracht zu werden verdient:

Mister Viner (redend): — — ‚Wenn ich den eigentlichen Sinn der vorgeschlagenen Adresse', als Antwort auf Sr. Majestät allergnädigste Thronrede, ‚nicht mißverstehe, so sind wir aufgefordert, zu erklären, daß wir uns dem König von Preußen bei seinen Versuchen auf Schlesien widersetzen zu wollen: ich sehe aber nicht ein, wie irgend jemand, der die Natur des Anspruchs Sr. preußischen Majestät und die deutschen Reichsgesetze nicht kennt, einer solchen Erklärung zustimmen kann' (ich auch nicht, Mister V.)! ‚Es hätten daher diejenigen, die diese Adresse so eifrig unterstützten, vor allem darzutun, daß Sr. preußischen Majestät Anrecht, welches so öffentlich erörtert' (durch Kanzler Ludwig von Halle, der, wie es scheint, Mister Viner schwanken gemacht oder überzeugt hat), ‚so stark bekräftigt und so fest behauptet worden ist, ohne Grund und Fug und nur einer jener leeren Vorwände sei, die der Ehrgeiz allezeit zu Ansprüchen auf die Länder eines anderen finden kann.' (Hört Mister Viner!)[1]" — —

Eine höchst unerläßliche Sache sicherlich, die aber nie geschah, noch je geschehen kann, sondern als unnötig oder als durch sich selbst geschehen angesehen wurde — und zwar von jener kollektiven Weisheit Englands (mit einem weisen Georg II. an seiner

[1] Tindal XX. 491 teilt die Thronrede mit (Datum in sehr dumpfigem Zustande). Vgl. auch Coxe, House of Austria III. 365. Viners Fragment einer Rede ist zu finden bei Thackeray, Life of Chatham I. 87.

Spitze), die sich infolgedessen in Dinge wie Dettingen, Fontenoy, österreichische Subsidien, Aachen und die Begründung der englischen Nationalschuld (unter anderen kuriosen Dingen) hineinstürzte! —

Über den Kanzler Ludwig und die „so öffentliche Erörterung" (von der wir vorlängst einmal vorübergehend gehört haben) habe ich hier eine andere Notiz — falls die Leser sie nicht lieber überspringen wollen:

„Daß die diplomatische und politische Welt zu dieser Zeit allgemein in Geburtswehen ist, braucht keinem Leser erst gesagt zu werden. Europa, allenthalben in düsterer Beklemmung, schwerbeladener Erwartung, blickt unvermeidlichen Veränderungen ahnungsvoll entgegen. Alles liegt in Geburtswehen — und gibt bereits Manifeste, Patente, Deduktionen und andere öffentliche Wehe*schreie* dieser Art von sich. Gedruckte, gar nicht zu reden von den ungedruckten, mündlichen, die auf der Stelle verschwanden, oder selbst den geschriebenen, die durch atemlose Stafetten versandt wurden und unglücklicherweise nicht verschwanden, sondern in den Archiven liegen und uns noch immer zumurmeln: ‚Willst du mich denn nicht lesen?' — Leider nein, wenn ich nicht dazu gezwungen werde! Denn das Leben ist so kostbar (und die Zeit, der Lebensstoff, auch)! —

In Rheinsberg wie anderswo, in Rheinsberg zu allererst, fühlte man vergangenen Oktober, daß Manifeste über unser Recht auf Schlesien vonnöten sein würden, gelehrte Beweise, je unwiderleglicher desto besser. Man beschloß, daß Ludwig, Kanzler der Universität Halle, sie ausarbeiten solle." (Der in der Rechtswissenschaft und auch sonst gelehrte Kanzler von Ludwig, der auch reich ist und widerstrebend einmal ein Haus in der Friedrichstraße für seinen unbemittelten Schwiegersohn Nüßler bauen mußte — wie leichtsinnige Leser vielleicht vergessen haben!) „Ludwig machte sich voll stolzer Freude an seine neue Aufgabe. Er kennt diese Geschichte, wenn er irgend etwas kennt. Vor vielen Jahren hat er ein Kapitel darüber herausgegeben, ein gewichtiges Kapitel, in einem Buch von Gewicht, sagten Kenner — einem Buch, das an Pfunden oder sonst wer weiß wieviel wog [1] — aber in späteren Jahren pflegten Schmeichler des Kanzlers zu sagen: ‚Sehen Sie, Herr Kanzler, was Gelehrsamkeit tun kann. Sie und Ihr gewichtiges Buch haben all diesen Welttumult veranlaßt und die Völker einander in die Haare getrieben!' Worauf der alte Kanzler wohl errötend erwiderte: ‚Sie erzeigen mir zu viel Ehre!'

Sobald Ludwig den Auftrag erhalten hatte, suchte er seine Urkunden wieder heraus, diesmal in des Königs Namen, und versprach etwas Gewichtiges bis zum Neujahr spätestens." Ohne Zweifel zur Freude Nüßlers, der noch immer keine feste Anstellung hat, obschon er eine wohl verdient. „Und wirklich erschien am 7. Januar in Berlin, ‚in drei Sprachen', Ludwigs *Deduktion*, von dem Publikum mit Spannung erwartet [2] — und in Berlin hielt man sie allgemein für entscheidend. Ich habe, von strenger Pflicht getrieben, in Ludwigs Deduktion hineingeblickt. Was ich davon las, ist nicht so stupide, wie ich erwartete; es ist wirklich gar nicht stupide zu nennen, sondern seinem Zwecke angemessen und ziemlich verständlich für jeden, der dieser Ausführungen bedarf" — glücklicherweise trifft das hier nicht auf uns zu.

[1] Der Titel des gewichtigen Werkes (s. Preuß, *Thronbesteigung* S. 342) ist oder war Germania Princeps (Halae 1702). Preuß sagt ferner, „daß in Buch II. c. 3 die preußischen Ansprüche angeführt seien: Jägerndorf § 13, Liegnitz § 14, Oppeln und Ratibor § 15" — und daß Ludwig „nach des Kaisers Tod seine Gründe für diese Forderungen dem König Friedrich zugeschickt habe".

[2] Der Titel ist: *Rechtsgegründetes Eigentum des königlichen Kurhauses Preußen und Brandenburg auf die Herzogtümer und Fürstentümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg, Wohlau und zugehörige Herrschaften in Schlesien* (Berlin, 7. Januar 1741).

Der verständige Mister Winer konnte nichts gegen die vorgeschlagene Adresse ausrichten, nicht mehr, als er gegen die atlantische Flut hätte ausrichten können, die unter des Mondes eigenem Einfluß einstimmig herankommt — was man wahrlich auch von dieser Adresse und der triumphierenden Subsidie sagen konnte, die hinterher bewilligt wurde[1]. Subsidie von 300 000 Pfund Sterling für Ihre ungarische Majestät — macht mit den bereits desselben Weges gegangenen 200 000 Pfund Sterling eine hübsche halbe Million für das gegenwärtige Jahr aus. Der erste Guß aus dem britannischen Brunnen — der während der kommenden sieben Jahre wie ein Amaltheahorn floß, Österreich und alle durstigen pragmatischen Nationen erfrischend, zur Verteidigung des Schlußsteins der Welt. Unglücklicherweise diente zugleich jede Guinee dazu, Österreich zu stolzer Zurückweisung der ihm von Friedrich gemachten Vorschläge zu ermutigen, obwohl das vielleicht billige Vorschläge waren, meint Mister Winer, deren Beachtung die pragmatische Sanktion sicherstellen würde.

Dies Parlament ist sehr für die pragmatische Sanktion und hegt bitteren Groll gegen Walpole. Und das neue Parlament, das gerade gewählt wird, wetteifert mit dem alten in diesen beiden Punkten und übertrifft es — namentlich in dem letzteren Punkte, dem Sturze Walpoles, worauf die Nation mit sonderbarer Wut versessen ist. Die pragmatische Sanktion von Ruin bedroht und Walpoles Sturz in Aussicht: welches Paar der Kümmernisse für den armen Georg! Während der Lebzeit seiner guten Gemahlin Karoline ging alles friedlich, und das „Regieren" war ein bloßes Vergnügen, da Walpole und Karoline es geschickt für ihn taten und ihn glauben machten, daß er es tue. Nun aber ist die Krisis, der Zusammenbruch, eingetreten, und Seine arme Majestät muß allein damit fertig werden! —

### Nr. 2. Der Reichshistoriograph über das Phänomen von Walpole in England.

„Mehr als zehn Jahre lang hat Walpole selbst", sagt mein (ungedruckter) Reichshistoriograph, „fast zwanzig Jahre lang hat Walpole virtualiter und durch andere mit England das gemacht, was sie ‚regieren' nennen; d. h. er hat das in Konflikt stehende parlamentarische Chaos durch die Methoden, die ihm zu Gebote standen, ins Gleichgewicht gebracht und England, mit Walpole obenauf, schwanken lassen, wohin es mochte und konnte. Von krummen Dingen, die Walpole gerade gemacht, von irgendwelchem heroischen Wirken oder Wollen Walpoles in Dingen der Gesetzgebung oder Verwaltung hat kein Mensch je gehört, niemals von der kleinsten Handbreite in England, die Walpole dem Reich der Nacht abgewonnen habe: genug, wenn er den Gemeindegendarm in seinem Rundgang und sich selber obenauf erhalten konnte. Eine Aufgabe, die (obschon innerlich Null für das Gemeinwesen, aber hochwichtig für den Walpole konstitutioneller Länder) fast die menschliche Kraft übersteigt, wenn der sorglose Leser es wüßte!

Diese Aufgabe leistete Walpole — auf eine handfeste, tiefbauchige, schlauköpfige, John-Bullsche Weise, die der Anerkennung nicht unwert ist. Ein Mann von sehr

[1] Coxe III. 265.

kräftigem natürlichen Blick, starkem natürlichen Herzen — besitzt jeden Grad von Mut, ein wahrer Eichklotz oder Eichwurzelblock, was natürliche Stärke anlangt. Dabei verhielt er sich allezeit sehr ruhig, verdaute gemütlich seine Speisen und betrug sich gern friedsam gegen jedermann. Er hatte eine Regel, die ihm statt vieler anderen diente: sich jedes Geschäftes zu enthalten, das nur irgendwie beiseitegeschoben werden konnte. ‚Was wird für dich dabei herauskommen, wenn du dich darauf einläßt? Parlamentarisches Bekritteln, Streiterei und Plackerei! Laß gut sein, was gut ist und sogar was schlecht ist — ist es deines Amtes, rinnende Gefäße in England zu flicken? Du hast so genug zu tun. Kümmere dich um deine eigene Suppe und sprich wenig.' Zu Hause und im Auslande war dies das sichere Geheimnis. Denn in der auswärtigen Politik war seine Regel analog: ‚Kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten. Du bist eine Insel, du kannst ohne äußere Politik fertig werden; Frieden, halte Frieden mit aller Welt: was in des Henkers Namen gehen dich die Balgereien über dem Meere drüben an? Noch einmal, kümmere dich um deine eigene Suppe!' Eine Regel, die an sich gar nicht so übel, die wirklich der bessere Teil einer sehr guten ist — und man dürfte sie als die einzig richtige Regel für ein frommes britannisches Eiland (das Gott fürchtet und den Teufel verachtet) in Zeiten allgemeinen Einsturzes und geistlichen Bankerotts ansehen, wenn die Streitigkeiten der Herrscher gewöhnlich bloße Balgereien sind, in die man sich lieber nicht einmischt.

Dergestalt hatte Walpole durch solide John-Bull-Fähigkeit (und seine eigenen Methoden) die parlamentarischen Schwankungen und Widerstöße lange balanciert, und England hatte geschwankt, wohin es konnte, allezeit auf eine stupide, jedoch friedliche Weise. Was jene ‚seine eigenen Methoden' betrifft, so waren sie — ja, sie waren Bestechung. Wirklicher Kauf von Stimmen mittels in die Hand gesteckten Geldes. Der gerade Weg ist der beste. ‚Die unmittelbare wirkliche Methode ist dies', denkt Walpole. ‚Gibt es in der Wirklichkeit eine andere?' Eine furchtbare Frage für konstitutionelle Länder, die, wie ich höre, von den modernen Verbesserungen der Wissenschaft niemals verneinend gelöst worden ist. Veränderungen in der Form sind Sitte geworden; der äußere Prozeß, höre ich, ist nun anders. Je nachdem die Moden und Umstände wechseln — je nachdem ein vierter Stand entwickelt ist oder sich noch im Madenzustand und im Werden befindet — läßt sich viel Wandlung des äußeren Prozesses denken.

Aber Stimmen sind, bei Strafe amtlichen Todes, eurem armen Walpole nötig; und auf Stimmen, höre ich, bietet man, und sie werden noch immer gekauft. Du kannst sie mit klingender Münze kaufen (was Frevel und einfacher Diebstahl an der armen Nation ist) oder mit Beförderungen und Anstellungen des nicht verdienstvollen Mannes — was doppelt destillierter Frevel (weit tödlicher, wennschon feiner) und kompliziertester Diebstahl ist: Raub, nicht des Geldes der armen Nation, sondern ihrer Seele und ihres Leibes und a l l ihrer Gelder und zeitlichen und geistlichen Interessen jeder Art; Raub, kann man sagen, eines ihr aus der Seite geschnittenen Stückes Fleisch; Gift in ihr Herz — die arme Nation! Aber du kannst auch sonst Stimmen kaufen, nicht von dem dritten Stande auf besagte Weisen, sondern von dem vierten oder von dem vierten und dritten zusammen, auf andere noch frevelhaftere und tödlichere, obgleich recht feine Weisen — indem du nämlich Kunststücke verrichtest, parlamentarische Raketen steigen läßt, um die schlafenden Schweine aufzuwecken und zu entzücken, daß sie ihre Stimmen für dich erheben — welch eine Musik! Auch ohne Kunststück oder vorausgehenden Frevel deinerseits kannst du frevelhaft im Drange der Not Waffenruhe schließen mit dem offenbaren Demagogos und Sohn der Nacht und Verdammnis, der ‚Sitz im Hause' erlangt hat und von Belang für dich geworden ist durch die erweckten laut gewordenen Schweine, die ihm folgen. Ihm und seinen Wünschen wirst du in deinem argen Heißhunger nach Stimmen willfahren; seine Anarchie willst du für

ihn zu ‚Gesetzen', wie du sie zu nennen beliebst, machen — anstatt auf den Pranger und auf seine gottlosen langen Ohren hinzuweisen, die so dazu angetan sind, daran genagelt zu werden, und anstatt ihm Stillschweigen als das heilsamste für ihn strenge anzuempfehlen. — Das Kaufen kann auf gar mannigfaltige Weise geschehen. Die Frage, wie du kaufst, ist moralisch betrachtet keine wichtige. Ja, da eine gewisse Schönheit in unmittelbarem Zuwerkegehen liegt, und dieser Weg vielleicht nur ein Minimum von Lügenhaftigkeit von dir erfordert, so ist vielleicht die unmittelbare Geldmethode eine Kleinigkeit weniger verrucht als irgendeine der übrigen seitdem entdeckten — während sie, was den daraus erstehenden praktischen Schaden anlangt, von relativ kindlicher Harmlosigkeit ist.

Das war Walpoles Methode; mit ihr und mit seinen großen natürlichen Fähigkeiten, schlauköpfig, tiefbäuchig, dem englischen Parlament und Volk angemessen, wie es war, hatte er es zehn oder zwanzig Jahre mit völligem Erfolg getrieben. Und es hätte wohl noch länger dauern können — wäre nicht die englische Nation zufällig auf den Wunsch geraten, daß dieses Nirgendwohinschwanken aufhören und wenigstens auf eine kurze Weile in wichtigem Geschäfte, das von gewisser Seite her für England aufgestiegen war, durch ein Irgendwohinschwanken abgelöst werden solle. Wäre nicht das Ohr des Jenkins gewesen, das in dem dunkeln englischen Gehirn aufflammte, so hätte sich Walpole noch lange halten können. Aber sein Fatum lag hier in dem ersten Geschäft von Lebenswichtigkeit für England, das sich ereignen würde, und dies sollte der spanische Krieg sein. Von welcher Wichtigkeit er war, das werden die Leser sogleich sehen. Walpole, der sehr wohl wußte, in welchem Zustand sein Kriegsapparat sich befand, und dem klar war, daß von allen seinen Apparaten nur der parlamentarische in brauchbarem Stande war — widersetzte sich dem spanischen Kriege, stemmte sich in der Türe dagegen mit der Entschiedenheit eines Rhinozeros, ja fast mit etwas von einem Bullenbeißer, entschlossen, ihn sich vom Leibe zu halten wie den Tod. Ohne Zweifel hatte er eine Ahnung, daß es der Tod sei, der scharfsichtige Mann — und so bewährt es sich nun auch, da das Walpole-Ministerium zollweise daran stirbt, schwer stirbt, aber ohne Rettung.

Die englische Nation war unendlich erstaunt — Walpole selbst war nicht darüber erstaunt, ebensowenig wie über die anderen Naturgesetze — Walpoles Kriegsapparat in solchem Zustande zu finden. Außer dem parlamentarischen, mutmaßt Walpole, sind alle seine Apparate nicht besser. Die englische Nation ist unendlich erstaunt — Walpole ist es aber wieder nicht — als sie findet, daß sein parlamentarischer Apparat durch den Gebrauch von Öl in gutem Geleise und Gang gehalten worden sei: ‚Wunderbarer Skandal aller Skandale!' denkt die englische Nation. ‚Wunder? Naturgesetz, ihr Narren!' denkt Walpole. Und es wütet in jenen und den jüngstvergangenen und kommenden Monaten ein so gewaltiger Sturm in England, daß hohe Dächer davon bedroht sind — daß sogar Walpoles Kopf zu einer Zeit bedroht war. Ein Sturm, wie seit Menschengedenken keiner gewesen; allerlei Grafschaften und Wahlbezirke beauftragen mit feierlicher Entrüstung ihre Abgeordneten, jenen wunderbaren Skandal der Skandale oder das Naturgesetz, oder was es immer sein möge, in Untersuchung zu ziehen und ihm ein Ende zu machen, auf ihre Gefahr.

Für den heutigen Leser ist etwas fast Pathetisches in diesen feierlichen Entrüstungen und hohen Beschlüssen, Reinheit des Parlaments und durchgreifende Verwaltungsreform haben zu wollen, der Natur und den konstitutionellen Sternen zum Trotz — und doch ist mir, selbst im preußischen Dryasdust, nichts vorgekommen, das so unausstehlich ermüdend wäre oder aufrichtigen lebendigen Lesern gegenüber Anspruch auf gleiche Tiefe dumpfer Leerheit machen könnte als unseres armen englischen Dryasdust unaufhörliche, oft wiederholte Erzählungen, Band auf Band folgend, von den Debatten und Verabredungen, den Regungen und Bewegungen, endlos und fruchtlos, die in der Nation und dem Nationalpalaver hierauf erfolgten. Walpole, obgleich er sich stemmte

wie ein Rhinozeros, ward im Verlauf von einem Jahre[1] hinausgerollt. Und ein Nachfolger, eine Reihe von Nachfolgern, im funkelnagelneuen Zustande ward hereingerollt, unter unendlichem Zurufe der Menschheit — aber man hat bis dato keine Ursache, zu glauben, daß die Gesetze der Natur bei jenem Anlasse aufgehoben worden seien, oder daß die konstitutionellen Sterne ihre Laufbahnen seitdem wesentlich geändert hätten." So weit mein Reichshistoriograph[2].

Daß Walpole vermutlich verloren sein wird, geht dem königlichen Busen in diesen unruhigen Frühlingsmonaten 1741, wie bereits vorher und auch hernach, sehr nahe. Und hier, aus den spanischen Gewässern soeben auftauchend, ist ein zweites Kümmernis, das den königlichen Busen völlig durchbohren und Majestät selber zur Verzweiflung bringen könnte. Denn es erweckt solche unlösbare Fragen — liefert solchen Beweis, wie sehr es not tue, daß Walpole und eine ziemliche Anzahl anderer Personen (Personen und auch Dinge und Ideen und Gebräuche, die im Lande tief eingewurzelt sind) verlorengehen müssen, wenn England auf einen guten Zweig kommen solle!

Da der spanische Krieg hier von Wichtigkeit für uns ist, wollen wir unsern Reichshistoriographen in seinen eigenen Worten sagen lassen, weshalb er von so lebendigem Belang für England war, und werden sogar beifügen, was er als Geschichte dieses Krieges gibt, da dies wenigstens so bewunderungswürdig kurz gefaßt ist.

Nr. 3. Von dem spanischen Krieg oder der Frage von Jenkins' Ohr.

„Zu einem Krieg mit Spanien war wirkliche Ursache da. Es ist dies einer der wenigen Fälle eines Krieges aus Notwendigkeit. Spanien war durch päpstlichen Spruch Eigentümer aller jener Meere und Länder — da irgendein Papst vor langer Zeit, dessen Namen wir uns nicht erinnern wollen, in feierlichem Konklave ‚seine Meridianlinie zwischen Spanien und Portugal' gezogen hatte, ich weiß nicht nach welchen tellurischen oder uranometrischen Prinzipien, ohne Zweifel mit großer Genauigkeit. Und nun war England in der Zwischenzeit durch Spruch der ewigen Bestimmung dort ebenfalls offenbar zu Besitz gekommen und zu praktischer Beteiligung an der theoretischen Frage von des Papstes Meridian. Theorie und Tatsache ließen sich nicht miteinander versöhnen. ‚Unser, unwiderleglich', sagte Spanien mit lauter, deutlicher Stimme; ‚Seine Heiligkeit der Papst hat es zu unserem Eigentum gemacht!' — während Tatsache und die Engländer, kraft Spruch der ewigen Bestimmung, seit fast zweihundert Jahren undeutlich das Gegenteil brummten und kein Resultat danach kam.

Zu Oliver Cromwells Zeit hieß es: ‚Mit Spanien in Europa mag Frieden sein oder Krieg; aber mit Spanien in den tropischen Gegenden ist beständig Krieg.' Ein

[1] 13. (2.) Februar 1742 verließ er den Sitzungssaal des Parlaments, wo man ihn schlimm mitgenommen hatte, sagte, er werde ihn nie wieder betreten, und tat es auch nicht; 22. Februar resignierte er zugunsten Pulteneys und Konsorten (Tindal XX. 530; Thackeray I. 45).

[2] Der Leser begreift wohl ungesagt, daß dieser „Konstitutionelle Historiograph" ein alter Bekannter unter neuer Maske ist, wieder einer jener Strohmänner, wie Sauerteig, Smelfungus usw., die der Verfasser in seiner humoristischen Ungebundenheit Glossen machen läßt, welche der eigentlichen Historie nicht angehören, oder ihnen Auslassungen zuschreibt, deren Absonderlichkeit oder satirische Übertreibung er nicht gerade selber endossieren möchte, die aber allezeit einen streng-didaktischen Zweck haben.
D. Übers.

Zustand der Dinge, den Oliver richtig erkannte und nach dem er handelte, wie sich die Gelegenheit gerade dazu bot. Es kam zu keinem Ausgleich während Olivers kurzer Zeit, und auch nachher nicht, obgleich er mit jedem Jahre notwendiger wurde. Boucaniers, desperate Seeleute, die von Boucan (oder Rauchfleisch) lebten, die auch Flibustier (flibûtiers, freebooters: ‚Freibeuter' in französischer Benennung) heißen. Die Leser haben von diesen stummen und wütenden Methoden des Protestes gehört, die keinen Ausgleich herbeiführen konnten, die aber den päpstlichen Ausspruch, indem sie ihm mit Säbel und Kanone so zu Leibe gingen, erstaunen machten und auf Umwegen einen Ausgleich anbahnten. Ein Ausgleich ward jährlich notwendiger, und es war namentlich seit dem Utrechter Vertrag ein beständiges Handeln und Dingen im Gange gewesen, um einen zustande zu bringen; aber bisher ohne den geringsten Erfolg. Welches Entsenden von Gesandtschaften, Handelschließen, Handelbrechen; welch Galoppieren von Stafetten; welche Haufen diplomatischer Schriften, die nun den Spinnen anheimgefallen sind, denen sie im stillen von Haus aus gehörten! Nicht im Utrechter Vertrag, nicht auf den Kongressen von Cambray, von Soissons, dem Konvent von Pardo, durch Ripperda, Horaz Walpole oder durch das Schütteln von Perücken konnte dieser Gegenstand ins reine gebracht werden. Es ist nun ein fast zweihundert Jahre altes chronisches Übel — und hätte sich unter irgendeiner jener Perücken ein Kopf befunden, fähig die himmlischen Mandate zu lesen, verbunden mit einem zu deren Befolgung fähigen Herzen, so hätte dem Übel durch eine unmittelbare Methode bald abgeholfen werden können. Und wie unermeßlich weniger Kraft wäre verbraucht worden als bei der befolgten schiefen Methode! In der Quantität des nötigen Blutvergießens, des Geldes, der müßigen Worte und Stafetten, von höheren Rücksichten nicht zu sprechen, wäre die Ersparnis unberechenbar gewesen. Denn es war Englands einziger Grund zum Kriege während des Jahrhunderts, von dem hier die Rede ist; und der Weg des armen Englands, als es zuletzt dazu getrieben ward, umkreiste in zweideutigem Lauf die ganze Welt, anstatt geradezu auf sein Ziel loszugehen. Hätte Oliver Cromwell zehn Jahre länger gelebt — aber Oliver Cromwell lebte nicht, und an die Stelle heroischer Köpfe kamen konstitutionelle Perücken; das aber ist ein gewaltiger Unterschied.

Die Anmaßungen Spaniens, die Hälfte der Welt verschlossen in Beschlag zu halten, waren gänzlich chimärisch, offenbar im Widerspruch mit den Gesetzen der Natur, und keine noch so große Zahl päpstlicher Schenkbriefe, keine Zeremonialverrichtungen der päpstlichen Rota oder Propaganda konnte sie von der Unhaltbarkeit in den neueren Tagen erlösen. Wie ein neidischer Hund am Troge über Südamerika liegen und knurrend sagen: Es soll niemand hier Handel treiben, obgleich ich es nicht kann! — welcher Papst oder welche Reihe von Päpsten kann solch ein Verfahren heiligen? Hätte England unter seinen Diplomaten anstatt der Perücken einen Kopf besessen, so würde England als die meistbeteiligte Partei schon längst einem solchen Hunde am Troge sanft zu verstehen gegeben haben: ‚Hund, willst du so gut sein, aufzustehen! Es schmerzt mich, sagen zu müssen, daß wir sonst unangenehme Händel haben würden. Hunde haben Türen zu ihren Ställen; aber sich anmaßen wollen, den Wendekreis des Krebses zu verriegeln — das ist eine zu große Türe für jeden Hund. Kann etwa niemand als du den Göttern Nichtmißfälliges hier zu tun haben? Wir heißen dich aufstehen!' Und auf diese Weise, es ist kein Zweifel, wäre der Hund, er mochte bellen oder beißen wie er wollte, am Ende doch aufgestanden, da nicht nur England, sondern die ganze Welt gegen ihn war. Und ferner läßt sich mit Gewißheit berechnen, daß die für die Erlangung eines solchen Ergebnisses notwendige Quantität des Kämpfers auf diese Weise ein Minimum gewesen wäre. Denn das klare Recht und nun auch die klare Macht war da. Warum also Zuflucht nehmen zu diplomatischen Perückentümern, Assientoverträgen und zu Anordnungen, die den Tatsachen nicht entsprechen, die also nur perückenumhangene Lügen sind und die Quantität und Qualität des noch notwendigen Kämpfens nur vergrößern? Kämpfen ist nur (wie jemand richtig gesagt hat) ein Ausklopfen der Lügen, Anmaßungen und eingebildeten Elemente. Tüchtig ausge-

klopft, fliegen diese wie Staub und Spreu in Massen mit dem Winde dahin und verdunkeln den ganzen Himmel; aber sind sie einmal fort, so bleiben die Tatsachen und ihre sichtbare Beziehung zueinander, und der Frieden ist gesichert.

Da man sich auf den Assientovertrag eingelassen hatte, so hätten die Engländer ihn beobachten sollen. Aber die Engländer taten es in keinem Maße und konnten auch nicht vorgeben, es getan zu haben. Sie waren berechtigt, den spanischen Kolonien jährlich eine bestimmte Anzahl Neger zu liefern, und außer diesem reizenden Handelszweig sollten sie das Privilegium genießen, gewisse Quantitäten ihrer Fabrikerzeugnisse an diesen Küsten zu verkaufen. Die Quantitäten waren kurz durch die Klausel bestimmt, daß ihr Assientoschiff 600 Tonnen fassen solle, soviel und nicht mehr. Das Assientoschiff faßte demgemäß, wie es sein sollte, 600 Tonnen, das Versprechen ward also für das Auge pünktlich gehalten; aber das Assientoschiff ward begleitet und eskortiert von Proviantschaluppen, kleinen Fahrzeugen, die als ganz unentbehrlich für das Schiff angegeben wurden. Diese Proviantschaluppen und unentbehrlichen kleinen Fahrzeuge führten nicht nur auch Ware, sondern gingen und kamen unter allerlei Vorwänden nach Jamaika und zurück, mit immer neuen Zufuhren von Waren, und verwandelten so das Assientoschiff zu einem schwimmenden Kaufladen, dessen Tonnengehalt und Tonnenabsatz der Arithmetik trotzten. Dies war die Tatsache, die man in England recht gut kannte, mit durchsichtigen Schmuggelausreden verschleierte und halsstarrig beibehielt, so profitabel war sie. Sie war auch in Spanien sehr wohlbekannt, vor allem den spanischen Küstenwachtschiffen und Seekapitänen in jenen Regionen, die natürlicherweise dadurch in einem fortdauernden Zustande der Wut gehalten wurden und immer geneigt waren, vorkommenden Falles ihr Mütchen zu kühlen! Als ein solcher Fall war ihnen der mit Jenkins erschienen. Aber ihre Weise, ihn zu behandeln, indem sie dem Herrn Jenkins sein Ohr abrissen, erwies sich — sollen wir sagen als schlimm oder als gut? — auf jeden Fall als unerträglich für Englands dicke Haut und brachte auf die Art, wie wir sahen, die Dinge zu einer Krisis." — —

Die Frage von Jenkins' Ohr, die damals für jedermann so verrückt aussah, wie vernünftig ist sie nun meinem konstitutionellen Freunde geworden! In abstruser lächerlicher Gestalt lagen unermeßliche Fragen darein verwickelt, die ernst genug, gewiß genug, wennschon unsichtbar für jedermann waren. Die halbe Welt lag im Embryo darunter verborgen. Wem soll die Kolonialherrschaft gehören? Soll die halbe Welt England gehören für industrielle Zwecke, was harmlos, löblich, dem Einmaleins wenigstens und anderen offenbaren Gesetzen gemäß ist? Oder soll sie Spanien gehören, für Zwecke anmaßender, bigotter Trägheit, in Widerspruch mit jedem Gesetz? Selbst die unberechenbare Yankeenation, das größte Phänomen dieser Zeitalter (einst auch für das schönste gehalten) — auch sie, wie wenig auch nachlässige Leser auf beiden Seiten des Ozeans jetzt darum wissen, lag darein verwickelt. Soll es eine Yankeenation geben oder nicht; soll die Neue Welt nun von spanischem Gepräge sein oder von englischem? Folgen, die man unermeßlich nennen darf. Wo unter den damaligen Söhnen Adams ist derjenige, der im geringsten hätte mutmaßen können, welche Folgen in der Frage von Jenkins' Ohr lagen! Und es ist seltsam, nun zu erwägen, mit welch wilder, atemloser Versessenheit die arme englische Nation, von ihren Instinkten getrieben, daran festhielt und sich nicht davon ablenken ließ, wie wenn sie das gemutmaßt und gesehen hätte. Denn die Instinkte schlichter Menschen ohne Falsch (die von unbedacht

Urteilenden leicht einfältig genannt werden) sind mitunter von prophetischer Natur und entspringen aus den Tiefen dieses Universums! — — Mein konstitutioneller Freund betitelt seinen nächsten Abschnitt Cartagena, hätte ihn aber passender überschreiben können (denn das ist er in Wirklichkeit, da Cartagena sich als der verschwindende Punkt des traurigen Handels erwies):

Kurzgefaßte Geschichte des spanischen Krieges, der 1739 begann und endete — Wann endete er?

1. Krieg und Porto-Bello (November 1739 bis März 1740). „Am 4. November 1739 ward der Krieg endlich (nach mehr als vier Monate langem dunklen Quasi-Erklären in der Gestalt von Kabinettserlassen, Kaperbriefen usw.) öffentlich erklärt; ‚Waffenherolde bliesen an den üblichen Plätzen' die Trompeten und verlasen das königliche Manifest, dessen Datum ‚Kensington, den 30. (19.) Oktober' lautet. Die wichtigsten Ereignisse, die nun erfolgen, reihen sich unter drei Hauptpunkte, von denen der von Porto-Bello der erste ist. Sie lassen sich (nach tüchtigem Zusammenschmelzen) folgendermaßen datieren [1]:

Mittwoch abend, 1. Dezember 1739, kam Admiral Vernon, unser auserlesener Antispanier, nachdem er vor einiger Zeit entdeckt hatte, daß er die Azoquischen Schiffe an der spanischen Küste verfehlt habe und es mit Amerika und den spanischen Gewässern versuchen müsse, in dieser Absicht vor Porto-Bello an. Greift am nächsten Tag, 2. Dezember, Porto-Bello an; greift gewisse sogenannte Kastelle mit furchtbarer Kanonade und darauf folgendem Sturm an; erzwingt die Übergabe (am 3.) — die Matrosen bekommen eine Vergütung statt erlaubter Plünderung — sprengt, was an Kastellen da ist, in die Luft, und kehrt nach Port Royal auf Jamaika zurück.

Niegedachte Freude in England und Ruhm für Vernon, als die Nachricht eintraf: ‚Hat es mit sechs Schiffen genommen', rufen sie aus; ‚das lumpige Ministerium wollte ihm nicht mehr geben. Unbesieglicher Vernon!' Ja, nächstes Jahr, sehe ich, war ‚London am Jahrestage von Porto-Bello beleuchtet' — der Tag ist also auf die Dauer eingesetzt als eines der Kalenderfeste, wie es scheint. Und ‚Vernons Geburtstag' — wie rührend ist doch treue Einfalt — ward, als er herankam, in allen größeren Städten auf erstaunliche Weise wie eine Art Weihnachten gefeiert, dafür, daß es der gütigen Natur gefallen hat, einen solchen Mann für eine arme in Schwierigkeiten steckende Nation hervorzubringen. Der unbesiegliche Vernon, meinen die Zeitungen, ‚werde binnen kurzem Cartagena einen Besuch abstatten', einem viel wichtigeren Platz, wo außerdem ein gewisser Gouverneur Don Blas unlängst anmaßende Briefe an Vernon geschrieben hat."

„Vorbereitungen für Cartagena (März bis November 1740). Montag, den 14. März 1740, besuchte Vernon demgemäß Cartagena [2], ging in den seichten brandungsvollen Gewässern vor Anker und versuchte einiges Beschießen mit Kanonenbooten und dergleichen vom Donnerstag bis zum Samstag. Vernon hoffte, er habe das Jesuitenkollegium, die südliche Bastion, das Zollhaus und andere Hauptgebäude getroffen, fand jedoch, daß er auf der Seeseite nicht nahe genug herankommen könne. Er fand, daß man den Innenhafen bezwingen müsse — eine große Binnenbucht oder einen See, der durch, was sie den Kleinmund (boca-chica) nennen, einströmt und zahlreiche ziemlich starke Sperrbäume, Kastelle und Befestigungen hat. Zu dem Ende aber hält er sieben- bis achttausend Mann Landtruppen und eine Verstärkung an Schiffen für nötig. Am Samstagabend ruft Vernon daher seine Kanonen-

[1] Gentleman's Magazine IX. 551, X. 124, 142, 144, 350; Tindal XX. 430 bis 433, 442 usw.

[2] Gentleman's Magazine X. 350.

boote zurück, segelt, diese Dinge untersuchend, an Cartagena vorüber und geht auf andere kleine Abenteuer aus, zum Beispiel —

Samstag, 3. April 1740, ‚nachts 10 Uhr' eröffnet er eine Kanonade auf Chagres (einen Platz, der in den Zeiten der Boucaniers oft genug mit Säbel und Pistole genommen worden war) und erhält am Montag, dem 5., die Übergabe von Chagres: ‚Das Zollhaus, vollgestopft mit Gütern, ward in Brand gesteckt.' Bei dieser Nachricht ist in England abermals Jubel über einen Tag der Kleinigkeiten. Das arme englische Volk ist darauf verpicht, Jenkins' Ohr zu rächen und die Ozeanstraße zu entriegeln, und hofft allezeit, es ließe sich mit den Walpoleschen Apparaten bewerkstelligen, die in verwendbarem Zustand sein sollten und es nicht sind! ‚Unterstützt diesen Helden in seinen Absichten auf Cartagena, ihr Walpole und Konsorten; laßt's euch gesagt sein!' Walpole und Konsorten, die drohende Stimmung beachtend, lassen sich es ein wenig angelegen sein; und nun dürfen wir nicht sagen: Paullo majora canamus? Jenen ganzen Sommer 1740 hindurch" — während Friedrich umherreiste, nach Straßburg, nach Wesel, und dabei seine Herstaler und sonstigen praktischen Geschäfte mit leichter erhabener Hand auf fast unterhaltende Weise abmacht, noch mehr aber auf seine Voltaires und ein den Musen gewidmetes Leben bedacht war — „herrschte in England, geheim und öffentlich, ernster, schwerer, tätiger Tumult. Auf den Schiffswerften, auf den Exerzierplätzen, welch ein Tummeln: ein Lager auf der Insel Wight, von Portsmouth und den Seerüstungen gar nicht zu reden. 6000 Seesoldaten sollen eingeschifft werden, aber auch Landregimenter — kann irgendwer erraten, wohin? Amerika selber soll ‚ein Regiment stellen, schottische Offiziere sollen es einexerzieren', wenn sie können.

Hier ist wirkliche Hast und Anstrengung, aber keineswegs so rascher Fortgang, wie zu wünschen wäre, da sich mannigfaltige Verwirrungen und Widersprüche ereignen, wie das gewöhnlich so kommt, wo die Maschinerie in Unordnung ist. Die Zeitungsschreiber haben natürlich ihre Vermutungen, obgleich sie diskret sein wollen: ‚Etwas Bedeutendes ist im Angriff — gewiß eine großartige Idee' — und für Sachverständige deutet es sicherlich auf Cartagena und den heldenmütigen Vernon da draußen. Die Regierung ist ganz und gar stumm, beschlagnahmt gelegentlich und versucht (aber ohne Erfolg) bei den Zögerungen, die stattfinden, es vor Don Blas und anderen geheimzuhalten. Das Ergebnis von all dem war

3. Cartagena selber (November 1740 bis April 1741). — Am 6. November — keineswegs ‚am 3. Juli', wie man sich zuerst geschmeichelt hatte, ein Aufschub, der an sich schon verderblich sein müßte, es wäre denn, daß der Kalender und der Lauf der tropischen Jahreszeiten gleichen Aufschub beobachteten! — also Sonntag, 6. November 1740" (Kaiser Karls Bestattung ist eben vorüber, und zu Rheinsberg sind große Gedanken im Werke), „segelt Konteradmiral Sir Chaloner Ogle — so viele Wochen und Monate nach der angesetzten Zeit — von St. Helens ab (man vermutet nach Cartagena), und alle Leute geben ihren Segen mit. Fünfundzwanzig große Linienschiffe mit drei halben Regimentern an Bord, Feuerschiffe, Kanonenboote im Überfluß und 80 Transportschiffe mit 6000 einexerzierten Marinesoldaten, eine See- und Landmacht, die wohl dazu angetan ist, Held Vernon zu verstärken und seine Absichten auf Cartagena zu verwirklichen. Ein sehr großer Tag in Portsmouth und St. Helens für die Sonntagsleute da [1].

Äußerst dunkel unter den übrigen Gegenständen in jener eben Abschied von England nehmenden Armada des Sir Chaloner, obskurster Gegenstand damals, heute aber der namhafteste oder fast allein nennenswerte ist ein junger Unterwundarzt — ein gewisser Tobias Smollet, der dort über die Wasser und die verschwindenden Küsten hinblickt, nicht ohne Gedanken. Ein stolzer, weichmütiger, obschon etwas finster aussehender, kaustischer und ungehaltener junger Mann, der sich bei diesem und bei

[1] Tindal, XX. 463 (Listen usw. daselbst, Datum unrichtig, „31. Oktober" anstatt 25. [A. S.] — vieles falsch, und alles lose und schlapp gelassen und nicht richtig! Wie das des armen Tindal Art und Weise ist).

späteren Anlässen leicht in beißender Rede ausläßt, da er eigene Leiden verschlossen in sich trägt. Der vortreffliche Tobias — wie wenig er es auch hofft, hat er doch auf diesem Zug und in der Welt überhaupt eine Mission von Bedeutung: nämlich die Mission, die englische Seemannsnatur mit der entsprechenden Wildheit und der entsprechenden Treue abzukonterfeien und ihr Bild fernen Geschlechtern zu überliefern, ehe sie verschwinde. Mut, mein wackerer junger Tobias, durch endlose Leiden, Widersprüche, Mühen und Wirrsale hindurch wirst du deinen Auftrag einigermaßen erfüllen, und das will etwas sagen!

Fünf Wochen zuvor (29. September 1740, ebenfalls mehrere Wochen nach der bestimmten Zeit), mittels wenig wirksamer Beschlagnahmen streng verborgen gehalten, war eine andere, eine ausschließlich maritime Expedition unter Segel gegangen, die die gegenwärtige unterstützen soll: die Expedition des Kommodore Anson, drei unansehnliche Schiffe stark. Sie soll um das Kap Horn herumfahren, wenn es geht, um das spanische Amerika von der anderen Seite zu bombardieren und Vernon in seinen großen cartagenischen und sonstigen Vorhaben zu unterstützen. Zusammen sollten sie wohl, nach den Erfahrungen der Boucaniers und der Königin Elisabeth zu urteilen, etwas Namhaftes ausrichten. Ansons Zug ist berühmt in der Welt geworden, obgleich er Vernon nichts nützte."

Nun wahrlich, dies ist ein Anschlag, von dem sich hören läßt, und den ein Kopf angelegt haben muß. Er hätte den Spanier mit seinem Ergebnis auch leicht erstaunen und ihm in jenen Weltgegenden arge Stöße versetzen können — wäre die Maschinerie für die Ausführung in gutem Stande gewesen. Unter Friedrich Wilhelms Befehl und Verwaltung, mit jedermann und jedem Ding pünktlich zur rechten Zeit an rechter Stelle — welch eine Sache! Aber mit großer Walpolescher Maschinerie: ach, es war ein viel zu großer Plan für eine Maschinerie dieser Art, die meist in Unordnung und nur gewohnt war, so richtig zu sein — wie sie eben konnte. Schon jene Z ö g e r u n g e n allein, zuerst mit Anson, dann mit Ogle, hatten, da der tropische Kalender nicht mitzögerte, beide Unternehmungen in Witterungsverhältnisse versetzt, die allein in jenen Weltgegenden ein Vorgehen fast zur Unmöglichkeit machten! Dem war nicht abzuhelfen — ihm hätte auch durch Drängen und Anstrengen hier und da nicht abgeholfen werden können. Die beste Leitung, wie die Ansons, konnte dies nicht bemeistern; was mußte unter der schlechtesten Leitung, wie in dem anderen Falle, herauskommen! Eilen wir voran:

„Den 20. Januar 1741 kommen wir nach viel stürmischem Wetter und anderen wirren Mühsalen zu Port Royal in Jamaika an, finden Vernon wartend auf dem Sprung und das amerikanische Regiment, von den schottischen Leutnants erträglich gedrillt, in völliger Bereitschaft und Ausrüstung; es hatte eine Schar Neger mit sich für die Schanzarbeiten in dem heißen Klima. Einen traurigen Verlust hatte man auf der Hinreise erlitten: die Landtruppen hatten ihren Befehlshaber verloren und fanden keinen anderen. General Cathcart war unterwegs gestorben, ein Lord Charles Cathcart, der sein Handwerk einigermaßen verstanden haben soll; und sein Nachfolger, ein gewisser Wentworth, verstand zufällig nichts davon, was die aufmerksameren Beobachter für ein Unglück hielten. Vernon, obschon in Eile, nach Cartagena zu gelangen, ist unruhig wegen einer mächtigen französischen Flotte, die seit einiger Zeit in jenen Wassern manövrierte und vielleicht nichts Gutes im Schilde führt. Das erste ist daher, sich nach der französischen Flotte umzusehen. Sie ist, findet man, heimgesegelt und die Mannschaft, wie man hört, ‚meist Hungers oder sonstwie gestorben'; und nun also, nach diesem letzten kurzen Aufschub — nach Cartagena mit vollen Segeln!

Mittwoch abend, den 15. März 1741, ankern wir in der Playa Grande, den wüsten brandungsvollen Untiefen, die Cartagena auf der Seeseite bespülen, 124 Segel stark, große und kleine. Wir finden Don Blas in sehr gefaßter Haltung. Don Blas hat seit einem Jahre alles mögliche getan, hat jene Boca-Chica- (Kleinmund-) Einfahrt mit Batterien, Sperrbäumen, großen Schiffen zugestopft und besitzt nicht wenige Kastelle hierherum und im inneren See oder Hafen, die er sämtlich, soweit man

urteilen kann, in ziemlich kräftigen Verteidigungsstand gesetzt hat: er ist kein untätiger, wenn auch ein übermütiger Don. Wir bringen die folgenden fünf Tage mit Erwägen und Besichtigen dieser seiner Vorrichtungen zu: was damit zu machen sei, wie man zuvörderst Boca-Chica bezwingen und dann auf seine inneren Kastelle und ihn selbst losgehen könne. Nach reiflicher Überlegung und gefaßtem Plan zerstört Sir Chaloner, Montag, den 20. März, von seinen Schiffen aus einige geringe Werke, die links von Boca-Chica liegen" (zu unserer Linken, zu Boca-Chicas Rechten, falls jemand auf Genauigkeit hält). „Darauf landen die Truppen, ein Teil noch am selben Abend, und nach Ablauf der zwei folgenden Tage sind sie sämtlich an Land, Gerätschaften, Neger und alles; errichten Batterien, fällen Holz, bemüht, das Boca-Chica-Kastell zu nehmen und die Kriegsschiffe, Sperrbalken und die Brut von Faschinen- und anderen Batterien zu zerstören, so dem Don Blas näher zu Leibe zu kommen und einen Streich gegen seine inneren Kastelle und auf Cartagena selber zu führen. Bis zum 5. April gibt es sechzehn Tage heftiger verwickelter Arbeit, nicht übel vollbracht — allein die physische Arbeit, das Errichten der Batterien unter dem Feuer von Boca-Chica über den Wald herüber, ist von Europäern zu dieser Jahreszeit zu leisten, und die Neger, die dazu geeignet sind, ‚werfen ihre Lasten nieder und reißen aus, so oft eine Kanone losgeht'. Auch gefochten ward heftig, von Matrosen und Soldaten. Nicht übel vollbracht, wenn man die Umstände berücksichtigt.

Am sechzehnten Tage, 5. April" (am selben Tag, da König Friedrich aus dem Gebirge gen Steinau eilte, das nachts mit ihm in Brand geriet), „werden das Boca-Chica-Kastell und sein Gewirr von Kriegsschiffen, Sperrbäumen und umliegenden Kastellen (Don Blas macht sich aus dem Staube, als der Druck zu stark wird) endlich genommen. So daß wir nun durch Boca-Chica in die inneren Häfen einlaufen. ‚Häfen', die von weitem Umfang und tief genug sind; denn sie sind eigentlich ein See oder vielmehr ein paar Seen, mit Kastellen (‚Castello Grande' das bedeutendste davon), mit Kriegsschiffen, versunkenen oder schwimmenden, und allerhand Hindernissen, jenseits von denen am fernsten Ufer, etwa eine Meile weit, endlich Cartagena selber nicht unzugänglich daliegt; und wir hoffen, auf die Stadt und auf Don Blas einzudringen. Es folgen fünf Tage verwickelter Seearbeit; nicht viel Kanonieren, hauptsächlich Hinwegräumen versunkener Kriegsschiffe und dergleichen, um vor das Kastell Grande zu gelangen, weil dieses das Haupthindernis ist.

Am 10. April ist Kastell Grande genommen; niemand befand sich darin, als wir stürmten. Don Blas und die Spanier scheinen sehr in Schrecken gesetzt zu sein, verbrennen alles, was sie noch an Schiffen bei Cartagena haben, wie wenn es für sie nun keine Hoffnung mehr gäbe." Es ist der Tag der Mollwitzer Schlacht, ungefähr um dieselbe Stunde, da Schwerin mit klingendem Spiel und donnerndem Glitzern der Abendsonne entgegen vorschritt! „Die Cartagena-Expedition ist endlich in wirklicher Berührung mit ihrem Problem, und es entsteht die Frage: Versteht ihr es auch?

Bisher waren Fehler der Leitung durch hartnäckige Energie in der Ausführung eingebracht worden; klarer Sieg hatte soweit angedauert, und die Einnahme von Cartagena schien nun bevorzustehen. Eines war ein Unglück: ‚Der fähige Mister Moor' (ein verdienstvoller Infanteriehauptmann, der zufälligerweise einiges Studium auf sein Fach verwendet hatte), ‚der einzige eigentliche Ingenieur, den wir hatten', kam in dem Kampf bei Boca-Chica um: der arme Moor hat geendet, so daß die Belagerung von Cartagena fortan ohne Ingenieurkunst vor sich zu gehen hat! Mag von Belang sein — wer weiß! Ein anderer Umstand war noch fühlbarer von Belang: Seegeneral Vernon hegte eine unverhohlene Geringschätzung gegen Landgeneral Wentworth. ‚Weiter nichts als ein Dummkopf, dessen Bruder einen Burgflecken besitzt'[1], denkt Vernon (der

[1] D. h. er konnte für seinen Burgflecken ein oder mehrere Parlamentsmitglieder ernennen und war dadurch wichtig für das Ministerium. Diese sogenannten „Verrotteten Burgflecken" wurden bekanntlich erst 1832 durch die Reformbill abgeschafft. D. Übers.

selber ein Oppositionsmitglied von gespreizter, aufgebrachter, nicht allzu großmütiger Gesinnung ist) — und zieht sich nun auf seine Schiffe zurück, indem er gleichsam andeutet: ‚Wohlan, löst euer Problem nun, an das ich euch herangeführt habe — das war mein Anteil an der Aufgabe!' — Greifen wir Fort Lazarus an, um dem traurigen Geschäft ein Ende zu machen.

Sonntag, den 16. April, hatte sich Wentworth, sobald er Herr des obersten Sees oder Hafens war (was die Eingeborenen den Surgidero oder eigentlichen Ankergrund nennen), hoch hinauf zur Rechten, eine gute Strecke südlich von Cartagena, ausgeschifft, mit der Absicht, von da aus ein gewisses Fort Lazarus anzugreifen, das auf einem Berg zwischen Cartagena und jenem Hafen liegt. Ist dieser Berg und dies Fort einmal frei, dann hat er Cartagena unter seinen Kanonen und gleichsam in der Tasche. ‚Das Fort kann nicht ohne Batterien genommen werden', denkt Wentworth, obgleich die ungesunde Regenzeit bereits begonnen hat. ‚Batterien? Sturmleitern meinen Sie wohl?' antwortet Vernon mit unverhohlener Geringschätzung. Denn die zwei sind nunmehr in offenem Zwiespalt. Wentworth beginnt Batterien zu errichten, trotz der Regengüsse; hält dann damit ein — beschließt doch, es mittels Ersteigung zu bewerkstelligen. Und um zwei Uhr in der Frühe dieses Sonntags, am 16. April, setzt er sich mit einigen Kolonnen — auf schlecht gekannten Wegen, mit Anordnungen, die n i c h t wie Uhrwerk ineinander passen — in Marsch, um besagten Berg und Fort zu stürmen. Die Engländer sind ein hartnäckiges Volk, und emsige Ausführung ersetzt zuweilen die Mängel der Disposition — zuweilen auch nicht.

Die hartnäckigen Engländer, nichts als mürrisches Feuer der Tapferkeit in sich, das unhell brennen muß, erstiegen nach vielen Irrtümern doch die Felsen oder Höhen des Lazarusberges trotz der Welt und Don Blas' Kanonade. Aber als sie oben waren, fanden sie, daß das Kanonenkugeln ausspeiende Fort Lazarus noch immer durch Klüfte von ihnen getrennt sei, daß die Sturmleitern noch nicht gekommen seien (sie kamen gar nicht, aus Mangel an Disziplin an irgendwelcher Stelle) — und daß sie ohne Adlerflügel Fort Lazarus nimmer erreichen könnten! Wohl vier Stunden lang suchten sie mit verzweifelter Düsterheit die Klüfte zu überwinden, die Naturgesetze hinwegzureißen und etwas Nützliches für sich auszurichten; geduldig, wenn auch mürrisch, ohne auf den Kugelsturm zu achten, der inzwischen 600 von ihnen niederstreckte. Endlich, als sie fanden, daß die Naturgesetze doch zu stark für sie seien, stiegen sie ‚in düsterem Schweigen' mürrisch hinab, marschierten zu ihren Zelten zurück — in einer Laune, die zu tief für Worte war.

Ja, und wir finden, daß in jener Nacht große Massen von ihnen erkrankten, ‚und nach zwei Tagen waren sie von 6645 auf 3200 Dienstfähige herabgekommen', während Vernon von der See aus geringschätzig zusah — und es ward augenfällig, daß das große Projekt zu Wasser geworden sei, und daß nichts übrigbleibe, als sofort in bankerottem Zustande nach Jamaika zurückzukehren. Dazu schritt man denn auch. Und nach zehn Tagen (26. April) ging der letzte Haufe von ihnen an Bord — nahm pünktlich ‚drei Zelte', den letzten Rest von Belagerungsgerätschaft, mit hinweg, ‚damit dem Don Blas nicht Trophäen in die Hände fallen', denkt der arme Wentworth. Und stachen in See, nachdem ihre traurige Belagerung so geendigt hatte. Es war eine emsige Belagerung, die besser hätte gelingen können, wenn die Kriegswissenschaften Torheiten und die Naturgesetze und die starren Regeln der Arithmetik und Geometrie dehnbare Dinge gewesen wären [1]!"

„Abend des 26. April" — ich bemerke, es war in denselben Stunden, da Belleisle in Friedrichs Lager bei Mollwitz ankam, Vorabend der Belagerung von Brieg, die wir mit pünktlicher Beachtung besagter Gesetze und starren Regeln sich vollbringen und auf so andere Weise enden

[1] Smollets Bericht, Miscellaneous Works (Edinburg 1806) IV. 445—469, ist der eines höchst intelligenten Augenzeugen, glaubhaft und verständlich in jeder Einzelheit.

sahen! Nichts, was mein Reichshistoriograph gesagt hat, kommt in beißendem Übermaß dem sachlichen Bilde gleich, das Tobias Smollet von dem hinterlassen hat, was mit den Kranken und Verwundeten nach jenem Versuch gegen Fort Lazarus und die Naturgesetze geschah.

„Was die Kranken und Verwundeten betrifft," sagt Tobias, „die wurden den folgenden Tag an Bord der Transport- und sogenannten Hospitalschiffe gebracht, wo sie jeder notwendigen Bequemlichkeit und Einrichtung entbehrend schmachteten. Sie waren ohne Ärzte, ohne Pflege, ohne Köche und gehörige Nahrungsmittel; sie waren in kleinen Schiffen zwischen die Verdecke hineingezwängt, wo sie nicht Raum hatten, aufrecht zu sitzen; sie wälzten sich in Unflat; Myriaden von Maden wurden in der Fäulnis ihrer Wunden ausgebrütet, welche letztere keine andere Wartung erhielten, als daß sie sie selber mit ihrer eigenen Ration Branntwein auswuschen; und man hörte nichts als Stöhnen, Jammern und die Sprache der Verzweiflung, da sie den Tod anriefen, sie aus ihrem Elend zu befreien. Was noch dazu diente, dies Verzagen zu verstärken, war dies, daß jene armen Teufel, die Kraft genug und Gelegenheit besaßen, um sich zu blicken, die nackten Leichname ihrer Mitsoldaten und Kameraden im Hafen auf- und abschwimmen sahen, ein Raub der Krähen und Haifische, die sie unaufhörlich in Stücke zerrissen, während der Gestank die herrschende Sterblichkeit noch erhöhte.

Dies Bild muß den humanen Leser empören, zumal wenn er erfährt, daß, während jene elenden Subjekte vergebens um Beistand riefen und aus Mangel an gehöriger Pflege starben, jedes Kriegsschiff in der Flotte ein paar Wundärzte zu ihrer Hilfe hätte abgeben können; und viele junge Männer dieses Berufs baten ihre Kapitäne vergeblich um die Erlaubnis, hinzugehen und den Kranken und Verwundeten Hilfe zu leisten. Die Bedürfnisse der armen Leute waren wohlbekannt; die Hilfe war leicht und lag auf der Hand; aber die Zwietracht zwischen den Befehlshabern war bis zu einem solchen Grade teuflischer Erbitterung entflammt, daß der eine lieber seine Leute umkommen sah, als daß er den anderen um Hilfe anging, der hinwiederum verschmähte, seinen Beistand unaufgefordert anzubieten, obgleich dadurch das Leben vieler Landsleute hätte gerettet werden können [1]."

In solch erstaunlichem Zustande ist der englische Kampfapparat, weil er bloß für England selber wichtig ist; während der für Walpole wichtige Redeapparat in so vortrefflicher Beschaffenheit, so gut geölt und in Reparatur gehalten ist! Durch Wentworths Schuld, der nichts vom Kriege verstand, durch die Vernons, der berühmt auf der Oppositionsseite saß, aber des loyalen Sinnes entbehrte, durch die Schuld beider geschah es — wessen Schuld vor allem, ist vergebliches Erörtern: da habt ihr es nun, wie euer Kampfapparat sich bewährt in der Stunde, da er gebraucht wird. Unglücklicher General oder Generalshut (soll dabei ein tapferes Herz gewesen sein, wennschon mit zu leerem, zu dunklem Gehirn); unglücklicher Admiral (stark aufgeblasen von Eitelkeit, Bosheit und parlamentarischem Wind) — doppelt unglückliche Nation, die solche Leute mit der Leitung ihrer Kriegszüge betraut! Wie die englische Nation es aufnahm? Die englische Nation hat schon viel von der Art aufnehmen müssen und wird es, wie es scheint, ferner noch tun. „Düsteres Schweigen", wie jenes der armen zu ihren Zelten zurückkehrenden Leute, ist unser einziger Ausdruck dafür.

[1] Smollet (Andersons Ausgabe) IV. 466.

Dies ist ein schrecklicher Handel, diese gescheiterte Cartagena-Expedition; eine solche Macht und Stärke an Kriegsmaterial jeder Art — einschließlich der seltenen Art menschlichen Muts und Herzensstärke, nur nicht menschlicher Führerschaft, die gar zu selten ist — sie hätten Südamerika nach Belieben aufessen können, wären rechte Hauptleute an der Spitze gewesen. So ist man tappend in den Orkus und den Bauch der Haifische auf diese unaussprechliche Weise hineingeirrt. Es hätte der englischen Nation eine Lehre sein können, mehr als es der Fall war (Englands Haut ist sehr dick gegen Lehren dieser Art) und hätte einem kleinen souveränen Herrn, Pfleger der englischen Nation, das Herz brechen können, hätte er es hypochondrisch aufgefaßt; wovon er jedoch sehr weit entfernt war, der frische kleine Herr, da er mit jenen Augen à fleur de tête nach anderer Richtung hin blickte und das Gehirn, das dahinterlag, nichts Unauflösbares zuließ.

Was hernach aus dem spanischen Krieg geworden ist, danach fragen wir vergebens die Geschichtsbücher. Der Krieg starb noch viele folgende Jahre hindurch nicht aus, aber er lebte auch nicht öffentlich fort; er verschwindet an diesem Punkt: ein Nigerstrom, den man einmal breit genug fließen sah, der aber mündet — ja, mündet er denn nirgends? Wo mündet er denn? Wenn mein (noch ungedruckter) Reichshistoriograph nicht wäre, so würde ich es niemals erfahren haben, wo. — Zur Zeit, da die Unglücksbotschaft von Cartagena England erreichte, war Seine britannische Majestät in Hannover mit allen seinen englischen und hannöverschen Staatsdoktoren vertieft in schauerliche Betrachtung der pragmatischen Sanktion, Kaiserwahl, himmlischen Wage und der Rettung des Schlußsteins der Natur, wenn diese noch menschenmöglich sein sollte. Da also der Jüngste Tag selbst heranzunahen drohte, ward die kleine spanisch-englische Angelegenheit, die von den Ministern, und von Seiner Majestät erst recht, bitter gehaßt worden war, völlig hintangesetzt und außer acht gelassen. Vergessen von den Ministern und beamteten Leuten, der stummen englischen Nation überlassen, deren Sache es war, sie zu betreiben, wie *sie* es vermochte.

Anson — mit seinen drei Schiffen, aus denen zwei, aus denen zuletzt eins wurde — ist fortan alles, was von spanischem Kriege amtlich da ist. Anson konnte jene Vernon-Wentworth-Herren „von der anderen Seite der Erdenge von Darien" nicht treffen, da die Herren mitsamt ihrer Unternehmung bereits bankerott und fort waren. Anson konnte mit drei unbeträchtlichen Schiffen, die allmählich zu einem zusammenfaulten, den spanischen Krieg nicht allein vollenden: aber er vollbrachte für sich allein eine Reihe von Dingen, die mit dem herrlichen Schluß der Wegnahme des Acapulcoschiffes endeten, und die Spanien beträchtlichen Schaden und sehr beträchtliche Schande zufügten — sie waren denkwürdig unter den Seeheldentaten der Welt und werden es wohl noch lange sein. Einen

Beweis dafür liefernd, daß wirkliche Führer, schweigsame Enaksöhne, noch immer in England geboren werden, Seekönige so gut, wie sie je dagewesen sind. Glücklicherweise hatte er auch einen gewissen Prediger oder Schiffswundarzt mit an Bord, der sich bewogen fand, einen Bericht von jener seiner denkwürdigen Reise zu schreiben, und es in kurzer, klarer Abfassung getan hat, weise und glaubwürdig: ein wirkliches Gedicht in seiner Art, eine Romanze, die völlig Tatsache ist; eines der angenehmsten Büchlein in der Weltbibliothek heutzutage. Anson wirft einige Farbe heroischer Schönheit auf jene im übrigen ganz und gar häßliche Pfütze von Verpfuschung, Plattheit, Mißgeschick und rettet auf eine pathetisch-potenzielle Weise ein wenig die Ehre dieser armen Nation.

Abgesehen von Anson fiel der spanische Krieg hauptsächlich, man darf sagen, in die Hände von — von Mister Jenkins selber und von solchen seiner Freunde in Wapping, Bristol und den Seehäfen, die Lust hatten, auf Kaperei auszugehen. Und in dieser Laufbahn behielten Wapping und Bristol, nach einigen anfänglichen Widerwärtigkeiten und großen Klagen über Verluste durch spanische Kaper, endlich in hervorragendem Maße die Oberhand und führten so auf eigene Hand diesen spanischen Krieg (oder spanisch-französischen, da Spanien und Frankreich gemeinsame Sache machten) viele Jahre lang auf eine gänzlich unbestimmte, aber durchaus nicht ganz unwirksame Weise fort — wirklich vertrieben sie im Verlauf der folgenden zwanzig Jahre beide, Franzosen und Spanier, schließlich von der See. Die Leser mögen folgendes, drei Jahre später datiertes, kurzes Exzerpt hinnehmen und es in der Nacht ihrer Einbildungskraft blinken lassen:

Bristol, Montag, 21. (10.) September 1744.

— — „Hier sieht man nichts als Jubel über die Menge eingebrachter französischer Prisen. Unsere Matrosen sind lustig und guter Dinge und mit vollen Taschen; und wenn sie ans Land kommen, bringen sie alle ihre Zeit zu mit Zechen, Besuchen bei ihren Liebsten, Theatergehen, Ständchenbringen usw.; sie sind geputzt mit Tressenhüten, Troddeln, Degen mit Portepees und lassen auf alle Weise das Geld draufgehen [1]."

Cartagena, Walpole, Viner: das sind Leiden für eine britannische Majestät — und das ist noch nicht alles. Aber die armen Leser sollen einige Frist haben, eine kurze Ausruhezeit, wäre es auch nur, um von ihren Schnupftüchern Gebrauch zu machen und neuen Mut zu sammeln!

[1] Auszug aus einem Brief von Bristol, in Gentleman's Magazine XIV. 504.

## Dreizehntes Kapitel / Der Kleinkrieg. Erstes Auftauchen Zietens, des Husarengenerals

Nach Brieg unternahm Friedrich, außer strengem Wachen über Neipperg, ein paar Monate lang oder länger nichts Militärisches. Militärische, namentlich offensive Operationen, sind gegenwärtig nicht das Gegebene. Warte ruhig ab, sieh zu, wie dieser siedende Ozean europäischer Politik, die zwischen Krieg und Frieden schwankt, sich zu Strömungen, zu entschiedenen Winden ordnet, und suche festzustellen, mit welchem von diesen man steuern kann, wenn man einen bestimmten Hafen im Auge hat. Neipperg ist ebenfalls froh, sich ruhig verhalten zu können; „meine Infanterie ist hoffnungslos schlechter als die gegnerische," schreibt er nach Wien, „könnte man nicht etwa 10 000 Sachsen in Sold nehmen" — oder verschiedene andere chimärische Dinge tun, sich Hilfe zu verschaffen? Außer mit seinen Pandurenvölkern, die so viel Schaden anrichten, als sie können, tut Neipperg nichts. Aber dies ungarische Gesindel ist überall rührig, durchstreift das Land weit und breit und verursacht dem König sowohl als den friedlichen Einwohnern viel Beschwerlichkeit, so daß allezeit genug kleiner Krieg vor sich geht. — Auf den lassen wir uns hier nicht ein, auf keinen Vorgang aus ihm, es wäre denn etwa auf einen bei einem Ort namens Rothschloß, der einen merkwürdigen preußischen Husarenmajor, den berühmten Zieten, betrifft und in Preußen noch in guter Erinnerung steht.

Wir haben von dem Rittmeister, nunmehrigem Major von Zieten gehört, wie ihn Friedrich Wilhelm vor sechs Jahren in den rheinischen Feldzug schickte, damit er von den Österreichern die Husarenkunst erlerne. Ein gewisser Baronay (Baroniay oder sogar Baranyai, wie ihn andere schreiben), ein geschickter Meister, lehrte ihn die Kunst — und wie gut er sie gelernt hat, erfährt Baronay nun mit Schmerzen. Das Scharmützel von Rothschloß trug sich folgendermaßen zu:

„In diesen Streifereien hatte der österreichische Husaren-Generalmajor Baronay bisher viel Schaden angestiftet. Erst neulich mußten die Preußen eine Abteilung regelmäßiger Truppen nach ihm ausschicken, die eben noch zeitig kamen, um ihm ‚sechzig Wagen Korn' wieder zu entreißen, die er den Landbewohnern entrissen hatte und mit

denen er fort nach Neiße wollte, als die Preußen" (aus ihrem Lager bei Mollwitz, wo sie noch stehen) „erschienen.

Und nun (16. Mai) ist wieder Kundschaft da, daß Baronay und 1400 Husaren mit ihm abermals einen beträchtlichen Konvoi beisammen habe, in dem Dorf Rothschloß, etwa vier Meilen südlich gegen Frankenstein hin, und damit morgen gen Neiße zu marschieren beabsichtige. Zwei Märsche ungefähr bringen ihn heim, wenn preußische Rührigkeit ihn nicht daran hindert. Friedrich befiehlt Winterfeldt, sich auf der Stelle aufzumachen: Winterfeldt mit 300 Dragonern, mit Zieten und 600 Husaren, was mehr als einen auf zwei Österreicher beträgt.

Winterfeldt und Zieten marschieren denselben Tag, sind mit Nachtanbruch in der Nachbarschaft von Rothschloß und treffen ihre Maßnahmen — sperren die Straße nach Neiße und tun, was sonst nötig ist — und überfallen am folgenden Morgen Baronay mit gehörigem Anprall, feurige Männer alle beide, verscheuchen den armen Baronay, der die Kornwagen im Stiche läßt und sogar seine Straße abgeschnitten findet (von der Brücke begrüßt ihn Kanonendonner) — anstatt der Brücke gibt es nur einen Fluß oder besser einen langsam fließenden Schlammstrom für ihn. Er ist in großer Gefahr. Zietens Haltung war hervorragend (die Details davon sind unverständlich, wenn man nicht an Ort und Stelle ist), und Baronay floh gänzlich ruiniert — sein Pferd ward ihm totgeschossen, und im Augenblick war kein anderes zu haben; er schwamm oder watete mit ‚Hilfe eines Baumes' durch den sumpfigen Strom und war nahe daran, gefangen zu werden. Auf dem jenseitigen Ufer wieder ein wenig zu Atem gekommen und wieder im Sattel, mochte Baronay wohl zweideutig gegrinst haben: ‚Hab' da einen guten Schüler gefunden!' — und in der Tat schrieb er ein paar Tage darauf einen hübschen Brief in diesem Sinne an Zieten[1]."

Zieten war am Tage, für geringere Taten am Tage seines Ausmarsches, zum Oberstleutnant ernannt worden; sein Patent ist vom 16. Mai 1741 datiert, und tags darauf weiht er es auf diese hübsche Weise ein. Er ist jetzt zweiundvierzig; ist bisher sehr darniedergehalten worden, da er ein Mann von unartikuliertem Naturell, hitzig und barsch in seinem Wesen ist — allezeit mannigfaltigen Hindernissen und ungerechtem Widerstand von seiten seiner Mitmenschen ausgesetzt. Aber Winterfeldts Rapport bei diesem Anlasse war voller Lob, und Zieten schießt fortan rasch empor, wird nach einem Jahr Oberst, im Jahre 1744 General und steigt in immer höherer Achtung bei Friedrich während ihres langen Zusammenlebens.

Obgleich sie vielleicht ihrer Natur nach die zwei entgegengesetztesten Menschen waren und so fern voneinander standen, erkannten sie sich doch gegenseitig in ihren verschiedenen Sphären vollkommen an. Denn auch Zieten hatte einen guten Blick, wennschon von etwas dunkler Art: der rauhe, schlichte Sohn der Moorheide, an Leib und Seele (sozusagen) von orthodoxem, frugalem, beträchtlich mit Eisen und Feuer gemischtem Habermehl genährt! Ein in armen Verhältnissen geborener Mann, Sohn eines armen Landedelmannes in der Gegend von Ruppin — „pflegte in jüngeren Jahren am Samstagabend eine starke Meile weit zu Fuß

[1] Heldengeschichte I. 927; Orlich I. 120; Das Leben des Generals von Zieten (englische Übersetzung, Berlin 1803) von Frau von Blumenfeld (einer etwas vagen beredsamen Dame, die aber, als eine Verwandte Zietens, Zutritt zu Familiennachrichten hatte), S. 84.

nach Ruppin zu gehen, um sich dort einen Haarzopf machen zu lassen, der ihm bis zum folgenden Sonnabend dauern mußte[1]". Ein dickköpfiger, dicklippiger, entschieden häßlicher kleiner Mann. Und doch so schön in seiner Häßlichkeit: weise, entschlossen, wahrhaft, mit einem Anflug hohen klaglosen Schmerzes in ihm — durchaus nicht der „gebleichte Neger", wie Kupferstichsammler ihn mitunter nennen! Mitnichten, sondern (innerhalb jener Habermehlgrenzen) der Sokrates-Odysseus, der tapfere fromme Stoiker und vielertragende Mann. Einer der besten Husarenführer, die es je gegeben hat. Nach und nach wurden König Friedrich und er — trotz beträchtlicher Spannungen dann und wann und Zwischenräumen von Verdruß und Verfinsterung — das, was man geschworene Freunde nennen darf. Dieser und allgemeiner Ursachen halber ist Zieten, wie Friedrich selber, bei Soldaten und Volk eine Art mythische Person geworden; er hat mehr von einem Halbgott als irgendein anderer von Friedrichs Kriegern.

Friedrich sieht sich allezeit begierig nach Leuten wie Zieten um, namentlich zu dieser Zeit. Er hat viel über die schlechte Figur, die seine Reiterei zu Mollwitz machte, nachgedacht und hat bereits während dieser Mußetage, die er nun hat, begonnen, sie in mannigfaltiger Weise neu heranzubilden — mit sichtbarem Erfolg bei dem nächsten Versuch noch diesen Sommer. Und er läßt es, wie das sein Brauch ist, nicht dabei bleiben, sondern ist eine Reihe kommender Sommer und Jahre hindurch unablässig bemüht, sie zur Vollkommenheit zu bringen oder zu dem Ebenbild seines Ideals, das vermutlich nicht weit von Vollkommenheit entfernt ist. Bis sich zuletzt sagen läßt, daß sein Erfolg weltberühmt wurde, und er solche Seidlitze und Zieten hatte, wie sie die Welt nie vorher oder nachher gesehen hat.

[1] Militärlexikon. IV. 310.

# Dreizehntes Buch

Der Erste Schlesische Krieg endet,
während ringsumher der allgemeine europäische
noch fortlodert
Mai 1741 bis Juli 1742



## Erstes Kapitel / Die britannische Majestät als Paladin der pragmatischen Sanktion

Der erste Teil von Seiner britannischen Majestät Leiden, der britannische oder einheimische Teil, ist nun dem Leser vielleicht begreiflich. Was aber den zweiten, den deutschen oder pragmatischen Teil betrifft — so verzichtet die erklärende Geschichtschreibung nach langer Erwägung darauf, sich mit ihm zu befassen, denn sie fühlt, daß er in den nun veränderten Zeiten der Menschheit für immerdar unbegreiflich bleiben wird. Ein so kleiner Herr, und er fühlt, betrübt, wennschon mit Heldenmut, daß er die Weltachse auf der Schulter trage. Arme Majestät! Seine Augen, stolz wie die des Zeus, sind bei weitem nicht so scharfblickend; ein gar schwaches Augenpaar: und er hat damit einen solchen Wust von unlösbaren Verwicklungen, Mühsalen und Weltgefahren zu prüfen und bei Todesstrafe zu enträtseln, wie deren nicht oft auch nur in Träumen dagewesen sind. In der Tat ist alles, was mit diesem pragmatischen Handel zusammenhängt, für Seine arme Majestät und seine Nation von der Natur eines langen schweren Traumes, und die wache Historie darf sich nicht mehr, als zum Wesentlichen gehört, damit befassen.

Am 12. Mai dieses Jahres, früher als gewöhnlich, ist Seine Majestät, von dem Minister Harrington begleitet, nach Hannover gelangt, begierig, jenes Lager des Alten Dessauers bei Göttin und die übrigen schrecklichen Phänomene, französische, preußische und andere, dortzulande in der Nähe zu betrachten. Seine Majestät hielt sich natürlicherweise in jenen Jahren viel in Deutschland auf, prüfte die Phänomene, wußte lange nicht, was in der Welt daraus zu machen sei. Da der Raufer Belleisle auf den Plan getreten ist, so muß man, das ist augenfällig, klar wie die Sonne, sofort handeln, aber das Wie ist ein völliges Sphinxrätsel. Selten war ein Souverän oder Mensch durch die höchsten Beweggründe so angespornt und angetrieben und dann wieder von einem Wirrwarr der Rücksichten und Sphinxrätsel so niedergehalten und an seine Stelle gefesselt! Dreimal zu verschiedenen Daten (die mitgeteilt werden sollen), das erstemal in diesem Jahre, springt er wie im Krampf

auf, entschlossen, vom Leder zu ziehen und loszuschlagen; zweimal wird er mit halbgezogenem Schwerte niedergedrückt, und erst das drittemal (1743) kriegt er das blanke Schwert heraus und zückt es auf eine erstaunliche, wenn auch unnütze Weise. Danach befindet er sich besser. Aber bis zu dieser Krise ist seine Lage wirklich tragisch, hätten nur müßige Leser Mitleid mit ihm, was sie freilich nicht haben! Ein oder zwei aus dem Papierwust ausgewählte Bruchstücke müssen uns als das Unerläßliche hier genügen:

### Zögerungen, und doch unablässige und allgegenwärtige Bestrebungen Seiner britannischen Majestät. (1741—1743.)

— — Nach jenem wunderbaren russischen Teilungsvertrag, von dem seine englischen Walpoles nichts wissen wollten — und der dies Lager bei Göttin hervorgebracht hat, schauen Sie, Ew. Majestät! — tut Georg nichts übereilt. Weit entfernt davon; ja, er wird, es sei denn etwa im Geldauszahlen, ein Wunder von Zaudern und Zögern und schwankt jahrelang wie das — sollen wir sagen, wie das weiße hannöversche Roß zwischen einem halben Dutzend Haferbündeln? ach nein, wie das hannöversche Roß, dessen Augen die Schatten von einem halben Dutzend Damoklesschwertern umgaukeln — genug, jedes Pferd von Sinnen zu treiben! —

„Wirken, wagen," denkt die britannische Majestät — o ja, und an Wagemut fehlt es nicht: aber, „nach welcher Richtung hin? was? wie?" dies sind Fragen für einen unruhigen kleinen Herrn, der dazu berufen ist, die Welt auf seine Schultern zu nehmen. Es geschah wohl auf Walpoles Rat, daß er Ihrer ungarischen Majestät jene 200 000 Pfund Sterling Geheimgelder gab — ein Rat, der Walpole sehr ähnlich sieht: „Russischer Teilungsvertrag, entsetzlich, auch nur an so etwas zu denken — hüten Sie sich vor dergleichen! Geben Sie Ihrer Majestät dies Geld, das läßt sich tun, es wird die Sache in der Schwebe erhalten und nichts verderben!" Dies war, bis zu den neulich bewilligten binnen Jahr und Tag zu zahlenden Hilfsgeldern, alles, was Seine Majestät annoch getan hat — es ist alles, was Ihre ungarische Majestät, indem sie, die pragmatische Sanktion in der Hand, alle Welt anrief, bisher erlangt hat. Und wenn wirklich dies bißchen Hochherzigkeit es war, was Neipperg instand setzte, die Berge heraufzukommen und sich bei Mollwitz schlagen zu lassen, so hat das wenig genützt! Sehr große Hochherzigkeiten, in der schrecklichen Höhe von Millionen Pfund Sterling während der kommenden Jahre, werden denselben Weg gehen und gleichfalls nichts nütze sein, nicht einmal dem Empfänger, geschweige denn dem Geber! Denn Menschen und Könige sind weise Geschöpfe.

Aber weise oder unweise, wie groß ist nicht Seiner britannischen Majestät Tätigkeit in diesem pragmatischen Handel! Man darf sagen, sie ist erstaunlich, unablässig, allgegenwärtig. Sie ist nun vergessen, gänzlich den Spinnweben und Kehrichtkasten anheimgefallen — obgleich selbst Friedrich in jenen Tagen kein geschäftigerer, wennschon vielleicht ein zweckmäßiger wirkender König war. Es ist eine erstaunliche, aber traurige und unleugbare Sache. Man sieht der britannischen Majestät kleine Seele, erfüllt von dieser pragmatischen Angelegenheit, wie einen Riesenvulkan pulsieren und gewaltigen Staub und Rauch (Hilfsgelder, diplomatische Botschaften, Verträge, Vertragsanträge, Pläne, törichte nichtige Bemühungen) von sich geben. Wenn die himmlische Wage umschnappt, muß der Mensch sich anstrengen. Aber was dies Retten des Hauses Österreich aus französischer Gefahr betrifft — der kürzeste Weg dazu, Ew. britannische Majestät, falls es etwas so Unerläßliches ist, wäre sicherlich: daß das Haus Österreich einwillige, sein unehrlich erworbenes Gut — besser spät als nie — herauszugeben und sich diesen König von Preußen, wozu er sich erboten hat, zum Freunde zu machen!

Vereint mit diesem König, würde es nachgerade mit Frankreich und seinen Luftballonprojekten fertig werden können. Könnten nur Ew. britannische Majestät Mister Viners Wink befolgen und mittlerweile sich um Ihre eigenen Dinge kümmern! —

Seine britannische Majestät beabsichtigt unmittelbare Schilderhebung und macht sowohl in England als in Hannover laute und große Vorbereitungen dazu. Ja, er will nötigenfalls persönlich ins Feld ziehen und gefällt sich in dem Gedanken: er sah Oudenarde in seinen jüngeren Tagen — und soll, wie ich höre, ein Feldherrntalent in sich verspüren. Wenn die britannische Majestät ihr eigenes mächtiges Schwert zöge! — Ihren eigenen mächtigen Geldbeutel hat sie bereits gezogen und teilt rechts und links Hilfsgelder aus; klopft an allen Türen, Geld in der Hand, mit der Frage an: „Wollt ihr für Geld fechten?" In England selber wird viel gedrillt, geworben, von Feldlagern gesprochen, was Lärm genug in den englischen und noch mehr in den auswärtigen Zeitungen macht. Ein wirkliches Lager ward „auf der Lextenheide bei Colchester" vom Mai bis Oktober dieses Jahres 1741 abgehalten[1] — es wartete fortwährend darauf, nach dem Kriegsschauplatz hinübergebracht zu werden, was aber nie geschah. Dies wirkliche und verschiedene imaginäre Lager beunruhigten die Journalisten des Festlandes. In England ist Seine Majestät auf diese Weise geschäftig; noch mehr unter seinen Hannoveranern, die sich nun unter seinem königlichen Auge befinden, und unter seinen Dänen und Hessen, die er nach Hannover hat kommen lassen, damit sie mit den anderen zusammenwirken. Dänen und Hessen, 6000 von jedem, hat er schon seit geraumer Zeit gegen Hilfsgelder, bereit für einen solchen Fall, in Reserve gehalten. Ihr „Lager bei Hameln", „Lager bei Nienburg" (es wird, mit den Hannoveranern, etwas über 30 000 Mann stark sein), ihr Lärm und Getöse, ihre Absicht, sich bei Hameln, bei Nienburg und anderen Orten zu lagern, was sie aber nie oder wenigstens nie mit Erfolg tun: dies und die beunruhigenden Lager zu Lexden und in Traumland, die ebenfalls praktisch leer ausgingen, erfüllten Europa diesen Sommer mit Gerüchten. — Kampflust genug, ein edles kriegerisches Feuer ist in unserem kleinen Herkules-Atlas! Aber es liegen solche gewaltige Schwierigkeiten auf der Schwelle, namentlich die folgenden zwei, die unübersteiglich oder beinahe unübersteiglich sind:

Die erste Schwierigkeit ist die mit den trägen Holländern, einem Volk, das von Natur schwerfällig im Hintergestell ist. Sie sind vollständig flau hinsichtlich der pragmatischen Sanktion, diese Holländer; sie begegnen Seiner britannischen Majestät Enthusiasmus mit feister Schläfrigkeit und hoffen immer, daß sie irgendwie hindurchgeflößt werden, getragen von ihrem eigenen Fett, hinten gut mit Ballast beladen, und daß es solch anstrengenden Schwimmens nicht bedürfte. „Welch eine faule Idee," denkt Seine Majestät, „eine Idee sozusagen mit zehn Paar Hosen an!" Dies Aufstöbern der Holländer, das jahraus jahrein dauert und beinahe Lord Stair, Lord Carteret und unsere Hauptkünstler zuschanden macht, ist schon an und für sich ein Ding von seltener Art! Eine von Seiner britannischen Majestät größten Schwierigkeiten — daß sie unübersteiglich sei, wollte er niemals zugeben. „Gewiß seid ihr doch eine Seemacht, ihr tapferen Holländer, die andere Seemacht! Verpflichtet durch den Barrieretraktat, durch den Wiener Vertrag und die Naturordnung selber, mit uns aufzustehen gegen die verderblichen Anschläge Frankreichs, die vor allem eurer holländischen Barriere verderblich sind, sollten auch die Freiheiten der Menschheit euch gleichgültig sein! Weshalb wollt Ihr nicht?" Die Holländer können nicht sagen, weshalb. Frankreich wiegt sie durch zungengeläufige Diplomaten, Fénelon und andere, in Sicherheit. „Möchten um alles in der Welt keinen Stein von eurer Barriere berühren, ihr bewundernswürdigen holländischen Nachbarn; auf Ehre, drei- und viermal, nein!" Sie haben selbst einen beredten zeitungsberühmten van Hoey als Gesandten in Paris. „Nichts als Freundschaft hier!" berichtet van Hoey fortwährend, und die Holländer

[1] Vielfältige aber unbedeutende Details darüber in den alten Zeitungen jener Monate.

antworten Seiner britannischen Majestät: „Hm, aufstehen? Wohlan, wenn es sein muß!“ — bleiben aber immer ruhig sitzen.

Nirgendswo in der politischen Mechanik ist mir ein solches Problem vorgekommen, wie dieses Auf-die-Beine-Heben der schwerfälligen Holländer. Die kunstvollsten Winden und diplomatischen Hebel aller Art — Carteret und Stair selbst eilen in kritischen Momenten hinüber, um zu helfen — werden angewendet; aber alles fast umsonst. Ziehet, ziehet, hebt — sieh da, die schweren Holländer bewegen sich, es wird an vier Zoll Tageslicht unter ihnen sichtbar: zugehoben, zugehoben! — Pah, die Holländer plumpsen wieder hinab, so tief wie je. So tief — es wäre denn, du hättest sie (durch diplomatische Kunst) bei den vier Zoll höher fest g e k e i l t, was nach dem ersten oder zweiten Male auch wohl geschieht. Endlich und endlich, zum Teil 1743 (worauf denn Seine britannische Majestät das Schwert zog) und vollständig 1747, wurden die Holländer auf die Beine gestellt — unglücklicherweise taugten sie nichts, als sie dastanden! Ohne sie wollte Seine britannische Majestät nichts wagen. Versteckt in jenem Kehrichtkasten, gibt es nichts so Abgeschmacktes oder so Ermüdendes, wenn es nicht zuletzt einigermaßen lächerlich würde, wie dies In-die-Höhe-Richten der Holländer.

Die z w e i t e Schwierigkeit, die mit Rücksicht auf ihre enorme Größe für die erste gelten könnte, während sie der Zeit nach zugleich in erster und in letzter Reihe steht, ist der Kasus unseres geliebten Hannovers, ein Kasus unlösbarer Verwicklungen. Denn unser geliebtes Hannover kann (wäre auch nichts weiter im Spiele) von jenem Lager bei Göttin aus in kürzester Frist in Stücke gespalten werden! Da läßt sich unter so bewandten Umständen mit einem nichtsnutzigen Preußen nicht anbinden. Das Lager bei Göttin hält Georg in Schach. Und dann schließlich, als in demselben Herbst 1741 Maillebois mit seinen 40 000 oder 50 000 Franzosen (die linke oder westliche jener zwei Belleisleschen Armeen) den Niederrhein überschritt — doch wir wollen nicht vorauseilen. Der Kasus mit Hannover, den jedermann als Seiner Majestät verwundbare Stelle erkannte, war die beständige offene Tür für Frankreich und seine Ränke und ebenso ein nimmer endender Gegenstand ärgerlicher Beredsamkeit im englischen Parlament.

So daß der Kasus mit Hannover sich durchaus als unlösbar erwies und wie eine immerwährend offene Wunde war. O diese Pamphlete und Denunziationen, diese satirischen und elegischen Klagen, die sich auf Hannover, auf den K a s u s d e r h a n n ö v e r s c h e n A r m e e und unzählige andere hannöversche Kasus, Beschwerden und Schwierigkeiten bezogen! Alles so beißend lebendig für die schlafwandelnde Menschheit jener Epoche, für uns tot wie Aas, und unerträglich, nur daran zu denken. Meine Freunde, wenn ihr euch Herren aus Hannover holt, müßt ihr schon hinnehmen, daß mehr oder weniger Hannover an ihnen klebt, und solltet nicht mit eurem Handel hadern, den ihr für so göttlich hieltet! Ohne Zweifel ist es wunderlich, eine britannische Majestät ihren eigenen spanischen Krieg, die einzige wirkliche Angelegenheit, die sie gegenwärtig hat, vernachlässigen und die ganze Welt durchlaufen zu sehen, Seele und Leib und Hosentasche beschäftigt mit anderer Leute Kriegen; andere Kämpfe anfeuernd, jedem Kämpen, dem sie begegnet, zuflüsternd: „Möchtest du nicht vielleicht kämpfen? Hier ist etwas für dich, wenn du willst!“ — und dabei mit der Hand zur Hosentasche fahrend. Jedoch muß man sagen, und es sollte besser bekannt sein, als es heutzutage ist, daß Sr. Majestät Minister und die englischen Staatsdoktoren überhaupt genau desselben Sinnes waren. Auch ihnen war der österreichische Streit alles, ihr eigener armer spanischer Streit nichts; und die Klage, die sie über Se. Majestät verlauten lassen, ist vielmehr, daß er nicht rasch genug mit gezücktem Schwert ebenso wie mit einem strömenden Guineenregen in diesen unerläßlichen Handel hineinstürze. „Er fürchtet für Hannover!“ sagen sie mit Entrüstung, mit endlosem Verdacht, in ärgerlichen Pamphleten und mit verdeckter Rede im Parlament und draußen.

Der Verdacht, daß Hannover Seiner Majestät pragmatische Schnelligkeit im Zaume halte, ist durchaus begründet, und es bedarf darüber keiner weiteren Worte. Es sei wohl verstanden und zugegeben: Hannover war der britannischen Majestät ge-

liebter Sohn und das britische Reich seine ergiebige Milchkuh. Die reichste aller Milchkühe, Lebensstütze für große Zwecke und für kleine; ein herrliches großes Tier, das man nicht reizen darf, sondern streicheln und melken muß — Freunde, wenn ihr eine Revolution von bewußter Art machen wollt und soviel Jubel darüber erhebt, so nehmt auch eure bittren Arzeneien als unvermeidliche Zugabe! Und es mögen meine Leser jedenfalls wohl verstehen, daß — außer Wapping, Bristol und den simplen instinktbehafteten Klassen (zu denen sich freilich Pitt und etliche erlauchte Gestalten gesellen) — das politische England im allgemeinen, alles was in England parlamentarischen Verstand besaß und Pamphlete, Depeschen, Reden verfaßte, Sr. Majestät Standpunkt in diesem pragmatischen Handel eifrig vertrat. Und möge die Schuld der Raserei dem rechten Rücken aufgeladen werden, wo sie hingehört, nicht dem unrechten, der genug an eigener Sünde zu tragen hat. Und bleibe weg aus dem Staubwirbelwind erloschener Dummheiten, o Leser! Welcher Leser möchte sich hineinbegeben, es wäre denn um didaktischer Zwecke willen? Wisse bloß, daß er wirklich dort kreist, und denke dir allezeit, wenn du kannst, daß gewisse Dinge und menschliche Gestalten, ein Friedrich, ein Chatham und etliche andere, ihn zu ihrem Lebenselement haben. Was mich oft ihr Hauptunglück der Nachwelt gegenüber zu sein dünkt, da besagtes Lebenselement für Götter und Menschen in einen so unaussprechlichen Zustand verfallen ist.

„Noch eins nimmt uns in jenen alten Pamphleten Wunder", sagt mein Reichshistoriograph: „Wie von Zeit zu Zeit immer die Phrase ‚Sache der Freiheit' mit starker, wenn auch erloschener Betonung offenbar aufrichtig vorkommt. Nach einigem Tappen findet man mit Verwunderung, daß damit Unterstützung des Hauses Österreich gemeint ist, Aufrechthaltung der Habsburger im ungeschmälerten Besitz ihres alten Gesamtgebiets in der Welt! Das hieß unseren Urgroßvätern ‚Sache der Freiheit' — während besagte ‚Sache' uns wiederum Stimmrecht und sonstige Dinge bedeutet; eine wesentlich abweichende Definition, die vielleicht noch weiter ab vom Ziele ist.

Unsere Urgroßväter lebten in beständiger Angst, daß Frankreich sie verschlingen möchte, daß französischer Ehrgeiz die himmlische Wage umstürzen und sich sodann daran machen würde, die britische Nation aufzufressen. So seid denn auf der Hut, hätte man sagen mögen; habt acht auf eure Schiffe, eure Befestigungswerke, euren Handel und Gewerbe, vor allem auf eure Tugenden — eure virtutes, mannhaftes Wesen, Beobachtung der euch anberaumten göttlichen Gesetze, denn das macht die große, ja, die einzige Stärke eines Menschen und einer Nation aus! Gewöhnt euch weise an Zucht jeder Art, immer mehr, bis keine anarchische Faser in euch übrig ist. Seid unanarchisch, in allen Stücken zuchtgewohnt, dann könnt ihr, möchte ich sagen, mit allerruhigster Fassung Frankreich und die ganze Welt hinter ihm versuchen lassen, was sie euch auf dem einzigsten kleinen Eiland, das ihr Glücklichen innehabt, antun können! — Törichte Sterbliche! welche Schlagkraft, meint ihr (nicht bloß gegen Frankreich, sondern gegen Satanas und die Diener des Chaos überhaupt), würde nicht ein armer Friedrich Wilhelm, um von Besseren gar nicht zu sprechen, aus einem solchen Besitztum gewonnen haben, wäre er dazu berufen gewesen, es zu drillen! Und das Drillen ist nicht nur auf Soldaten anwendbar, wenn auch auf Soldaten zuerst und am allerunerläßlichsten, da ‚ohne Sein', wie mein Freund Oliver Cromwell zu sagen pflegte, ‚Wohlsein nicht möglich ist'. Es gibt militärisches Drillen, es gibt industrielles, ökonomisches, sittliches; nach und nach erscheint jede Art von Drillen, von weiser Zucht, von überall wirksam gewordenem, entschiedenem Gebot: ‚G e h o r c h e den Gesetzen des Himmels oder geh fort von hinnen!' O ja, wenn man sich auf Wachträume einlassen wollte und auf Prophezeiungen von einem himmlisch gewordenen England — himmlisch sollte es sein, nicht in Goldstufen, Kontinenten von Beef und Meeren von Bier, in Abschaffung des Schmerzes und als Paradies für jedermann, sondern in ganz anderer Weise; und dort, möchte ich sagen, d o r t läge die zu hegende herrliche Hoffnung! Das wäre für mich die ‚Sache der Freiheit', und jeder, auch der winzigste Beitrag zu dieser Art ‚Freiheit' wäre ein heilig Ding! —

Belleisle hinwiederum mag, wenn es ihm beliebt, seine Sache die Sache der Souveränität nennen. Ein Souverän Louis hat, scheint es, nicht Regierens genug innerhalb seiner eigenen französischen Grenzen zu besorgen, sondern fühlt sich berufen, auch Deutschland in die Hände zu nehmen — ein Herr mit einer gewaltigen Befähigung zum Regieren, wie es scheint! Fürwahr, lieber Leser, mir wird übel vom Betrachten dieser leeren souveränen Quacksalber und leeren gegnerischen Dito, mit ihren Sachen der Freiheit und Sachen der Antifreiheit. Ich kann nur wünschen, wir hätten die Asche jener Weltexplosion von 1789 gehörig gesichtet und geschmolzen, und die arme Welt hätte mit vielen Dingen abgetan!" —

Mein Reichshistoriograph von England, nachdenkend über Belleisle und seine antipragmatischen Bemühungen und grandiosen Pläne — „wie der Hauptraufer Belleisle als munterer Freiwilliger auf den Plan trat und der törichte Hauptverteidiger Georg ihm betrübt heroisch als Konskribierter des Verhängnisses folgen mußte" — läßt hinsichtlich des Lohnes, der jedem von beiden zuteil wurde, folgende Worte fallen:

„Nationen, die sich an Kriegen beteiligen, mit denen sie nichts zu schaffen hatten, werden im Verlauf sicherlich damit zu schaffen bekommen; und wenn der Anfang Trugbildern zuliebe gemacht wurde — besonders Trugbildern von der hoffenden dünkelhaften Art — so werden die Resultate leicht äußerst real! Das war der Fall mit den Franzosen in diesem und den folgenden Kriegen, in denen Seine britannische Majestät den Kontrabaß spielte. Von 1741, in König Friedrichs erstem Kriege, an bis zu Friedrichs drittem Kriege, 1756—1763, fanden die freiwilligen Franzosen sehr viel Arbeit — die sie sich anfangs willkürlich aufgeladen hatten. Und die Resultate für sie kamen erst in den Weltwundern von 1789 und der folgenden Jahre völlig sichtbar zutage!

Nationen können ferner durch trügerische Schreckbilder zum Krieg angetrieben werden und mit bekümmertem, nicht mit munterem Herzen darauf eingehen, und das ist immerhin ein Grad besser. Und man bemitleidet allezeit eine arme Nation in solchem Falle — das Schicksal selber hat eher Mitleid mit ihr und richtet sie barmherziger. Ja, unter den Hirngespinsten der armen verirrten Nation mag sich vielleicht sogar etwas Reales und Vernünftiges undeutlich regen. Sie mag ein wirkliches Himmelsgebot unter diesen Bedingungen zu erfüllen haben — und ist dies der Fall, dann wird sie es mitunter auf den chaotischen Umwegen, durch endloses gefahrvolles Ungefähr mit hundert- oder hunderttausendfältigen Kosten zuletzt doch erfüllen! Dies war der Fall der armen Engländer in jenen Kriegen.

Es waren dies Kriege, die den Engländern nicht viel weniger fern als den Franzosen lagen; mit keiner der beiden Nationen hatten sie eigentlich etwas zu tun, und das Befassen damit erscheint uns nun wie arger Wahnsinn von beiden. Aber englischerseits hatte man sich nicht willkürlich darauf eingelassen, nichts weniger als das. England unternahm sie, sein großes Herz voll Kummer, weil seltsame Gespenster es wirre machten; und es führte sie (wie Menschen nachtwandeln) mit einer düsteren festen Entschlossenheit, mit einer schwerbeladenen Tatkraft und im ganzen mit einer Tiefe der Stupidität, die sehr groß war. Doch nun betrachte man die beiderseitigen Nettoresultate. Frankreich liegt darnieder, um zu großartiger spontaner Verbrennung, Apotheose des Sansculottismus und sonst allerlei zu verrotten, was noch immer andauert, zu seiner eigenen großen Gefahr und zur großen Bekümmernis der Nachbarn. Das arme England, nach solch gewaltigem Stolpern zwischen den Schornsteinen und zwanzigjährigem Nachtwandeln durch die ganze Welt, findet beim Erwachen, daß es am Ende doch wirklich da angelangt sei, wo es hin wollte, und noch viel weiter! Findet, daß sein eigenes wichtiges kleines Anliegen irgendwie vollbracht sei — und kurzum, daß ‚Jenkins' Ohr' (wie es die Sache nannte) auf eine ‚merkwürdige Weise'

gerächt worden und die Straßen des Ozeans ‚geöffnet‘ seien, noch mehr als geöffnet! Denn die ewige Vorsehung — wie wenig der arme Dryasdust, indem er sein trauriges Zeug hermurmelt und brummt, auch darum weiß — waltet allerdings, und die große Seele der Welt, ich versichere es euch abermals, ist g e r e c h t. Einem Volke wie einem Menschen geziemt es allezeit gar sehr, redlich zu sein, bescheiden zu sein, wie dumm sie auch sein mögen!“

Jetzt aber, da die Schlacht bei Mollwitz vorgefallen ist und Belleisle augenscheinlich an der Schwelle steht — sieht Seine britannische Majestät klar ein und besteht darauf, bestärkt von seinen Harringtons und allen Einsichtigen, daß man mit diesem Friedrich, er sei ruchlos oder nicht, sich abfinden müsse. Weit davon entfernt, sich über ihn herzumachen und ihn zu teilen, gebe es keine denkbare Methode für die Rettung des himmlischen Gleichgewichts, ehe e r nicht irgendwie befriedigt sei. Dies ist der erste Schritt aus den erwürgenden Verwicklungen, den Seine britannische Majestät bisher getan hat. Hyndford, sein bester Unterhändler, ist auf dem Wege zu Friedrichs Lager; Robinson in Wien ist beauftragt, zu sagen und darauf zu bestehen, daß „man sich mit dem Manne abfinden müsse; man müsse zu einem Austrag mit ihm kommen, wenn unsere Sache der Freiheit überhaupt gerettet werden solle!“ —

Und nun, nachdem wir den Staubkasten so weit geöffnet haben, daß des Lesers Einbildungskraft ohne Schaden für seine Augen und Lunge angeregt werde, laßt uns ihn wieder zumachen — dürften wir nur hoffen, es sei für immer! Das wäre zuviel gehofft. Doch nachdem der Hintergrund oder das tragende Element einmal vorstellbar gemacht ist, können die wenigen erinnernswerten Begebenheiten sicherlich schnelleren Schrittes vorüberziehen.

# Zweites Kapitel / Das Lager bei Strehlen

Friedrichs schlesische Lager diesen Sommer, hauptsächlich das bei Strehlen, gehörten zu den wunderlichsten Plätzen von der Welt. Friedrich verfolgte, wie wir wiederholt bemerkten, die geschlagenen Österreicher bei Mollwitz nicht stark und drängte sie nicht zu völligem Ruin in ihrem schlesischen Handel: es ist klar, er wünschte sehnlichst, ohne weitere Erbitterung zu einem Austrag zu kommen, und hoffte durch verständige Geduld dazu zu gelangen. Brieg nahm er mittels jener schönen Beschießung, die nicht ganz eine Woche dauerte; aber als Brieg einmal sein war, verhielt er sich wieder ruhig; bezog während der nächstfolgenden drei Monate verschiedene Lager in der Gegend von Mollwitz und Neiße und tat wenig außer dem Unerläßlichen; unterhandelte viel, oder vielmehr, er ließ mit sich unterhandeln und wartete ab[1].

Beide Armeen zogen Verstärkung heran, und die preußische ward aus begreiflichen Ursachen, namentlich in den ersten Wochen, bei weitem die stärkere. Einmal im Mai und ein anderes Mal später beschloß er, müde des langsamen Ganges, den die Dinge nahmen, Neiße sofort zu nehmen, Neipperg in seinem dortigen festen Lager anzugreifen und den langweiligen Quengeleien und Ungewißheiten ein Ende zu machen. Demgemäß rückte er auf Grottkau, zwei oder drei Meilen näher an Neiße (28. Mai, verweilte bis zum 9. Juni), ganz in die Nähe von Neipperg und seinen Vorposten vor; fand aber bei näherer Besichtigung, daß es doch ratsamer sei, zu warten — und zwar in größerer Entfernung von Neipperg und seinen Panduren. Er zog sich daher auf Strehlen zurück, nordwestwärts, ein wenig weiter von Neiße als zuvor, und lagerte dort selbst während der kommenden neun oder zehn Wochen. Bis Anfang August ereignete sich nichts Militärisches (Pandurenscharmützel gab es genug, aber nichts, das ein Ereignis zu nennen wäre), und nichts bis Ende August, das auf entscheidende Resultate hindeutete. Da in Strehlen die meisten dieser

[1] Im Lager bei Mollwitz (näher an Brieg, als das Schlachtfeld war) bis zum 28. Mai (nach der Schlacht sieben Wochen); alsdann in das Lager bei Grottkau (28. Mai bis 9. Juni, zwölf Tage); von da (9. Juni) nach Friedewalde, Herrnsdorf; nach Strehlen (21. Juni bis 20. August, neun oder zehn Wochen im ganzen). S. Heldengeschichte I. 924, II. 931; Rödenbeck, Orlich usw.

diplomatischen Verhandlungen vor sich gingen und das Lager bei Strehlen das endgültige und in jeder Hinsicht hauptsächliche war, so mag es uns als Repräsentant dieser diplomatisierenden Lager überhaupt dienen und als das einzige auftreten, was es tatsächlich auch beinahe war.

Strehlen ist ein angenehmes Städtchen, hübsch gelegen zwischen seinen Granitbergen, dessen Kirchturm von Mollwitz aus zu sehen ist. Es liegt an fünf Meilen westlich von Brieg, etwa sechs südlich von Breslau und in ungefähr gleicher Entfernung nordwestlich von Neiße: da lagern Friedrich und seine Preußen, zum größten Teil unter Zelten, aber rings-umher verstreute Vorposten und Abteilungen sind unter Dach. Dies ist ein Lager bei Strehlen, von dem sich der Leser mehr oder minder eine Vorstellung machen kann, und das es wohl verdient, daß er es tut; ein Lager, das, wenn nicht in militärischer Hinsicht, so doch hinsichtlich der Unterhandlungen und des Schüttelns diplomatischer Perücken nicht seinesgleichen hat. Hier ist, sonderbarerweise, diesen ganzen Sommer hindurch der Mittelpunkt der europäischen Politik. Aus den entlegensten Enden der Welt kommen Gesandte nach Strehlen: aus Spanien, Frankreich, England, Dänemark, Holland — es sind mitunter neun zu gleicher Zeit da, wie viele hintereinander und im ganzen, habe ich nie erfahren [1]. Sie wohnen gewöhnlich in Breslau, kommen aber beständig nach Strehlen herüber. Hier tagt sozusagen das allgemeine geheime Parlament von Europa, und von den meisten Ländern, mit Ausnahme Österreichs, erscheinen Abgeordnete in Strehlen oder gehen und kommen zwischen Breslau und Strehlen, unterwerfen sich auch nötigenfalls den Unbequemlichkeiten des Lagerlebens. Ein recht erstaunlich Ding für die Menschheit und seiner Zeit groß wie die Welt selber, zu wie kleinem Umfange es nun auch zusammengeschrumpft ist — eine einzige Menschengestalt ist so ziemlich alles, was an Denkwürdigem für die Menschheit und uns davon übriggeblieben ist.

Den Franzosen Belleisle haben wir gesehen; er ist längst wieder fort, seinen weitläufigen Geschäften nachgehend; den dicken Valory, der unverdrossen hier weilt, haben wir auch gesehen. Die übrigen Figuren, außer der englischen, mögen für uns im Dunklen bleiben. Von Montijos, dem vornehmen Spanier, einem kleinen braunen Männlein, prunkvoll wie das Königreich der Inkas, mit einer halben Seite voll Titeln (einem Viertelhundert Vornamen zu seinem kleinen Namen, falls du dessen je bedürfen solltest), der, da er die Dinge in Frankfurt noch so weit im Felde und dort nichts zu tun fand, in der Zwischenzeit, um die Langeweile zu vertreiben, umhergereist ist und sich hier bloß als Anhang und Bekräftigung Belleisles einfindet — nennen wir ihn Sekundanten oder gespreizten Pfauenschweif Belleisles — von dem vornehmen Montijos habe ich so gut wie keine Unterhandlungen zu berichten (ein „Vertrag" mit der Xan-

[1] Heldengeschichte I. 932.

thippe ward von ihm einmal hier in Vorschlag gebracht, Friedrich lehnte ihn aufs höflichste ab) und will bloß erwähnen, daß seine häusliche Einrichtung äußerst prachtvoll und bequem ist. Laßt ihn in dem gemeinsten, aller menschlichen Hilfsmittel entblößten Dorfe ankommen und nach der Hütte gewiesen werden, wo er übernachten soll — und alsbald wird aus den Fourgons und Gepäckkoffern des Montijos hervorgebracht zuerst ein Umhang von Arrastapeten, Reisetische, Ofen, Gold- und Silbergeräte; dann aber Wachslichter, Weine vom besten Gewächs und köstliche Küche, so daß Montijos überall wie ein König logiert; überall einen Alladinspalast schafft und wie der Weise Bias sagen kann: Omnia mea mecum porto. Diese Dinge werden von Montijos gemeldet. Was er Diplomatisches getan hat, ist dem Gedächtnis der Menschen entfallen, und es hat nichts dabei verloren.

In Hyndfords Reiseeinrichtungen haben wir bereits durch Büsching einen Einblick gehabt — sie deuteten mehr auf gutes Essen als auf Arrastapeten und rechtfertigten den englischen Genius in dieser Hinsicht. Das Gewicht der Unterhandlungen fiel auf Hyndford; zwischen ihm und dem französischen Valory liegt der Knoten, und Montijos und die übrigen sind bloße Satelliten auf ihren jeweiligen Seiten. Er hat viel auszustehen, dieser Hyndford, von seiten widerspenstiger Hannoveraner, die Georg als Kurfürsten demselben Georg als König entgegenstellen und diese zweierlei Wesen zu kläglichem Widerstreit gegeneinander reizen — „Legen Sie mich Se. Majestät zu Füßen", und Se. Majestät geruhe zu sagen, welches der Rechte sei! Eine schwerfällige, essende, feilschende, unangenehme Art Sterblicher, dieser Hyndford, er beißt und grunzt insgeheim auf eine stupide, grimmige Weise gegen diesen jungen König: „Einer der schlimmsten Menschen, der durchaus nichts von der Sache der Freiheit wissen will und durchaus nicht nach Hyndfords Ebenbild geschaffen ist." Sie sind eine gewaltig steife Lektüre, jene Hyndfordschen Berichte: aber sie enthalten einige Stückchen von Tagesneuigkeiten und interessante Einblicke in besagten jungen König — ebenso in Hyndford, wie er zu Seiner britannischen Majestät Füßen liegt und für sich und seine Brüder um jede einträgliche Pfründe, die gerade erledigt ist, bettelt. Es läßt sich auch eine gewisse rauhe Zähigkeit und Roßhändlerschlauheit in dem Manne erkennen; er ist ein breitspuriger, gerieben-praktischer Schotte, der scharf aufpaßt, und man kann annehmen, daß die diplomatische Funktion, in jenem Element, sich in schlimmern Händen hätte befinden können. Er liegt oft bildlich zu des Königs von England Füßen und beschleicht persönlich den König von Preußen zu allen Zeiten, bewacht jeden seiner Blicke wie ein britischer Haushund, der sich nicht von verdächtigen Fremden will anführen lassen, wenn es anders geht, und stellt beständig Horoskope in seinem schweren Kopfe.

Einen oder zwei unmittelbare Einblicke in Friedrich und sein Be-

nehmen inmitten dieser seltsamen Szene, dieses Mittelpunktes einer ganzen das Schwert ziehenden, in gewaltiger diplomatischer oder anderer Raserei um seine Ohren schwirrenden Welt, wird der Leser gern tun. Der traurige allgemeine Wirrwarr diplomatischer Verhandlungen, der damals überall tobte, ist — das können sich die Leser vorstellen — heutzutage beträchtlich dunkel geworden (wie er es verdient); sogar Friedrichs Anteil daran läßt sich nicht ganz klar feststellen. Das Spiel, weit wie Europa, und eines der verwickeltsten, die je von diplomatischen menschlichen Wesen gespielt worden sind, wurde von den Mitspielern sorgfältig im dunklen gehalten, und es ist seitdem kein angenehmer Gegenstand der Forschung gewesen. Viele der darauf bezüglichen Urkunden sind noch ungedruckt, unzugänglich, so daß die verschiedenen Züge im Spiel, namentlich ihre genauen Daten und ihre Aufeinanderfolge (worauf alles ankommt) nicht völlig bestimmbar sind — auch verdienen sie es in Wahrheit nicht sonderlich, daß man ihnen durch ein solches Element hindurch viel nachspürt. Eines jedoch möchten wir gerne daraus haben, das eine, was an Vernünftigen dabei war: das Verhalten und Wesen Friedrichs, wie es sich dort offenbarte, da Friedrich allein oder so ziemlich allein unter all diesen diplomatischen Hexenmeistern ein festes wirkliches Objekt in Händen hatte. Das übrige soll gern den Spinnweben überlassen bleiben: welcher Sterbliche möchte es lesen, und würde es ihm auch noch so klargemacht? Alle Züge Friedrichs, die sich so heraussichten lassen, daß sie begreiflich werden und außer Zweifel stehen, soll der Leser zu Gesichte bekommen; das verschollene Tollhaus aber, das Friedrich nah und fern umgab, braucht nicht auferweckt zu werden, es sei denn für obigen Zweck. Von Friedrichs Ehrlichkeit und von Friedrichs „Verschlagenheit, Macchiavellismus und Advokatenlist" werden die Leser im Verlauf ihre eigene Ansicht bilden. Über einen Punkt werden sie nicht zweifelhaft bleiben: nämlich darüber, daß hier solche Stärke ruhigen Scharfblickes (gleich dem des Luchses, gleich dem des Adlers) und innerlich solcher Mut und so feste Entschlossenheit ist, wie man sie selten antrifft.

Am 26. April 1741, an demselben Tage, da Belleisle im Lager bei Mollwitz eintraf und jener hübschen Eröffnung der Beschießung von Brieg beiwohnte, gelangte Exzellenz Hyndford nach Berlin und ward, als er sich gemeldet hatte, von dem Könige eingeladen, nach Breslau zu kommen und an das Geschäft zu gehen. England ist sehr freigebig gewesen mit Anerbietungen seiner „guten Dienste Österreich gegenüber", um einen Vergleich für Seine preußische Majestät zu vermitteln. Es ist aber auch geschäftig im Haag, mit den Holländern „eine scharfe gemeinschaftliche Vorstellung" zu verabreden — Friedrich offen aufzufordern, daß er seine Truppen aus Schlesien zurückziehe, als ersten Schritt zu einem Vergleich. Es sei eine sehr scharfe Vorstellung, meinen sie und die Zeitungsschreiber und fragen sich: Wird sie nicht von einiger Wirkung sein? Die Hochmögenden haben all ihren Mut aufgewendet und haben, von England ge-

drängt, beschlossen (24. April)[1]: „Ja, wir wollen gemeinschaftlich die Vorstellung machen!" und Friedrich ist durch Räsfeld, seinen dortigen Minister, davon unterrichtet. Hyndfords erstes Geschäft (wäre die holländische Exzellenz nur erst da, aber diese Holländer hinken immer hinterher!) ist, besagte „Vorstellung" zu überreichen und festzustellen, wie sie wirkt. Eine „Vorstellung", die nun für das Universum und uns völlig bedeutungslos geworden ist — nur daß Leser wohl zu sehen wünschen, wie Friedrich sie aufnimmt, und ob irgendein Charakterzug Friedrichs bei dem Handel zutage kommt.

### Exzellenz Hyndford hat zum erstenmal Audienz (Lager bei Mollwitz, 7. Mai), und Friedrich schließt einen wichtigen Vertrag ab — nicht mit Hyndford.

Am 2. Mai kam Hyndford in Breslau an und gelangte nach einigem Vorspiel und Schwierigkeiten wegen Postpferden und Geschirr nach Brieg und von da, am 7. Mai, „in das Lager" (es ist noch das Lager bei Mollwitz), „das etwa eine halbe Stunde davon ist" — Podewils begleitet ihn von Brieg aus und, wie wir ferner entnehmen, auch Pöllnitz, unser armer alter Freund Pöllnitz, als Zeremonienmeister, von dessen Anwesenheit als Diensttuendem auf dieser rauhen Bühne uns sonst nichts bekannt war. Belleisle war durch Breslau gekommen, während Hyndford dort war — „bin nicht imstande, Ew. Herrlichkeit zu sagen, welchen Erfolg er gehabt hat". Die Einnahme von Brieg geschah erst vor drei Tagen, das Schloß liegt schwarz da, und die neuen Festungswerke sind kaum begonnen. Mit einem Wort, am 7. Mai 1741, „vormittags um 11 Uhr", wird Exzellenz Hyndford in das königliche Zelt eingeführt und hat zum erstenmal Audienz. Als die Zeremonie der Einführung vorüber ist, bleibt niemand als Podewils anwesend, der an einem Tische sitzt und aufzeichnet, was gesagt wird. Podewils' Notizen sind für mich unsichtbar, aber hier ist in authentischer, wenn auch sorgfältig abgekürzter Gestalt Hyndfords umständliche Relation.

Exzellenz Hyndford erwähnt seine Instruktionen hinsichtlich „guter Dienste", Freundschaft usw. „Aber Se. preußische Majestät hatte kaum Geduld, mich ausreden zu lassen, und sagte mit Heftigkeit" (wir führen, wo immer möglich, Hyndfords eigene Worte an; die Leser müssen sich deren bleierne Eigenschaft hier und da gefallen lassen):

König (heftig). ‚Wie ist es möglich, Mylord, so widersprechende Dinge zu glauben? Es ist sehr artig, alles was Sie mir da von seiten des Königs von England sagen; aber wie verträgt es sich mit seiner kürzlich gehaltenen Anrede an sein Parlament' (vom vergangenen 19. April, als Mister Winer sich in einer Minorität von einem gegen alle befand) ‚und dem Vorgehen seiner Minister in Petersburg' (da war ein hübscher Teilungsvertrag im Werk, und Exzellenz Finch arbeitet noch immer daran, wie ich weiß!) ‚und im Haag' (Exzellenz Trevor dort meine ich und diese

[1] Heldengeschichte I. 964; die Vorstellung selber, ein sehr leise auftretendes Stück, aber von riskanter Natur, meinen die Holländer, ist mitgeteilt das. 965—966.

schöne gemeinschaftliche Resolution und Vorstellung, die, wie ich weiß, unterwegs ist!), ‚um Verbündete gegen mich anzuwerben? Ich habe Ursache, an der Aufrichtigkeit des Königs von England zu zweifeln. Man beabsichtigt vielleicht, mich hinzuhalten.‘ (Das ist wirklich Friedrichs Meinung[1].) ‚Aber, bei Gott, man irrt sich! Ich werde lieber alles aufs Spiel setzen, als meine Ansprüche auch nur im geringsten zu verringern.‘

Der arme Hyndford brachte vor, was er konnte; er wisse nichts von den Instruktionen, die Finch habe, die Trevor habe, und —

König. ‚Mylord, es scheint ein Widerspruch in all diesem zu sein. Der König von England sagt mir in seinem Brief, daß Sie über alles instruiert seien, und doch schützen Sie Unwissenheit vor? Aber ich bin vollkommen von allem unterrichtet. Und es sollte mich nicht wundern, wenn Ihnen, trotz all dieser schönen Worte, irgendein scharfer Brief oder eine Resolution für mich gesandt wurde‘ — eine gemeinschaftliche Resolution zur Vorstellung, z. B.?

Hyndford, nicht in der Stärke bewußter Unschuld, steht schweigend da; der König „in seiner aufgebrachten Heftigkeit“ sagte zu Podewils:

König zu Podewils (plötzlich). ‚Schreibt auf, daß es Mylord nicht wundernehmen würde‘ (wie es eigentlich sollte), ‚solche Instruktionen zu erhalten!‘ (Ein mutwilliges Sprühen, halb neckisch, halb praktisch, sehr in Friedrichs Stil.) — Hyndford, „ganz betroffen, Mylord, von dieser sonderbaren Handlungsweise“, protestiert mit verdrießlichem Grunzen und „nahm mich sehr in acht“. Podewils schrieb natürlich nicht auf. — —

Hyndford. ‚Europa befindet sich in der Notwendigkeit, irgendeinen schnellen Entschluß zu fassen, da die Sachen in einem solchen Zustand der Krisis sind. Gleich einem Fieber im Menschenkörper, das zu einer solchen Höhe gestiegen ist, daß Quinquina nötig wird.‘ „Der Ausdruck machte ihn lächeln, und er begann ein wenig gelassener auszusehen.“ — — ‚Sollen wir in Wien anfragen, Ew. Majestät?‘

Friedrich. ‚Handeln Sie darin nach eigenem Belieben.‘

Hyndford. ‚Würden Ew. Majestät einwilligen, bei Ihrem ursprünglichen, durch Herrn von Gotter in Wien gemachten Anerbieten jetzt noch zu beharren? Nämlich: gegen die Abtretung Niederschlesiens mit Breslau der Königin mit Ihrer ganzen Heeresmacht zur Aufrechterhaltung der pragmatischen Sanktion beizustehen und für den Großherzog bei der Kaiserwahl zu stimmen?‘

König. ‚Ja‘ (was sich der Leser merken und für sich datieren wolle).

Hyndford. ‚Wieviel war die damals Ihrer ungarischen Majestät angebotene Summe?‘

Der König zauderte, als ob er es vergessen hätte; Podewils antwortete: ‚Drei Millionen Gulden.‘

König. ‚Es sollte mir nicht auf das Geld ankommen; wenn Geld Ihre Majestät befriedigen sollte, so würde ich auch mehr geben.‘ „Hier trat eine lange Pause ein, die ich nicht unterbrechen wollte“ — und der König auch nicht. Podewils erinnerte mich an einen Gedanken, den wir miteinander besprochen hatten („auf seine Anregung, Mylord, und den ich wirklich für wichtig und wert der Erwägung Eurer Herrlichkeit halte“); hierauf, infolge dieses Winkes:

Hyndford. ‚Würden Ew. Majestät in einen Waffenstillstand einwilligen?‘

Friedrich. ‚Ja, aber‘ (zählt an seinen Fingern: Mai, Juni usw., bis er zum Dezember kommt) ‚nur auf mindestens sechs Monate — bis zum 1. Dezember. Dann könnten sie nichts mehr tun‘, die Jahreszeit wäre dann zu Ende.

Hyndford. ‚Herr von Podewils hat Protokoll genommen; falls es mich binden soll, darf ich zuvor sehen, ob kein Irrtum darin ist?‘

König. ‚Gewiß!‘ — Podewils’ Protokoll wird in allen Stücken richtig befunden; Hyndford, nach einigen gegenseitigen Komplimenten, verbeugt sich zur Tür hinaus (wird

[1] Sein Schreiben an Podewils (Ranke II. 268).

zur Tafel geladen, was er anzunehmen sich beehrt) — und somit endigt die erste Audienz[1]. Baronay und Panduren streichen in der Nachbarschaft herum — es ist zehn Tage vor jener Zietenschen Waffentat gegen Baronay — aber kein Pandur fügt, nun oder später, einer britischen Exzellenz ein Leid zu.

Je mehr wir obige Äußerungen Friedrichs bei dem Lichte anderer vorhandener Nachrichten untersuchen, desto mehr stellen sie sich als der genaue Ausdruck von Friedrichs wirklichen Gefühlen bei diesen Gelegenheiten heraus. Vielleicht sehr gegen die Erwartung mancher Leser. Und in der Tat wollen wir hier unseren Lesern raten, sich darauf vorzubereiten, daß sie jene Ansicht von Friedrichs Zweizüngigkeit, Lügenhaftigkeit und Finesse, die einmal so gangbar in der Welt war, völlig fahren lassen müssen. Sie tun besser daran, allezeit genau aufzumerken auf das, was Friedrich sagt, wenn sie zu entdecken wünschen, was er denkt — weil sich keinerlei „Lügenhaftigkeit" in Friedrich entdecken läßt, wenn du dir die Mühe gibst, dich gehörig zu unterrichten. „Lügenhaftigkeit", meine Freunde? Wie geschäftig sind doch die Eulen mit Friedrichs Andenken in verschiedenen Ländern der Welt gewesen — vielleicht sogar noch mehr, als sonst ihr kläglicher Brauch in dergleichen Fällen ist! Denn er war freilich in seinem Verfahren oft gar geschwind und plötzlich, unbekümmert um Eulengeniste, und gab Raum zu viel Mißverständnis im Laufe seines Lebens. Aber ein wahrhaftiger Mann war er in allen Stücken; war sich seiner Wahrhaftigkeit nicht einmal bewußt, sondern hatte sie im Blute und blickte nie auf „Lügenhaftigkeit" anders als von einer sehr hohen Höhe herab. Er äußert nicht, außer wo es angemessen ist, seinen ganzen Sinn; sollte es wenigstens nicht tun. Aber du wirst nie finden, daß er etwas äußert, was nicht sein Sinn ist. Verschweigen, nicht Verstellung. Und was die „Finesse" betrifft — auch daran glaube nicht; im gemeinen oder schlimmen Sinne hat er keine. Wahrlich, du wirst finden, daß seine Finesse etwas sehr Feines ist, und daß sie nicht darin besteht, daß er andere hintergeht, sondern daß er selber recht hat, daß er zu seinem eigenen Nutzen wohl erkennt, was das Tatsächliche an der ihm gerade vorliegenden Sache sei, und nach dieser Richtschnur mit ruhiger Gelassenheit, wachsam, behende, entschlossen und kühn seinem Ziele zusteuert. Es gibt kein Heil außer im Faktum. Tatsachen sind eine Art göttlich Ding für Friedrich, mehr als für gewöhnliche Menschen; dies ist im wesentlichen alles, was ich an Religion in Friedrich gefunden habe. Und ich versichere dich, es ist ein unschätzbares Moment in jedes Menschen Religion und höchst unerläßlich, wie oft es auch erlassen wird! Leser, namentlich heutige englische Leser, die die mindeste Kenntnis von Friedrich in dem verschollenen Tollhaus, in dem seine Arbeit nun lag, zu erlangen

[1] Hyndfords Depeschen: Breslau, 5. und 13. Mai 1741. Befinden sich, wie die übrigen Hyndfordschen Berichte, im englischen Staatsarchiv; im Britischen Museum (Additional Mss. 11 365 usw.) die Konzepte dazu.

wünschen, müssen gar vieles vergessen und traurige Schichten Eulenkot, alten und neueren, hinwegfegen! —

Ein Ausgleich mit Österreich, der im Vergleich mit dem Eingehen auf das verrückte Unternehmen der Franzosen ein Einlaufen in den Hafen bedeuten würde, ist Friedrich äußerst wünschenswert. „Soll ich mit den Engländern zusammengehen, in der Hoffnung auf einen leidlichen Austrag mit Österreich? Werde ich, daran verzweifelnd, mit den Franzosen zusammengehen müssen?" Der Leser erwäge, wie spannend diese Frage nun für Friedrich war und wie kitzlig ihre Lösung. Und sie muß gelöst werden — bei Strafe, „ohne jeden Verbündeten gelassen zu werden" (wie Friedrich selber sich ausdrückt), während die ganze Welt sich in bewaffnete Haufen für oder gegen ordnet! Würden die Engländer mir nur einen Ausgleich verschaffen —? Friedrich wagt nicht, sich vorzustellen, daß sie es tun würden. Ja, bei näherem Prüfen des Unzusammenhängenden, der Widersprüche zwischen dem, was sie hier sagen, und dem, was sie anderwärts sagen, fängt er an zu zweifeln, ob sie es auch aufrichtig wollen — und zuletzt zu glauben, daß sie es n i c h t aufrichtig wollen; daß „sie mich nur hinzuhalten wünschen" (wie er zu Hyndford sagte), bis auch meine Gelegenheit zu einer Einigung mit den Franzosen vorüber ist. „Mich hinzuhalten: aber, par Dieu —!" Seine Briefe an Podewils, von denen Ranke, der sie gesehen hat, uns Stücke mitteilt, drücken dies sehr lebhaft aus: „Ich würde mich schämen, von einem Italiener betrogen zu werden, geschweige denn von einem derben Hannoveraner!" — und Podewils hat große Mühe, ihn noch ein bißchen länger geduldig zu erhalten, weil Valory auf der anderen Seite so geschäftig ist und die Zeit so sehr drängt. Wir lassen einige Daten und einige Kommentare folgen, die der Leser mitnehmen sollte — darunter den seltsamen Ausgang der scharf sein sollenden gemeinschaftlichen Vorstellung, die man nun unter Händen hat!

Wenige Tage nach jener ersten Audienz kam Ginkel, die holländische Exzellenz an, die nötigen Schriften in der Tasche, Exzellenz Hyndford, der nicht ohne derbe Einsicht in das ist, was ihm vor der Nase liegt, erkennt klar, daß diese grandiose holländisch-englische Vorstellung oder gemeinschaftliche Mahnung, Schlesien zu räumen, nichts als Schaden anrichten könne, und entsendet (auf eigene Gefahr, indem er Ginkel gleichfalls zu Aufschub überredet) einen Kurier nach England, ehe er sie überreicht. Und aus England erhält er nach Verlauf von etwa vierzehn Tagen zur Antwort: „Wird Schaden tun, meinen Sie? Hm, so! — Überreichen Sie sie immerhin und mildern Sie den Eindruck hinterher durch Versicherungen" — als ob diese viel fruchten würden! Dies ist nicht das einzige Mal, daß das Kabinett von St. James guten Rat von seinem Hyndford verwirft; es würde mehr zu bedauern sein, wäre das Geschäft nicht das, was es eben ist! Podewils hat die größte Schwierigkeit, Friedrich ruhig zu halten, bis Hyndfords Kurier zurückkommt. Und als dieser zurück-

kommt mit einer solchen Antwort: „Überreichen Sie sie immerhin", will Friedrich diese Zeremonie nicht abwarten oder einen Augenblick länger hinauszögern. Friedrich hat seinen Valory währenddem immer arbeiten lassen, Valory und Podewils, und es geht endloser Schriftenwechsel und Beratung vor sich; die Dinge sind hypothetisch fast völlig reif, so daß — am 5. Juni 1741 Friedrich, indem er Podewils zur äußersten Eile anspornt und „Verschwiegenheit bei Todesstrafe anbefiehlt", seinen Vertrag mit Frankreich unterzeichnet! Eine Art provisorischen losen Vertrags, nach meinem Dafürhalten, der niemals bekannt geworden ist und manches Wenn und Aber enthalten haben soll. Diesen Vertrag unterzeichnet er — und den Tag darauf (6. Juni, so heftig ist die Eile) instruiert er seinen Räsfeld im Haag, den Hochmögenden in Sachen jener Vorstellung vom 24. April, die Herr von Ginkel zusammen mit Exzellenz Hyndford überreichen soll, im voraus zu erklären, „daß der König solches Ansinnen als die Wirkung einer blinden und von dem wienerischen Hofe unschicklich verlangten Gefälligkeit ansehe; daß er sicherlich Schlesien nicht verlassen werde, bis seine Ansprüche befriedigt seien, und daß, je länger er in seinen Kriegsunternehmungen fortzufahren sich genötigt sehe, desto größer würde hernach die Ersetzung seiner Kosten werden[1]!" Und das ist es nun, was jene fürchterlich mutige holländisch-englische „scharfe gemeinschaftliche Vorstellung" bewirkt hat, sie hat buchstäblich vor der Spitze gestochen: die Vorstellung ist noch nicht überreicht, aber der Vertrag mit Frankreich ist ihretwegen unterzeichnet! —

Ohne Zweifel ist dieser Vertrag vom 8. Juni der wichtigste im Österreichischen Erbfolgekrieg und das Hauptmoment von Friedrichs Verfahren in jenem Abenteuer. Und doch ist er niemals bekannt geworden, ja, bis Herr Professor Ranke Zutritt zu den preußischen Archiven erhielt, war nicht einmal das richtige Datum der Unterzeichnung bekannt; es wurde vielmehr von verschiedenen Vertragssammlungen auf zwei oder dreierlei Weise angegeben[2]. Herr Ranke kennt diesen Vertrag und die darauf bezüglichen Korrespondenzen, namentlich Friedrichs vorausgehenden Briefwechsel mit Podewils, und sagt, wie das sein Brauch ist, verschiedene genaue Dinge darüber; ihm sei dafür immerhin Dank. Ich wollte aber, der Vertrag könnte mit seiner Hilfe dem Leser völlig klargemacht werden! Denn wäre er auch gar nicht so sehr bestimmt abgefaßt, so war doch die Art, wie er beiderseitig gehalten wurde, sicherlich sehr seltsam, und dies letztere interessiert uns einigermaßen.

Ein sehr lockerer Vertrag allem Anscheine nach! Äußerlich ist es ein

[1] Heldengeschichte I. 963.

[2] Schöll II. 297 (der „Flassan, Hist. de la Diplom. Franc. V. 142" kopiert), gibt „5. Juli" als das Datum. Adelung (II. 351, 390, 441) rät, es sei „im August" gewesen. Valory (I. 108), der selbst Anteil daran hatte, gibt das richtige Datum — aber forschende Leser mißtrauten seinem lässigen und ignoranten Herausgeber. S. Stenzel IV. 143; Ranke II. 274.

bloßer Allianzvertrag, in dem jeder Teil dem anderen auf fünfzehn Jahre Sicherheit gewährleistet, ohne daß des nun in Absicht stehenden gemeinschaftlichen Belleisle-Abenteuers Erwähnung geschieht. Aber dann kommen, wie die Nachschrift in dem Briefe einer Dame, „geheime Artikel", die von dieser Hauptsache handeln: Frankreich solle im Laufe dieser Jahreszeit 1741 eine Armee zur Unterstützung seines Freundes Kurbayern über den Rhein bringen; es habe zu gleicher Zeit darauf hinzuwirken, daß Schweden den Krieg gegen Rußland erkläre (wichtig für Friedrich, der keinen Augenblick sicher ist, daß nicht Rußland auf ihn einbreche); und schließlich, am wichtigsten von allem, Frankreich „garantiert Seiner preußischen Majestät Niederschlesien mit Breslau". Dagegen will Seine preußische Majestät tun — was? Es ist wirklich schwer zu sagen, was: ein treuer Verbündeter sein und Frankreich in seinem großen deutschen Abenteuer beistehen? Keineswegs! Friedrich weiß noch nicht, und Belleisle selber weiß auch nicht recht genau, was das große deutsche Abenteuer eigentlich sei, und Friedrich wünschte niemals dessen Gedeihen und wird es nie tun. Frankreich wenigstens in seinem kleinen bayrischen, antiösterreichischen Abenteuer unterstützen? Keineswegs mit Bestimmtheit auch nur dieses. „Mich in Niederschlesien und Breslau behaupten und nach Kräften dafür kämpfen": mehr, möchte man sagen, übernimmt Friedrich im wesentlichen wirklich nicht, wiewohl er sich unausgesprochen zu viel mehr verbunden findet — und frei daran gehen will, w e n n ihr tut, was ihr gesagt habt. Wenn ihr es aber nicht tut, wird er nicht daran gehen. Niemals hat es einen mehr auf das Eventuelle gestellten Vertrag gegeben: „Wenn ihr nicht die Schweden in Bewegung setzt, Messieurs, wenn ihr nicht jene rheinische Armee ins Feld bringt; wenn ihr nicht —", das ist ständig Friedrichs Haltung; lange danach noch weigert er sich, zu sagen, für wen er bei der Kaiserwahl stimmen will. „Das Kriegsglück wird darüber entscheiden", antwortet er in bezug auf dieses und auf vieles andere und hält sich bis zu einem unbegreiflichen Grade ungebunden, Wochen und Monate lang nachher noch bereit, sich über seine eigene schlesische Angelegenheit mit jedem, der es vermag, zu vertragen[1].

Denn freilich auch die Franzosen sind sehr den Eventualitäten ausgesetzt, da Fleury nach der einen Seite hin hängt, Belleisle nach der anderen treibt und sie nicht wissen, wie weit sie in dem großen deutschen Abenteuer gehen, noch mit Bestimmtheit, ob sie sich überhaupt darauf einlassen wollen. Hier ist eine von Friedrich selbst mitgeteilte Anekdote. Valory war eines Abends bei ihm, und beim Aufstehen, um sich zu verabschieden, ließ die fette Hand, die vermutlich in der weiten Westentasche steckte, ein diplomatisch aussehendes Billett herausschlüpfen, auf das Friedrich mit behender (unter den vorliegenden Umständen erlaubter) Gewandtheit seinen Fuß setzte, bis Valory zur Türe hinaus war. Das Billett war von Amelot, dem franzö-

[1] Ranke II. 271—275—280.

sischen Minister des Auswärtigen: „Geben Sie Seiner preußischen Majestät Glatz nicht, wenn sich das irgendwie vermeiden läßt." Schon gut, dachte Friedrich und vergaß das niedliche Billett nicht, als er es verbrannte[1]. Die Briefbeutel französischer Kuriere trugen innerhalb der folgenden zwölf Monate sehr viele solcher Billette — nach Österreich gingen einige davon — von weit bedenklicherem Inhalte.

Zwei Dinge haben wir anzumerken: erstens, daß Friedrich mit praktischer Rücksicht auf das bayrische Unternehmen, woran sich Kurpfalz gewiß beteiligen würde, freiwillig (wie ein praktischer Geschäftsmann und zu Belleisles nicht geringer Verwunderung) sich erbot, auf die berg-jülichsche Streitfrage zu verzichten und Kurpfalz freie Hand zu lassen, damit kein Streit unter Verbündeten sei. Auch dies ist nur eventuell gemeint, wird aber von Belleisle freudig angenommen. Zweitens, daß Belleisle Valory instruiert hatte, nicht auf tätigem Eingreifen Friedrichs in das deutsche Abenteuer zu bestehen, sondern sich bloß seine Neutralität zu sichern, falls nicht mehr zu erlangen wäre. Wie freudig würde Friedrich dies angenommen haben — hätte Valory es angeboten; was er nicht tat[2]! Aber am Ende kam es im Resultat auf dasselbe heraus und war doch so — dazu nur viel nachheriger Lärm seitens der Franzosen und Zeitungsschreiber wegen des betreffenden Artikels.

Hat es je einen so eventualitätsreichen Vertrag gegeben? Er ist unterzeichnet Breslau, den 5. Juni 1741, und beide Parteien haben die Hände frei und machen monatelang, ja, in gewissem Sinne die ganze Zeit über, Gebrauch von ihrer Freiheit, da sie sich bewußt sind, wie sehr er auf Eventuellem beruht! Friedrich band sich nicht definitiv bis zum folgenden 4. November, fünf Monate nachher, als er den französisch-bayrischen Vertrag unterzeichnete, auf die berg-jülichsche Streitfrage verzichtete und sich förmlich auf das französisch-bayrische, das kleinere französische Abenteuer einließ. Auf das größere oder weitflügelige Belleislesche ließ er sich nie ein, noch hatte er je die Absicht, sich darauf einzulassen — vielleicht plante er sogar nötigenfalls das Gegenteil. Die Leser müssen versuchen, diese aus Dryasdusts Unermeßlichkeiten herausgesichteten erläuternden Punkte im Gedächtnis zu behalten: ich habe weiter keine zu geben und kann auch nicht wieder darauf zurückkommen. Darf man aber nicht mit gutem Grund wie oben sagen: „Ein Vertrag, der viele Wenn und Aber enthalten soll!" — Und nun, am 8. Juni, kommt feierlich die gemeinschaftliche Vorstellung selber, wie Senf (mit Trompetenstoß) drei Tage nach der Mahlzeit:

„Lager bei Grottkau, 8. Juni. Hyndford und Ginkel" (derselbe respektable alte Ginkel, den wir zu Friedrich Wilhelms Zeit kannten), „die, erneuerten Befehlen gemäß, von Breslau mit jener fürchterlichen holländisch-englischen ‚Vorstellung' oder gemeinschaftlichen Aufforderung in der Tasche gekommen waren, überreichten diese heute im Lager bei Grottkau. Ein sehr leise auftretendes Stück, wieviel Mut es auch

[1] Oeuvres de Frédéric II. 90.
[2] Ranke II. 280.

gekostet hat, das auch nicht der Rede wert ist, da die Dinge ihren bewußten Lauf genommen haben. Friedrich empfing es mit huldvoller Miene: ‚Unendlich verbunden für die Mühe, die Seine britannische Majestät und Ihre Hochmögenden sich wegen seiner Angelegenheiten gegeben haben; die Schrift soll seine beste Erwägung finden' — die sie in der Tat bereits gefunden hat, und zugleich damit die Antwort darauf: ein vor drei Tagen unterzeichneter französischer Vertrag! ‚Darf ich mir bei Ew. Majestät eine kurze Privataudienz ausbitten?' fragt Hyndford an, mit der Absicht, durch neue Versicherungen den Eindruck zu mildern, wie ihm befohlen worden ist. — ‚Gewiß', antwortet Friedrich.

Die beiden Exzellenzen speisten mit dem König, der sehr aufgeräumt ist. Nach der Tafel erhält Hyndford seine Privataudienz; tut sein möglichstes mit ‚neuen Versicherungen' — wir können uns vorstellen, wieviel Wirkung sie tun. Unter anderem appelliert er an des Königs ‚Hochherzigkeit, wie edel und großmütig es wäre, mäßige Bedingungen von Österreich anzunehmen, und' — König (unterbrechend): ‚Mylord, sprechen Sie mir nicht von Großmut; ein Fürst' (der nicht für sich, sondern für seine Nation handelt), muß vor allem sein Interesse befragen. Ich bin nicht gegen den Frieden: aber ich erwarte, daß man mir vier Herzogtümer gibt[1].'

Hyndford und Ginkel übernachteten in Grottkau: „Am andern Morgen um 4 ließ uns der König sagen, wenn wir die Armee im Marsch sehen wollten" — sie marschiert eben ab nach Strehlen zu — „so möchten wir zum nördlichen Tore herauskommen. Wir sahen demzufolge die ganze Armee vom Lager aufbrechen und in vier Kolonnen gegen Friedewald marschieren, wo Marschall Neipperg lagert." Mitnichten, Ew. Exzellenz! Neipperg steht geschützt bei Neiße, inmitten unzugänglicher Dämme und Verschanzungen: und die hier draußen sind bloßes Husaren-Pandurengesindel, die ein oder zwei Stöße wieder heimschicken — ließen sie sich nur dadurch daheim halten! Aber sie sind von der Natur der Waldteufel, lieben den Schatten und brechen mitunter in großen Entfernungen zu Raub und Mordbrand hervor, man kann nie wissen, wo. „Die Armee des Königs lag jene ganze Nacht unter Waffen und schlug am folgenden Morgen, den 10., ein Lager auf. Ich glaube, es fiel jenen Tag nichts vor, denn wir mußten einen großen Teil davon aus Mangel an Postpferden in Grottkau verweilen."

Hyndford hört (in geheimen Oppositionskreisen und tröstet sich selbst und Ew. Herrlichkeit damit): „Des Königs von Preußen Armee muß, wie man mir sagt, wenn er nicht Rat annimmt, in einem zweiten Feldzug fast zugrunde gehen. Alles ist in der größten Unordnung, äußerste Niedergeschlagenheit herrscht unter den Offizieren vom höchsten bis zum niedersten" — die Tatsache ist, daß der König große Verbesserungen und neue Exerzitien (die in Strehlen vorgenommen werden sollen) im Sinne hat, Kavallerieverbesserungen, Artillerieverbesserungen, die Hyndford und der Opposition unbekannt sind, und er wird im nächsten Feldzug nicht zugrunde gehen. „Ich hoffe, die Nachricht von der Einnahme Cartagenas, die wir hier haben, ist wahr", sagt er zum Schluß. Ach, Ew. Exzellenz!

Von einer anderen Hand, aus der südlichen ungarischen Gegend, weit weg jenseits der Berge, erhalten wir diese zweite Notiz, fast in enthusiastischem Stil geschrieben:

„Preßburg, den 25. Juni. Maria Theresia, wohlgemut infolge der englischen Hilfsgelder und der guten Aussichten, reiste vor ungefähr einer Woche von Wien nach Preßburg" (eine Fahrt von zehn Meilen das schöne Donauland hinab) „und feiert dort ihre Krönung als Königin von Ungarn auf sehr sublime Art. Sonntag, den 25. Juni 1741, das ist der Tag, wo sie die Krone aufsetzt — die eiserne Krone des heiligen Stephan, wie die Leser wissen. Das ungarische Rittertum, von Palfi und Esterhazy an abwärts, und die ganze Welt ist anwesend, glänzend in Loyalität und

[1] Englisches Staatsarchiv (Hyndford: Breslau, den 12. Juni 1741).

barbarischem Gold und Perlen. Eine wahrhaft schöne junge Frau, schön der Seele und dem Auge, auch gottesfürchtig und edel, wennschon schlecht unterrichtet in politischer und anderer Wissenschaft, befindet sich in der Mitte und macht die Szene um so bemerkenswerter für uns. Sieh, als Schluß der Zeremonie hat sie, umgürtet mit dem Schwert des heiligen Stephan, ein hohes schnelles Roß bestiegen — sie war allezeit eine große Reiterin diese junge Königin — und galoppiert, Ungarn hinter ihr her wie ein Kometenschweif, hin zum Königsberg" (eine mit dem Schubkarren geschaffene Anhöhe, o Leser, die so heißt), „den Königsberg hinan, zieht da das Schwert und vollführt damit vier Streiche gegen die vier Teile der Welt: ‚Wage es einer, woher er komme, mit Ungarn anzubinden[1]!' Das ritterliche Ungarn bricht in jubelnden Zuruf aus; der alte Palfi, denke ich mir, in Tränen; und die ganze Welt murmelt für sich mit feuchtglänzenden Augen: ‚Rex Noster!' Es ist dies in der Tat der herrlichste König, den es nun gibt, diese strahlende junge Frau. Schöne Dinge erzählt man sich von ihr und wird man zu erzählen haben; und sie hat eben eine fürchterliche Reise vor sich — wie wenig sie sich auch in diesem großen Moment davon träumen läßt. Ich wollte, Seine britannische Majestät oder Robinson, der mit hierher gefolgt ist, könnte sie zu einiger Willfährigkeit in dieser schlesischen Sache überreden: was wäre das nicht für sie selber und für die ganze Menschheit gerade jetzt! Aber sie will nichts davon hören und ist sehr halsstarrig; ihre stupiden Hofräte sind es gleichfalls und sind viel tadelnswerter. Taub gegen die harten Tatsachen, die an ihre Türe klopfen, nicht ahnend, welche Sündfluten über sie ausgebrochen sind und unausweichlich heranstürmen."

Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen hielt, genau während jene Schwertstreiche in die Luft zu Preßburg vollführt wurden, Marschall Exzellenz Belleisle seinen öffentlichen Einzug in Frankfurt am Main[2]: auch Frankfurt ist in festlicher Erregung, die Straßen lebendig mit Sonntagsgaffern und Kritikern des Erhabenen in Schaugeprängen! Dies ist nicht Belleisles erste Ankunft, er selber war schon seit einiger Zeit hier, seinen Haushalt und viele andere Dinge ordnend; aber heute bringt er seine Gräfin und sonstigen Anhang feierlich herein (von Metz her, wo Madame und er in gewöhnlichen Zeiten amtlich residieren, „Gouverneur von Metz" ist eines seiner vielen Ämter). Er führt Madame auf geziemend glänzende Weise herein, gleichsam, um das häusliche Herdfeuer anzuzünden und anzuzeigen, daß dies sein Wohnort sei, bis er einen Kaiser nach seinem Sinne erlangt hat. Es sind Zwillingserscheinungen, diese zwei, die 100 Meilen voneinander vor sich gehen, ohne umeinander oder um die Verwandtschaft zu wissen, die zwischen ihnen besteht! —

### Exzellenz Robinson tätig in den Wiener hofrätlichen Kreisen, um ein Nachgeben herbeizuführen.

Der britannische Georg wünscht sehr, um der Pragmatischen willen und um des lieben Hannovers willen, daß ein Ausgleich mit Friedrich zustande komme. Wie ist überhaupt die Pragmatische zu retten, wenn Friedrich mit Frankreich in seinen Belleisleschen Anschlägen zusammengeht? denkt Georg. Und hier blitzt bereits jenes Lager bei Göttin hervor, wie ein auf unseren Hals oder auf unser Hannover gezücktes blankes Schwert. Ja, in einem oder

[1] Adelung II. 393, 394.
[2] 25. Juni 1741 (Adelung II. 399).

zwei weiteren Monaten, als die Belleisleschen Pläne in der Form von Tatsachen an das Licht traten, ward dies Verlangen leidenschaftlich, und ein Austrag mit Preußen schien das eine, was not tue. Denn ach! der Leser wird sehen, daß um dieselbe Zeit ein zweites auf unseren Hals gezücktes Schwert (nämlich Maillebois' Armee) von der französischen Seite her zum Vorschein kommt, so daß ein Paladin der Pragmatischen und hannöverscher König von England nicht weiß, wohin er sich wenden soll! Georgs Aufrichtigkeit bei seinem Wunsche wird vielleicht von Friedrich zu gering angeschlagen. Denn dieser weiß freilich recht gut, nach welcher Seite Georgs Wünsche sich wenden würden, hätten sie Freiheit (was sie nicht haben), schlägt aber „die Schlauheit" des armen Georg und seiner Engländer viel zu hoch an, wenn er, wie oft geschieht, fein angelegter Pfiffigkeit zuschreibt, was doch bloße Zauderhaftigkeit, Unwissenheit, Lässigkeit und andere Formen einer vielleicht höchst ehrlichen Dummheit sind! Nach und nach verstand Friedrich das besser; aber er mochte die Art des englischen Verfahrens nie recht leiden. Georgs Verlangen ist hinlänglich aufrichtig, beruht nicht gänzlich auf erhabenen Gründen und wird täglich heftiger; konnte aber noch eine geraume Zeit lang nicht befriedigt werden.

Zusammen mit Hyndford wirkt von der Wiener Seite her Exzellenz Robinson, der dort noch einen härteren Stand hat. Bemitleide den armen Robinson, o englischer Leser, wenn du das kannst vor Zorn über die Sache, in der er drin steckt. Die Freiheiten Europas retten! denkt Robinson zuversichtlich — die englische Nationalschuld begründen, antwortet die Tatsache und Bottom, den Weber mit langen Ohren, in der miserabelsten Pickelheringstragödie spielen, die je dagewesen ist! — Dies ist derselbe Robinson, der sich vor neun oder zehn Jahren durch den ersten Wiener Vertrag unsterblich machte, den dreimal heilsamen Vertrag, der Österreich von den bourbonisch-spanischen Allianzen abtrennte und es in die Arme der dankbaren Seemächte zurückführte. Der drohende Untergang der Welt ward dadurch, gepriesen sei Robinson, eine Zeitlang aufgehalten. Und nun ist derselbe Robinson beauftragt, all seine Kräfte aufs äußerste anzuspannen und das Unmögliche für diese neue und umgekehrte Phase der Dinge zustande zu bringen. Welch eine Verwandlung von 1731 zu 1741! Der Popanz der fürchterlichen österreichisch-spanischen Allianz löst sich nun in sonnenbeleuchtete Wolken auf, die eine schöne österreichische Andromeda umgeben, gerade da sie in Gefahr ist, für uns verschlungen zu werden. Und der Untergang der Welt droht abermals, durch Spanien und andere, die sich gegen Österreich zusammentun. Oh, ihr Perücken und ausnehmenden Perückenstöcke mit dem Titel: Exzellenz! Wenn ein Mann, er sei ein Souverän oder keiner, hübsch daheimbliebe und sich um seine eigenen handgreiflichen Dinge kümmerte, dem Universum leidlich zutrauend, daß es für sich selber sorgen werde, wäre das nicht etwa besser für ihn? Robinson, der einen schwerfälligen Stil schreibt, aber voll unauslöschlichen Eifers

ist, wird in diesem kommenden Jahr sehr viel zu tun haben. Er ist Ahn gewisser schätzbarer Grafen heutiger Zeit und Verfasser einer Unmasse diplomatischer Spinnweben damaliger Zeit.

Für einen modernen englischen Leser ist jene österreichische Bühne der Wirklichkeit, auf der der arme Robinson schnauft und arbeitet, gar wunderlich. Der unsägliche Stolz, der Eigensinn, die Ohnmacht, gewichtige Pedanterie und Hilflosigkeit dieses dämmrigen alten Hofes und seiner Hofräte ist modernen Lesern beinahe unbegreiflich. In allen Bereichen ist stupider Verfall, ist schon seit langem darin gewesen; alles zerbröckelt und stolpert mitunter in gewaltigen Stößen abwärts. Die Kasse ist erschöpft, die Welt ringsum erhebt sich feindlich, und hungriger Ruin kommt sichtbar, möchte man sagen, mit Siebenmeilenstiefeln heran: hier ist wenig Raum, das Haupt stolz erhoben zu tragen unter den Menschen. Nichtsdestoweniger tragen sie es hoch, mit großartig trüber, wennschon verstockt übermütiger Miene, als wären sie von Geburt erhaben über diese Erde und ihre Weisheit und Erfolge und über das Einmaleins und die eisernen Ladestöcke — wirklich mit „einer gewissen Größe", sagt jemand, „einer Größe wie von großer Dummköpfigkeit" in ihnen und ihren Nachbarn — und wollen gleich einem albernen, alten hindostanischen Götzen (z. B. dem Götzen von Somnauth, dessen Leib von Streitäxten aufgehauen wurde, wobei die Ladung Goldmünzen herausgelaufen ist) die Menschheit überreden, daß sie ein Gott seien, wennschon in verfallenem Zustand. Das ist unser erster Eindruck von dem Dinge.

Dann aber, genauer betrachtet, fehlt auch nicht ein gewisses würdigfestes konservatives und breitspuriges vornehmes Wesen (das an alte englische Toryart erinnert), solide und loyal, aber verstockt. Alte österreichische Torys, das bezeichnet sie hinlänglich für uns — und auch der Toryismus, der Leser kann sich darauf verlassen, wird von den höheren Mächten viel in Schutz genommen und reicht weit in dieser Welt. Ja, welches Ding ist ohne eine gute feste Unterlage dieser Art (und hätte es auch noch soviel Stimmurnen, Volksredner und Untertanenfreiheit) imstande lange vorwärts zu gehen, es wäre denn rasch dem Verderben entgegen? Diese Österreicher sind zu aller Zeit nur schwer zugrunde zu richten gewesen! Ihre Beziehung zu den damaligen Seemächten, namentlich zu England, das sich der Sache der Freiheit annimmt, erfüllt einen mit Staunen, keineswegs von abgöttischer Art, und ist schwer zu verstehen oder geduldig zu betrachten.

Von Geneigtheit, sich Preußen zu fügen, findet Robinson, trotz Mollwitz und der traurigen Erfahrungen, keine Spur in Wien. Die Stimmung in Wien ist hartnäckig trotzig, man sieht Friedrich einfach als einen Einbrecher und Dieb in der Nacht an, mit dem man bald fertig werden wird, wenn man erst gehörig instand ist und die Mittel in Händen hat: „Geschwind, ihr Seemächte, wo sind die Mittel, das Geld nämlich?" Die junge

ungarische Majestät selbst ist stolz erhaben dieser Meinung, die von ihren Bartensteins und weisesten Hofräten fast ohne Widerspruch (der alte Sinzendorf ist beinahe allein entgegengesetzter Meinung, und er stirbt bald) unterstützt wird. Robinson bringt die von Frankreich drohenden Gefahren in Anschlag. Kein Hofrat erlaubt sich, daran zu glauben; daran zu glauben, wäre zu entsetzlich. „Verlassen Sie sich darauf, Frankreichs Absichten gehen nicht nach dieser Richtung. Und im schlimmsten Fall, wenn Frankreich ja gegen uns aufsteht, so hat man sich immerhin nur mit Frankreich abzufinden, was doch sicherlich besser ist als ein Abfinden mit Preußen? Frankreich wird sich schon in den Niederlanden befriedigen lassen, was kann es sonst von uns wollen? Abschnitte von jenen entlegenen Territorien, was sind die im Vergleich mit Schlesien, einem schrecklichen Schnitt in die edlen Teile? Und was bedeutet ein Nachgeben gegenüber dem König von Frankreich verglichen mit einem Nachgeben eurem preußischen König gegenüber!" —

Es ist wahr, sie haben kein Geld, diese blinden schwerköpfigen Leute: aber sind nicht die Seemächte, insbesondere England, ausdrücklich dazu da, von der Natur dazu geschaffen, Geld herzugeben? Was wäre sonst ihr Zweck in der Schöpfung? Kraft der Naturordnung, wie die Sonne in der Ekliptik steigt und dann sinkt, werden diese Seemächte uns in Sachen der Freiheit mit Geld versehen. Keine Übergabe, sprecht mir nicht von Schlesien oder Übergabe, ich will in der Verteidigung meines Erbes sterben: was meinen die Seemächte damit, daß sie mich nicht schnell mit mehr Geld versehen? Das sind die Dinge, die der arme Robinson mit anzuhören hat: Robinson und England, das versteht sich bei den Wienern von selbst, haben eine Pflicht: die Pflicht, Geld herzugeben. Und zwar gefälligst schnell, mein Herr; warum denn nicht schnell und reichlich?

Eine englische Seele findet geringe Erheiterung im Betrachten dieser alten Ausgaben und der Mahnungen, daß man nicht schnell genug damit sei? Aber wenn englische Seelen feierlich unter dem hohen Himmel einen Herzog von Newcastle und einen Georg II. zu ihren Hauptleuten einsetzen, die sie himmelwärts führen sollen, und im Angesicht der Sonne ohne Erröten, ja, mit Freuden sagen: „Ihr seid die göttlichsten „zwei, deren wir zu diesem Zweck habhaft werden konnten", — was haben da englische Seelen zu erwarten? Mein Trost ist, und es ist leider ein armseliger Trost, daß das Geld meistens sowieso verschwendet worden wäre. Leute und Schießpulver mit euerm Gelde zu kaufen, damit sie im Auslande ohne Ruhm und Nutzen verschossen werden — ist das soviel schlimmer als lächerliche Tapeziererarbeit, müßigen Luxus, frivolen Kram und am Ende unholde Dickbäuche, leibliche und geistige, daheim zu erkaufen? Ich verstumme beim Anblick von vielem, was unter den Sternen vorgeht — und finde, daß falsche Wahl eurer Hauptleute, eurer Vorbilder und leitenden und regierenden Individuen, der höheren wie der niederen, allezeit ein

verhängnisvolles Geschäft sei. Und namentlich finde ich als höchstes Beispiel, das alle niederen in sich schließt: daß man einen Menschen feierlichst den obersten Hauptmann und König von Gottes Gnaden nennt, obwohl er es nicht ist (und es vielmehr hauptsächlich nur durch des Teufels Tücke zu sein scheint und durch die sehr große und fast unverzeihliche Gleichgültigkeit der Menschheit, dem Teufel in diesem besonderen Bereich für jetzt zu widerstehen) — das ist die tiefste Quelle menschlichen Elends und die Hauptlüge, die man begehen kann!

Was die brave junge Königin von Ungarn betrifft, so stimmt meine Bewunderung mit der der ganzen Welt überein. Es ist nicht schmeichelnde Redensart, sondern offenbare Tatsache, daß die königlichen Eigenschaften in Fülle in dieser hohen jungen Frau vorhanden sind. Wären sie aus der Welt verschwunden und anderwärts zu bloßem Kostüm geworden, hier könntest du manche von ihnen wiederfinden. Höchst tapfer, hoch und fromm gesinnt; auch schön und strahlend von Güte, wennschon von einem Gemüte, das leicht Feuer fängt: ein edleres Weib lebte vielleicht damals nicht. Und sie bietet den wütenden Elementen auf eine wahrhaft großartige weibliche Weise die Stirn, wie wenn der Himmel selber und die Stimme der Pflicht sie riefen: „Von den Erbteilen, die meine Väter mir hinterließen, wollen wir uns nicht trennen. Der Tod, wenn es sein muß, aber nicht Unehre! Gebt jenem nächtlichen Dieb kein Gehör!" Maria Theresia hat die Geschichte der schlesischen Herzogtümer nie studiert; sie weiß nur, daß ihr Vater und Großvater sie friedlich besessen haben. Sie war es nicht, die Seckendorff entsandte, damit er 5000 Meilen reite, oder die Friedrich Wilhelm und seinem Haushalt das Herz brach. Es ist schade, daß sie Friedrich nicht willfahrte und sich und der Menschheit solche Ströme der Bitterkeit ersparte! Aber wie konnte sie das einsehen — namentlich mit dem kleinen Georg im Rücken und Geld im Überfluß? Dies ist vorderhand ihre Weise, die Sache anzusehen, diese hochherzige, heroische und mitunter etwas frauenhafte Weise.

Ihr Gemahl, der Großherzog, ein lässiger, aber gutmütiger, wohlbeschaffener Herzog in seiner Art, ist eins mit ihr. Wir werden ihn allerlei versuchen und zuletzt Bankier- und Kaufmannsgeschäfte und sogar Kornhandel im großen treiben sehen. „Unsere Armeen erhielten ihr Korn meistens auf Umwegen von ihm", sagt Friedrich, von späteren Zeiten sprechend. Jetzt, wie immer, folgt er loyal der Führung seiner Gemahlin, niemals sie der seinigen, was konnte er anderes tun, da die Frau innerlich sowohl als äußerlich der bessere Mann war? Für Willfährigkeit gegen Friedrich besteht an diesem Hofe praktisch keine Hoffnung, bis erst viele Schläge ihn aufgeklärt haben. Aus Gefälligkeit für Georg und sein eifriges Angehen zeigen sie sich etwas geneigt dazu und sind „willig zu einem Vergleiche, Ew. Exzellenz" — ohne Zweifel, vorausgesetzt nur, daß er nichts kostet!

Und während der wachsame gefräßige Hyndford sein Bestes in Strehlen tut, korrespondiert der arme Robinson, zu dreifacher Tätigkeit angetrieben, auf grenzenlos eifrige Weise von Wien aus und fliegt zuletzt persönlich hin und her zwischen Strehlen und Wien; bittet die unerbittliche junge Königin, ein wenig nachzugeben, und dann den unerbittlichen jungen König, sich mit imaginärem Nachgeben befriedigen zu lassen; und hat wirklich eine atemlose Zeit. Seine Berichte, leidenschaftlich langatmig, sind saueres Lesen für unsereins. O Leser, wie viele Dinge muß man nicht lesen und sorgfältig vergessen; welche Berge von Staub und Asche muß man durchwühlen und hinunter in den Orkus schütteln, um das kleinste Teilchen von wahrhaft Denkwürdigem herauszuklauben! Glücklich, wenn du in einer Kubikmeile Staub und Asche die Zunge einer Schuhschnalle findest, die einst einem nur ein klein wenig heroischen Manne gehörte; und du trocknest deine Stirne und rufst die Götter der Ober- und Unterwelt an! Meiner Seele Verlangen ist es, diese Strehlener diplomatischen Verhandlungen auf das allermöglichste abzukürzen. Und doch, wieviel ist durchgelaufen, das nicht Metall, das bloße Schlacke ist: unmöglich zu verhindern — mögen die Götter der Unterwelt die Sache vornehmen und dem Dryasdust eines Tages Schranken setzen! Hier jedoch sind wichtige öffentliche Nachrichten, die durch die alten Zeitungen hindurchsickern.

„München, den 1. Juli" (oder in Wirklichkeit erst einige Tage später, als die vom 1. Juli datierten Briefe ihre weitschweifigen Formalitäten erst durchgemacht haben)[1], „tritt Karl Albrecht von Kurbayern öffentlich als Bewerber um die Kaiserkrone auf, wie es insgeheim bereits längst vermutet worden ist. Kurbayern, heißt es, habe an Miliz und regulären Truppen zusammen ungefähr 30 000 Mann auf den Beinen, die längs der österreichischen Grenze gut postiert sind; und man glaubt allgemein, nur nicht in Wien, daß der Kurfürst beabsichtige, in Österreich einzufallen und Österreich die Kaiserwahl streitig zu machen. Darauf antwortet der Wiener Hofrat mit verächtlichem ‚Pah'! —

Versailles, den 11. Juli. Außerordentliche Versammlung des Staatsrats; Belleisle ist anwesend, von Frankfurt heimgekommen, um letzte Befehle einzuholen und die amtliche Sanktion für seine Pläne zu erhalten. ‚Sämtliche Prinzen von Geblüt und alle Marschälle von Frankreich sind anwesend.' Verhandelt wird über die Frage, welchen Charakter der Krieg haben soll, ja, ob überhaupt der Krieg unternommen werden soll — so locker ist die vor fünf Wochen unterzeichnete französisch-preußische Übereinkunft. Der alte Fleury verläßt die Versammlung, um niemanden durch seine Gegenwart am freien Heraussagen seiner Meinung zu hindern. Einige sind der Meinung (namentlich und sehr nachdrücklich ist dies ein Prinz von Geblüt), daß man die pragmatische Sanktion halten, wenigstens Krieg dagegen vermeiden müsse. Aber die entgegengesetzte Meinung siegt, da der König selbst sehr dafür ist. Belleisle soll die oberste Leitung im Feld wie im Kabinett haben; soll als eine Art Diktator oder Vizemajestät mit seinem prächtigen Talent ausführen, was er so prächtig zum Ruhme Frankreichs und des Königs ersonnen hat[2]. Schon seit vielen Monaten haben sich die Franzosen mit aller Macht gerüstet; die Wiener hören nun, daß ‚eine Armee von

[1] Adelung II. 421.

[2] Adelung II. 417, 418. S. auch Raumer S. 184 (wenn man sich in seinen Daten zurechtfinden kann, die im alten Stile, als wäre dies der neue, gegeben sind; eine sehr verdunkelnde Methode!).

40 000 kommen solle' oder sogar zwei Armeen, jede von 40 000; wollen aber nicht glauben, daß dies gewiß sei, oder daß es ernstlich gegen ihr hohes, Göttern und Menschen so teures Haus gerichtet sein könne. Belleisle eilt, nachdem er die mannigfaltigen Armeedetails angeordnet hat, zurück nach Frankfurt und zu seinen endlosen diplomatischen Geschäften (25. Juli): die Armeen sollen bis zum 10. August den Marsch antreten. ‚Während dieses Besuchs in Versailles war ein solcher Andrang von aufwartenden Offizieren und vornehmen Leuten zu ihm, daß es wie das königliche Lever selber aussah[1].'

Passau, den 31. Juli. Passau ist die österreichische Grenzstadt an der Donau (wo Inn und Donau zusammentreffen); ein Platz von beträchtlicher Stärke und ein Schlüssel oder wichtiger Posten für militärische Zwecke. Österreichisch oder quasi-österreichisch, denn wie Salzburg hat es einen Bischof, der eine imaginäre Souveränität beansprucht, aber stets zu Österreich hält. Am 31. Juli in der Frühe verlangte ein bayrischer Salzbeamter am Tore von Passau Einlaß; man öffnete das Tor — zugleich mit dem Salzbeamten aber drängten sich ‚gewisse Bauern' (verkleidete bayrische Soldaten) hinein und hielten das Tor verstopft, bis der bayrische General Minuzzi mit Reiterei, Fußvolk, Geschütz, die in der Nähe versteckt gewesen waren, sich gleichfalls hineindrängten und sich sofort der Stadt bemächtigten. Nachdem dies geschehen ist, benachrichtigt Minuzzi den Bischof, der in seinem Schloß Oberhaus (einer auf der anderen Seite der Donau auf einem Berg gelegenen Festung) residiert: daß er gleichfalls Besatzung aufnehmen müsse oder bombardiert werden würde. Der arme Bischof ist unschlüssig, gibt aber, als er findet, daß schon Anstalten zur Beschießung gemacht worden sind, nach Verlauf von einigen Stunden nach. Karl Albrecht gibt sein Manifest bekannt, ‚eine Schrift von vierundfünfzig Bogen Folio'[2] (des Inhalts: ‚Ganz Österreich gehört mir oder so gut wie das ganze — wenn ich wollte!'), und befestigt sich in Passau. ‚Verräterisch, schändlich!' schreit Österreich in seinem Gegenmanifest; rechnet bei sich, daß es mit Karl Albrecht bald fertig sein würde — ‚es wäre denn, o Himmel, daß Frankreich zusammen mit Preußen ihn zu unterstützen gedächten!' — und fängt doch an, Zweifeln Raum zu geben."

Zweifeln, die bald verhängnisvolle Gewißheiten wurden. Robinson meldet, gewiß auf sicherem Grund, obgleich ohne Datum, einen wunderlichen Theatercoup in Wirklichkeitsform: „Beim Empfang der unzweifelhaften Nachricht, daß Preußen, Frankreich und Bayern sich verbündet hätten, fielen sämtliche versammelten Hofräte rückwärts in ihren Stühlen nieder (und bildlich in Robinsons Arme) gleich wie Tote[3]!" Saßen mit aufgerissenen Augen da — der Atem war ihnen benommen, aber noch lange nicht all ihre Torheit. Jetzt aber ist Robinsons Zeit, sie zu bearbeiten, gekommen.

### Exzellenz Robinson hat Audienz bei Friedrich (Lager bei Strehlen, 7. August 1741).

Durch unerhörtes Bitten und Beschwören, unterstützt von diesen Schicksalsschlägen, hat Robinson von seiner Königin von Ungarn und ihrem weisen Hofrat etwas erzwungen, das einem Scheinbild von Nachgiebigkeit ähnelt. Damit eilt er nach Breslau zu Hyndford, hoffend gegen alle Hoff-

[1] Barbier II. 305.
[2] Adelung II. 437.
[3] Raumer, Beiträge II. 136.

nung, daß Friedrich es als eine Wirklichkeit hinnehmen werde. Kommt nach Breslau am 3. August; geht von da nach Strehlen, unter langer Beratung mit Hyndford wegen dieses Scheinbildes von Willfährigkeit. Hyndford betrachtet es zweifelnd, und fern sei es von uns, es hier auch nur betrachten zu wollen — ach! dies ist der berühmte Auftritt, den sie beide in Strehlen mit Friedrich am Morgen des 7. August hatten, von der treuen Feder Robinsons berichtet und lebendig bezeichnend für Friedrich, wäre er nur genugsam abgekürzt. Wir wollen ihn in dialogischer Form geben: die Sache nimmt von selbst dramatische Züge an, wenn das Schwülstige davon weggeschnitten ist — und war vielleicht (betrachtet man alle damit verbundenen Tatsachen in dem Lichte, das sie seitdem erhalten haben) würdiger eines Shakespeares als eines Robinsons.

Die Szene ist: Friedrichs Zelt, preußisches Lager in der Nachbarschaft des Städtchens Strehlen, Zeit: vormittags 11 Uhr. Personen: zwei britische Untertanen im hohen diplomatischen Fache: ein gewichtiger schottischer Lord mit begehrlichem, finsterem Gesicht, ein blühender Yorkshirejunker mit wichtigen Vorschlägen in der Tasche. Kostüm: gepuderte, gekräuselte Perücke, Handkrause und Busenstreif, Schuhschnallen, Weste mit breiten Lappen, Staatsrock von altfränkischem Schnitt mit viel Besatz: all das mag der Leser sich vorstellen. Ein straffer jugendlicher Herr in preußischer Uniform, blauem Rock, gelben Hosen, Stiefeln, mit lebhaft strahlenden Augen und ungezwungener leichter Haltung, grüßt höflich mit dem befederten Hute; Podewils in gewöhnlicher Kleidung, der, die anderen zwei geleitend, mit eingetreten ist, läßt sich ein wenig im Hintergrunde am Schreibtisch nieder. — Die ersten gewechselten Worte der Unterredung lasse ich aus: bloßes Plänkeln und Scharmützeln, bis man sich näher zu Leibe geht. Denn Robinson, der blühende Yorkshirejunker, ist ermächtigt, anzubieten — was denkt der Leser? — zwei Millionen Gulden, falls das diesen jungen Soldatenkönig mit den lebhaften Augen befriedigen wird.

Robinson. — — ‚Zwei Millionen Gulden, wenn Ew. Majestät geruhen wollen, sich aus Schlesien zurückzuziehen und auf dies Unternehmen zu verzichten!‘

König. ‚Aus Schlesien zurückziehen? und um Geld? Halten Sie mich für einen Bettler! Aus Schlesien zurückziehen, dessen Eroberung mich soviel Geld und Blut gekostet hat? Nein, Monsieur, nein, daran ist nicht zu denken! Wenn Sie nichts Besseres vorzuschlagen haben, so lohnt es sich gar nicht, die Unterredung fortzusetzen.‘ „Diese Worte waren von drohenden Gebärden und Zeichen von großer Aufgebrachtheit begleitet“, was die zwei britischen Diplomaten stark in Verlegenheit setzt und von übler Vorbedeutung für Robinsons Trugbild von Willfährigkeit ist. Robinson stottert Worte der Verteidigung, stolpert, so gut er kann, über das schlechte Stück Wegs, deutet stolpernd an, daß er noch mehr anzubieten habe.

König. ‚Lassen Sie uns sehen (voyons), was es weiter gibt.‘

Robinson (nach einleitenden Redensarten und Umschweifen, jedoch mit Zuversicht, wie einer, der nun seine beste Karte ausspielt). — — ‚Ich darf Ew. Majestät das ganze österreichische Geldern anbieten; es grenzt an Ew. Majestät Besitzungen im Rheinlande, ist wichtig zu deren Abrundung. Ich darf sagen: das ganze österreichische Geldern!‘ — Fürwahr etwas Wichtiges: ein schmutziger Streif Marschland (wie Büsching es nennt) von etwa demselben Werte wie ein halbes Dutzend Kirchsprengel im irischen Connemara.

König. ‚Was meinen Sie?‘ (sich zu Podewils wendend) — ‚Qu'est-ce que nous manque de toute la Gueldre (Wieviel von Geldern gehört ihnen denn noch, besitzen wir nicht bereits)?‘

Podewils. ‚Beinahe nichts (Presque rien).‘

König (zu Robinson). ‚Voici encore de gueuseries (noch mehr Bettelkram)! Quoi, solch ein Nest (bicoque), wie das, für meine sämtlichen gerechten Ansprüche in Schlesien; Monsieur —!' — „Sr. Majestät Entrüstung wuchs hier, um so mehr, da ich während seiner heftigen Äußerungen tiefes Stillschweigen beobachtete und gar nicht sprach, außer daß ich Se. Majestät bat, sich das, was ich gesagt hatte, zu überlegen." — ‚Überlegen?' fragt der König, mit Augen, die gefährlich anzusehen sind. — „Mylord", fährt Robinson schwerfällig erzählend fort, „seine Verachtung dessen, was ich gesprochen hatte, war so groß", da er gleichsam seinen Stiefel durch Geldern und die Gulden als die verächtlichsten Dinge stieß, „und in so heftigen Worten ausgedrückt, daß es nun, wenn je (wie Ew. Lordschaft sehen), Zeit war, das Äußerste zu versuchen", unseren Trumpf ohne weiteres auszuspielen; „es durfte kein Augenblick länger verloren werden, um den König zu verhindern, und zu entlassen" — welches traurige Geschick doch auch nach dem Trumpf nur allzu wahrscheinlich ist. Der Trumpf ist folgendes:

Robinson. — — ‚Das ganze Herzogtum Limburg, Ew. Majestät! Es ist ein Herzogtum, das —' „Ich pries das Herzogtum auf das äußerste, beschrieb es im günstigsten Licht und fügte hinzu, ‚daß der Kurfürst von der Pfalz das ganze Herzogtum Berg dafür habe geben wollen.'

Podewils. ‚Entschuldigen Sie, Monsieur: dem ist nicht so, es ist das Gegenteil, der Kurfürst von der Pfalz wollte Berg nicht dafür geben!' — (Wir sind nicht sehr bewandert in der deutschen Geschichte, wir britischen Diplomaten, obwohl jetzt und von alters her soviel Geld an diese Geschichte verschwenden! Der Staatsrat „fällt in unsere Arme wie Tote"; aber es ist sicher, der Kurfürst von der Pfalz hat Berg nicht so vertauschen wollen.)

König. ‚Es ist mir unbegreiflich, wie Österreich sich untersteht, an so etwas zu denken. Limburg? Hat Österreich nicht feierliche, von der ganzen Welt aber und abermals sanktionierte Verpflichtungen auf sich genommen, die jeden Zoll Land in den Niederlanden unveräußerlich machen?'

Robinson. ‚Die Verpflichtungen gelten gegen Frankreich, Ew. Majestät. Im übrigen war der in Utrecht bestätigte Barrierevertrag zu unserem und Hollands Nutzen abgeschlossen.'

König. ‚So legt ihr es jetzt aus. Aber die Franzosen behaupten, es war mehr eine Festsetzung zu ihren Gunsten als wider sie.'

Robinson. ‚Ew. Majestät könnte Limburg durch Befestigung unbezwinglich für Franzosen oder andere machen.'

König. ‚Ich habe nicht das mindeste Verlangen, mich in jener Gegend zu vergrößern oder dort Geld auf Festungen zu verwenden. Ist mir unnütz. Befestige ich nicht Brieg und Glogau? Diese genügen einem, der auf gutem Fuß mit seinen Nachbarn zu leben gedenkt. Weder die Holländer noch die Franzosen haben mir ein Leides getan, und ich will ihnen keines durch Ländererwerb in den Niederlanden tun. Außerdem, wer würde den Erwerb verbürgen?'

Robinson. „Man schlägt vor, sofort Bürgschaften zu geben.'

König. ‚Bürgschaften! Wer kehrt sich an solche oder beobachtet heutzutage Bürgschaften? Hat nicht Frankreich die pragmatische Sanktion garantiert, hat nicht England es getan? Warum denn eilt ihr nicht alle der Königin zu Hilfe?'

Robinson, geneigt zu schmollen, wenn er es wagte, deutet an, daß es vielleicht eines Tages noch Helfer geben würde.

König. ‚Und bitte, Monsieur, wer sind diese?'

Robinson. ‚Hm, hm, Ew. Majestät.... Rußland z. B., eine Macht, die in bezug auf die Türkei — —

König. ‚Allerliebst (beau, Monsieur, beau), die Russen! Ich kann mich nicht gut näher erklären, aber ich habe Mittel für die Russen' (ein schwedischer Krieg bricht

eben gegen Rußland aus, um es zu beschäftigen; so fleißig sind die Franzosen in jenem Teil der Welt gewesen!).

Robinson (mit einiger Emphase als ein Brite). ‚Rußland ist nicht die einzige Macht, die Österreich gegenüber Verpflichtungen hat und sie auch erfüllen muß! So daß, wie abgeneigt auch gegen einen Bruch —

König („seinen Finger an die Nase legend" — laut und mit blitzenden Augen). ‚Keine Drohungen, Monsieur, s'il vous plait! Keine Drohungen' („mit lauter Stimme", den Finger an der Nase und mit solchen Augen mich anblitzend).

Hyndford (schwerfällig zu Hilfe kommend). ‚Ich bin sicher, Seine Exzellenz ist weit entfernt von solcher Absicht, Sire. Seine Exzellenz wird nichts vorbringen, das so sehr gegen seine Instruktionen wäre.' — „Auch Podewils sagt etwas Angemessenes" zur Beschwichtigung.

Robinson. ‚Sire, ich rede nicht von dem, was diese oder jene Macht zu tun gedenkt, sondern was von selbst kommen wird. Prophezeien ist nicht drohen, Sire! Mein Eifer für das Allgemeine hat mich hierher geführt, und —'

König. ‚Das Allgemeine ist Ihnen sehr verbunden, Monsieur! Aber hören Sie mich. Wie die Sachen mit Rußland stehen, ist Ihnen bekannt. Von dem Könige von Polen habe ich nichts zu befürchten. Was den König von England anlangt — der ist mein Verwandter, er ist mein alles: greift er mich nicht an, so greife ich ihn nicht an. Und tut er es, so wird der Fürst von Anhalt' (der Alte Dessauer drüben von Göttin aus) ‚ihn bedienen'.

Robinson. ‚Man spricht allgemein davon' (Gerücht in diplomatischen Kreisen, das diesmal die Wahrheit nicht erreicht), ‚daß Ew. Majestät nach dem 12. August sich mit den Franzosen verbinden würden.' (Der König sieht ihn schweigend fest an). ‚Sire, ich wage zu hoffen, daß dem nicht so ist! Österreich zieht Ihre Freundschaft vor; aber wenn Ew. Majestät Österreichs Entgegenkommen verschmähen, was kann es dann tun? Österreich wird sich gänzlich Frankreich in die Arme werfen — und Ew. Majestät zu überbieten streben!' (Der König völlig schweigend).

„Der König beobachtete völliges Schweigen über diesen Punkt", sagt Robinson in seinem Bericht: ein Schweigen, meint Robinson, das vermutlich seinen Grund im „Bewußtsein der Schuld" hat — was ich blühender Yorkshirejunker Schuld nenne, da es gegen die Sache der Freiheit und uns ist! „Von Zeit zu Zeit ließ er sich über das Vorteilhafte seiner Lage aus" —

König. — — ‚An der Spitze einer solchen Armee, mit der der Feind bereits Bekanntschaft gemacht hat, und die aufs neue bereit für ihn ist, falls er Appetit dazu haben sollte! Die Landschaft, um die allein es mir zu tun ist, erobert und gesichert hinter mir, ein Land, das allein mir bequem liegt, das alles ist, was ich brauche, das ich nun habe, das ich halten will und muß! Daraus soll ich mich auskaufen lassen? Nimmermehr! Lieber will ich darin mit allen meinen Truppen untergehen. Wie könnte ich es vor meinen Vorfahren verantworten, wenn ich mein Anrecht, das mir von ihnen überkam, fahren lasse? Mein erstes Unternehmen, und ich sollte es leichten Kaufs aufgeben?' — Und mehr dergleichen; dessen sich Friedrich, als er lange hernach davon schrieb, ein wenig zu schämen scheint und sich gern einbilden möchte, es sei gemachter Bombast gewesen, hervorgerufen durch den wirklichen Bombast des Sir Thomas Robinson, „der dröhnend in langen Sätzen sprach, wie wenn er das Parlament anredete", sagt Friedrich (der diesem Redestil nicht hold ist und der hofft, er habe sich seiner nur spottweise bedient und nicht im Ernst[1] — während doch Robinson und Hyndford keinen Mangel an heftigem Ernst in ihm fanden, sondern eher das Gegenteil!) — Er schließt: ‚Bedarf ich des Friedens? Diejenigen, denen Frieden nötig ist, mögen mir geben, was ich verlange, oder mögen sich abermals mit mir schlagen und abermals schlagen lassen. Haben sie nicht Spanien ganze Königreiche gegeben?'

[1] Oeuvres de Frédéric II. 84.

(Neapel auf einmal als Abfindung bei jenem polnischen Wahlstrauß!) ‚Und für mich können sie nicht ein paar geringe Herzogtümer erübrigen? Wenn die Königin mir nicht alles gewährt, was ich verlange, so werde ich in vier Wochen vier Herzogtümer mehr fordern!‘ (Ja, ich tue es gleich, da ich mich in sibyllinischer Stimmung befinde). ‚Ich fordere nun ganz Niederschlesien mit Einschluß von Breslau — und mit dieser Antwort können sie nach Wien zurückkehren.‘

Robinson. ‚Mit dieser Antwort — ist das Ew. Majestät Ernst?‘

König. ‚Mit dieser Antwort.‘ Ein gar heftiger junger König; mit dem läßt sich nicht feilschen, Sir Thomas! Es ist wie ein Feilschen um die sibyllinischen Bücher: je länger du handelst, desto höher steigt seine Forderung. In vier Wochen will er vier Fürstentümer mehr fordern; ja, er fordert sie bereits jetzt, ganz Niederschlesien und Breslau. Ich habe da was Schönes herausgehandelt! Sir Thomas mit weit aufgesperrten Augen fragt zum anderen Mal:

Robinson. ‚Ist das Ew. Majestät reiflich überlegte Antwort?‘

König. ‚Ja, sage ich! Das ist meine Antwort, und nie werde ich eine andere geben.‘

Hyndford und Robinson (heftig bewegt zu Podewils). ‚Belieben Ew. Exzellenz zu verstehen, die Vorschläge von Wien waren —‘

König. ‚Messieurs, Messieurs, es ist umsonst, auch nur daran zu denken.‘ „Und damit zog er den Hut“, lüftete den Hut ein wenig als Gruß und Finale, „und zog sich rasch hinter den Vorhang der inneren Ecke des Zeltes zurück“, sagt der Berichterstatter: Der König ab!

Robinson (in großer Bewegung zu Podewils). ‚Exzellenz, Frankreich wird Preußen im Stich lassen, wird Preußen seinem eigenen Interesse aufopfern.‘

Podewils. ‚Nein, nein! Frankreich wird uns nicht hintergehen; wir haben Frankreich nicht hintergangen.‘ (Der Auftritt schließt, der Vorhang fällt.)[1]

Die erfolgloseste Unterhandlung, die ein Staatsmann sich nur denken kann, Strehlen, Montag, den 7. August 1741 — Friedrich ist in das Innere seines Zeltes verschwunden, und die zwei Diplomaten, ihres Atems benommen, starren einander an. Das ist fürwahr ein junger königlicher Herr, der weiß, was er will, während so viele nicht wissen, was sie wollen. Ein unaussprechlicher Wirrwarr von Unterhandlungen, meistens sinnlos, zieht sich über die ganze Erde hin; die Belleisles, die Wiener Hofräte, die britischen George häufen Knäuel auf Knäuel, und hier, merkwürdigerweise, mitten in der nunmehr so widerlichen trüben Dunkelheit von Perückentümern, fader Diplomatie und feierlicher Faselei, die nun für alle Welt finster und verschollen ist, tritt eine einzige kleine Menschengestalt mit Verstand auf, wie ein Stern, wie ein Glanz von Stahl — und zerschneidet euren mächtigen Luftballon und läßt das diplomatische Wasserstoffgas heraus — grüßt mit dem Hut: „Meine Herren, meine Herren, es ist umsonst!“ und verschwindet in das Innere des Zeltes. Exzellenz Robinson ist es unter all den damals lebenden Söhnen Adams, dem wir diesen interessanten Vorgang in der Geschichte zu verdanken haben — einen wirklichen Anblick, von Angesicht zu Angesicht, des jungen Friedrich in jenen außer-

[1] Englisches Staatsarchiv (Robinson an Harrington: Breslau, den 9. August 1741); Raumer S. 106—110; vgl. Oeuvres de Frédéric II. 84 und Valory I. 119, 122.

ordentlichen Umständen: jeder Zug ist im wesentlichen so, wie oben dargestellt, und als wahr erkennbar. Viele Berichte hat Seine Exzellenz in dieser Welt geschrieben — sechzig oder achtzig Bände sind davon noch vorhanden — aber unter ihnen befindet sich dieser eine: der ungehaltenste Mensch kann nicht sagen, daß Seine Exzellenz ganz umsonst gelebt und diplomatisiert habe!

Die zwei britannischen Herren hatten die Ehre, an jenem betrübten Montag und den Tag darauf mit dem König zu speisen. Seine Majestät schien in aufgeräumtester Laune, scherzte und machte sich über alle Welt lustig, unter anderem über den Wiener Hof auf eine Weise, die ich, Robinson, „Ew. Lordschaft nicht wiederholen will". Er empfahl mir z. B., „wenn ich durch Neiße käme, den Marschall Neipperg in seinem Namen zu grüßen und ihm zu sagen, daß der König hoffe, sich dieser Tage das Vergnügen zu machen, bei ihm vorzusprechen!" — Podewils, der uns viel Aufmerksamkeit bezeigte, redete uns zu, noch bis Mittwoch, den 9., zu verweilen. „Donnerstag ist eine große Revue anberaumt, zu der sämtliche Gesandten von Breslau herüberkommen werden." Aber da wir unsere Depeschen zu schreiben und Kuriere abzufertigen hatten, entschuldigten wir uns mit Geschäften und lehnten es, trotz Podewils' Drängen, ab. Wir reisten also Mittwoch früh nach Breslau zurück — begegneten verschiedenen Gesandten, nach und nach sämtlichen Gesandten, auf dem Weg zu besagter Revue.

Der Leser muß diese Robinsonade als die letzte von Friedrichs diplomatischen Handlungen in Strehlen hinnehmen, die sie in Wirklichkeit beinahe war, und sich aus diesen Beispielen seine Art und Weise bei dergleichen Dingen vorstellen. Wir haben verschiedene Briefe von ihm, an Jordan hauptsächlich, auch einige an Algarotti. Er hält beide noch immer in Breslau und läßt sie zu sich kommen, wenn gerade eine Mußestunde in Aussicht steht. Die Briefe deuten auf heitere Laune, sogar auf Leichtfertigkeit in dem Schreiber, was mitten in dem wilden Tumult von Dingen, die sich um ihn, als ihren Mittelpunkt, herum drängen und treiben, nichts sagen will; aber sie sind im übrigen, obgleich herzlich und freimütig, für Jordan und uns gleichsam nur von der Oberfläche geschrieben und werfen kein Licht auf die Ereignisse, noch auf Friedrichs Stimmung diesen gegenüber. Aufmerksam lesend entnimmt man eins: daß das Reden von „Ruhm (gloire)" vorbei ist. Da ist nun nicht mehr die leiseste Erwähnung von gloire — da ist nun höchstwahrscheinlich die Einsicht, daß andere Dinge als „gloire" durch Erheben der Waffen herbeigeführt werden, und daß der Krieg ein schrecklich ernstes Ding sei, wie leichten Mutes man ihn auch beginne! Diesen kleinen negativen Schluß ziehen wir aus Friedrichs Briefwechsel während jener Monate. Außer dieser Beobachtung und der bemerkbaren Leichtfertigkeit der Laune gewährt er uns praktisch nicht das mindeste Licht, da das praktische Innere

und die inneren Angelegenheiten Friedrichs wie gewöhnlich völlig verschleiert bleiben.

Und außerdem auf eine Weise verschleiert, daß man keinen Schleier merkt — denn der junge König ist, wie wir oft andeuten, ein Meister in dieser Kunst. Ein an sich nützlicher Umstand, der ihm aber bei Lesern und der Menschheit viel geschadet hat. Denn wenn du das Interesse der Lesewelt — d. h. müßiger Nachbarn und Mitgeschöpfe, die des Klatsches begehren — erregen willst, so ist nichts so förderlich, als daß du dich entschleierst; Beweis: Jean Jacques Rousseau und so manche andere arme, unnütze Geschöpfe, die auf diese Weise zur Unterhaltung der Nachbarschaft in Selbstverbrennung aufgehen. Aber hat ein Mensch nicht etwas Besseres mit seinem Dasein auszurichten, als daß „er es in Brand stecke" (denn das i s t der schreckliche Prozeß), „damit die Leute ein schönes Farbenspiel haben und er applaudiert und pathetisch beweint werde?" Ach, meine Freunde! —

Es ist sicher, daß es selten eine so verwickelte Lage gegeben hat, wie die, in der sich Friedrich im Sommer 1741 befand. Wir sehen den argen Wirrwarr einer aus den Banden gerissenen Welt wallend wie im Chaos, mit der Frage an ihn, an ihn mehr als an irgendeinen: „Wie? Was?" Das ist genug, um ihm gloire aus dem Kopf zu treiben und Gedanken — Schrecken zu erwecken, wenn man dafür empfänglich wäre! Sicherlich hat kein junger Mann von neunundzwanzig Jahren alle menschlichen Eigenschaften nötiger gehabt als jetzt Friedrich. Die Drohungen, die Verführungen, die gewaltigen Belleislesсhen Faseleien — die unendlichen Gefahren für dich, wenn du den Weg v e r f e h l s t. Friedrich verfehlte ihn bekanntlich nicht; er verstand es, ihn aus jenem ungeheuren Wirrwarr der Elemente herauszufinden und siegreich zum Ziel zu gelangen, er allein von allen. Dies zeugt von einer stillen oder verborgenen Fähigkeit in ihm, die noch wunderbarer ist als die lauttönenden, von denen die Welt gehört hat. Es steht zu vermuten, daß es in seiner Geschichte kein Kapitel gibt, das von menschlicher Fähigkeit mehr Zeugnis ablegt als dieses, von dem keine Meldung da ist.

## Drittes Kapitel / Große Revue in Strehlen; Neipperg nimmt Breslau aufs Korn, aber ein anderer trifft es

Ein oder zwei Tage vor jener berühmten Audienz Hyndfords und Robinsons hatte Neipperg sein festes Lager bei Neiße verlassen und war wieder ins Feld gerückt, vielleicht in der Hoffnung, Robinsons Unterhandlung auf entgegengesetzte Weise zu unterstützen. Sollten sich Robinsons Anträge, wie zu befürchten steht, nicht als hinlänglich anziehend erweisen, so dürfte ein Stoß von hinten eine gute Wirkung haben. Neipperg geht damit um, einen Streich gegen Breslau auszuführen: Breslau durch geheime Manöver, gestützt auf neue Hilfsmittel, die sich angeboten haben, Friedrich aus den Händen zu winden[1].

In Breslau, das der großen Mehrzahl nach evangelischer Konfession und warm preußisch gesinnt ist, ward von keinerlei Bedrückung oder Behelligung irgendeiner Bevölkerungsklasse gehört, und hinsichtlich der Konfession ward ganz gewiß die vollkommenste Gleichheit beobachtet. Freilich ist der Wechsel von Begünstigung und Vorherrschaft zur bloßen Gleichheit an und für sich menschlichen Wesen nicht willkommen — man kann sich darum vorstellen, daß es, aus verschiedenen Ursachen niederer und höherer Natur, eine Minderzahl Mißvergnügter gab, die voller Eifer für ihren Glauben und ihre alten geistlichen und weltlichen Pfründen waren und sich insgeheim, mitunter auch laut (wenn unter sich) nach den guten alten Zeiten sehnten — in denen Seelen nicht Gefahr liefen, haufenweise zugrunde zu gehen, noch Leute, die nichts verschuldet haben, als loyal und rechtgläubig zu sein, Verdachts halber ihrer Ämter enthoben werden konnten. Friedrich sagt, es seien hauptsächlich gewisse eifervolle alte Damen von Stand gewesen, die sich auf dies Abenteuer einließen, und die erst einander zuflüsterten, dann sprachen, dann zusammenkamen, um zu verabreden und Pläne zu schmieden[2]. Eifervolle alte Damen von Stand — die, denken wir uns, bildeten den Sprech-

[1] Heldengeschichte I. 982 und II. 227.
[2] Oeuvres II. 82, 83.

apparat oder das geheime Parlament des Dinges: aber es ist gewiß, daß eine oder zwei Amtspersonen (Syndikus Gutzmar z. B. und andere, noch nicht ihres Amtes Entsetzte) mit im Spiel waren und die praktischen Ideen hergaben.

Ein fortwährender Briefwechsel mit Wien ward durch die alten Damen unterhalten; Gutzmar und die übrigen scheuen das Schwarz auf Weiß und wagen es nur, wenn unerläßlich. Eifrige Zuschriften ergehen an Ihre ungarische Majestät: „Oh, möge die heilige Mutter Gottes Ew. Majestät beistehen!" — begleitet, heißt es, von Geldsubskriptionen (die armen alten Seelen); und, was viel gefährlicher und leichter zu tun ist: von allem, was die preußische Armee unternimmt, ergeht schnelle Nachricht an Neipperg, und immer lautet die Nachschrift: „Kommen Sie und befreien Sie uns, Exzellenz." Ich habe von Urkunden dieser letzteren Art gehört, die des Syndikus Gutzmar und andere offizielle Unterschriften trugen. Gewöhnlich können dergleichen Sachen durch gelegentliche Pandurenvermittlung, wenn nicht durch sonstige Kanäle, mit Leichtigkeit an Neipperg gelangen, wennschon nicht immer. Genug, könnte Neipperg zu verabredeter Nachtstunde vor den Toren von Breslau erscheinen oder eine gehörige Abteilung in Gewaltmärschen dahin entsenden, so ist er überzeugt, daß er eingelassen würde; die wenigen Preußen auf der Dominsel könnte er überwältigen und das feindliche Hauptmagazin und die Metropole der Provinz in seine Hände bekommen. Dürfte der Feind nicht in solchem Fall gegen Robinsons Verführungen nachgiebiger werden?

Neipperg marschiert aus Neiße (1.—6. August) mit seiner ganzen Armee zuerst an sechs Meilen westlich am rechten oder südlichen Ufer der Neiße hinauf; dann überschreitet er die Neiße und wendet sich in hinlänglich weiter Entfernung um Friedrich herum nordwärts[1]. In jener Nacht nach Robinsons Audienz, da Friedrich so aufgeräumt bei der Tafel war, ging Neipperg über den Fluß; die zweite Nacht darauf lagerte er verschanzt bei Baumgarten (dem alten Schauplatz von Friedrichs Pandurenabenteuer), während Hyndford und Robenson nach Breslau zurückgekehrt waren. In ungefähr noch einem Tag darf er also hoffen, nur einen Gewaltmarsch von Breslau entfernt zu sein, so daß er Feldmarschall Browne oder sonst einen gescheiten Kopf entsenden und etwas Namhaftes ausführen kann?

Unglücklicherweise für Neippergs Unternehmen hatten die Preußen bereits seit einiger Zeit Wind davon. Sie hatten „eine falsche Schwester in den Ausschuß der alten Damen eingeschwärzt", die sie von allem gehörig unterrichtete; ja, sie haben etwas von Syndikus Gutzmar selbst Geschriebenes aufgefangen: und Friedrich weiß alles. Die protestantische Bevölkerung und den praktischen friedlichen Teil der Breslauer überhaupt

[1] Orlich I. 130, 133.

beunruhigt ein Verdacht, daß etwas von dieser Art auf dem Tapet sei; können aber keine Gewißheit erlangen, noch selbst darüber klar werden, was sie tun sollen. Namentlich Protestanten, die solchen Eifer bewiesen, „die man auf den Straßen betend auf die Knie fallen sah an jenem Tag, da der dumpfe Kanonendonner von Mollwitz herübertönte"[1], malen sich aus, wie es nun sein würde, wenn das Blatt sich plötzlich wendete und die erzürnte Orthodoxie mit frischem Gedächtnis wieder die Oberhand gewönne! Aber in der Wirklichkeit droht ihnen keine Gefahr. Schwerin hat Befehle wegen Breslau; Schwerin und der junge Dessauer überlegen reiflich, was zu tun sei.

Die Leser erinnern sich, wie Podewils den zwei britannischen Exzellenzen zuredete, einen oder zwei Tage länger in Strehlen zu verweilen: „Große Revue mit Festlichkeiten werde stattfinden, sämtliche auswärtigen Minister in Breslau seien dazu eingeladen" — aber Hyndford und Robinson willigten nicht ein, sondern reisten am 9. ab und begegneten den anderen unterwegs an verschiedenen Punkten. Der folgende Tag, 10. August, war allerdings ein großer Tag in Strehlen; große Musterung, insbesondere Manöver der Kavallerie, die Friedrich mit Vergnügen so perfekt in ihren neuen Methoden findet; sie reiten, als wären sie Zentauren, Roß und Mann e i n Wesen; können in gestrecktem Galopp in geschlossenen Massen auf einen Feind losstürzen und etwas mit ihm ausrichten. „Neippergs Kroaten und Feldwachen auf den fernen Hügelabhängen sahen diese Manöver mit an[2], ich weiß nicht, mit welchen kritischen Bemerkungen. Ferner ward um die Mittagsstunde (merk' auf, Leser) ein dumpfer Kanonenschuß vom Norden her vernommen, ein einziger und nicht mehr, was Seiner Majestät ein lebhaftes Vergnügen verursachte, obgleich er so tat, als sei es nichts. Sämtliche auswärtigen Minister waren anwesend; sprachen ohne Zweifel ihre Bewunderung aus, soweit sie sie anbringen konnten, und nachmittags folgten der Festlichkeiten nicht wenige. Ein großer Tag in Strehlen — aber in Breslau war es ein noch viel größerer; was unseren zwei Exzellenzen erklärte, warum Podewils so zum Bleiben zugeredet hatte!

Am 10. August, früh 6 Uhr, erschienen Schwerin und (unter ihm) der junge Dessauer — die in der Nacht mit 8000 Mann zu Fuß und zu Pferde in den südwestlichen Vorstädten von Breslau angekommen waren und sich dort auf eine wachsame antineippergische Weise postiert und ihre Pläne fertiggemacht hatten — am Nikolaustore und verlangten auf gewöhnliche Art Durchzug für ihre Regimenter und Gepäck; „ziehen nördlich", wie es scheint, „nach Leubus", wo Pandurenstreifereien vorgefallen. Soundso viel Truppen oder Kompanien auf einmal, das ist die Regel; man läßt eine bestimmte Anzahl ein, schließt das Tor, bis diese

[1] Ranke II. 289.
[2] Ranke II. 288.

durch und zum anderen Tor hinausmarschiert sind; dann läßt man eine zweite Anzahl ein. Aber diesmal — infolge eines (sehr ungewöhnlichen) Zufalls mit einem Gepäckwagen, an dem etwas zerbrach und zu dem Leute herbeieilten, um zu helfen — kam das ganze Regiment auf einmal hinein, wie gewöhnlich von der Stadtwache geführt. Das ganze Regiment, und es marschiert nicht geradeswegs durch, sondern wendet sich an einer gewissen Ecke links dem Marktplatz zu, wo es sonderbarerweise haltzumachen und sich ein wenig ordnen zu wollen scheint. Ja, noch sonderbarer, andere Regimenter (infolge ähnlicher Zufälle) von anderen Toren her schließen sich an; und — kurzum — „Herr Major von der Stadtwache, im Namen des Königs fordern wir Sie auf, die Waffen zu strecken!" Was kann der Stadtmajor tun, von preußischen Grenadieren, Kanonieren ernst umringt? Er steckt seinen Degen in die Scheide, ein Exstadtmajor; und die Stadt Breslau ist in Friedrichs Besitz gekommen, ruhig wie durch eine Bewegung beim Exerzieren[1].

Nicht der mindeste Mißgriff fiel vor. An allen Hauptstraßen wurden Kanonen und Kartätschen aufgepflanzt, reitende Streifwachen patrouillierten überall; das städtische Zeughaus, die Tore und Wälle wurden besetzt; sämtliche Torwachen wurden entwaffnet, die sich eher „einen Spaß daraus machten", als darüber grämten: „Der König wird uns vielleicht einige von seinen Gewehren geben — auch gut!" Die ganze Operation dauerte nicht über anderthalb Stunden, und es wurde niemandem die Haut geritzt. Gegen 9 Uhr vormittags ließ Schwerin die Stadtbehörden auf ihr Rathaus kommen, damit sie den Huldigungseid leisteten, was sie sofort taten, und als er hinaustrat, vor dem versammelten Volk das „Vivat Friedrich, König in Preußen, Herzog in Schlesien" anstimmte, ertönte es jubelnd aus aller Mund, „Vivat Friedrich und Schlesien!" siebenmal, glaube ich, wiederholt. Darauf ließ Schwerin seine Signalkanone abfeuern, die gen Süden gerichtet war, wo andere Posten und Kanonen das Signal empfingen und wiederholten, bis es, wie bemerkt, in einigen Minuten Friedrich auf dem Revuefelde bei Strehlen erreichte, wo es ihm sehr willkommen war. Dem protestantischen Breslau oder dem Schuster Döblin kann dieser Ausgang nicht leid tun; noch weniger können die frommen alten Damen von Stande sich laut darüber beschweren: das Herz erbebt ihnen, obgleich für sie kein Leid daraus entstand; reuevoll kamen sie mit dem Schrecken davon und halten fortan selbst ihre Wünsche im Zaum.

Syndikus Gutzmar und die frevelnden Beamten wurden in das Lager befohlen und befragt: „Kennt ihr diesen Brief?" Da fielen sie auf die Knie: „Ach, Ihro Majestät!" unfähig, ihre Handschrift zu leugnen, doch begierig, dem Tod auf dem Schafott zu entgehen, der, wie Fried-

[1] Heldengeschichte I. 982, II. 227—268; Adelung II. 439; Stenzel IV. 152.

rich sagte, auf dergleichen Verräterei stünde; sie wurden nach wenigen Stunden Verhaft nach Hause geschickt[1]. Schwerin (des Königs Stellvertreter, bis der König in eigener Person einmal ankomme) fuhr fort, die Huldigungen entgegenzunehmen und die mannigfaltigen nötigen neuen Anordnungen zu treffen. Alles wurde auf eine sanfte und angenehm harmonische Weise ins Werk gesetzt — nur die Jesuiten machten ein wenig Schwierigkeiten mit dem Eid und wurden dafür sanft ihrer Wege geschickt, ihre Einkünfte aber gesperrt. Im übrigen war die Eidesleistung, die mehrere Tage dauerte, dem Anscheine nach ein freudiger Prozeß und von seiten des Volkes ein enthusiastischer: „Vivat König Friedrich!" erschallte es bei der geringsten Aufforderung bis in die Wolken. Und so hat Neippergs Abenteuer und das orthodoxe Weiberparlament diesen traurig umgekehrten Ausgang genommen.

Robinson und Hyndford müssen diese Phänomene mit ansehen; Robinson hat mit der schlimmsten Nachricht von der Welt nach Preßburg zurückzueilen. Die Königin und die Hofräte warteten mit ängstlicher Spannung: „Will Friedrich auf die sanften Bedingungen eingehen und uns mit 100 000 Mann zu Hilfe kommen?" Weit entfernt davon, meine Freunde! „Meine wichtigste Nachricht", schreibt einige Tage früher[2] der russische Gesandte von dort aus, „ist die, daß ein bayrischer Krieg ausgebrochen und der Kurfürst von Bayern in Passau ist. Gott gebe, daß Monsieur Robinson mit seiner Unterhandlung Erfolg hat! Hier sind alle in der größten Unentschlossenheit und völliger Untätigkeit, bis Monsieur Robinson zurückkehrt oder wenigstens Nachricht von sich sendet."

[1] Orlich I. 134; Heldengeschichte II. 228.
[2] „5. August 1741", an wen, wird nicht gemeldet (bei Ranke II. 324 Anm.).

## Viertes Kapitel / Friedrich rückt wieder ins Feld und gedenkt Neiße zu nehmen

Dies Breslauer Abenteuer, das Friedrich eine so wichtige Erwerbung einbrachte, war ferner der Anlaß zur Beendigung dieser Strehlener Untätigkeit und Wiederaufnahme der Operationen im Felde. Am 11. August drängt Neipperg, erbittert über die soeben von Breslau eingetroffene schmerzliche Botschaft, zum Trost plötzlich gegen Schweidnitz vor; Schweidnitz, wo die Preußen Magazine haben, könnte stärker befestigt sein: „Man könnte sich wenigstens der Magazine bemächtigen?" denkt Neipperg in seiner ärgerlichen Laune. Aber auch hier kam ihm Friedrich zuvor, brach mit hinlänglicher Geschwindigkeit westwärts nach Reichenbach auf, das Neippergs Weg nach Schweidnitz sperrt: hierauf — oder vielleicht schon vorher (auf das bloße Gerücht davon, das aber noch nicht wahr war) — rief Neipperg halbwegs auf dem ersten Tagemarsche „Halt!", kehrte klüglich um und eilte über Baumgarten nach seinem festen Lager bei Frankenstein zurück. Seine Hoffnung nach der Schweidnitzer Richtung hin hatte nur wenige Stunden angehalten; sie war bloßem Impuls des Ärgers entsprungen und ließ sich bald als nichtig erkennen; und nun war ihr Sorge um die eigene Sicherheit nachgefolgt. Denn jetzt geht Friedrich wirklich auf drohende Weise gegen ihn vor, kaum hoffend, daß Neipperg sich schlagen werde, wohl aber entschlossen, mit dem neißeschen Geschäft trotz fester Lager und Zögerungen womöglich fertig zu werden[1].

Es war der 16. August, als Friedrich von Strehlen aufbrach; am 21. August bezog er ein Lager bei Reichenbach und manövrierte dann bis zum 7. September um Neipperg herum, der mit Wachsamkeit und Einsicht Gegenmanöver vornahm und sich auf keine Aktion einlassen wollte. Dieser Plänkeleien müde, wendet sich Friedrich am 7. September unmittelbar gegen Neiße, hofft über die Neiße und zwischen die Stadt Neiße und Neipperg zu kommen, ehe dieser da ist. In diesem Falle wäre die Belagerung von Neiße nur durch eine Schlacht zu ver-

[1] Orlich I. 137, 138.

hindern. So hatte Friedrich gehofft; aber Neipperg zeigte sich abermals wachsam.

Und so war Friedrichs Vortrab am 11. September wirklich über die Neiße gegangen, hatte diese an einem Orte namens Woitz überschritten und dort zwei Brücken bereit, als Friedrich am Abend mit der Hauptarmee eintraf, in der Absicht, hinüberzugehen — er war erstaunt, als er Neipperg in der Nähe auf der anderen Seite eine Stellung auf schwierigem Terrain einnehmen sah! Das Gelände war so schwierig: Höhen, Moraste, Gehölze, und so nahe am Fluß, daß der Übergang unmöglich war. Friedrichs Vorhut mußte zurückgerufen werden. Zwei Tage des Wartens, ernster Besichtigung, ohne daß eine Möglichkeit erkennbar wäre. Am dritten Tag marschierte Friedrich, nachdem er in der Nacht seine Brücken hatte abbrechen lassen, den Fluß hinab nach Neiße zu, aber auf dem linken oder nördlichen Ufer des Flusses; ging an der Stadt Neiße (durch den Fluß davon getrennt) vorüber und lagerte sich bei Groß-Neundorf, etwa eine Meile von Neipperg und dem Fluß. Neipperg war gleichen Schrittes mit ihm nach seinem alten Lager marschiert, das hinter Neiße, zwischen Neiße und den Bergen: dort, einen Fluß in der Front, Dämme und sumpfige Überschwemmungen rings um ihn her, von zahlreichen Panduren umgeben, wartete Neipperg ab, was Friedrich von Groß-Neundorf aus unternehmen werde.

Von Groß-Neundorf aus tut Friedrich zwölf Tage lang (13. bis 25. September) weiter nichts als forschen und sich mühen, findet aber nichts als Unmöglichkeit vor sich. Und mittlerweile (man beachte es wohl!) ist Hyndford, der Breslau in der Stille verließ, zum Kriegsschauplatz zurückgekehrt und läßt sich gelegentlich wieder in Friedrichs Lager blicken — in wichtigen geheimnisvollen Geschäften, die ihre Resultate haben werden. Valory ist ebenfalls hier im Lager anwesend, und die zwei Exzellenzen beobachten sich eifersüchtig, beide mit etwas stumpfen Zähnen, da Europa plötzlich einen solchen Ruck erhalten hat, seitdem Friedrich dies sein Neippergsches Problem begann — in dem er doch nach zwölf Tagen nichts als Unmöglichkeiten vor sich sieht.

Am zwölften Tage sammelt sich Friedrich in der Stille zu einem neuen Versuche, marschiert bald nach Mitternacht[1] drei Meilen den Fluß (der, wie sich der Leser erinnert, hier nordwärts fließt) hinab, überschreitet ihn mit allem Zubehör unbehelligt und bezieht ein Lager einige Stunden von dem Fluß entfernt, auf dem rechten Ufer und mit der Front wieder gegen Neiße. Seine Absicht ist, Neipperg im Rücken zu fassen und ihn von Mähren und seinen täglichen Lebensmittelzufuhren abzuschneiden. „Abgeschnitten von täglicher Zufuhr — auch nicht das dickhäutigste Rhinozerus oder der wildeste Löwe kann das aushalten: dies ist ein Kasus für Neipperg, gegen den ihm alle seine Schutzdämme und Schlamm-

[1] 26. September früh 2 Uhr: Orlich I. 144.

gräben nichts nützen werden!" denkt Friedrich. Einige vorläufige Operationen und militärische Maßregeln sind vorher dazu nötig — Oppeln, das die Oder, die Verkehrsstraße in unserem Rücken beherrscht, muß genommen werden, ebenso Schloß Friedland und das Land zwischen Oder und Neißestrom — während diese vorläufigen Dinge verrichtet werden (28. September bis 3. Oktober), drängt Friedrich in eigener Person allmählich, rekognoszierend und mit Kroaten scharmützelnd gegen Neipperg vor; am 3. Oktober sind die vorläufigen Maßregeln durchgeführt, und Neippergs Rücken mag sich in acht nehmen.

Neipperg, der sehr wohl sah, auf was es abgesehen war, hatte bereits seine Schutzdämme und seine ganze unangreifbare Stellung verlassen und sich Friedrich um einige Stunden genähert. Neipperg lagert nun auf den Höhen von Greisau hinter Steinau — dem armen Steinau, das der Leser eines Nachts im vergangenen Frühjahr, als Friedrich und wir in dieser Gegend waren, in Brand sahen. Friedrichs Lager ist etwa eine Meile von dem Neippergschen jenseits Steinau. Ein ziemlich offenes Land, großenteils Stoppelfelder zu dieser Jahreszeit, denke ich mir. Ungefähr halbwegs zwischen diesen zwei Lagern liegt ein hübsches Schloß, Kleinschnellendorf geheißen, gegenwärtig von Neippergs Kroaten besetzt; Prinz Lobkowitz (wenn ich mich recht besinne, aber es ist ohne Bedeutung), ein hoher österreichischer General, zur Zeit in weiter Ferne abwesend, ist der Eigentümer. Friedrich ist mit der Besetzung von Oppeln und den übrigen Vorbereitungen so ziemlich fertig, und er gedenkt unverzüglich vorzugehen. „Halt, um des Himmels willen, Ew. Majestät!" ruft Hyndford, als er eines Tages seiner habhaft wurde (er hatte ihm richtig aufgelauert, denn es ist schwer, Valorys wegen); „warten Sie, warten Sie; ich bin soeben in — in Neippergs Lager gewesen", gestikuliert Hyndford schweigend: „Innerhalb einer Woche soll alles im reinen sein, und kein Tropfen Blut vergossen!" Friedrich antwortet hauptsächlich mit Schweigen, des Inhalts: „St, st!", aber nicht gänzlich verneinend, und wartet wirklich. Wir wollen den flüchtigen Dialog in seiner ursprünglichen verbürgten Gestalt hier beifügen. Das Datum ist: Lager bei Neundorf, 4. Oktober:

„Friedrich (auf dem Wege zu seinem Zelt ungeduldig innehaltend). ‚Milord, de quoi s'agit-il à présent (Was gibt's wieder)?'

„Hyndford. ‚Ich möchte von Ew. Majestät gern einige Sicherheit hinsichtlich der Neutralität Hannovers erhalten, die Sie zu versprechen geruhten.' Alles übrige macht sich, eilt dem schönsten Ausgleich entgegen, wäre nur dies erst geordnet.

Friedrich. ‚Habe ich nicht allen Grund, mit Ihrem Hofe unzufrieden zu sein? Britannische Majestät als König von England und als Kurfürst von Hannover ist etwas Wunderbares! Mylord, wenn Sie sagen, eine Sache sei weiß, so nennt sie Schwichelt, die hannöversche Exzellenz, schwarz, und vice versa. Aber ich will Ihrem Könige nichts zuleide tun, durchaus nichts, sage ich! Folgen Sie mir zur Tafel, das Essen ist bereits kalt geworden — und wir haben mehr als einer Person Anlaß zum Denken gegeben. Schnell!' (und ab) [1]."

[1] Hyndfords Bericht: Neiße, den 4. Oktober 1741.

Dies ist ein seltsamer Vorschlag von seiten Hyndfords; aber Friedrich, der strenge dazu schweigt, versteht ihn sehr wohl, und die Leser werden ihn bald verstehen, wenn sie weiter hören. Aber außerordentliche Dinge sind plötzlich vorgefallen! In diesen drei Wochen seit dem Aufbruch des Lagers von Strehlen haben große strategische, diplomatische Ereignisse stattgefunden: eine wahrhafte Lawine von Ruin, die Österreich hinab zu dem Nadir schleudert — wovon der Leser nun einen schwachen Begriff erhalten soll, da ein vollständiger für ihn oder mich unmöglich ist:

15. August 1741. Robinson erscheint wieder in Preßburg, und köstliche Nachricht bringt er den rückwärts in ihren Stühlen niedergefallenen und mit benommenem Atem starrenden Hofräten. Die von ihnen erwartete Wegnahme von Breslau hat den uns bekannten Ausgang genommen; Friedrich ist gebieterisch entschlossen, strahlend wie blitzender Stahl mitten in diesen trüben Schwachheiten; ohne Abtretung Schlesiens ist kein Frieden von ihm zu erlangen! Und all das ist noch nichts im Vergleich mit Nachrichten, die eben hinter Robinson her aus anderer Gegend eintreffen.

15.—21. August. Eine französische Armee von 40 000 Mann, die besondere Belleislesche Armee, sorgfältig ausgerüstet und instand gesetzt, geht ganz bedächtig bei Fort Louis (einer Inselfestung im Rhein, sechs Meilen unterhalb Straßburg, deren Steine von dem alten Schloß Hagenau stammen) über den Rhein und steht am sechsten Tag vollständig auf deutschem Boden. Diese von Belleisle, sobald er sich zu ihnen verfügen kann, zu befehligenden Truppen sollen dem Kurfürsten von Bayern gehören, Kurbayern soll Oberbefehlshaber über Belleisle und sie sein [1], und sie sind in raschem Marsch begriffen, um sich diesem ehrgeizigen Kurfürsten auf seiner Passauer Expedition anzuschließen und vermutlich um Wien selbst zu überschwemmen.

Und was ist dies, was wir da ferner hören, o Robinson, o Exzellenzen Hyndford, Schwichelt und Konsorten? Daß eine andere französische Armee von gleicher Stärke, unter Maillebois, an denselben Tagen (bei Kaiserswerth, eine Meile unterhalb Düsseldorf) über den Rhein gegangen sei! Bei Kaiserswerth, vorgeblich, um Kurköln (den hageren geistlichen Herrn, Kurbayerns Bruder), ihren vortrefflichen Bundesgenossen, zu laben und zu stärken, falls ihn irgend jemand behelligen sollte. Angeblich für diesen Zweck; in Wirklichkeit aber, um die Seemächte, und insbesondere Georg von England, Mores zu lehren. Sie marschiert gen Osnabrück, diese Mailleboissche Armee, bezieht Quartiere in der Nähe der hannöverschen Grenze — imstande, jeden Augenblick, namentlich wenn die Preußen und der alte Leopold sich ihr anschließen, Hannover zu verschlingen.

Diese Dinge geschahen in diesem Monat August gleich nach jenem stahlschimmernden Auftritt in dem Zelt bei Strehlen, wo Friedrich seinen Hut lüftete mit den Worten: ‚Es ist umsonst, Messieurs!‘ — worauf die Wegnahme von Breslau durch die unrechte Hand folgte. Nie zuvor ist eine solche Sündflut schlimmer Nachrichten über einen Hofrat hereingebrochen. Die armen stolzen Leute haben diese ganzen Monate über starr, hilflos, hochmütig, stupide dagesessen wie stumme Götzen; ‚in stumpfer Verzweiflung‘, wie Robinson einmal sagt, ‚aber ohne die Kraft, desperat zu sein.‘

Allerdings sind die Seemächte nun mattgesetzt. Sie sollen nur den mindesten Versuch zugunsten der Königin wagen! Holland kann von der Osnabrücker Gegend aus binnen Tagesfrist überschwemmt werden. Der kleine Georg hat seine Hannoveraner, seine gedungenen Hessen und Dänen in Hannover, seine Engländer auf der Lexdenheide: er soll nur einen Schritt über die Grenzen tun, und Maillebois und der Alte Dessauer verschlingen ihn. Es ist ein erstaunlicher Streich theatralisch-praktischer Kunst, zum

[1] Fastes de Louis XV II. 264.

Leidwesen des alten Fleury ins Werk gesetzt durch das Genie Belleisles und, wie es heißt, durch das der Madame Châteauroux, dazu angetan, gewissen regierenden Personen auf eine Zeitlang den Atem zu benehmen. Er zeigt an, daß der allgemeine Orkan oder die Weltwindsbraut ausgebrochen ist. Es wird nicht gemeldet, daß der kleine Georg rückwärts in seinen Sessel fiel oder mehr als gewöhnlich mit seinen Fischaugen starrte: aber er sah sehr wohl ein, der glorreiche kleine Herr, daß ihm hier jeder Schatten von Aussicht auf Erfolg durch Schilderhebung genommen sei, daß er bei schrecklicher Strafe stockstill sitzen müsse, und daß, wenn Maria Theresia der Vernichtung entgehen wolle, sie um jeden Preis Frieden mit Friedrich schließen müsse.

Diese hübsche Begebenheit, das Auftreten von 80 000 Franzosen diesseits des Rheins, ereignet sich gerade in den Tagen, da Friedrich und Neipperg wieder miteinander zu ringen angefangen hatten — Neipperg trat eben jenen unbedachten Marsch auf Schweidnitz an und kehrte auf ein Gerücht hin wieder um (15. August), als der erste Haufen Franzosen über den Rhein ging. Friedrich muß einräumen, daß die Franzosen so weit ihre Versprechungen halten. Vor einer Woche oder früher ließen sie, wie es ausbedungen war, die Schweden Krieg gegen Rußland erklären. Am 4. August wird in Stockholm der Krieg erklärt, nachdem die Partei der Hüte nach fürchterlichen Debatten und Anstrengungen über die bloße Kriegserklärung, als ob das das einzige wäre, was nötig sei, die Oberhand über die Partei der Nachtmützen gewonnen hatte. Wir haben diesen Krieg bereits erwähnt und möchten es nicht gern wieder tun. Einer der erbärmlichsten Kriege, der je erklärt oder geführt worden ist; aber für Friedrich nützlich, weil er ihm die Russen zu einer kritischen Zeit vom Leibe hielt und Österreich der Hilfe von dorther beraubte.

Maréchal de Belleisle, in diplomatische und Wahlgeschäfte verwickelt, kann vorderhand den Befehl nicht persönlich übernehmen; hat aber zwei vortreffliche Leutnants — einer ist der Graf von Sachsen, Moritz, unser alter Freund, späterer Maréchal de Saxe. Diese Belleislesche Armee wird für eine der schönsten französischen Armeen gehalten, die je ins Feld zogen: sie schließt so viele vom Adel in sich und alles, was man an besten Offizieren, Ségurs, Saxes, künftigen Marschällen hat. Eine Armee voller Beherztheit und Pracht, die gekommen ist, um Deutschland in vier Teile zu zerlegen und Frankreich endlich in seine Stelle im Universum einzusetzen. Hier ist Mut, hier ist Patriotismus gewisser Art. Und wenn dies nicht die gute Art ist, die göttlich fromme, die menschlich edle — so hält es doch die vornehme Gesellschaft dafür und kann jener nicht näherkommen. Eine neumodische „Armee der Oriflamme" dürfte man diese Belleislesche nennen, eine Art scheinheilige französische Armee (die sich doch völlig im Ernst glaubt) — geführt, nicht von Saint-Denis und der Jungfrau, sondern von dem Sonnengotte Belleisle und der Châteauroux unter diesen traurigen neuen Bedingungen! Und es ging ihr auch nicht wie erwartet.

„Möge das Heilige Römische Reich es ja nicht für ungut nehmen", sagte diese Armee, bemüht zu versöhnen; „wir kommen nur als Freunde, unsere Absichten sind freundnachbarlich und weiter nichts. Der bayrische Vertrag von Nymphenburg verpflichtet uns ausdrücklich diesmal; der Westfälische Vertrag verpflichtet uns heilig zu allen Zeiten. Friedfertig gegen euch, ja brüderlich, wenn ihr nur friedlich sein wollt!" Und das arme Reich, mit Ausnahme Österreichs und der Seemächte, tat sein möglichstes, das zu glauben.

Sobald sie das deutsche Ufer, Elsaß verlassend, erreicht hatten, „steckten alle Offiziere das bayrische blauweiße Feldzeichen auf"[1] — eine bloß „bayrische Armee", seht ihr es nicht? Und die 40 000 bewegen sich stetig vorwärts, durch Schwaben ostwärts, bis sie sich mit Karl Albrecht von Bayern vereinigen können, der tatsächlich oder dem Namen nach Oberbefehlshaber ist. Sie marschieren in sieben Abteilungen. Donauwörth (eine Stadt, die wir aus Marlboroughs Zeiten und früher kannten) soll ihr erster Rastort sein, Ingolstadt ihr Waffenplatz: wollen die Leser diese zwei wesentlichen Umstände im Gedächtnis behalten? Nach Donauwörth ist es 50 Meilen, von da nach Passau 36: fünf oder sechs lange Wochen des Marschierens. Aber von Donauwörth aus sollen sie, die Infanterie nämlich, eingeschifft werden, während die Kavallerie unter Saxe parallel marschiert. Vorwärts, immer vorwärts, nach Passau (eigentlich nach Schärding, dritthalb Meilen das Inntal hinauf, wo Seine bayrische Hoheit lagert); von da aus sollen sie unter Seiner bayrischen Hoheit und im Verein mit ihm wie eine Sündflut über Linz, vermutlich über Wien selbst, das Donautal hinab sich ergießen — warum nicht über Wien selbst, und Österreich mit einem Stoß zugrunde richten[2]?

Die zweite oder Mailleboissche Armee verbreitet sich allmählich weit über Westfalen — es fehlt ihr an Fourage, und sie ist auch sonst keine angenehme Nachbarschaft. Aber theoretisch und den Worten nach ist auch diese äußerst versöhnlich — wenigstens den Holländern gegenüber. „Wir haben es auf nichts in der Welt abgesehen, ihr großmütigen Holländer, wollen bloß auf die friedlichste Weise hier Quartier nehmen, für unsere Bedürfnisse zahlen, und etwaige Unruhen, die hier herum entstehen könnten, niederhalten. Die entstehen könnten — nicht durch euch, ihr großmütigen

[1] Adelung II. 431.

[2] Espagnac, Histoire de Maurice Comte de Saxe (deutsche Übersetzung, Leipzig 1774) I. 83 — ein vortreffliches militärisches Kompendium; Campagnes des Trois Maréchaux (Maillebois, Broglio, Belleisle), Amsterdam 1773, II. 53—56 — in neun handlichen Bändchen (oder mit Einschluß der Feldzüge von Noailles und von Coigny, „Cinq Maréchaux" ausmachend, neunzehn Bändchen im ganzen, und ein zwanzigstes als Register); gänzlich aus amtlichen Berichten und Briefen bestehend (kurz, schnell, für geschäftliche Zwecke, nicht zum Abdruck in den Zeitungen abgefaßt), die über alle Erwartung aufhellend sind und sogar unterhaltend zu lesen sein würden — wäre der Gegenstand selber der Mühe wert.

Hochmögenden, weit entfernt davon! Ebensowenig wollen wir auch nur einen Stein eurer respektablen Barriere oder eures Barrierevertrags, der uns heilig ist, anrühren oder euch einen Schatten von Leid zufügen. Nein, nein, tausendmal, auf Ehre, nein!" Der Kürze halber leihe ich ihnen diese Redensart: „Nein, tausendmal", und in arithmetischer Wirklichkeit ist es in jenen erloschenen diplomatischen Stilübungen der Exzellenz Fénelon und der übrigen Franzosen wohl vier oder fünfhundertmal da, wenn man es mit ermatteter Phantasie während der folgenden zwei Jahre vag zusammenrechnet. Denn die Holländer glaubten lässig, dies Nein des Fénelon oder bemühten sich wenigstens, es zu glauben. Sie nahmen eine halsstarrige, faulenzerische, sitzende Haltung gegenüber der pragmatischen Sanktion an, wodurch die Aufgabe, sie (wie oben angedeutet) „emporzuziehen", die einem gewissen Könige zuteil ward, so berühmt in der diplomatischen Geschichte geworden ist.

Die Phantasie kann sich schwach vorstellen, welch ein Schlag diese Ankunft des Maillebois für Seine britannische Majestät drüben in Herrendorf war! Er hat an Dänen sechstausend, an Hessen sechstausend, an Hannoveranern sechzehntausend — im ganzen nahezu dreißigtausend seit dem Frühjahr hier auf den Beinen gehabt (sie stehen gegenwärtig in zwei gewaltigen Lagern), nicht zu gedenken der 6000 Engländer auf der Lexdenheide, die gar zu gern herüberkommen möchten, wenn das Parlament es nur erlaubte; und nun — er soll nur wagen, sich nach irgendeiner Richtung hin zu rühren. Ein Lager bei Göttin ist wie ein gezogenes Schwert an unserem (an unseres Hannovers) Hals von Osten her, und — sieh da seinen Zwillingsgefährten blinkend von der Südseite! Maillebois kann Hannover binnen Tagesfrist an den Hals kommen. Und das war wirklich der Plan, den Maillebois' Regierung mehr als einmal in diesen Wochen auf das Tapet brachte, hätte Friedrich nicht abgeredet und sich widersetzt. Es ist eine würgende Krisis. Was soll Seine britannische Majestät anfangen? Befehle an Exzellenz Robinson erlassen, daß er s e i n e n Fleiß verdoppele, das ist ein klarer Punkt, die übrigen sind fürchterlich unlösbar und doch drängend nach Lösung: in sechs Wochen (27. September) werden wir sehen, welchen Ausgang sie nehmen! —

Was Robinson anlangt, der ist gebührlichst in Preßburg bei der Königin, beschwört gebührlichst unablässig: „Machen Sie Frieden mit Friedrich!" Und Ihre Majestät will es unter diesen Bedingungen nicht. Der arme Robinson, von zwei Seiten zugleich angetrieben, ist in endloser Erregung, umhergeworfen wie selten ein Diplomat. Der König von Preußen wirft blitzende Blicke auf ihn, indem er den Finger an die Nase legt; Maria Theresia, die weiß, daß er die Abtretung Schlesiens verlangen wird, schaudert bei seinem Anblick, und der Hofrat fällt ihm wie tot in die Arme, murmelnd: „Geld, wo ist euer Geld?"

29. August. Während Friedrich in der Gegend von Baumgarten auf Neipperg losdrängt und ihn nicht zum Schlagen bringen kann, erscheint Exzellenz Robinson abermals in Breslau; Maria Theresia hat nach tödlichen Anstrengungen seinerseits ihre Anerbietungen verbessert, und Robinson ist wieder hier. Halb Schlesien oder fast „das halbe unter der Bedingung, daß Seine Majestät kehrtmache und gegen die Franzosen Hilfe leiste"; so lauten insgeheim Robinsons reiche Anerbietungen. Die Königin hatte beim Einwilligen in diese neuen Anerbietungen „wie in Verzweiflung die Hände gerungen" und leidenschaftlich gesagt: ‚Wenn sie nicht binnen vierzehn Tagen angenommen sind, so halte ich mich als nicht daran gebunden!' Hyndford hält um eine Audienz für Robinson an, seine Anerbietungen seien beträchtlich verbessert. Merkwürdig zu vernehmen, der König will Robinson diesmal gar nicht sehen, noch auch nur erlauben, daß Podewils ihn sehe; sagt geradeheraus, er wolle nichts mehr von seinen Anerbietungen hören, und er (Robinson) möge sich nur, je früher je lieber, von Breslau fortmachen. Mit dieser Botschaft eilt Robinson gekränkt und erstaunt nach Preßburg zurück. ‚Hohe Frau', drängt Robinson, noch immer unermüdlich, ‚des Königs von Preußen Hilfe wäre Leben, seine Feindschaft ist der Tod in dieser Krisis. Es muß mit ihm Frieden um jeden Preis geschlossen werden!' ‚Preis?' antwortet Ihre Majestät einmal, ‚wenn das Haus Österreich einmal unterliegen soll, so ist es gleich, ob das unter den Streichen des Kurfürsten von Bayern oder des Kurfürsten von Brandenburg geschehe[1]!'

Nichtsdestoweniger gibt sie nach Verlauf von ungefähr einer Woche der heftigen Beschwörung und dem immer stärker werdenden Druck der Begebenheiten abermals nach — König Georg mit dem Mailleboisschen Schwert am Halse ist stockstill geworden, erteilt höchstens noch Ratschläge und sinkt, nicht bildlich gesprochen, der absoluten Neutralität zu: ‚Kann Ihnen nicht ferner beistehen, Madame; darf es nicht versuchen, sonst gehe ich zugrunde, mein Hannover und ich!' — So daß Maria Theresia ihre Anerbietungen aufs neue verbessert: ‚Geben Sie ihm ganz Niederschlesien, und er soll auf meine Seite treten!' und Robinson entsendet damit einen eilenden Kurier nach Breslau. Abermals merkwürdig: König Friedrich will nichts davon hören, antwortet mit einem ‚Nein, sage ich euch! Die Zeit war, die Zeit ist vorüber. Ich habe mich nun mit den Franzosen verbündet und soll mich auf diese Weise gegen sie verbünden? Reden Sie mir nicht davon[2]!' — —

Dies ist eine Katastrophe für die zwei britannischen Exzellenzen und die Sache der Freiheit! Robinson ist in Verdruß und Staunen nach Preßburg zurückgeeilt, hat sogar aufgehört, Kuriere zu schicken, und nach Verlauf von etwa drei Wochen (am 9. Oktober, einem auch sonst denkwürdigen Tag) wünscht er „heimzukehren", da alles vorbei sei[3]. Das ist Robinsons düstere Ansicht: vorbei, und das Spiel verloren — es wäre denn, daß Hyndford noch etwas zuwege bringe. Hyndford, der einen derben Scharfsinn besitzt und oft eine scharfe Nase für das Praktische

[1] Stenzel IV. 156.

[2] Friedrich an Hyndford: „Au Camp" (de Neuendorf), „14 septembre" 1741. „Milord, j'ai reçu les nouvelles propositions d'alliance que l'infatigable Robinson vous envoie. Je les trouve aussi chimériques que les précédentes." — „Ces gens sont-ils fols, Milord, de s'imaginer que je commisse la trahison de tourner en leur faveur mes armes, et de" — ? „Je vous prie de ne me plus fatiguer avec des pareilles propositions, et de me croire assez honnête homme pour ne point violer mes engagements. — Fédéric." (Im Britischen Museum: Hyndford Papers, fol. 133.)

[3] Sein Brief, „9. Oktober 1741" (in Lord Mahons History of England, London 1839, III. Anhang S. LII.)

und Praktikable offenbart, schlägt — die Leser werden aus folgenden, hier zum erstenmal gedruckten Korrespondenzbruchstücken für sich selbst entnehmen, welch neuen, in dreifaches Mysterium gehüllten Weg Hyndford eingeschlagen hat. Vier kurze Briefstücke, wohl lesenswert, unter ihren einzelnen Daten:

1. Exzellenz Hyndford an Minister Harrington
(zwei Briefe).

„Breslau, den 2. September 1741" (nach Robinsons zweitem Mißlingen). — — „Mylord, alle diese unerwarteten Hindernisse sind sehr unglücklich in diesem Augenblick, da die Zeit so kostbar ist, denn Frankreich drängt den König von Preußen auf das stärkste, daß er sich erkläre; aber wenn sie sich wahrscheinlich auch über gewisse eventuelle Präliminarien geeinigt haben mögen, so zweifle ich doch noch, daß sie einen förmlichen Vertrag unterzeichnet haben" — haben einen solchen bereits seit drei Monaten (seit dem vergangenen 5. Juni) hinlänglich unterzeichnet; aber er ist von sehr lockerer Natur, und keine Seite gedenkt es mit seiner Einhaltung streng zu nehmen. „Ich wünsche zu Gott, der Wiener Hof möge zur Besinnung gebracht werden, ehe es zu spät ist [1]."

2. „Breslau, den 6. September. — — Ich bin nicht ohne Hoffnung, mit einem Projekt zustande zu kommen, das mir bei dieser Gelegenheit einfiel, und das gewissen Leuten" (vermutlich einem gewissen Goltz, des Königs Adjutant und Faktotum), „die großes Vertrauen bei dem König genießen, sehr einleuchtet, und ich glaube, es ist das einzige, das nun zu versuchen übrigbleibt, und da es das kleinere von zwei Übeln ist, so hoffe ich, daß der König, mein Herr, meinen Versuch damit billigen wird; und wenn der Wiener Hof die Augen auftun will, so muß er einsehen, daß es das einzige sei, das noch übrig ist, ihn vor völliger Vernichtung zu retten" — und, schließlich, hier ist es:

„Seitdem Herr Robinson von hier abgereist ist" — („Je eher Sie sich fortmachen, je lieber!") — „habe ich obbemeldete Leute", die vorhin angedeutete Persönlichkeit, „sondiert: ob der König von Preußen wohl auf eine Neutralität der Königin von Ungarn gegenüber eingehen und zu gleicher Zeit seine Verpflichtungen gegen Seine Majestät bezüglich der Verteidigung von Seiner Majestät deutschem Gebiet erfüllen wolle, falls sie ihm Niederschlesien mit Breslau abtreten würde? Anfangs verwarfen sie es als etwas, das sie sich nicht wagten, vorzuschlagen. Jedoch habe ich aus einem Briefe, den ich heute sah, Grund zu glauben, daß es dem König doch vorgeschlagen worden ist, und daß er dagegen nicht so absolut abgeneigt ist. In einigen Tagen werde ich Näheres wissen; aber wenn es überhaupt zu bewerkstelligen ist, muß es im größten Geheim geschehen, denn weder der König noch seine Minister wollen dabei erscheinen, und ich zweifle, ob sein Minister Podewils davon unterrichtet werden wird [2]."

3. Exzellenz Robinson (in verwirrter Aufregung zeitweiliger Hoffnung wegen Goltz) an Hyndford in Breslau.

„Preßburg, den 8. September (N. S.) 1741. Mylord, ich wünsche, daß Ew. Herrlichkeit nötigenfalls den Geist Ihrer sämtlichen Instruktionen und den Sinn des Königs, des Parlaments und der ganzen britischen Nation zusammenfassen. Von diesem großen Moment hängt das Schicksal nicht des Hauses Österreich, nicht des Deutschen Reichs, sondern des Hauses Braunschweig und ganz Europas ab. Ich glaube wirklich, daß der König von Preußen selber den Umfang der gegenwärtigen Gefahr nicht kennt. Aus welchem Antrieb er immer handeln mag, kein einziger, auch nicht der des wildesten Grolles, könnte ihn in dem Grade blind machen, daß er sich in dem Ruin, den er über andere bringt, selber zugrunde richte. Mit seiner Beihilfe werden

[1] Hyndford Papers (Brit. Mus.: Additional MSS. 11 366) II. fol. 91.
[2] Hyndford Papers, fol. 97, 98.

die Franzosen in weniger als sechs Wochen Herren des Deutschen Reiches sein. Der schwache Kurfürst von Bayern ist weiter nichts als ihr Werkzeug: Prag und Wien mögen, ja, werden vermutlich innerhalb dieser kurzen Frist genommen werden. Wird der König von Preußen selbst bis zuletzt aufgespart bleiben?

Von dieser einzigen Verhandlung" (dem Geschäfte Ew. Herrlichkeit mit dem mysteriösen Individuum) „hängt die cita mors oder die victoria laeta von ganz Europa ab. Nichts wird dem Ruhme Ew. Herrlichkeit in letzterem Falle gleichkommen, nur der, den der König von Preußen durch sofortige Nachahmung des großen Sobieski" — des sogenannten ‚Retters von Wien', o Ew. Exzellenz! — „erringen wird." — — „Prinz Lichtenstein wird, glaube ich, wenn er rechtzeitig genug auf seinen Gütern in Böhmen anzutreffen ist, dazu auserwählt werden, sich in dem Augenblick, da Ew. Herrlichkeit die Präliminarien unterzeichnet haben werden, zu dem König von Preußen zu begeben. Erlauben Sie, Mylord, den abermaligen Ausdruck meiner heißesten Wünsche; meiner" — T. Robinson [1].

4. Exzellenz Hyndford an Minister Harrington.

„Breslau, den 9. September. — — Ich empfing eine Botschaft, mit ihm zusammenzutreffen" — mit ihm, denn wir sprechen nun im Singular, wennschon noch immer ohne Goltz mit Namen zu nennen — „mit einer der in meinem vorigen Bericht erwähnten Personen: an einem unverdächtigen Ort, denn wir sind übereingekommen, jeden Schein von Vertraulichkeit zu vermeiden. Er sagte mir, er habe heute früh einen Brief aus dem Lager empfangen" — der preußischen Majestät Lager oder Biwak (in der gebirgigen Gegend von Münsterberg) auf jenem Marsch nach Woitz, um die Neiße zu überschreiten, was Neipperg aber vereitelte — „und könne mir mit Vergnügen sagen, daß der König in diesen letzten Versuch einwillige, wiewohl er nicht persönlich darin erscheinen wolle noch könne. — — Dann las diese Person mir ein Schriftstück vor; ich konnte aber nicht sehen, ob es des Königs Hand war oder nicht; denn als ich eine Abschrift nehmen wollte, sagte er, er könne mir das Original nicht zeigen, diktierte aber wie folgt:

‚Toute la Basse-Silésie; la rivière de Neisse pour limite, la ville de Neisse à nous, aussi bien que Glatz; de l'autre côté de l'Oder l'ancien limite entre les Duchés de Brieg et d'Oppeln; Namslau à nous. Les affaires de religion in statu quo. Point de dépendance de la Bohême; cession éternelle. En échange nous n'irons pas plus loin. Nous assiégerons Neisse pro forma: le commandant se rendra et sortira. Nous prendrons les quartiers tranquillement, et ils pourront mener leur armée où ils voudront. Que tout cela soit fini en douze jours.' Zu Deutsch:

‚Ganz Niederschlesien mit Einschluß von Neiße sowie von Glatz; die Neiße zur Grenze. Jenseits der Oder die alten Grenzen zwischen den Herzogtümern Brieg und Oppeln. Namslau unser. Religionssachen verbleiben im statu quo. Keine Abhängigkeit' (mittels Lehns- oder sonstigem Verband wie ehemals) ‚von Böhmen; Abtretung von Schlesien für immer. — Wir dagegen werden nicht weiter vorgehen. Wir werden Neiße pro forma belagern; der Kommandant wird sich übergeben und abziehen. Wir werden ruhig die Winterquartiere beziehen, und die österreichische Armee kann sich begeben, wohin sie will. All dies muß innerhalb zwölf Tagen abgemacht sein.' " — Kann Seine Exzellenz Hyndford Wien, kann er den Feldmarschall Neipperg mit Vollmacht von Wien dazu bekommen, dies anzunehmen? Ja oder nein? Exzellenz Hyndford meint ja, will sein möglichstes versuchen!

„Er (Goltz) zerriß das Schriftstück sodann in ganz kleine Stückchen, und er wiederholte abermals: wenn die Sache entdeckt würde, so wären der König und er entschlossen, sie zu leugnen. — — ‚Aber, wie ist es mit den Verpflichtungen in bezug auf das deutsche Gebiet meines Herrn; kein Wort davon erwähnt?' Er antwortete: ‚Sie

[1] Hyndford Papers, fol. 102.

haben nicht das allermindeste von Frankreich zu fürchten'; versicherte des Königs von Preußen hohe Achtung vor Seiner Majestät von England usw. Ich sagte ihm, diese schönen Worte genügten mir nicht und ich erwartete, wenn diese Sache gelingen sollte, eine feste Zusage[1]." Und ungefähr einen Monat später „lauerte er Seiner Majestät auf", um eine zu erhalten — wie die Leser oben sahen.

Der preußische Dryasdust (gegen den man oft unbarmherzig ist!) mag sich an folgenden zwei handschriftlichen Billetts von Goltz, der Breslau auf der Stelle wieder verlassen hatte, erfreuen — und uns werden sie dazu dienen, Hyndfords Ankunft auf dem Kriegsschauplatz und den Anfang seines geheimnisvollen Hin- und Herschleichens zwischen Lager und Lager zu datieren.

Goltz an Exzellenz Hyndford in Breslau
(in geheimstem Vertrauen).

„Au Camp de Neuendorf, 16me septembre,
à 9 heures du soir.

(1.) Milord — Vous savez que je suis porté pour la bonne cause. Sur ce pied je prends la liberté de vous conseiller en ami et serviteur, de venir ici incessamment, et de presser votre voyage de sorte que vous puissiez paraître publiquement lundi" (18.) „vers midi. Vous trouverez 6 chevaux de postes à Olau et à Grottkau tout prêts. Hâtez-vous, Milord, tout ce que vous pourrez au monde. J'ai l'honneur." — Was kurz bedeutet:

„Seien Sie kommenden Montag, den 18., gegen Mittag öffentlich hier in Neundorf." Denn die Dinge sind reif. „Eilen Sie, Mylord, eilen Sie!" —

„Le 18me à 3 heures après-midi.

(2.) Je suis au désespoir, Milord, de votre maladie. Voici le courrier que vous attendiez. Venez le plutôt que vous pourrez au monde; si non, dites au général Marwitz de quoi il s'agit, afin qu'il puisse me le faire savoir. — Le courrier serait arrivé quatre heures plutôt, si nous ne l'avions renvoyé au comte Neuberg *(sic)* à cause de votre maladie. — Goltz[2]." — Will heißen:

„Ew. Herrlichkeit Krankfsein verursacht mir unendlichen Verdruß. Man kann nicht reisen, wenn man die Kolik hat — und die Dinge waren so reif! Der Kurier würde vier Stunden früher bei Ihnen angelangt sein, aber wir mußten ihn erst zu Neipperg zurücksenden. Kommen Sie, o kommen Sie!" — was Hyndford, der nun wieder er selbst ist, sofort tut.

Dies ist das Mysterium, das am 4. Oktober in dem Stadium angelangt war, das oben angedeutet wurde: „Pst! Folgen Sie mir, das Essen wird schon kalt, und man beobachtet uns!" Fünf Tage nach jenem Mittagessen — aber wir müssen das Gepäck, das unentbehrlichste wenigstens, mit uns nehmen!

[1] Hyndford Papers, fol. 115.
[2] Hyndford Papers, fol. 150—152.

# Fünftes Kapitel / Klein-Schnellendorf. Friedrich gewinnt Neiße irgendwie

Während diese kombinierten Mysterien und Kriegsbewegungen in Neiße und Umgebung vor sich gehen, dauern die Weltgeschehnisse in Oberösterreich und anderswo fort. Wir wählen daraus folgende Gipfelpunkte, die in dem Zwielicht der vergessenen Vergangenheit noch am meisten leuchten:

Linz, 14. September. Karl Albrecht, zu dem vor einigen Tagen in Schärding die ersten drei französischen Abteilungen, zusammen 15 000 Mann, gestoßen sind (die übrigen vier Abteilungen sind noch in der Donauwörth-Ingolstädter Gegend mit ihren mannigfaltigen Anordnungen beschäftigt), ist zwölf Meilen vorgerückt (auf Landmärschen, auf der Südseite der Donau, die hier eine Biegung macht) und erscheint heute, den 14. September, vor Linz. Vor der angenehmen Stadt Linz, wo, wie sich der Leser vielleicht erinnert, Herr Johannes Keppler vor langer Zeit, beschäftigt mit der Entdeckung des Weltsystems (der größten je von den Söhnen Adams gemachten oder zu machenden Eroberung), seine arme Camera obscura aufstellte, um mittlerweile sein Leben zu fristen: hier flattert nun Karl Albrechts Fahne im Winde, und gewissermaßen auch die Oriflamme mit einer sehr anderen Sendung. ‚Öffnet die Tore!' fordert Karl Albrecht mit Nachdruck: ‚Laßt mich ein in meine Hauptstadt von Oberösterreich!' Was nicht verweigert werden konnte, denn es waren bloß Stadtsoldaten in dem Ort.

Karl Albrecht saß hier einige Wochen in heiter-siegreicher Haltung; vollzog Akte der Autorität, ließ sich von den Ständen huldigen, schob seine Posten immer weiter die Donau hinab vor — die siegreiche Oriflamme-bayrische Armee mag in diesen Gegenden 40 000 Mann stark sein. Friedrich trieb ihn sehr an, ohne Pause vorzurücken und die Gelegenheit beim Schopf zu ergreifen; entsandte Schmettau (den älteren der zwei Schmettaus, der vielfach mit dergleichen Geschäften betraut wird), ihn anzutreiben; setzte in einer besonderen drängenden Schrift die einschlägigen ‚Gründe' auseinander: aber er wollte nicht und blieb, wo er war.

Wien, voller Schrecken, befestigt sich; die Bürger arbeiten an den Verschanzungen, zum Widerstand entschlossen; die hohen Behörden, das Archiv sogar, der gesamte Hof, Adel und Standespersonen aller Art fliehen: hauptsächlich nach Preßburg, wo die Königin bereits ist. Das Archiv wurde nach Grätz in Sicherheit gebracht; die zwei verwitweten Kaiserinnen (denn es sind deren zwei, Maria Theresias Mutter und Maria Theresias Tante, Kaiser Josephs Witwe) flohen auf verschiedenen Wegen — ich vergesse wohin. Eine erregte, wie vom Schlag gerührte Bevölkerung. Außer den emsigen Schubkarren auf den Wällen rollen nur Fuhrwerke in Wien, die zur Flucht aufladen. General Khevenhüller mit 6000 Mann, der mit schöner wissen-

schaftlicher Geschicklichkeit und mit eiserner Ruhe und Klarheit diesen Befestigungsarbeiten vorsteht, ist die einzige dort befindliche Heeresmacht[1]. Neippergs Armee, unsere einzige in der Welt, ist weit weg, in der Gegend von Woitz und der Stadt und dem Fluß Neiße hin- und hermarschierend und manövrierend — ziemlich sicher, daß sie am Ende geschlagen werde — und es ist hohe Zeit, daß man zu einem Austrag in Schlesien komme, könnte nur Hyndford uns zu einem verhelfen.

Dresden, 19. September (während Exzellenz Hyndford in Breslau sich eben von seiner Kolik erholt), unterzeichnet Kursachsen nach vielem Zaudern den Bündnisvertrag mit Frankreich und Bayern, verführt durch ‚jenes Mähren' und Belleisles Bearbeitungen eines schwachen Gemütes[2]. Sein Heer ist über 20 000 Mann stark, wie man sagt, gut beschaffene und wohlausgerüstete Truppen. Vergangenen Februar sahen wir ihn an russischen, antipreußischen Teilungsanschlägen beteiligt. Im April, als diese plötzlich (beim Anblick des Lagers bei Göttin) erloschen, ging er auf ein Freundesbündnis mit Ihrer ungarischen Majestät ein (Vertrag mit ihr unterzeichnet am 11. April); hielt sich aber nicht daran (der Vertrag ward nicht ratifiziert); ließ seine 20 000 auf eine rätselhafte Art im Feld kampieren — anfangs bei Torgau, neuerdings in der Lausitz, viel näher dem Erzgebirge und der böhmischen Grenze — und unterzeichnet nun wie oben gemeldet; will baldmöglichst marschieren lassen. Er soll vier böhmische Kreise, imaginäre Königreiche Mähren und noch andere Beute bekommen. Belleisle hat diese große Forelle ins Netz gelockt: Belleisle könnte nun die Kaiserwahl nach Wunsch lenken, wenn die Kurfürsten sich nur beeilten; aber sie tun es nicht, und er ist genötigt, beständig anzutreiben.

### ‚Moriamur pro Rege nostro Maria Theresia', in der poetischen, und dann auch in der prosaischen Gestalt.

Preßburg, 21. September. Dies ist das Datum (oder das Hauptdatum, denn es sind deren, wie es sich zeigt, leider zwei!) jenes weltberühmten ‚Moriamur pro Rege nostro Maria Theresia', das jetzt zwei Darstellungen erfordert. Die erste herkömmliche (teilweise mythische) lautet folgendermaßen:

„Die Königin hat sich seit der Krönungsfeier hauptsächlich in Preßburg, wo der ungarische Reichstag sitzt, aufgehalten. Am 11. September" (oder 11. und 21. zusammen) „tritt die schwerbetrübte hohe Frau in einer Szene von theatralischer Wirklichkeit dort auf, die sehr berühmt geworden ist. Ach! Es sind erst drei Monate her, seitdem sie den Königsberg hinangaloppierte und herausfordernd vier Streiche mit blankem Schwert gegen die vier Himmelsgegenden ausführte; und schon ist es so weit gekommen! Die ungarischen Stände tagen in hoher Sitzung, die hohe Königin tritt herein, hold und traurig — und unter ihren Ministern bemerkt man eine Amme mit einem jungen Erzherzog auf dem Arme, einem schönen gedeihlichen Knäblein von sechs Monaten, vielleicht zu klug für sein Alter, das später einmal Kaiser Joseph II. wurde.

Von der ungarischen Sitzung habe ich keine Kunde, der Versammlungssaal, die magyarische Parlamentsberedsamkeit sind mir unbekannt; auch ist kaum irgendein Punkt anschaulich genau und sicher, außer diesen" (leider sind es nicht einmal diese): „Daß es am 11. September gewesen sei; daß Ihre Majestät, als sie hervortrat, um zu sprechen, das Kind auf ihre Arme nahm und so mit heller und klangreich durchdringender Stimme, Schmerz und Mut auf ihrem edlen Angesicht, schön wie der aus regenschweren Sturmwolken hervorbrechende Mond, eine kurze (in dem ungarischen Archiv noch vor-

[1] (Anonym) Histoire de la Dernière Guerre de Bohême (Frankfurt 1745 bis 1747) I. 190. Ein lebhaftes kurzgefaßtes Büchlein, vag, nicht falsch; es läßt sich noch immer lesen, wenn auch nicht jetzt, wie damals, mit völligem Verständnis für den unvorbereiteten Leser. Es wird Mauvillon Père zugeschrieben, wiewohl es keiner seiner Schriften gleicht, soweit ich diese kenne.

[2] Adelung II. 469, 304, 503.

handene) lateinische Anrede etwa folgenden Inhalts hielt: — — ‚Feindlicher Einfall in Österreich; schwebende Gefahr dieses Königreichs Ungarn, unserer Person, unserer Kinder, unserer Krone. Von allen verlassen — ab omnibus derelicti' (sogar die britannische Majestät steht stockstill — tadelnswert, denkt man, da die zwei Schwerter nur an seinem Halse und weit weg sind! —) ‚flüchte ich zu euch und rufe die altangestammte Tugend der Ungarn an, sich ohne Zögerung zu erheben und mich zu retten!' Darauf springen die versammelten Ungarn, in ihren wilden magyarischen Herzen aufs tiefste gerührt, mit feurigem Zuruf auf, schwingen ihre blanken Säbel und rufen einstimmig mit leidenschaftlichem Tenor: ‚Moriamur (lasset uns sterben) für unsern König Maria Theresia [1]!' Und es waren keine leeren Worte. Es ward noch in derselben Sitzung ‚die Insurrektion' dekretiert, (das, was die Magyaren ihre ‚Insurrektion' nennen, ist keineswegs revolutionär), viele vom Adel, an ihrer Spitze der alte Palfy selber, obschon ein Siebziger, zogen auf eigene Kosten ins Feld; und der Lärm der ungarischen Insurrektion breitete sich wie eine Stimme der Hoffnung über alle pragmatischen Lande aus." —

Eine gar schöne heroische Szene, die mehr als ein Jahrhundert lang Umlauf in der Welt gehabt und siegreich alle Gemüter eingenommen hat, und die erst in neuerer Zeit als mythisch erkannt worden ist — als nicht wahr, wenn man sie nicht herabstimmt zu folgendem kargen, prosaischen Ton:

Preßburg, 21. September. Maria Theresia hat seit jener schönen Krönungsszene, 25. Juni, eine gemischte Zeit mit ihrem ungarischen Reichstag gehabt: ein ritterliches Volk, sehr selbstbewußt ritterlich, aber auch ein konstitutionelles, das sehr steif auf seine Verfassung (Pacta Conventa, oder was immer ihr Name ist) hält, viel über Privilegien und Steuern streitet und schwerlich lange bei günstiger Stimmung zu erhalten ist. Vor zehn Tagen (11. September) versuchte Ihre Majestät einen neuen Weg mit ihnen; ließ die Stände zu sich in das königliche Schloß kommen; appellierte an ihren Edelmut: ‚Ihr seid meine einzigen Bundesgenossen in der Welt' (und andere schöne Dinge, die, wie oben gesagt, noch authentisch in den Archiven zu lesen sind) — so sprach die schöne junge Königin, und ihre Augen füllten sich während dem Reden mit Tränen, durch die doch ein edles Feuer hindurchschimmerte. Das erweichte die ungarischen Herzen und brachte viel Zuruf hervor, einige vergossen sogar Tränen, und es wurden Stimmen laut, die ‚Gut und Blut für Ew. Majestät!' riefen. In dieser Stimmung kehrten die Stände in das Landhaus zurück und beschlossen ‚die Insurrektion' — oder das allgemeine Aufgebot Ungarns, jede Gespannschaft, jeder Landesteil stellt das auf ihn entfallende Kontingent — mit aller Eile, Ihrer Majestät stillschweigendem Wunsche entsprechend. Beschlossen wurde dies mit aller Eile; aber bei den Details der Ausführung kam es doch wieder zum Handeln und Feilschen. Doch von dem Tage an wurden die Sachen entschieden besser; die Pacta Conventa, oder was davon noch rückständig war, wurden ins reine gebracht — da dem die gute Königin in vielen Stücken nachgab. So daß Großherzog Franz vom 20. September zum Mitregenten erwählt wurde — er komme ungesäumt von Wien herüber zur Einsetzung — und man hofft, die Insurrektion werde gut vorwärtsgehen und nicht über den Einzelheiten ins Stocken geraten.

Am anderen Tage jedenfalls, 21. September, ist Herzog Franz, der noch gestern nacht ankam — und das Söhnlein mit ihm oder mit seinem Gefolge (zur großen Freude von Mama!) — „um 8 Uhr morgens" im Audienzsaal des königlichen Schlosses, bereit, die Stände zu empfangen und den feierlichen Eid als neuerwählter Mitregent abzulegen. Großherzog Franz, Mama an seiner Seite, dazu die geeigneten Beamten und mehr nach hinten die Amme mit dem Kinde, nicht so sichtbar, bis man

[1] Maria Theresias Leben (das hypothetisch spricht) IV. 44; Coxe III. 270 (der seiner Sache gewiß ist, „nachdem er die Urkunden untersucht hat").

sie nötig hat. Die Stände treten Schlag acht ein, und die Feierlichkeit geht vor sich. — Auf der Höhe der Feierlichkeit, als Herzog Franz, dessen Stimmung in diesen Bedrängnissen und Gefahren sich zu einem gewissen heroischen Schwung erhoben, eben seinen Eid geschworen hat und im Begriff ist, ein paar angemessene Worte zu sprechen — tritt die Amme, ohne Zweifel auf erhaltenes Zeichen, hervor und hebt den kleinen Prinzen (wohl ein hübscher lebendiger Junge — „er wog sechzehn Pfund, als er auf die Welt kam") in die Höhe, gleich als ob auch das Kind, das schöne gemeinschaftliche Produkt der beiden Regenten, gemeinschaftlich schwöre und anrufe. Was jedes Herz rühren mußte. ‚Leben und Blut (vitam et sanguinem) für die Königin und das Reich!' ruft der Großherzog unter anderem aus. ‚Ja, vitam et sanguinem!' wiederholen die Stände, ‚unser Blut und unser Leben!' vielstimmig, aber und abermals — und kehrten nach ihrem Landhaus zurück, wieder einmal in einer schönen Stimmung loyaler Gehobenheit.

Und das, o Leser, ist die nackte Wahrheit, nicht mehr und nicht weniger. Irgendein Wiener Pamphletist von theatralischer Phantasie gab ein oder zwei Jahre nachher der Sache — da er sie dazu tauglich fand und indem er verschiedene Daten und Gegenstände, Zeit und Raum kühn vernichtend, in eins zusammenknetete und ein wenig Schminke hinzufügte — jene reizende mythische Gestalt. Von ihm nahm sie Voltaire mit Verbesserungen, namentlich in der kurzen Anrede, an, und von Voltaire dankbar die übrige Welt [1]. Auf das Praktische zurückgeführt, stellt es sich heraus wie oben — und ist auch so nicht übel. Das „Hereinbringen des Kindes" war ein hübscher Zug der bürgerlich-königlichen Art — war sicherlich ganz natürlich und hatte nichts „Künstliches" an sich oder nichts, das seitens der lichten jungen Mutter — nun von solch tragischen Aussichten umgeben und so froh, wenigstens das Kindlein und mit ihm Papa wieder bei sich zu haben! — zu tadeln und nicht vielmehr zu loben wäre. Es ist gewiß, die „Insurrektion" wurde mit Begeisterung beschlossen und ward sogar rasch zur Tatsache. Und binnen weniger Monate war eine zahlreiche Macht ungarischer Reiterei auf den Beinen, die fleißig durch all diese Kriege galoppierte und plünderte (da sie fast keine Löhnung hatte und scharmützelte und focht. Husaren, Kroaten, Panduren, Tolpatschen, Warasdiner, Uskoken, nie zuvor im Kriege genannte Völker: deren Anblick, sei es in der Phantasie der Menschen oder in Wirklichkeit einst schreckenerregend war, obwohl sie regelmäßigen Truppen gegenüber so gut wie keinen Kampfwert hatten, und die allmählich in der militärischen Welt mehr gehaßt als gefürchtet wurden.

H a n n o v e r, 27. S e p t e m b e r. Die britannische Majestät in jener schrecklichen Klemme hat endlich nachgegeben, hat einen Neutralitätsvertrag für Hannover abgeschlossen und ist die Verpflichtung eingegangen, daß man sein mächtiges pragmatisches Schwert wieder einstecke, diesen französisch-bayrischen antiösterreichischen Unternehmungen vollkommen ruhig und beschaulich zusehe und seinen Ärger verdaue, so gut man kann. Welch eine Stellung für unseren Paladin der Pragmatischen! Dies ist der erste von drei Versuchen unseres mächtigen kleinen Paladins, das Schwert zu ziehen — erst beim drittenmal konnte er sein Schwert herausbekommen oder ein wenig Fechten (auch nur törichtes Fechten) mit den 40 000, die er seit Jahren in Sold stehen und für Hilfsgelder gedungen hatte, ins Werk setzen. Die Neutralität galt nur für Hannover, und es war nichts Bestimmtes über ihre Dauer festgesetzt. Es kamen allerdings Gelegenheiten; aber immer kam zu gleicher Zeit irgendein Hindernis — hauptsächlich die Unmöglichkeit, jene faulen Holländer auf die Beine zu

[1] Voltaire, Siècle de Louis XV, c. 6 (Oeuvres XXVIII. 78); Coxe, House of Austria III. 270 und unzählige andere (die diese Mythe haben). M a r i a T h e r e s i a s L e b e n S. 44 Anm. (das die Wiener Pamphletisten anführt, ohne ihnen viel Glauben beizumessen); Mailath, G e s c h i c h t e d e s Ö s t e r r e i c h i s c h e n K a i s e r s t a a t e s (Hamburg 1850) V. 11—13 (der der Fabel ein Ende macht).

bringen — und man mußte die edle Wut bezähmen. Seine Majestät hat versprochen, bei der Kaiserwahl für Karl Albrecht zu stimmen, sogar er, und will die Wahl einstimmig machen! Eine völlig schachmatte Majestät. Auf dem Heimweg nach England in düsterer Stimmung, kurz nach diesen Demütigungen, fuhr er eben aus Osnabrück zum östlichen Tor hinaus, als Maillebois' Soldaten durch das westliche hereinmarschierten — ihre garstigen Schuhe klangen beschimpfend hinter seinen Fersen her. Und ein wütendes Anti-Walpolisches Parlament, das verstörteste aller Nationalpalaver, wartet seiner in Sankt James. Der schwerbeladene kleine Herkules!

Karl Albrecht saß noch einen Monat in Linz (bis zum 24. Oktober, sechs Wochen im ganzen), innehaltend in Ungewißheiten, in einem angenehmen Traume von Sieg und Herrschaft, und überfiel Wien nicht, wozu Friedrich ihn drängend angetrieben hatte, um die Sache bei der Wurzel zu fassen. Einige Truppen, den Grafen von Sachsen mit drei Reiterregimentern als Vorhut, läßt er näher und näher gegen Wien vorrücken, zuletzt bis acht Meilen, ja, reitende Streifpartien kamen bis fünf Meilen an die Stadt heran. Und man scharmützelte mit Menzel, einem blutgierigen Menschen, von dem wir mehr hören werden, der „1000 Tolpatschen" unter sich hatte und sich heftig zu wehren wußte.

Karl Albrecht hatte von Linz aus oberherrliche Erlasse umhergeschickt: Briefe nach Wien — einen Brief, „adressiert an die Erzherzogin Maria Theresia", der uneröffnet zurückkam, „keine solche Person hier bekannt". Am 2. Oktober nimmt er in Linz die bereits früher ausgeschriebene Huldigung der oberösterreichischen Stände an, von denen sich viele mit anscheinend hinlänglicher Bereitwilligkeit einfanden. Kurbayern, sagen einige, sei von den Oberösterreichern gern gesehen. Und da gibt es nun schöne Feierlichkeiten, festliche Umzüge und einen angenehmen Traum von Souveränität für Karl Albrecht in Linz: aber wenn er Wien nicht überfällt, ehe Khevenhüller es befestigt hat? Khevenhüller zieht Truppen aus Italien an sich und bringt allmählich ein kleines Heer zusammen. In Khevenhüllers unerschütterlichem Kopf, einem der klarsten und festesten, ist einige Hoffnung. Besonders, wenn Neippergs Armee freie Hand bekäme und nach diesen Gegenden losgelassen würde!

## Exzellenz Hyndford bringt eine Zusammenkunft in Klein-Schnellendorf zustande (9. Oktober 1741).

Es war der zweite Tag nach der Huldigung in Linz, als Hyndford (4. Oktober) Seiner preußischen Majestät mit mysteriösen, nun fast reifen Unterhandlungen in den Weg trat, die Neipperg aus seiner gefährlichen Lage befreien sollten. Wie wir sahen, wurde ihm geantwortet: „Pst, pst! das Essen ist schon kalt!"

Man muß gestehen, diese auf einen ausdrücklichen französisch-preußischen Vertrag vom 5. Juni folgenden Friedrich-Hyndfordschen Unterhandlungen, die jetzt und später so tief geheim geführt werden müssen, sind von bedenklicher, peinlicher Natur; selbst die Tatsache, daß auch auf

französischer, ja, sogar auf österreichischer Seite und schließlich auf seiten aller Beteiligten ähnliche Verhandlungen im Gange sind, kann dem gradsinnigen Leser keinen vollständigen Trost gewähren — weit davon entfernt. Smelfungus nennt es entrüstet etwas Unsittliches und Ehrloses, „ein Spiel mit falschen Würfeln" — und das war es allerdings großenteils. Friedrich, der viele Entlastungsgründe für sich anzuführen hat, kann doch keinen ausgesprochenen Freispruch erhalten; ein unausgesprochener, von Bedauern und Mitleid begleiteter ist alles, was selbst Friedrich verlangen kann. Ich selbst habe den Eindruck, daß Smelfungus, wenn er aufrichtig sein will, nach näherer Information und Erwägung viel von dem, was er hier zum Tadel Friedrichs sagt, widerrufen haben würde. Auf die Frage: Wo ist denn der spezifische, nicht „bigotte" Mangel an „Wahrhaftigkeit", den du je in Friedrich gefunden hast? und wie, auf andere Weise, als Friedrich es tat, würdest du, allerwahrhaftigster Smelfungus, dein Schlesien aus einem solchen Element und solcher Zeit herausgeholt haben? — auf diese Frage würde ihm jedenfalls die Antwort schwer werden. Ich gebe, mit diesen Deduktionen, sein Fragment, wie ich es vorfinde:

„Welch Unterhandeln haben wir nicht gehabt und werden wir nicht haben", ruft Smelfungus, mein trauriger Vorgänger, aus — „das nicht besser wegbliebe aus einer Historie, die von menschlichen Wesen gelesen sein will! Feilschen, Versprechen, Nichterfüllen. Falsch in der Regel wie Würfelschwüre, falsch auf der einen und der anderen Seite, vom Anfang bis zum Ende. Aufgefangene Briefe von Fleury, Valorys Westentasche entschlüpfter Brief, auf den Friedrich den Fuß setzt: wir sind leider mitten in einer Welt von dergleichen. Friedrich weiß, daß die Franzosen gegen ihn falsch sind; er gedenkt keineswegs romantisch treu gegen sie zu sein, und auch sie wissen das. Was nützt menschlichen Wesen die Meldung von all dem melancholischen Kram? Wenn fürstliche Personen ihr diplomatisches Wirken nicht in die Kehrichtgrube gefegt haben wollen, so müssen sie zwei Bedingungen annehmen, namentlich eine, die unabänderlich ist: erstens, daß es keine Lügen sein dürfen — zweitens, daß es Sachen von einiger Wichtigkeit, einiger Weisheit sein müssen, was bei bewußten Lügen keine mögliche Bedingung ist. Spinnweben entwirren und mit Seelenverdruß die Eide gekrönter Würfelspieler mühsam datieren und sondern — was kann das Göttern oder Menschen nützen? Nachdem du deine Gurke schönstens feingeschnitten und zubereitet hast, ist die nächste klare menschliche Pflicht, daß du sie zum Fenster hinauswirfst. In jener faulen lappländischen Hexenwelt schmorender Diplomatenkünste und monströser bezopfter Lügen, verrucht und dumm zugleich, finde ich nichts bemerkenswert, selbst in einem geringen Grade denkwürdig, als diesen Anblick eines jungen Königs, der weiß, was er will. Klar wie ein Stern, scharf wie schneidender Stahl (sehr gefährlich für mit Gas gefüllte Ballons) steht er mitten darin und gedenkt, mit den gerade anwendbaren Methoden das Seine daraus zu erzwingen.

Hochherzig gegen seine Verbündeten und Nachbarn oder auch nur bigott-wahrhaftig kann ich Friedrich in diesem Handel auf keinen Fall nennen: aber er versteht völlig, er allein, welches gerechte Ding er daraus haben will, und welch ein enormes bezopftes Lügentum es ist, mit dem er es zu tun hat. Im übrigen sitzt er am Spieltisch mit diesen Gaunern; ihre Würfel sind sämtlich alle falsch — er weiß es und sollte Nutzen aus diesem Wissen ziehen; sollte seinen Einsatz aus dem faulen Gemengsel herausgewinnen und heil nach Hause gehen, wenn er kann."

Nun gut, mein Freund! Halten wir uns abseits von dem diplomatischen Hexenkessel; mögen Hyndford, Valory und Konsorten ihm vorstehen und ihr Molchsaug' und Unkenzehe je nach Gelegenheit hineinwerfen. Genug, wenn der Leser eine Vorstellung davon erhalten und gesehen hat, wie der junge König — der vielleicht als einziger in dem faulen Element etwas Wirkliches zu schaffen hatte und sich nicht wie die übrigen freiwillig hineinbegab, obschon es ihn jetzt unerwarteterweise wie ein Weltwirbelwind umgibt (fürchterlich genug, spräche man davon) — mit seiner ganzen Seele danach strebt, wieder gut herauszugelangen. Als im hohen Grade gewandt kennen ihn bereits alle Leser. Seine Erscheinung ist das, was wir sternenartig nannten — es ist allezeit etwas Bestimmtes, Festes und Helles darin.

Er hält sich gegenwärtig geschickt von Hyndford fern, Valory ist sein bevorzugter Gefährte: wir können uns denken, was er für eine Zeit hat, wie ein Polygamist unter eifersüchtigen Weibern. Er bemerkt, daß es Hyndford in diesem letzten Stadium nur anfeuert, wenn man ihn hübsch allein läßt. Also konnte Hyndford, wie wir sahen, den König niemals zu sprechen bekommen; mußte allerlei probieren, abwarten, dem König nachstellen, um, wenn es unerläßlich ist, ein flüchtige Unterredung zu erhaschen. Hyndford aber, mit seinem Neipperg im Angesicht der Gefahr, kommt besser zurecht als Robinson mit seinem Hofrat in der Ferne: außerdem ist er ein schlauer, hartnäckiger Mensch von einer mürrischen, gefräßigen Stärke, nicht ohne Geschicklichkeit im Unterhandeln und nicht leicht von einem Vorhaben abwendig zu machen.

Zwischen den beiden Lagern, beinahe in der Mitte, liegt ein Dorf, das Klein-Schnellendorf heißt, zur Unterscheidung von dem eine kleine Stunde nordwestwärts von der geraden Linie abliegenden Groß-Schnellendorf. Nicht weit von dem erstgenannten dieser armen Dörfer liegt ein Schloß, gleichfalls Klein-Schnellendorf geheißen, einem gewissen Grafen Starhemberg gehörend, der gegenwärtig abwesend ist, dessen Dienerschaft sich aber da befindet und, sie beherrschend, seit ein paar Tagen eine Rotte Kroaten: ein angenehmer luftiger Sitz in sicherer abgeschiedener Lage. Auf dies Klein-Schnellendorfer Schloß hat der verständige Hyndford sein Augenmerk gerichtet — und Neipperg, der nun bereit ist, billigt Hyndfords Idee und setzt sie schnell im rechten Augenblick in die Wirklichkeit um. Nämlich er verhaftet eines Morgens (es war die letzte Handlung seiner dortigen Kroaten, die sich mit ihrem Haufen Gefangenen unverzüglich hinwegbegaben) jede lebendige Seele in dem Schloß und der Umgebung — „des Verrats verdächtig", aber nur auf einen Tag — und hat es auf diese Weise zur gemächlichen möblierten Einsamkeit eines Schlosses der schlafenden Jungfrauen gemacht, einem Ort, wo hohe Personen eine Zusammenkunft halten können, die geheim wie das Grab sein soll. Etwas der Art war unerläßlich, denn Friedrich, der dem Hyndford

auswich, da er jeden seiner Schritte von Valory bewacht wußte, hat durch Worte, durch stillschweigende Winke, wenn Hyndford ihn auf einen Moment erlauern konnte, hinlänglich zu verstehen gegeben, was er will und was er nicht will: und eine unerläßliche Bedingung, die er in dem gegenwärtigen so kitzlichen Abenteuer stellt, ist die, daß er nichts unterschreiben will. Er will Ehrenwort geben und annehmen und sich damit vollkommen binden, aber durchaus nichts schwarz auf weiß hergeben. Da Neipperg ebenfalls bereit ist, so findet der verständige Hyndford einen Ausweg. Beide Teile sollen in Klein-Schnellendorf zusammenkommen, und der verständige Hyndford will mit Schreibzeug zugegen sein.

Am Montag, dem 9. Oktober 1741, soll demgemäß die Zusammenkunft stattfinden. Hyndford und Neipperg mit seinem General Lentulus (einem schweizerisch-österreichischen General, dessen Sohn später unter Friedrich diente) warten auf Friedrich — „um ein Kartell wegen Austausch der Gefangenen abzuschließen", lautet das Vorgeben — in diesen Räumen von Klein-Schnellendorf, die stille und leer, jedoch behaglich ausgestattet sind wie ein Schloß der schlafenden Jungfrauen. Und von der anderen Seite reitet Friedrich wirklich dieses Weges mit Goltz — besucht die Vorposten, rekognosziert, sozusagen. „Speisen Sie mit dem Prinzen Leopold (dem jungen Dessauer), mein wackerer Valory; ich befürchte, ich werde zu Mittag nicht zu Hause sein!" hatte er beim Wegreiten seinem wackeren, nichtsahnenden Valory gesagt, ihn so hintergehend. In angemessener Entfernung von Klein-Schnellendorf wird sogar der Reitknecht zurückgelassen; und Friedrich, nur von Goltz begleitet, reitet voran zum Schlosse. Dort ist alles in Bereitschaft; nach kurzer Begrüßung geht man an das Geschäft, macht es fertig — und Hyndford mit Feder und Tinte in der Hand verfaßt als Protokoll oder kurzen Inbegriff dessen, was man auf gegenseitiges Ehrenwort verabredet hat, kurz und bündig dies eine Mal, ein Schriftstück, das nachher einigen Ruf erlangt hat. Wir lassen es hier abgekürzt folgen; obschon klar, ist es sehr langweilig!

Klein-Schnellendorf, 9. Oktober 1741. Die britannische Exzellenz Hyndford bezeugt, daß hier und jetzt Se. Majestät von Preußen und Neipperg im Namen Ihrer ungarischen Majestät feierlich, wenn auch nur mündlich, die folgenden vier Dinge festsetzen:

„Erstens, daß General Neipperg am 16. dieses (heute über acht Tage) frei nach dem Gebirge gegen Mähren abziehen soll; unbehelligt oder mit bloßen Scheinangriffen in seinem Rücken. Zweitens, daß infolgedessen Neiße mittels einer Scheinbelagerung am fünfzehnten Tage Seiner preußischen Majestät überliefert werde. Drittens, daß ein Friede abgeschlossen werden solle, ja, in einem gewissen Sinne hiermit beschlossen ist, nach dem Seine Majestät Neiße und Niederschlesien" (mit den uns bekannten Grenzen — von Glatz wird nichts gesagt) „behält, und daß zu dem Ende ein endgültiger Vertrag noch vor Ende des Jahres zustande gebracht werden soll. Viertens, daß diese Scheinfeindseligkeiten, aber nur solche, fortdauern sollen, und daß Se. Majestät während der Winterquartiere in Böhmen

und der" (zur Genugtuung der Franzosen) „fortzuführenden Scheinfeindseligkeiten auf eigene Kosten leben und keinen Schaden anrichten soll[1]."

Auf diese vier Dinge verpflichten sie ihr Ehrenwort, und Hyndford unterzeichnet und gibt jedem eine Abschrift. Ungeschrieben wird ein fünftes Ding festgesetzt: daß gegenwärtiges Übereinkommen und alles, was damit zusammenhängt, im tiefsten geheimgehalten werden müsse — und Seine Majestät erklärt ausdrücklich, daß, wenn auch nur das mindeste Wörtlein davon verlaute, er berechtigt sei, es abzuleugnen und jeder Verpflichtung entbunden sei. Auch darein willigt man.

Hier ist ein hübsches Stück Arbeit für uns und unsere Verbündeten vollbracht, während Valory ruhig mit dem Prinzen von Dessau speist! Der König verweilte ungefähr zwei Stunden, war außerordentlich höflich und sogar offen und mitteilsam. „Ein sehr feuriger junger König", meint Neipperg, indem er darüber berichtet; „er verträgt keinen Widerspruch; aber es ist viel von ihm zu erhalten, wenn man ihm auf seine Art schmeichelt und in seinen Geist einzugehen weiß. Er verhehlte seine mit Frankreich, Bayern, Sachsen eingegangenen Verbindungen nicht; würde aber wirklich, soweit ich, Neipperg, urteilen kann, Freundschaft mit Österreich zu den gegebenen Bedingungen vorziehen und scheint einen inneren Groll gegen Sachsen zu hegen und keine Gunst für die Franzosen und ihre Pläne[2]."

„Nach vollendetem Geschäft" (dies ist Hyndfords Bericht) „nahm der König, der die Höflichkeit selber war, Neipperg auf die Seite und winkte Hyndford herbei, ‚ich wünsche, daß auch Sie, Mylord, jedes Wort hören — Seine britannische Majestät weiß oder sollten wissen, daß meine Absichten niemals darauf ausgingen, ihm zu schaden, sondern bloß für mich selbst Sorge zu tragen; und bitte melden Sie ihm' (was eine Tatsache ist), ‚daß ich meiner Armee in Brandenburg befohlen habe, Winterquartiere zu beziehen und das Lager bei Göttin abzubrechen.' Friedrich plaudert mit Neipperg darüber, wie er die Franzosen mit Vorteil angreifen könne: ‚Vereinigen Sie sich mit Lobkowitz und der Macht, die er in Böhmen hat; gehen Sie Ihren Feinden zu Leibe, ehe diese eine Vereinigung dort bewerkstelligen können. Wenn die Königin Erfolg hat, würde ich — dürfte ich mich vielleicht dazu bestimmen lassen, allmählich auf ihre Seite zu treten. Mißlingt es Ihrer Majestät — nun denn, jeder muß für sich selber sorgen.'" Diesen Worten hörte Hyndford mit gieriger, fester Miene zu und schrieb sie hastig nieder[3].

Hier ist abermals ein (unter den gegebenen Umständen uns vielleicht unvorsichtig gewährter) Einblick in den inneren Menschen Friedrichs. Er hatte zu dieser Zeit, nun da beim Belleisleschen Abenteuer die Flügel beschnitten sind, keine wesentliche Ursache, den Franzosen den Untergang zu wünschen — und vermutlich tat er es auch nicht, sondern erwog bloß,

[1] Mitgeteilt in Heldengeschichte I. 1009 usw.
[2] Orlich I. 149 (in gedrängtem Auszug).
[3] Hyndfords Bericht: Breslau, den 14. Oktober 1741.

gleichsam wie in unbewachtem Selbstgespräch, die beiden Fälle und war nicht ungeneigt, Neipperg einen süßen Bissen zum Wiederkauen zurückzulassen. Man verabredet eine geheime Vermittelung des Briefwechsels mit dem österreichischen Hofe, nicht auf direktem Weg, sondern durch gewisse Kommandeure, bis der Friedensvertrag zustande gekommen sei — spätestens „bis zum 24. Dezember", hofft man. Und somit, „Bon voyage, und kommen Sie glücklich über die Berge, Monsieur le Maréchal; auf Wiedersehen! Und Sie, Exzellenz Hyndford, haben Sie die Güte und schreiben Sie mir — zu Valorys Behuf — einen Klagebrief, daß ich taub gegen alle Vorschläge und daß nichts von mir zu erlangen sei. Und schreiben Sie auch andere Briefe gleichen Inhalts überall hin, nach Preßburg, nach England, nach Dresden — sollten die Kuriere aufgefangen werden, so kann es nichts schaden. ‚Ihren Brief an mich soll mir ein Trompeter überbringen, während ich bei der Tafel bin' und Valory neben mir sitzt!" — „Gewiß, Ew. Majestät", antwortet Hyndford und tut es, tut dies alles; was eine beruhigende Wirkung auf Valory, den guten Mann, hervorbringt!

### Friedrich nimmt Neiße durch Scheinbelagerung (die Einnahme ist kein Schein), läßt sich in Breslau huldigen und kehrt nach Berlin zurück.

Somit, wenn die Österreicher ihr Übereinkommen halten, hat Friedrich auf kürzeste Weise ein Geschäft abgemacht, das ins Unendliche zu gehen drohte: auf diesem kurzen Seitenweg ist er aus dem wüsten, unheimlichen Gebüsch des verzauberten Waldes völlig heraus und sein Fuß wieder auf fester freier Erde. Wenn nur die Österreicher ihr Übereinkommen halten! Aber er bezweifelt es wohl. Nun, selbst in diesem Falle hat er Neiße im Besitz, steht vorbereitet da, es noch einmal mit ihnen aufzunehmen; und mittlerweile steht es ihm frei, abzuleugnen, daß jemals ein solches Übereinkommen stattgefunden habe.

Was soll man aber von der politischen Sittlichkeit dieses lockeren Spieles sagen? Was anders, als daß die Würfel auf beiden Seiten gefälscht waren, daß sich endlos darüber disputieren läßt, daß ein unbefangenes Urteil zu entscheiden hat, welcher Grad von Verstand (der allezeit im wesentlichen Wahrhaftigkeit ist) und welcher von Dummheit (die allezeit Unwahrheit ist) in Friedrich und den anderen war; ob und inwiefern ein besserer Weg für Friedrich unter den gegebenen Umständen offenstand — und endlich wird man einräumen müssen, daß man nicht mit Pech zu tun haben und dabei die Hände augenscheinlich rein behalten kann. Friedrich ist in die verzauberte, mit Teufeln und ihren Werken erfüllte Wildnis geraten — und es wird leider lange währen, ehe er wieder herauskommt, *sein* Leben neigt sich der Nacht zu, ehe er siegreich

heraus ist und seine Erwerbung glücklicheren Nachfolgern hinterläßt! Dies ist eins von den tragischen Dingen im Leben dieses Königs, an das er wenig dachte, als er sich vor kaum einem Jahr auf dies schlesische Abenteuer leichten Mutes einließ — nach Ehre oder dem, was er „gloire" nannte, mit als Hauptsache dabei trachtend.

Neipperg brach, wie übereingekommen, pünktlich eine Woche danach, am 16. Oktober, auf und ging über das Gebirge durch Jägerndorf und Troppau gen Mähren; die Preußen plänkelten in seinem Rücken, aber nur zum Schein. Nach dreiwöchigem Marsch gelangt er nach einem Orte namens Frating[1], an der östlichen Grenze von Mähren, auf den Abhängen des Manhartsberges, nicht weit von Wien selber gelegen — wo, wie man sich vorstellen kann, unter den jetzigen finsteren Umständen seine Nähe wie das Morgenlicht willkommen ist.

Am Tage nach Neippergs Aufbruch (17. Oktober) schloß Friedrich Neiße ein und begann die Belagerung mit der größten Heftigkeit, als wäre es die ernsthafteste Operation von der Welt, und kein Mensch, drei oder vier ausgenommen, zweifelten daran, daß sie es sei. Ehe man die Gräben eröffnete, nahm Leopold, der junge Dessauer, den Weg in das Glatzische und die anstoßenden böhmischen Kreise, um sich da friedlich, wie übereingekommen, zu kantonieren und insbesondere um ein Augenmerk auf Glatz zu haben, für den Fall, daß die Klein-Schnellendorfer Übereinkunft in irgendeinem Punkte fehlgehen sollte. Der König hatte in seiner Unterredung mit Neipperg verschiedenes über Glatz gesagt und angedeutet, welch ein Opfer er hier des schnellen Friedens halber bringe, da die Franzosen ihm Glatz gewährleistet hätten, während er nun darauf verzichte. Leopold, der etwa 15 000 Mann zu Pferde und zu Fuß bei sich hat, kantoniert sich mit Umsicht in jener Gegend jenseits des Gebirges — „die ganze Artillerie im Glatzer Land"[2] — und wir werden allmählich im Zusammenhang mit anderen Geschäften, die dort entstehen, wieder von ihm hören.

Neiße ist eine starke Festung, und sie ist seit vorigem Jahre stärker gemacht worden; aber hier ist ein Belagerer mit besserer Chance! Er zog Parallelen, ließ zur Übergabe auffordern, rekognoszieren, manövrieren — auf eine Weise, die das Auge Valorys, der ein Soldat ist und sich auf Belagerungen versteht, mehr oder weniger erstaunte. Sonderbar, bemerkt Valory, hier tun gute Ingenieure not! Doch die Beschießung begann endlich: in der Nacht vom 26. auf den 27. Oktober eröffneten die Preußen das Feuer und kanonierten und bombardierten ganz fürchterlich ohne Unterlaß. Das Feuern und der Lärm ist allerdings entsetzlich; Valory hofft, es möge wirksam sein, trotz der Fehler; begibt sich hoffnungsvoll nach Breslau: „Ja, gehen Sie nur nach Breslau, mon cher Valory,

[1] Espagnac I. 104.
[2] Heldengeschichte II. 431; Orlich I. 174.

erwarten Sie mich dort. Man sollte Neipperg verfolgen, sagen Sie? Versteht sich — hätten wir nur erst diesen Platz!" Und so dauert das Feuern Tag und Nacht fort[1].

Der phantastische Bielfeld hat in seinem halbfabelhaften Stile einen für Liebhaber des Pittoresken anziehenden Brief über diese Beschießung verfaßt — (er ist lange nachher geschrieben, falsch datiert usw.). Da Bielfeld ein flüchtiger, gewandter Gesell von der Geckengattung ist und ohne Zweifel die Belagerung von Neiße mit ansah und, wie es scheint, eine flammende, ungenaue Erinnerung daran behielt, so mag ein pseudoneißischer Brief immerhin der Mitteilung wert sein, um annähernd zu vergegenwärtigen, welch eine Art Schauspiel in den Oktobernächten dort vor sich ging.

„Der Marschall von Schwerin lag in einem Dorfe, eine Viertelmeile vom Hauptquartier. Einst lud er mich zum Mittagessen. Ich traf eine zahlreiche Gesellschaft und befand mich so wohl, daß die Nacht unerwartet einbrach. Ich mußte nach dem Hauptquartier zurück, um dem Könige, wie gewöhnlich, aufzuwarten. Der Marschall bot mir ein Pferd an, der Reitknecht war indes so boshaft, mir das zu satteln, welches der Marschall in der Schlacht bei Mollwitz geritten hatte, wodurch es sehr scheu geworden war. Dies bemerkte ich, sobald ich das Dorf im Rücken hatte. Es wurde sehr finster, und ich war zehnmal in Gefahr, den Hals zu brechen. Ich mußte einen Berg hinauf- und von der anderen Seite hinunterreiten. Auf der Höhe wurde mir ganz bange; ich hatte niemanden als einen unbekannten Reitknecht bei mir. Die ganze Gegend um mich war durch Soldaten und Marodeure unsicher gemacht, und ich ritt ein unbändiges Pferd. Ich sah zu meinen Füßen das Bombardement der Stadt Neiße, hörte Kanonendonner und Angstgeschrei. Über unseren Batterien war der Himmel hell erleuchtet; ich hatte den Kopf gänzlich verloren und wußte nicht mehr, wohin ich mich wenden sollte. Endlich, indem ich den Berg hinabreite, macht mein Pferd auf einmal einen ungeheuren Seitensprung. Ich gebe mir alle Mühe, es wieder auf den Weg zu bringen und befinde mich in demselben Augenblick vor einem Deserteur, der vor wenigen Stunden gehenkt worden war. Entsetzlicher Anblick! Der Galgen war so niedrig, daß mein Kopf beinahe das Gesicht des Unglücklichen berührte. Ich gab meinem Pferde die Sporen und entfernte mich, wie von bösen Geistern getrieben, von der grausigen Szene. Endlich kam ich, in Schweiß gebadet, ins Hauptquartier. Ich schickte das Pferd zurück und ging zum Könige, der mich sogleich fragte, wovon ich so erhitzt wäre. Ich erzählte es ihm. Er lachte herzlich und riet mir, mich des Nachts nie wieder zu weit vom Hauptquartier zu entfernen[2]."

Nach vier Tagen und Nächten dieses erhabenen Theaterdonners (mit wirklichen Kugeln darin, die einige Menschen töteten und beträchtliches Gut verbrannten) ließ der Kommandant von Neiße (nicht Roth diesmal, Roth ist nun in Brünn) — die „vierzehntägige Belagerung", vom 17. bis 31. Oktober, ist so ziemlich zu Ende — Schamade schlagen und erhielt nach genügend ernstem Unterhandeln freien Abzug. Er marschierte demzufolge, genau den Klein-Schnellendorfer Bedingungen gemäß, ab; der größte Teil seiner armen Besatzung desertierte und nahm preußische Dienste. Von der Zeit an hat Neiße, das auf diese eigentümliche Weise genommen wurde, Friedrich und seinem Preußen angehört.

[1] Heldengeschichte I. 1006.
[2] Bielfeld II. 31, 32.

Am 1. November zogen die preußischen Soldaten in die Stadt ein, und Friedrich reiste nach vorgenommener emsiger Inspektion und Erteilung der nötigen Befehle am anderen Tag nach Brieg — wo ihn allgemeine Illumination und Freudenbezeugung mitten in ernsthafterem Geschäft erwartete. Nach strenger Besichtigung und Billigung der Walraveschen Befestigungswerke in Brieg macht er sich abermals auf den Weg und hält seinen Einzug mit beträchtlichem Pomp in Breslau (4. November), wo viele Standespersonen warten und die allgemeine Landeshuldigung sogleich stattfinden soll — oder eigentlich schon vor einigen Tagen hätte stattfinden sollen, nur durch Zögerungen in dem neißischen Geschäft verschoben worden ist.

Die Breslauer Erb-Landeshuldigung — bei der Friedrich Schwur und Huldigung als „Souveräner Herzog von Niederschlesien" unter gebührenden Zeremonien entgegennahm — war eine Begebenheit, die die schildernden Zeitungsschreiber und die Stadt Breslau, gedrängt voll mit teilnehmenden oder zuschauenden Standespersonen, wohl in eine zeitweilige nicht geringe Erregung versetzen durfte. Eine Begebenheit, die nunmehr der Phantasie des Lesers überlassen werden darf. Viele Deputationen der Bürgerschaft und Zünfte und Zechen kamen entgegen, alle in „Mänteln", und hielten sublime, glücklicherweise kurze Anreden, zum Teil in gebundener Rede. Da waren prächtige preußische Gardedukorps (das „erste Bataillon", bewundernswürdig dem sanften Geschlecht, von dem rauhen nicht zu reden) und viel militärischer Glanz und Pracht. Friedrich fuhr sechsspännig, nein, sogar „in einem mit acht Falben bespannten Wagen" umher: ein sehr hoher König und ein sehr geschäftiger während jener vier Tage (4.—8. November 1741), aber voll Huld und Leutseligkeit. Die Huldigung selber geschah am 7., in dem schönen alten Rathaus, das Touristen noch bekannt ist — die es umgebenden Obsthökerinnen machten auf einen Tag Platz. Ein alter herzoglicher Thronsessel mit Zubehör war aufgestellt; das Reichsschwert fehlte unglücklicherweise: Schwerin, der als Obergroßmarschall fungierte, konnte kein Reichsschwert finden, bis Friedrich das seinige zog und es ihm gab[1].

Podewils, der Minister, hielt eine nicht zu lange Rede, worauf der Landeshauptmann von Prittwitz, Haupt einer schlesischen Familie, von der wir Mitglieder kennenlernen werden, kräftig und hübsch antwortete. „Es waren mehr als vierhundert Standespersonen, sämtlich in Gala, versammelt." Das herkömmliche freiwillige Geschenk der Stände lehnte Friedrich großmütig ab: „Wolle seinem Schlesien in den drückenden Kriegsumständen keine Last sein, anstatt eines Wohltäters und Beschützers, wie er es beabsichtige." Feierlichkeit, Eidleistung und alles andere war in zwei Stunden vorüber; Hunderte von Silbermedaillen, von goldenen nicht zu reden,

[1] Heldengeschichte I. 1022, 1025; II. 349.

wurden verteilt, und Breslau erging sich in Jubel und Festessen und am selben Abend in Illumination, und es folgten während mehrerer Tage Bälle und frohe Festlichkeiten. Von den Lampenkränzen und erstaunlichen Transparenten und lustigen symbolischen Sinnsprüchen könnte ich viel erzählen, will aber nur zwei anführen, beide von behaglich eßbarer oder quasi-eßbarer Tendenz:

1. Das des David Schulze, Fleischers von Profession, der ein Transparent in Lebensgröße hatte, seine eigene fette Person, im Begriff einen fetten Ochsen zu erschlagen, vorstellend, mit der Überschrift:

„Wer mir wird den König in Preußen verachten,
Den will ich wie diesen Ochsen schlachten."

Unterzeichnet „David Schulze, ein Brandenburger".

Und dann:

2. Wie in einem anderen Viertel von einem patriotisch gesinnten Koch in natura ausgestellt wurde: „ein ganzer gebratener Ochs, mit Fasanen, Reb- und Haselhühnern, Hasen und Gänsen gefüllt; auf dem Rücken der preußische Adler aus gebratenen Hühnern und Lerchen formiert", unerlangbar, fürchte ich, außer für Geld [1].

Am fünften Morgen, 9. November — nach viel Erledigung von viel Arbeit während dieses kurzen Aufenthalts, namentlich vielen Audienzerteilungen und Standeserhöhungen während der letzten Tage — rollte Friedrich weiter nach Glogau. Dort nahm er tagelang genaue Einsicht in die Festungswerke und andere Dingen; dann weiter nach Berlin (Mittag des 11.), freudig empfangen von der königlichen Familie und aller Welt und wohl sich selber fragend: „Bin ich also wirklich zu Hause, heraus aus dem verzauberten Wald und seinen Teufeleien, wohlbehalten daheim und der einzige, der nun in Frieden dem allgemeinen Kriegsgetöse lauscht?" Leider nein, das war eine schöne Hypothese, allzu schön, um lange glaubhaft zu sein! Ehe er nach Berlin — oder, wie es scheint, noch ehe er nach Breslau gelangte, hatte Friedrich bei aufmerksamer Prüfung und Beurteilung diese schöne Hoffnung so gut wie ganz schwinden sehen und beschäftigte sich stillschweigend mit ihrem Gegenteil.

Nach vierzehn Tagen bekam Hyndford, der nach Berlin gefolgt war, eines Morgens den König, der durch ein Zimmer eilte, flüchtig zu sehen: „Mylord," sagte der König, „der Wiener Hof hat unser Geheimnis völlig aufgedeckt. Die Kaiserin Amalie" (Kaiser Josephs Witwe, Mutter von Karl Albrechts Gemahlin) „hat den bayrischen Hof davon in Kenntnis gesetzt; Wasner" (österreichischer Minister in Paris) „hat es Fleury gesagt; Sinzendorf" (dito in Petersburg) „hat es dem russischen Hof gesagt; Robinson durch Herrn Villiers" (Ihren sächsischen Minister) „hat es dem Dresdner Hof gesagt, und verschiedene Mitglieder Ihrer Regierung in England haben öffentlich davon gesprochen!" „Und mit einem Achselzucken ging er weg" — und ließ mich mit halb offenem Munde dastehen [2].

[1] Heldengeschichte II. 347, 359.

[2] Hyndford, Berichte: Berlin, 28. November 1741 und Breslau, 28. Oktober (das Geheimnis bereits bekannt).

# Sechstes Kapitel / Der neue Bürgermeister von Landshut hält seine Antrittsrede

Die letzthin in Breslau stattgehabte allgemeine Huldigung und feierliche Besitznahme des Landes durch König Friedrich unter so friedlichen Anzeichen hatte, wie wir entnehmen, sofort in ganz Schlesien oder wenigstens dort, wo es dringend nötig war, verschiedene kleine Veränderungen herbeigeführt — Berichtigungen nach dem preußischen Muster und dem nun eingesetzten neuen Regiment. Und da es immerhin besser ist, daß der Leser irgendeinen dunklen Begriff hiervon habe als gar keinen, so will ich ihm ein Beispiel vorlegen, das freilich dunkel genug ist, aber doch in Zweifel steht, wenn es uns auch vielleicht nur wenig Licht oder Zwielicht gewähren mag.

In Landshut, einer angenehmen kleinen Bergstadt im Fürstentum Schweidnitz, hoch oben am jungen Boberfluß, nahe an der böhmischen Grenze gelegen (englische Leser mögen Quincey Adams lesen, am besten Beschreibung des Orts und seiner langen hölzernen Dachrinnen, die Ströme auf dich herabgießen, wenn du im Regen aus bist[1]) — in Landshut, wie in einigen anderen Städten, hatte man auch für gut befunden, einige Veränderungen in dem Ratskollegium vorzunehmen, es teilweise protestantisch zu machen, anstatt katholisch (und österreichisch), wie es ehedem war. Details über die „Mißhelligkeiten", die dort entstanden waren, haben wir durchaus keine. Auch von den besonderen Funktionen des Ratskollegiums, seiner Rechte und seiner Pflichten, haben wir keinen rechten Begriff. Wir entnehmen nur, daß ein gewisser ungenannter Bürgermeister (vermutlich österreichisch und katholisch) durch „Allergnädigsten königlichen Spezialbefehl" seines Amtes entsetzt und an seine Stelle „der von demselben sehr verfolgte und gekränkte Herr Theodorus Spener" zum Bürgermeister ernannt wurde. Dieser ehrbare Herr Theodorus Spener und mit ihm zugleich Herr Johann David Fischer als Ratssenior und Herr Johann Caspar Ruffer wie auch

[1] John Quincey Adams (nachmaliger Präsident der Vereinigten Staaten) Letters on Silesia (London 1804). Die hölzernen Dachrinnen sind jetzt alle abgeschafft.

Herr Johann Jacob Umminger, als neue Ratsherren, wurden demgemäß am 4. Dezember 1741 öffentlich eingewiesen und mit geziemender Feierlichkeit in ihre Ämter eingeführt, während ganz Landshut mit begreiflichem Interesse und Staunen, fast als ob es ein Wechsel in der Schiefe der Ellipse wäre — einem Wechsel vermutlich zum Besseren — zuschaute.

Der ehrbare Herr Theodorus Spener (wir hoffen, es ist Spener, denn sie drucken an zwei Stellen auch Speer, und man muß raten) hat bei dieser Gelegenheit eine „wohleingerichtete Rede" bereit, und dieselbe ward für so vortrefflich gehalten, daß man sie gedruckt verewigt hat. Uns fällt sie durchaus nicht durch demosthenische oder durch andere Eigenschaften auf; indessen hören wir doch mit gespannter Aufmerksamkeit zu, hoffend, in unserer großen Unwissenheit aus ihr einigen Schimmer von Belehrung über die Dinge, Launen, Stimmungen und allgemeinen Zustände in Landshut und Schlesien zu diesem Zeitpunkt zu erlangen — und obgleich stark in unserer Erwartung getäuscht, wollen wir sie dem Leser dennoch nicht vorenthalten. Der Schauplatz ist Landshut im Riesengebirge an der schlesisch-böhmischen Grenze: eine alte steinerne, von alters her mit Leinwandweberei beschäftigte Stadt; wie gewöhnlich hierzulande besteht sie aus verschiedenen engen krummen Straßen, Spinnenbeinen vergleichbar, und einem geräumigen zentralen Marktplatz, der sich dem Körper der Spinne vergleichen läßt, einem weiten unregelmäßigen Marktplatz, in den ringsum hölzerne Dachrinnen hereinreichen (die für den Augenblick trocken sind). Zeit: der 4. Dezember 1741 (ohne Zweifel vormittags); ein ungewöhnliches Gedränge der Bevölkerung bewegt sich auf dem Marktplatz, und ein volles Auditorium der angeseheneren Bürgerschaft ist gravitätisch aufmerksam im Innern des Rathauses; Bürgermeister Spener spricht[1] (hie und da mit Abkürzungen):

‚So trete ich nun, im Namen der Allerheiligsten Dreieinigkeit, ein Amt an, wozu die göttliche Vorsicht mich bestimmt und die mächtige als gnädige Hand eines großen Königs mich erhoben. So groß nun die mir allergnädigst konferierte, obzwar unverdiente Würde' (die schwindlige Höhe des Bürgermeisteramtes in Landshut) ‚ist: so groß und noch weit größer ist die damit verknüpfte Bürde. Ich bekenne' — Er bekennt mit hochtrabender ernster steifer Sprache, die uns nunmehr in jeder Beziehung sehr fremdartig geworden ist: 1. daß seine Schultern zu schwach seien, daß er aber auf Gott vertraue. Dann 2. es sei Gottes Fügung, und derjenige, der Spener berufen hat, wird ihm auch Kraft geben; sei ja der Zweck, Gottes Willen zu vollbringen, seine Ehre und das allgemeine Beste zu fördern. 3. Daß er aus einem kleinen Amt käme (es ist nicht angegeben, aus welchem Amt, scheint aber das eines Ratsseniors gewesen zu sein) und das Bürgermeisteramt dieser Stadt übernommen habe (eine augenfällige Tatsache!); daß aber Mühe und Verantwortlichkeit dadurch gewaltig vermehrt würden, und daß hier nicht auf Zuwachs der Ehre, des Ansehens und der Einkünfte, sondern der schweren Pflichten zu sehen sei. (Ein hochklingender gottesfürchtiger Spener, der dies alles weit ernstlicher meint, als heutige Leser glauben!)

Es ist leicht, gibt er zu verstehen, eine Stadt zu regieren, wenn man, wie viel-

[1] Heldengeschichte II. 416.

leicht gewisse Leute taten, bloß dem Eigenwillen folgt, unbekümmert um die Seufzer und Klagen Unrecht erleidender Untergebenen, von welchen die Laune eines solchen bürgerlichen Souveräns mit viel tausend Tränen verherrlicht werden muß (dunkler Einblick in die vergangene Geschichte von Landshut!). Ein solcher bürgerlicher Regent verfolget die Unschuld, verstopft seine Ohren vor ihrem Geschrei, wird zu einer Geisel, und niemand soll sich über ihre Streiche beklagen. Warum? Er kennt sich selbst noch nicht; hat sein Augenmerk beständig auf die Pflichten seiner Untergebenen gegen ihn und selten oder niemals auf seine Pflichten gegen sie gerichtet. Ein solcher Richter, der nur durch Furcht regieret, muß sich vor einem jeden und auch vor sich selbst beständig fürchten. Ein äußerlich und gezwungenes Werk, das über Nacht zusammenstürzen kann. ‚Hingegen' (geben wir nun Speners unverkürzte Worte) ‚eine Ehre und Unterwerfung, so die Liebe der Bürgerschaft zum Grunde hat, ist der Ausbruch eines Feuers, das viele Wasserströme nicht auslöschen mögen, derjenige aber, welcher Gott vor Augen hat' — braucht niemanden und nichts zu fürchten.

‚Ich will also, insonders hoch- und geehrte Herren, alle meine richterlichen Bemühungen auf die Ehre des großen Gottes und auf die unverbrüchliche Treue zu meinem allergnädigsten König und Herrn' (Friedrich, kraft der Vorsehung — bei Mollwitz und anderswo) ‚richten.

Ich will mich für die Wohlfahrt dieser mir jederzeit so wert gewesenen, anjetzo aber mir allergnädigst anvertrauten und also noch so doppelt lieb haben werdenden Bürgerschaft ganz und gar sakrifizieren. Ich werde derselben mich bei allen Vorfallenheiten noch nachdrücklich annehmen, und, wann nötig, ihren Kummer und Anliegen vor den gerechten Thron unseres Gesalbten' (Friedrich, kraft Entscheidung der Vorsehung) ‚zu bringen nicht ermangeln. Ich will die Billig- und Gerechtigkeit bei denen mir vorkommenden Irrwegen dennoch meinen Leitstern sein lassen. Ja, ich will und werde vermöge meines Amtes mich mit solchen Waffen rüsten, mit welchen ich die wider das königliche Interesse (jedoch wider alles Vermuten) etwa allhier noch übriggeblieben und noch nachteilig sein könnenden Intelligentien zu dämpfen und deren Ausbrüche zu hintertreiben wie auch den unbändigen Mäulern einen Zügel anzulegen fähig sein werde. Und daß ich mit wenigem vieles sage: Ich will Gott, meinem König und dieser Stadt treu sein.

Da ich nun die Ehre und das Vergnügen habe, sowohl mit denen schon lange Jahre sich berühmt gemachten Herren Bürgermeistern und älteren, als auch neuen Ratsgliedern in eine kollegialische Freundschaft versetzt zu werden, so habe ich zu denen ersteren das sichere Vertrauen, sie werden den für das durchlauchtigste erzherzogliche Haus Österreich bei allen Gelegenheiten so stark bezeigten Eifer und nunmehro für unseren allerteuersten und uns von Gott gegebenen Landesfürsten solchergestalt brennen lassen, daß das Feuer ihrer allbereits beschworenen Treue und Devotion gegen Seine Königliche Majestät nicht nur in Worten, sondern auch in Werken hervorleuchten und ehedem nicht als mit ihrem Leben verlöschen werde.' (Ist das möglich, o Spener oder Speer? Sind wir Weckuhren, die man nur aufzuziehen und zu stellen braucht, um zur beliebigen Stunde und für die beliebige Person zu schlagen?) — —

‚Diese Veränderung, meine hochgeehrten Herren', katholischer Konfession, ‚ist nun auch für Sie nicht unglückselig. Denn dieser so fromme als weise König will dem Könige aller Könige sein Regiment lassen und nur ein Herr über seine Untertanen, nicht über Ihre Gewissen sein. Er verlanget nichts von Ihnen als dasjenige, wozu Sie ohnedem Gott, Gewissen und Schuldigkeit verbindet: nämlich unverbrüchliche Treue und Gehorsam. Und Sie werden sich seines Schutzes und der königlichen Gnade um so würdiger machen, je mehr Sie, meine hochgeehrte Herren,' katholischer Konfession, ‚sowohl mich als meine evangelische, aus landesfürstlicher Macht und Huld nunmehro eingesetzte Ratskollegen mit aller kollegialischen Liebe und Freundschaft aufnehmen und uns derselben genoßbar machen' (hört Spener: er hat sich

Mühe mit seinem Vortrag gegeben und versteht sich auf Wohlredenheit!), ‚einfolglich dadurch das Band des Friedens und aller kollegialischen Eintracht zum Aufnehmen dieser lieben und ohnedem seit einigen Jahren her verfallenen Stadt mit uns desto fester verknüpfen werden.‘ — — — Herr Spener versichert hierauf in sehr langatmiger Satzbildung (jedesmal eine ganze Biographie in einem Satz), daß sowohl er ‚als der wegen seiner usw. beliebt gemachte Tit. pl. Herr Johann David Fischer, vornehmer Kaufmann, als nunmehro installierter Ratssenior, wie auch der usw. und wegen seiner Erfahrenheit in der ökonomischen Stadtverfassung allergnädigst resolvierte Ratsherr, Tit. Herr Johann Caspar Rüffer usw. allhier, wie nicht weniger der ‚wegen seiner guten Studii juridici und gezeigten Habilité in paxi juridica zum Senatore Supernum et Adjuncto Notarii ebenfalls allergnädigst denominierte Tit. Johann Jacob Menninger, gewesener‘ usw.: ich, Spener, und diese versichern, ‚daß wir zu Ihnen, hochgeehrte Herren, ein aufrichtiges und bloß auf die Wohlfahrt unserer so liebwerten Bürgerschaft abzielendes Herze bringen und unseren Wandel so einrichten wollen, damit wir dermaleinst, wenn wir von unseren Richterstühlen vor den allgemeinen Richterstuhl Christi und zur Verantwortung zitiert werden möchten, jenem frommen König von Israel nachsprechen können: Herr, du weißt, wie aufrichtig wir vor dir gewandelt haben.

Wir glauben, daß der Allerhöchste diese unsere so redlichen Absichten und heilsamen Bemühungen dergestalt segnen werde, daß sich die wirkliche Frucht davon künftig und bei (gebe Gott) bald sich herstellendem Frieden zeigen und daß, wenn wir auch schon hier in unserem Amte wie gewöhnlich mehr Dornen der Verfolgung als Rosen der Belohnung zu gewarten haben sollen, dennoch einem jeglichen unter uns das Lob in die Erde und der Lohn im Himmel nachfolgen werde.‘ (Hört Spener!)

‚Wir wollen indessen alle unsere Wünsche dahin vereinbaren, daß der Allerhöchste Ihro Königliche Majestät als unseren nunmehrigen allerteuersten Herzog und Landesvater viele und lange Jahre leben und beglückt regieren lassen, auch dieses allerhöchste königlich preußische und kurbrandenburgische Haus in allerhöchstem Flor und Wohlergehen bis ans Ende aller Tage unverrückt, unseren Rat und sämtliche Kaufmann- und Bürgerschaft aber auch unter dem königlich preußischen Zepter in stetem Segen, Frieden und Einigkeit erhalten‘ (welch eine bescheidene Bitte!): ‚zu welchem allen der Himmel sein kräftiges Amen sprechen wolle [1].‘

Hierauf feierliches Hüteschwingen, allgemeines Gesumme loyalen Beifallmurmelns seitens der Landshuter Bürgerschaft, die dann wieder zu ihren Spindeln und Webschiffen zurückkehrt.

[1] Heldengeschichte II. 416—422.

# Siebentes Kapitel / Friedrich beabsichtigt, das Klein-Schnellendorfer Mißlingen zu verbessern; Schicksale der Belleisleschen Kriegsmacht

Wir werden uns nicht aufhalten bei den Bewegungen der Franzosen nach Deutschland, um Österreich zu überwältigen und vier untergeordnete kleine Souveränitäten zu errichten, die ihre Befehle von Ludwig XV. erhalten sollen. Der Plan war von der aberwitzigsten Art, von der Natur durchaus nicht anerkannt; die Diplomatie war weitabzielend, kostspielig, grandios, aber eitel und bodenlos. Und auch die Kriegführung, die folgte, hat sich keine bleibende Stelle im Gedächtnis der Menschen erworben. Die menschliche Natur kann diese lauten Nichtigkeiten nicht verfolgen und ist gehalten, sie nach Verlauf einer gewissen Zeit als ephemere Erscheinungen, die in der Gesamtsumme nicht mitzählen, zu vergessen. Es wäre schwer zu sagen, welcher Nutzen der menschlichen Natur aus solchen Vorgängen erwachsen sollte. Die Kriegführung französischerseits taugte nichts, wenn man von dieser oder jener glänzenden Einzelaktion absieht; es ist größtenteils schlechte Kriegführung, und auch die Sache an sich war von Grund aus schlecht. Laßt uns kurz damit sein, suchen wir aus dem faulen Schutthaufen alten Gerümpels und vergessenen Lärms und Aberwitzes das bißchen Bleibende, das sich vorfindet, herauszuholen, und vergessen wir sorgfältig das übrige.

Wir haben gesehen, wie Maillebois mit seinen 40 000 Mann nach Osnabrück kam und das Kriegsfieber des kleinen Georg II. nachdrücklich stillte, ihn sogar als einen mattgesetzten Mann nach England schickte, wobei er aus einem Tor von Osnabrück hinausfuhr, während die Franzosen zu dem anderen hereinmarschierten. Da liegt nun Maillebois seitdem und bleibt ein Jahr und länger da liegen, kantoniert in Westfalen, „nicht näher als eine Wegstunde von der hannöverschen Grenze". Dort lassen wir Maillebois liegen, bis wir ihn anderswohin berufen sehen; alsdann wird der tapfere kleine Georg, da das Schachmatt aufgehoben ist, sich kriegerisch tummeln und abermals versuchen, sein Schwert zu ziehen — wieder ohne Erfolg, wegen der trägen

Holländer. Maillebois hielt seine festgesetzte Entfernung von „einer Wegstunde von der Grenze" nicht völlig ein (da er oft Mangel an Lebensmitteln litt) und war auch sonst kein guter Nachbar. Unter seinen Stabsoffizieren kommt ein Marquis du Châtelet (mitunter in Not wegen Quartier und dergleichen) zum Vorschein — der, wie ich finde, Gemahl oder Exgemahl der göttlichen Emilie ist, falls dem Leser etwas daran liegt[1]! Sonst kommt kein bekanntes Gesicht und auch kein Gegenstand von Interesse bei den Mailleboisschen Operationen in jener Gegend zum Vorschein.

---

Was die andere noch großartigere Armee betrifft, die Armee der Oriflamme, wie wir sie genannt haben — sie würde eigentlich die Belleislesche heißen, wäre dieser nicht so beschäftigt mit Gesandtschaften und Überreden der deutschen Fürsten — so hat diese, seitdem wir sie zuletzt sahen, einen neuen Weg eingeschlagen, den wir angeben müssen. Der größere Teil (die Nachhut von vier Abteilungen, wenn der Leser sich erinnert) lag in Ingolstadt, dem Waffenplatz, während die Vorhut von drei Abteilungen unter Moritz Graf von Sachsen weiterzog, sich mit den Bayern in Passau vereinigte, die Donau hinab nach Linz und weiter vorging, Wien selber in Schrecken setzte und den ganzen Hof nach Preßburg verjagte, mit (fabelhaftem) „Moriamur pro Rege nostro Maria Theresia", aber mit wirklicher Ausrüstung von Tolpatschen, Panduren, Warasdinern, Uskochen und dergleichen Unholden von räuberisch-zentaurischer Natur. Diese ungarischen und anderen noch bedeutungsschwereren Rüstungen wurden emsig betrieben, während Karl Albrecht in Linz saß, seine Huldigungen, seine Pisga-Aussichten auf Wien genoß und sich fragte: „Sollen wir uns wirklich vorwärts wagen und Wien einnehmen?"

Die Frage ist eine verwickelte und es sind viele geheime Einflüsse mit bei der Lösung tätig. Friedrich hatte vor der Klein-Schnellendorfer Zeit eifrig geschrieben, hatte Schmettau mit eifrigen Botschaften gesandt: man solle vorrücken, es sei möglich, es sei sogar leicht, man müsse die Sache bei der Wurzel abschneiden. Das soll auch Karl Albrechts Meinung gewesen sein; aber die Franzosen überstimmten ihn — sie waren nicht geneigt, nach der Meinung einiger, ihn Österreich erobern und dadurch mit einem Male unabhängig von ihnen werden zu lassen. Ja, es scheint, Karl Albrecht selber habe besondere Gründe, sich lieber nach Böhmen zu wenden. Die Franzosen haben zugleich den Kurfürsten von Sachsen bearbeiten müssen, und deshalb gibt es Interessen, die er und sie in Böhmen haben — Stücke von Böhmen sind ihm außer jenem „Königreich Mähren" versprochen worden, damit er seine 21000 marschieren lasse. „Stücke von Böhmen? kursächsische Interessen dortzulande?" fragt Karl Albrecht beunruhigt und denkt, es wird doch sicherer sein, wenn er selbst dort anwesend ist, während

[1] Campagnes (L. 45, 193); Französische Adelslexika § Du Châtelet.

Sachsen und Frankreich die fraglichen Stücke herausschneiden! Gewiß ist nur, daß er nicht vorrückte. Belleisle riet aus der Ferne stark davon ab; Karl Albrecht selbst hegte eifersüchtige Befürchtungen wegen Böhmen. Friedrichs Drängen und Treiben war vergebens: und die einzige Gelegenheit, die je für Karl Albrecht, für Belleisle und den Ruin Österreichs da war, verschwand ohne Wiederkehr.

Karl Albrecht hat sich nach links seinen böhmischen Unternehmungen zugewendet; Franzosen, Bayern und Sachsen sind seit den letzten Oktobertagen auf ihren verschiedenen Routen auf dem Marsche dahin begriffen. Wir wollen hier und da ein bestimmtes Datum als festen Punkt für des Lesers Phantasie anmerken. Der arme Karl Albrecht hatte etwa sechs Wochen lang in Linz gesessen — etwa drei Wochen seit jener Huldigung dort (2. Oktober) — imaginärer Souverän von Oberösterreich, nach Wien und dem gelobten Lande überhaupt hinüberblickend. Und diese schöne Pisga-Aussicht war alles, was ihm je davon zuteil ward. Von österreichischen oder anderen Eroberungen, irdischen oder himmlischen, kam bei diesem Abenteuer nichts an ihn — sie erwiesen sich alle als bloße Minusquantitäten. Noch ein paar Wochen lang schimmern, gemischt mit bösen Vorzeichen, ein oder zwei imaginäre Strahlen in anderer Gegend, alsdann nichts als schwarzer Graus und Schimpf bis zur allmählichen äußersten Verfinsterung für den armen Mann. Belleisle ist ein imaginärer Sonnengott; aber der arme Ikarus, der sich auf diese Weise hinauf in die ernsten Elemente hat locken lassen und plötzlich zu Federkielen und Lumpen zerschmolz, ist eine tragische Realität! — Doch zu unseren Daten:

---

24. Oktober. Die bayrischen Truppen, die eine Zeitlang in Mautern an der Donau, acht Meilen vor Wien und dem gelobten Lande gestanden hatten, setzten sich wieder in Bewegung — nicht vorwärts, sondern scharf links oder nordwärts, Böhmen zu. Dahin wendet sich nun die ganze Belleislesche Kriegsmacht, und ihr Sammelplatz soll Prag sein, zur Eroberung des Böhmerlandes, das gegenwärtig einladender ist als Österreich. Der Graf von Sachsen, der in St. Pöhlen, einen Marsch südlich von Mautern, gestanden hatte, brach mit der Vorhut der großen Belleisleschen Armee zu gleicher Zeit auf und folgte stetig (Karl Albrecht in Person war mit dem Grafen) in angemessener Entfernung auf parallelen Wegen. Nach Prag mag es ungefähr 40 Meilen sein. Über das Manhartsberger Land, aus Österreich hinaus, in das Böhmische, auf Prag zu. In Budweis oder zwischen da und Tabor — Städte unseres alten Freundes Ziska, von denen wir noch mehr in diesen Kriegen hören werden und die wichtig sind wegen ihrer schwierigen Umgebung von Fels und Sumpf, hoch oben an den Quellen der Moldau — da können diese Bayern und diese französische Vorhut Belleisles ein wenig haltmachen, bis andere Völker, die gleichfalls auf dem Marsche sind, näher herangekommen sind.

Denn in denselben Tagen rückte, wie oben bemerkt, die Nachhut der Belleisleschen Armee (vier Abteilungen, die Stärke ist nicht genau angegeben) wohl ausgeruht vorwärts von Donauwörth durch die bayrischen Pässe gen Böhmen und Prag: sie haben einen längeren Marsch (etwa 50 Meilen) nach Nordosten, und ihr Führer ist ein gewisser Polastron, dem es unglücklicherweise beschieden ist, uns bei einer

künftigen Gelegenheit zu begegnen. Mit ihnen ziehen gewisse andere Bayern, begleitend oder vorausmarschierend, wie bei der Vorhut. Sodann sind die Sachsen (21 000 Mann stark, eine stattliche kleine Armee, die einzige, die Sachsen hat) zu gleicher Zeit über das Erzgebirge gekommen, um sich nach jenen böhmischen Stücken und jenem Königreiche Mähren umzutun, und marschieren von Westen her auf Prag — Rutowski ist ihr Führer. Graf von Rutowski, des Grafen von Sachsen Halbbruder, einer jener dreihundertvierundfünfzig — mit ihm ist der Chevalier de Saxe, ein zweiter jüngerer dito, und ich glaube, es ist noch ein dritter dabei, der ungenannt mitgehen soll. An dieser großen Oriflamme-Expedition sind also im ganzen vier der königlich-sächsischen Bastarde beteiligt, deren Unterscheidung uns mehr Mühe kostet als sie wert sind!

Obergeneral dieser Sachsen, sagt ein zuverlässiger Autor, ist Rutowski, mit einer polnischen Mutter gezeugt, vermute ich: er führt den Oberbefehl hier — hatte einmal eine Zeitlang ein Regiment unter Friedrich Wilhelm; hat aber, wie zu befürchten steht, nicht viel Kopf für Strategie. Aber man betrachte dafür jenes vierte Individuum der dreihundertvierundfünfzig, das sehr viel davon hat. Das vierte Individuum, genannt Moritz Graf von Sachsen oder Comte de Saxe, der sich gegenwärtig bei jener französischen Vorhut eine gute Strecke Wegs östlich befindet, war (muß ich abermals daran erinnern?) das Produkt der schönen Aurora von Königsmarck, Schwester des Königsmarck, der vor langer Zeit in Hannover plötzlich aus dem Tageslicht verschwand und nimmermehr wiederkam. Ihn suchend, kam jene Aurora, die in der Tat ein glänzendes Geschöpf war (fürchterlich insolvent all ihre Lebtage, eine Schönheit, vor deren Reizen selbst Karl XII. sich fürchtete), nach Dresden, und — in diesem Grafen von Sachsen ist das Resultat zu sehen. Groß genug, rastlos genug, sehr gut verdauend, aufgeweckt, mit sehr viel wilder Begabung — die fast völlig unnütz verraucht. Dort in seinen schwarzen gewölbten Augenbraunen, schwarzen schnellen physisch-lächelnden Augen steht Monseigneur le Comte, einer der leiblich stärksten und sittlich liederlichsten Menschen, die zur Zeit auf unserem Planeten leben. Er ist nun ein Vierziger: kein Mensch hat solche Abenteuer durchgemacht, solche Seen von überschwenglicher, auf Sättigung verpichter guter Verdauung durchschwommen. In dieser neuen quasi-heiligen französischen Unternehmung, unter dem Panier Belleisles und der Châteauroux, hat er endlich nach mannigfaltigen Versuchen unbewußt seinen Gipfelpunkt gefunden und wird wunderbare Taten — sehr würdig des besagten Paniers und seiner Schutzpatrone — verrichten.

Hier kommen also drei Ströme oder Heerzüge auf Prag heran, etwa 60 000 Mann im ganzen — ziemlich ungewiß, was sie eigentlich in Prag tun sollen, nachdem sie dort möglichst gleichzeitig eingetroffen sind. Belleisle, in der Ferne, ist in diesen kritischen Tagen erkrankt. Dem Grafen Moritz will der ganze Plan nicht einleuchten. ‚Wo sollen wir unsere Lebensmittel hernehmen,' fragt der Graf, ‚anderer Dinge gar nicht gedenken?' — Denn gleichzeitig mit diesen heranmarschierenden drei Heerzügen ist ein wichtiger österreichischer ebenfalls auf dem Wege nach Prag: der des Großherzogs Franz, der Preßburg mit etwa 30 000 Mann (einschließlich des Pandurenelements) verlassen und sich mit Neippergs oder der gewesenen schlesischen Armee vereinigt hat — ist nun wohl imstande, wenn er sich beeilt, etwas gegen die drei Heerzüge auszurichten? „Am 7. November" traf der Großherzog Franz „zu Frating", tief in Mähren, mit Neipperg zusammen (am 7. November, demselben Tag, da Friedrich die Huldigung in Breslau entgegennahm) und ließ ihn seine Marschrichtung wieder nach Nordwesten nehmen. Der Großherzog, so verstärkt, marschiert nach Kräften gen Prag, dürfte, wenn er sich beeilte, vor den Franzosen dort sein und ist jedenfalls in unangenehmer Nähe von jener zum Haltplatz bestimmten Gegend von Budweis-Tabor.

Und Belleisle ist in diesen kritischen Tagen bettlägerig! Der arme Belleisle, er

hat alle Wahlstimmen in Bereitschaft; er hat unsägliche Arbeiten im diplomatischen Bereiche vollbracht und läßt Europa in Aufwallung und in Brand hinter sich. Er hat all diese Armeen in Bewegung und „jenes Mähren" an den Mann gebracht — hat es Kursachsen gegeben, der den Titel ‚König von Mähren' zu seinen übrigen Würden hinzufügt und die 21 000 Mann marschieren läßt. ‚Ich wollte, sie wären marschfertig!' hat Belleisle seit dem Vertrag beständig gesagt — der Vertrag war vom 19. September. Um sie zu beschleunigen, kam Belleisle (der Tag ist nicht angegeben, es war aber tief im Oktober) nach Dresden, von wo er nach Böhmen zu gehen gedachte, um dort seine Tätigkeit als General zu beginnen, da die diplomatischen Geschäfte wunschgemäß erledigt waren. Valory eilte von Berlin herüber, um ihm aufzuwarten. Ach, die Sachsen sind auf dem Marsch oder marschfertig; aber der große Mann selber, erschöpft von seinen herkulischen Arbeiten, ist am rheumatischen Fieber erkrankt, hütet draußen in Hubertsburg (dem heiteren Landschlosse Seiner mährisch-polnischen Majestät) das Bett und kann nicht genesen, um in eigener Person mit den drei Heerzügen, mit der Flut der Dinge, die er in so gewaltige Bewegung gesetzt hat, zu marschieren.

Valorys Teilnahme ist tief bei diesem Anblick. Der Alcides, der die Achse der Welt trug, niedergesunken in physischem Rheumatismus! Aber was kann Teilnahme helfen? Der große Mann sieht die Sachsen ohne ihn marschieren. Der große Mann, dem die Ärzte keine Linderung verschaffen, beschließt in seinem patriotischen Heroismus, sogar den Ruhm abzutreten; schreibt an seinen Hof, „daß er gelähmt, gänzlich untauglich gemacht sei; daß sie einen anderen General ernennen müssen." Und sie ernennen einen anderen, ernennen Broglio, den dicken cholerischen Marschall von italienischer Abkunft und Physiognomie, den wir voriges Jahr in Straßburg sahen, als Friedrich dort war. Broglio will Straßburg nur zu frühe verlassen und kommen. Ein Mann, kühn in der Schlacht, auch taktisch geschickt, aber ganz unzulänglich in der Strategie oder der Kunst, Armeen zu f ü h r e n und Feldzüge zu leiten — arm an tieferer Einsicht, nicht weise im Erkennen, von schwachem Blick, heftiger Gemütsart, imstande, plötzlich Grillen zu fangen, ein hastiger, sehr positiver, geräuschvoller, beschränkter und zorniger Mensch, von dessen tumultuarischen Geistesschwächen der große Belleisle nach und nach viel auszustehen haben wird. ‚Ich sehe dies', sagt Valory, ‚als die Wurzel all unserer Leiden an', dies Schreiben Belleisles an den Hof. Man merke sich dieses daher als einen Kardinalpunkt an — und wer Gelegenheit dazu hat, der suche sein Datum aus den französischen Archiven hervorzuholen [1].

Monseigneur Moritz von Sachsen hatte, ehe er die Nachbarschaft von Wien verließ, ungefähr 10 000 Franzosen und Bayern unter einem Grafen Ségur zurückgelassen, die, hauptsächlich in Linz postiert, jene Eroberungen an der Donau, die nur die Mühe des Einmarschierens gekostet hatten, besetzt halten sollten. Graf Khevenhüller hat die Wiener Befestigungsarbeiten eingestellt, da nunmehr keine Belagerung zu befürchten ist und der Schrecken der Stadt froh verschwindet. Der Graf beschäftigt sich mit dem Sammeln einer Armee in Wien, in der Absicht, sich binnen kurzem nach besagtem französischen Ségur umzusehen. Es steht zu vermuten, daß die sogenannten Eroberungen an der Donau nicht von langem Bestand sein werden.

D e n 19—21. N o v e m b e r sind die drei Belleisleschen Heerzüge, gleichzeitig genug unter den gegebenen Umständen, auf den drei Seiten von Prag eingetroffen und liegen da und blicken hinein — sehr ungewiß, was zu tun sei, wenn sie darin sein werden. Dem Grafen von Sachsen und dem Schmettau, der noch immer hier ist, ist die Aussicht dieser großartigen Belleisleschen Armee, die ohne Obdach, ohne Lebensmittel an der Schwelle rauhen Winters weit weg von der Heimat und von Hilfe hier dasteht, im höchsten Grade bedenklich, während die übrigen sich wenig daraus zu machen scheinen: ‚Kämpfen wir mit dem Großherzog, wenn er kommt,' sagen sie,

[1] S. Valory I. 131.

,schlagen ihn und —.' ,Oder gesetzt, er will nicht kämpfen? Oder gesetzt, er schlägt uns?' antworten Graf Moritz und Schmettau, wie Leute von Sachkenntnis in demselben Schiff mit Unwissenden. ,Wir haben keinen festen Platz oder Rückhalt in diesem Lande: was ist da zu tun? Nehmt Prag!' rät Graf Moritz mit Ernst einmal über das andere [1]. ,Prag nehmen: aber wie?' antworten jene. ,Durch Erstürmung, durch Überrumpelung und mit dem Degen in der Hand', antwortete er: ,Ogilvy, ihr General, hat nur 3000 Mann und ist vielleicht kein Hexenmeister in seinem Handwerk: wir können es auf die und die Weise ausführen, und ich sehe, wir sind eine verlorene Armee, wenn wir es nicht ausführen!' So rät Moritz Graf von Sachsen, brillant, feurig in seinen militärischen Ansichten — und ehe es völlig zu spät war, überreden Schmettau und er Karl Albrecht, sowie Rutowsky, den Oberbefehlshaber der Sachsen; und Graf Palostron, Gaisson, oder wer immer die subalternen französischen Grafen sind, müssen beistimmen und sich gegen ihren Willen retten lassen. Und

Samstag nacht, 25. November 1741, mondhellste Nacht, sind demgemäß alle Anstalten getroffen: Verschiedene Angriffe, drei, wenn mir recht ist; einer davon ein Scheinangriff, unter Polastron oder Gaisson, von der Südseite, zwei wirkliche von der nordwestlichen und südöstlichen Seite, unter Moritz mit seinen Franzosen und Rutowsky mit seinen Sachsen. Und es ist ein gewaltiges Marschieren „vor dem Karltor", wo Rutowsky, und „hinter dem Wischerad", wo Graf Moritz ist — und kurz nach Mitternacht beginnt das gewaltige Spiel. Jener falsche Angriff unter Polastron, mit fürchterlicher Kanonade von Süden, zieht den armen Ogilvy mit beinahe seiner ganzen Stärke nach jener Seite hin, während ein paar sächsische Führer (Rutowsky gelingt es nicht sogleich, Moritz mit seinen Franzosen aber vollkommen) Ogilvy auf der rechten und linken Flanke im Rücken fassen und den armen Mann zugrunde richten. Militärische Leser finden bei Espagnac alle Details ausführlich mitgeteilt. Ein weniger eingehender Bericht ist in dem Mauvillon zugeschriebenen Buch enthalten [2].

An eines erinnere ich mich immer: des hellen Mondscheins — die Türme von Prag ragen in silberner Stille empor, und plötzlich brechen rings um sie her die Kränze vulkanischen Feuers aus. Der Widerstand war nur gering, an einigen Plätzen gar keiner, da der arme Ogilvy durchaus kein Hexenmeister und seine Garnison sehr klein ist. Er traf hauptsächlich Rutowsky, der ihm mit achtbarer Kraft begegnete, bis die anderen zu Hilfe kamen. Auch Graf Moritz tat ein gewandtes Ding. Den Wischerad im hellen Mondschein auf Feldwegen außen umgehend, war er endlich an den Wall, eine schräge Absenkung und eine senkrechte Mauer, gelangt und ließ die Sturmleitern anlegen — als es sich unglücklicherweise zeigte, daß sie zu kurz waren! Um etwa zehn Fuß hoffnungslos zu kurz. Umherblickend bemerkt Moritz einen echten Galgen: ,Dort, seht ihr, sind einige kurze Leitern: holt die herbei, mes enfants, wir wollen sie mit Stricken zusammenbinden!' Mit Hilfe des Galgens ist Moritz bald über den Wall, stößt die einzige arme Schildwache nieder, stürzt auf den Marktplatz, findet alle seine Brüder daherstürzen, umarmt sie mit ,Viktoria!' und: ,Ihr seht, ich bin der Älteste und muß der Vorderste sein!'

Kein Vorfall in dem ganzen Krieg loderte mit helleren Flammen in der französischen Phantasie oder nahm sich schöner in den französischen Zeitungen aus, als diese Überrumpelung von Prag am 25. November 1741. Und allerdings war es wichtig, Prag zu bekommen: nichtsdestoweniger war es an sich keine große Sache, sondern eine günstige kleine Sache, von dem Grafen von Sachsen vollbracht trotz des Widerspruchs, den wir sahen.

[1] Seine Briefe über den Gegenstand an Karl Albrecht und andere (bei Espagnac I. 94—99).

[2] Dernière Guerre de Bohême I. 252—264; Moritzens eigener Bericht (Brief an Chevalier de Folard) in Espagnac I. 89 u. f.

Die Nachricht von dieser Waffentat war unterwegs nach Berlin, aber noch nicht dort angekommen, als Friedrich, durch das Zimmer gehend, Hyndford zu verstehen gab: „Mylord, es ist alles kund, unser Klein-Schnellendorfer Geheimnis ist völlig publik", und mit einem Achselzucken verschwand — ohne Zweifel bei sich denkend: „Was muß infolgedessen nun *unser* nächster Zug sein?" Den Vertrag mit Kurbayern (4. November) hatte er bereits aus diesem Grunde unterzeichnet und sich damit ausdrücklich für Kurbayern und die französischen Absichten hinsichtlich Bayerns erklärt. Diese Nachricht von Prag — Prag hübsch eingenommen, nachdem Wien töricht vernachlässigt worden war — veranlaßte ihn zu einem neuen Abenteuer, von dem wir in den folgenden Kapiteln mehr hören werden.

### Die Franzosen sitzen sicher in Prag, und die Kaiserwahl naht heran.

Großherzog Franz mit seiner ansehnlichen Armee hätte sicherlich auf Prag vorgehen und irgend etwas zu dessen Entsatz tun sollen, solange es noch Zeit war. Großherzog Franz, bei dem sein Bruder Karl und sein alter Instrukteur Neipperg sind, denen beiden einige Kriegsgeschicklichkeit zugetraut wird, rückte demgemäß vor. Aber es ist doch auch Gefahr in Prag, und so hielt er immer wieder inne und wartete, um zu überlegen. Von Frating, am 16.[1], war er nach Neuhaus gelangt, hatte Mähren hinter sich und war nun auf böhmischem Boden. Nachdem er sich hier mit Lobkowitz und dem, was an böhmischen Truppen da war, vereinigt hatte, verfügte er über eine Armee, die man bedeutend stärker als die französische nennen konnte. Vorwärts also! Ja, aber mit Pausen, mit Erwägungen. Zweitägige Pause in Neuhaus; von da nach Tabor (Ziskas Tabor), einem sicheren Posten, wo wieder drei Tage gehalten wird. Von Tabor führt eine breite Herrstraße nach Prag, nur zwölf Meilen Entfernung nun — frischen Mut schöpfend, rücken der Großherzog und seine Unterführer endlich mit fester Entschlossenheit vor, den ganzen Freitag, den ganzen Samstag (24., 25. November) auch einen Teil des Sonntags über, nicht ahnend, daß es nur ein *Teil* sein werde, und ihre leichten Truppen können fast schon Prag sehen, als — sie erfahren, daß Prag die vergangene Nacht überrumpelt worden und die Sache erledigt sei; daß nichts als Vernichtung in Prag zu erwarten sei! Zurück also nach der Gegend von Tabor und Budweis. Sie wenden sich nach der sumpfigen unebenen Umgegend von Budweis und wollen da die Zeichen der Zeit abwarten.

Großherzog Franz hat unter Seckendorff, unter Wallis und sonstwie in den unheilvollen türkischen Ländern den Krieg gesehen; war aber, obschon es ihm nicht an gutem Willen fehlte, niemals ein rechter Soldat.

[1] Espagnac I. 87.

Was Neipperg betrifft, so herrscht, namentlich unter seinen eigenen Leuten, nur eine Stimme: daß er die österreichische Armee verlassen solle, als ein Dummkopf und sogar Verräter. „Läßt es sich denken, daß Friedrich uns dermaßen hätte schlagen können, wenn Neipperg nicht zuvor von ihm bestochen worden wäre? Neipperg und die ganze Sippschaft in dem unglücklichen schlesischen Handel? Glogau erstürmt mit dem Verlust von einem halben Dutzend Leuten; Brieg in einer Woche verloren; Neiße desgleichen: und vor allem Mollwitz, wo wir trotz Römer und Reiterangriffen, dergleichen man nie gesehen hat, zerschmelzen, in Auflösung geraten und im Glanze der Abendsonne abziehen mußten?" Die allgemeine Meinung sagt, sie seien alle miteinander Verräter oder wenigstens halb und halb Verräter[1]. — Der arme Neipperg, er hat harten Dienst gesehen, hat häßliche Arbeit zu verrichten gehabt: er war es, der Belgrad an die Türken übergab (weil er seine Ordres so verstand), und der Großwesir nannte ihn einen Hund von Giaur, spie ihm ins Gesicht und war nahe daran, ihn zu hängen; und der Kaiser und die Wiener setzten ihn, als er heimkehrte, ins Gefängnis, und es fehlte nicht viel, daß man ihm den Kopf abhieb. Und wieder, nach solch mühsamen Wintermärschen durch das Gebirge, mußte er sich bei Mollwitz schlagen lassen und aufgelöst hinwegfluten, wie wir gesehen haben. Und nun, den Winter darauf, weilt er unter den oberländischen Moorsümpfen bei Budweis, von nichts als Flüchen begleitet. Welch ein Leben ist das des Soldaten wie das der anderen Leute; welch ein Herr ist die Welt! Der Wiener Hofrat ist nicht allweise, kann aber leicht weiser sein als die Menge, und mit einer Maria Theresia an der Spitze ist er solcher rohen Gottlosigkeit unfähig. Neipperg, dessen Verbrechen es ist, kein Eugen zu sein, wird nicht als ein Verräter gehängt, sondern ruhig zum Kommandanten von Luxemburg gemacht, und dort bringt er den Nachmittag seines Lebens bequemer zu. Friedrich hatte in der letzten Zeit seine Bewegungen an der Neiße sogar bewundert und einen zähen Gegner in ihm gefunden.

Die Franzosen, die nun Prag als Waffenplatz haben, breiteten sich bis nach Pisek, an vierzehn Meilen südwestwärts, aus, besetzten Pisek, Pilsen und andere Städte und Posten auf der südwestlichen Seite, etwa vierzehn Meilen von Prag, mit dem Auge nach den bayrischen Pässen und etwaiger Unterstützung von zu Hause. Die Sachsen gelangten kurz darauf bis Teutschbrod, sechzehn Meilen nach der südöstlichen oder mährischen Seite hin. Man kann der Meinung sein, daß Prag hinter diesen Vorposten an Schlesien hängt und Friedrich zu seinem Schutze hat. Dieser unbedeutende Abschnitt in der Front oder als Vorhof von Friedrichs Schlesien war alles, was die Franzosen und Verbündeten je vom Böhmerland besaßen, und auch dies nicht lange: Was Karl Albrecht betrifft, der hatte seinen neuen Traum

[1] Guerre de Bohême a. m. O.

von neuer Souveränität in Prag, war Titular-Souverän von Oberösterreich und nun auch von Böhmen, und genoß sein Barmecidenfest und ruhmreiches Ausruhen in der eroberten Stadt nach überwundener Schwierigkeit. Am 7. Dezember fand die Huldigung statt (eine ansehnliche Zahl der Stände hatte sich eingefunden, die nachher dafür büßen mußten), mit vielen Zeremonien und Tedeumgesang: am 19. fuhr er ab, heim nach München, um daselbst noch höhere römisch-kaiserliche Ehren zu erwarten, die hoffentlich nun nahe bevorstehen.

Ein paar Tage nach der Einnahme von Prag war der Maréchal de Belleisle, teilweise von seinem Rheumatismus genesen, in besagter Stadt erschienen und verweilte hier über vier Wochen anordnend, einrichtend, indem er alle Dinge mit der ihm eigenen militärischen Geschicklichkeit in den besten Stand setzte. Um Weihnachten traf Maréchal de Broglio, sein unglücklicher Nachfolger oder Stellvertreter ein, dem er alles übergab. Dann eilte er nach Frankfurt, wo die letzte Krisis der Kaiserwahl nun bevorsteht und der Schlußstein seines Werks mit Jubel an den Tag gebracht werden soll. Maréchal Broglio hatte einen unruhigen Winter in seinem neuen Kommando und dehnte seine Quartiere nicht aus, sondern tat das Gegenteil.

## Broglio hat ein Biwak bei Pisek; Khevenhüller sieht sich nach den Eroberungen an der Donau um.

Der Großherzog Franz zog endlich ein wenig aus der Tabor-Budweiser Gegend heraus und begann wieder pragwärts zu blicken — durchstreifte eine Zeitlang mit seinen leichten ungarischen Truppen das Land, behielt aber Prag noch immer respektvoll zur Rechten in einer Entfernung von vierzehn Meilen. Am 28. Dezember versuchte er zu Broglios Schrecken einen nächtlichen Angriff auf Pisek, dem französischen Hauptvorposten, der gegen Frankreich zu liegt und sehr wichtig werden dürfte. Aber er fand unerwarteterweise die Franzosen (Broglio hatte Kenntnis davon erhalten) auf ihn vorbereitet — in Reih' und Glied in den finstren Straßen aufgestellt, bereit mit Strömen von Musketenfeuer für seine Panduren und ihn — und der Streich schlug gänzlich fehl. Hierauf wandte er sich wieder ostwärts nach der sicheren Region von Budweis-Tabor, ließ Bruder Karl dort als Befehlshaber (der bald Lobkowitz als Stellvertreter zurückläßt, da Wien in der müßigen Winterzeit angenehmer ist) — ließ Bruder Karl da und begab sich gen Süden nach der Donaugegend, um zu sehen, ob Khevenhüller vom Flecke kommt, der dort im Felde steht, wie wir hören werden.

Von Pisek und dem Nachtscharmützel zu Pisek — ruhmreich für Frankreich, meinen all die Gazetten — würde ich nichts erwähnt haben, hätte nicht Maréchal Broglio, als er gewahrte, welcher Gefahr er entgangen war, für die kommenden sechs Wochen eine Nachtwache oder Biwak dort errichtet,

dergleichen noch nicht da war: Reiterei und Fußvolk in beträchtlicher Anzahl biwakieren dort in der Umgegend von Pisek auf dem bitteren böhmischen Schnee oder Schneegeschlacker im tiefen Winter allnächtlich sechs Wochen lang, ohne die mindeste Spur von einem Feind zu irgendeiner Zeit, wodurch der Maréchal allerdings Pisek rettete (falls Pisek je wieder in Gefahr war), aber Roß und Mann bis an den Rand der Vernichtung oder ganz hinein erfrieren ließ, so daß das „Biwak von Pisek" auf eine ganze Generation an französischen Regimentstischen sprichwörtlich wurde[1]. Und man bildet sich ein, schallendes näselndes Gerede von altmodischen, gestikulierenden, schnurrbärtigen Figuren zu hören, witzig und entrüstet — die jetzt wieder stille geworden sind, während auch ihr fruchtloses Biwakieren, ja, ihre ganze frostige und heiße Arbeit bunt durcheinander ihnen nach der Vergessenheit anheimgefallen ist. Dies zu Pisek war eines der vielen unweisen hysterischen Dinge, die der arme Broglio in jener schwierigen Stellung beging, die freilich für jeden Sterblichen und ganz besonders für Broglio allzu schwierig war.

Noch ein anderes merken wir an: Graf von Khevenhüller, ein tüchtiger österreichischer Mann, marschierte am 31. Dezember mit einer Armee von nur etwa 15 000 Mann, aber mit einem vortrefflichen militärischen Kopfe von Wien aus, um sich nach jenen Eroberungen an der Donau umzusehen. Er findet, wie er erwartete, daß es bloße Eroberungen an Stoppeln seien, die man sehr schnell wieder hinwegfegen könne. „Khevenhüller war hier, wie allezeit, geschickt in der Wahl seiner Stellungen", sagt Lloyd[2] — erblickte, wo die Pulsadern der Sache lagen und wie sie zu behandeln seien. Durch Besetzung gut gewählter Posten, durch stille Tatkraft und militärische Geschicklichkeit treibt Khevenhüller den Ségur sehr schnell zurück und schließt ihn in Linz ein. Hier ist Ségur seit den ersten Tagen des Januar bemüht, sich zu verrammeln; „treibt Balken von Haus zu Haus über die Straßen" — und hofft, da die Donau und die bayrischen Pässe hinter ihm noch offen sind, Lebensmittel zu erhalten und sich ein wenig zu halten. Es wäre zu wünschen — besonders für den armen Karl Albrecht und sein armes Bayern! Khevenhüller hat auch einen General von Bärenklau (der fortan in diesen Kriegen oft vorkommt) mit 12 000 Mann regulärer Truppen und vielem Husarenvolk unter dem blutigen Menzel durch Tirol abgesendet; damit sie in Bayern und München selbst einfallen, was sie nur zu wahrscheinlich werden ausführen können. Sollte Karl Albrecht sich nicht wieder auf den Weg machen? Das wäre was, wenn der erwählte Kaiser von Panduren gefangen würde!

Wirklich verläßt Karl Albrecht München, weil es nicht mehr sicher für ihn ist; geht nach Mannheim zu seinem Vetter Philipp, dem alten Kurfürsten von der Pfalz, den wir vormals kannten und der nun sehr alt

[1] Guerre de Bohême II. 23 usw.
[2] General Lloyd, History of Seven-Years' War etc. (gelegentlich irgendwo).

geworden ist, aber Hochzeiten von Urenkelinnen und andere Festlichkeiten vorhat, denen ein Vetter und werdender Kaiser — besonders wenn er in Lebensgefahr schwebt — wohl beiwohnen darf. Dies ist die Entschuldigung, die Karl Albrecht einem nachsichtigen Publikum gegenüber macht und gern sich selbst machen möchte, es aber nicht kann. Bärenklau und Khevenhüller lassen sich nicht ignorieren. Ja, dies Gerücht von Friedrichs „Frieden mit Österreich", die ruchbar gewordene Übereinkunft von Klein-Schnellendorf, wenn auch dies (schrecklich zu denken) wahr sein sollte —! Friedrich versichert, es sei nicht wahr. Karl Albrecht schreibt wiederholt an Friedrich, beschwört ihn, um Gottes willen irgend etwas gegen die Khevenhüllerschen Menschenfresser zu unternehmen und sie ihm, Karl Albrecht, und seinem armen Lande vom Halse zu schaffen — was Friedrich bereits für seine eigenen Zwecke beabsichtigt.

## Achtes Kapitel / Friedrich geht nach Mähren mit einem neuen Anschlag

Der österreichische Hof hat Friedrichs Klein-Schnellendorfer Geheimnis nicht bewahrt, fast nicht einen Tag. Es wurde der verwitweten Kaiserin oder den Kaiserinnen zugeflüstert, die es anderen hohen Personen zuflüsterten oder schrieben, und diese wieder anderen, wie das so zu gehen pflegt — wirklich gab sich der österreichische Hof, nachdem Neipperg einmal sicher zur Verfügung war, keine Mühe, das Geheimnis zu bewahren, sondern hatte vielleicht eher ein Interesse, es bekannt werden zu lassen, um Friedrich mit seinen Verbündeten zu entzweien. Jedenfalls war nach Verlauf von wenigen Wochen, wie wir sahen, das Gerücht von einem Vertrag zwischen Österreich und Friedrich überall verbreitet, während Friedrich, wie er ausgemacht hatte, ihn überall leugnete. Er sah auch, nur zu deutlich, daß er allem Anschein nach überhaupt nicht zur Anerkennung kommen würde. Die Österreicher, anstatt „den Vertrag vor Neujahr zu vervollständigen", hatten die vorausgehende Übereinkunft gebrochen, waren augenscheinlich nicht gewillt, den Vertrag zu vervollständigen, sondern vielmehr die ungarische Insurrektion und das Kriegsglück abzuwarten.

Es tritt daher nun eine neue Wendung im Spiele ein, und auch dafür hat Friedrich die rechte Karte in Bereitschaft und zögert nicht mit dem Ausspielen. Vor einiger Zeit, am 4. November — eigentlich am 1. November, kaum drei Wochen nach Klein-Schnellendorf — als er das Geheimnis verraten sah („man sprach am 28. Oktober in Breslau davon", bezeugt Hyndford zufällig), hatte er das Band mit Frankreich enger gezogen, war am 4. November Karl Albrechts Vertrag mit Frankreich förmlich beigetreten[1]. Glatz soll ihm zuteil werden: er will sich Glatz nicht absprechen lassen, noch auch anderswo die gehörige Grenze für Schlesien entbehren, „beide Ufer der Neiße" (was Neipperg in jener Scheinübereinkunft bewilligt hatte) — er besteht strenge auf diesen Präliminarien.

Und ferner, da Kursachsen nun ein Teilhaber an dem französisch-

[1] Beitritt abgeschlossen „Frankfurt, 1. November" 1741; ratifiziert „4. November".

bayrischen Vertrag ist — und zwar ein sehr tätiger (mit 21 000 Mann im Felde für ihn), der noch dazu „König von Mähren" ist und beträchtliche Abschnitte von Nordböhmen als „Straße nach Mähren" obendrein bekommt — so schließt Friedrich zu gleicher Zeit einen besonderen Vertrag mit Sachsen über solche Punkte, die sie gemeinschaftlich angehen, vor allem über den Punkt der Grenze, ab. Auch dieser Vertrag ist vom 1. November datiert und ward „am 8. November ratifiziert". Der Vertrag ist sonst nicht des Lesens wert, außer vielleicht, daß er uns zeigt, wie Friedrich nach seiner Art kurz entschlossen Kursachsen in bezug auf Oberschlesien sofort an die Stelle von Österreich setzt: „Die Grenze zwischen Ew. polnischen Majestät und mir soll die Neiße plus eine volle deutsche Meile sein" — worauf (zu Belleisles Verwunderung) die polnische Majestät einzugehen bereit ist, auch einwilligt, da Friedrich die Geschäfte gern kurz abmacht, daß Kommissarien sogleich dahin abgehen sollen, um die Grenzsteine zu errichten, und damit fertig. „Die schlesische Sache mag bleiben, wie sie abgemacht war", denkt Friedrich bei sich; „da Österreich nicht will, wollt ihr? So setzt die Grenzsteine!" — ein interessanter kleiner Einblick in Friedrichs Inneres. Und ein preußischer Grenzkommissarius — dem wir vielleicht begegnen werden — erschien wirklich, während der sächsische ausblieb[1]. Diese Grenzklausel, dieser kleine Beschluß Friedrichs, daß man die Grenzsteine setze, ist das einzige, was nunmehr irgendeinen Sterblichen in diesem Übereinkommen mit Sachsen interessieren kann, da die Klausel selbst ebenso wie das ganze Übereinkommen sächsischerseits keine Folge hatte und sich als imaginär erwies wie ein im Traum geschlossenes Bündnis. Dem war im weiteren Verlauf nicht abzuhelfen! —

Während die vorläufigen diplomatischen Sachen auf diese Weise abgemacht wurden, hatte Friedrich mittlerweile einen Teil seiner Truppen in Bewegung gesetzt; und Leopold, der, seitdem die Franzosen und Sachsen in seine böhmischen Kreise kamen, eine sehr heikle Stellung gehabt hatte, befahl er, Glatz zu besetzen. Weiter östlich hat Schwerin vor kurzem auf Befehl die Berge überstiegen, hat Troppau, Friedenthal besetzt, ja Olmütz selber, die Hauptstadt von Mähren — in einem Tage (27. Dezember), denn die Besatzungstruppen von Olmütz waren zu schwach zum Widerstand und die Festungswerke nicht in Ordnung. „In des Himmels Namen, was sind eure Absichten?" fragten die dortigen Österreicher. Äußerst friedlich," antwortete Schwerin, „wenn nur die eurigen es sind. Und wenn nicht —!" — Dort steht Schwerin seitdem, geschäftig, sich zu verstärken, und hält die beste Zucht, während er weitere Befehle abwartet.

„Die Österreicher wollen ihr Übereinkommen von Klein-Schnellendorf nicht vervollständigen?" denkt dieser junge König: „Wohlan, wir

[1] Büsching, Beiträge I. 339 (§ Nüßler).

wollen nicht darauf drängen. Wir wollen es selber nicht vervollständigen, sollten sie nun drängen. Wir wollen einen anderen Weg versuchen, und zwar ohne Zeitverlust." — Es war ein schmerzlicher Gedanke für Friedrich, daß Karl Albrecht damals von Linz aus nicht auf Wien vorrückte, sondern blindlings nach links abging und damit seine einzige Gelegenheit wegwarf. „Ließe es sich nicht noch einbringen, ließe sich nicht noch immer etwas Derartiges ausführen?" denkt Friedrich nun: „Schwerin in Olmütz; preußische Truppen in den Hochlanden von Schlesien oder drüben in Böhmen selber, nahe an dem Zielpunkt der Handlung kantoniert; die Sachsen östlich bis nach Teutschbrod, noch näher; die Franzosen siegreich in Prag und Verstärkung unterwegs für sie: eine gemeinsame Bewegung auf Wien, augenblicklich und mit Nachdruck ins Werk gesetzt" — das ist die Sache, auf die Friedrich nun ausgeht, und er ist nicht der Mann dazu, wie Karl Albrecht die Zeit der Flut, die bei solchen Operationen so unerbittlich ist, unausgenützt verstreichen zu lassen.

Demgemäß hat er seine mannigfaltigen Geschäfte in Berlin — die Hochzeit seines Bruders August Wilhelm war eins davon[1] — beeilt und geht (18. Januar) nach zweimonatigem Aufenthalt wieder ins Feld mit diesem neuen Projekt. Zuerst nach Dresden, da Sachsen ein wesentliches Element dabei ausmacht und Valory ihn dort französischerseits treffen soll. Am 20. Januar 1742 kommt Friedrich dort an: Opernfestlichkeiten, „dreimalige Salve mit allen Kanonen" fehlen in Dresden nicht; aber er war wegen anderer Dinge gekommen. Die polnische Majestät ist hier, und etliche der kriegerischen Bastardbrüder (der Graf von Sachsen ist einer davon) sind von den Winterquartieren heimgekommen; auch Valory ist pünktlich da und der kleine Graf von Brühl, das prächtigst gekleidete aller menschlichen Geschöpfe, der Faktotum an diesem Hofe ist.

„Ew. polnische Majestät, vermöge Vertrag und Titel sind Sie auch König von Mähren: jetzt ist die Zeit, jetzt oder nie, es in Wirklichkeit zu werden! Vorwärts mit Ihren Sachsen!" drängt Friedrich: „Die Österreicher und ihr Lobkowitz sind schwach in jener Gegend: in Iglau, gleich über der mährischen Grenze, haben sie ein Magazin angelegt; bemächtigen Sie sich seiner, nehmen Sie es Lobkowitz weg: das gibt uns festen Fuß und einen Anhaltspunkt dort. Vorwärts mit Ihren Sachsen; Valory stellt soundso viel Franzosen; ich selber will mit 20000 Mann beitreten: schnell, stetig, alle zugleich, wir können Mähren nehmen, wer weiß, ob nicht Wien selber, und mit Gewißheit dem Feind einen Streich in sein Innerstes hinein führen!" Das ist Friedrichs Thema von der ersten Stunde seiner Ankunft an und während der ganzen vierundzwanzig Stunden, die er blieb.

[1] Am 6. Januar 1742 (bei Bielfeld II. 55—69 weitläufiger Bericht über die Zeremonie und über Bielfelds Anteil daran).

Nach einer Stunde erklärte die polnische Majestät, ein größerer Freund vom Rauchen und von Vergnügungen als von Geschäften, daß er völlig überzeugt sei — und erklärte auch, daß es Zeit sei, in die Oper zu gehen. Dahin mußten sich die beiden Majestäten zusammen begeben und die Geschäfte auf eine Weile unterbrechen. Die polnische Majestät selber war leicht befriedigt; aber mit den anderen setzte es, wie Valory berichtet, mannigfaltige lange und schwierige Diskussionen. „Die Winterzeit, so gefährlich, so unsicher", entgegneten Brühl und Graf Moritz: da ist diese und jene Gefahr und Ungewißheit — was der König und Valory mit all ihrer Beredsamkeit widerlegen. „Unmöglich wegen Mangel an Proviant", entwortet Moritz zuletzt, in die Enge getrieben: „Iglau, gesetzt wir nehmen es, ist bald aufgegessen; wo soll dann unser Proviant herkommen?" — „Proviant?" antwortet Valory: „Da ist Monsieur de Séchelles, der Leiter unseres Kommissariats in Prag, ein Kommissarius ohnegleichen." „Und ihr willigt ein, wenn ich das auf mich nehme?" drängt Friedrich in sie. Sie sind gezwungen, unter dieser Bedingung einzuwilligen. Friedrich steht für Séchelles ein; die Unternehmung kann nun nicht abgelehnt werden[1]. „Also frisch daran, keinen Augenblick verloren! „Gute Nacht, au revoir, meine edlen Freumde!" — und morgen früh, viele Stunden vor dem Frühstück, reist Friedrich nach Prag ab und läßt Dresden aufwachen, wann es kann.

In Prag erneuert er die Bekanntschaft mit seinem alten ungeschickten Straßburger Freund, Maréchal de Broglio, ohne daß seine Bewunderung sich vergrößert, wie es scheint. Er verbittet sich Broglios Ehrenerweisungen und Aufmerksamkeiten, da die Geschäfte drängen, findet in Monsieur de Séchelles wirklich den geschicktesten aller lebenden Verpflegungskommissare (bereit, in Worten, die Friedrich goldene nennt, „das Unmögliche möglich zu machen"): „Also marschiert nur, edle Sachsen; schnell!" — und eilt am folgenden Morgen wieder hinweg, nordostwärts durch Leopolds böhmische Kantonierungen allmählich auf Glatz zu, um mit seinem eigenen Anteil an der Unternehmung bereit zu sein. Am 24. Januar, nach Besichtigung von Königgrätz und anderen preußischen Posten — am 24. Januar, der anderwärts ein so denkwürdiger Tag ist — geht sein Weg nordöstlich nach Glatz, zwanzig Meilen Entfernung, durch das Gewirr der Riesengebirgspässe diesseits der schlesischen Hochlande. Es ist ein wilder Weg für die Winterjahreszeit; aber der junge König scheut keinen Weg. Von Berlin hierher und weiter mochte er wohl seine anderthalbhundert Meilen innerhalb einer Woche gereist sein; er fliegt beständig dahin (macht sich gegen vier Uhr an jedem Wintermorgen auf den Weg) und verrichtet endlose Geschäfte des Anordnens, während er dahineilt.

Glatz, ein südwestliches, an Böhmen und Mähren stoßendes gebirgiges

[1] Oeuvres de Frédéric II. 170; Valory I. 339 usw.

Anhängsel Schlesiens, ist ein starkes Ländchen, auf das er, wie wir sahen, schon lange sein Auge geworfen hat; und nun verlangt er es als Kostenersatz von den Österreichern, da sie zu keinem Austrag kommen wollen. Denn er steigt sibyllenartig: vor einem Jahr hättet ihr ihn, mit seinen 100 000 Mann obendrein, für das eine Herzogtum Glogau haben können, und jetzt —! In Glatz oder in diesen anstoßenden Gegenden hat der junge Dessauer, seit der Belagerung von Neiße geschäftig genug, seinen Posten gehabt: die Stadt Glatz nahm er bald in Besitz, als es ihm befohlen wurde; Stadt, Bevölkerung, Landschaft ist alles sein — alles außer der hohen Bergfeste (dem Mittelpunkt der Stadt Glatz) mit der darin eingeschlossenen hartnäckigen österreichischen Besatzung, die er aushungert. Wir erinnern uns des Billetts aus Valorys Westentasche: „Geben Sie ihm Glatz nicht, wenn Sie anders können!" In seinen jüngsten Verträgen mit den Franzosen und ihren Verbündeten hat sich Friedrich diese Landschaft sehr ausdrücklich bedungen (er will sogar Geld dafür bezahlen)[1] und ist entschlossen, sie zu gewinnen, wenn die Österreicher das nächste Mal unterhandeln. Von der Festung Glatz, die nun von Leopolds preußischem Korps ausgehungert wird, will ich ferner sagen, obgleich Friedrich sich gegenwärtig wenig an diese Umstände kehrt, daß sie auf einem steilen Felsen steht, von finsteren Bergen umgeben, und daß in dem Arsenal, in staubigem, fabelhaftem Zustand, eine gewisse Trommel liegt, von der die Leser vielleicht gehört haben. Die Trommel ist keine Fabel, sondern eine altertümliche, sehr schlapp gewordene Wirklichkeit, verfertigt vermöge ausdrücklichem Vermächtnis, wie es mythisch heißt, aus der Haut des Ziska, vor mehr als 300 Jahren: diese letztere Klausel ist ganz und gar mythisch. Trommel, Festung, Stadt, Dörfer und Landschaft werden alle Friedrich gehören, wenn der Hunger erst sein Werk getan hat[2].

Friedrich schenkte während dieses Aufenthalts in Glatz der heiligen Jungfrau ein neues Kleid, erzählen alle Biographen; das verhält sich folgendermaßen: Die heilige Jungfrau stand in dem vornehmsten Kloster von Glatz in etwas schäbigem Zustande, als die Preußen zuerst herannahten; die Jesuiten und Inbrünstig-Orthodoxen beiderlei Geschlechts bombardierten den Himmel und sie mit Gebeten, sie möchten barmherzig verhindern, daß die Preußen hereinkämen; und die fromme Frau Soundso, Gemahlin des österreichischen Kommandanten, gelobte ihr bei Erhörung ein neues Kleid. Die heilige Jungfrau verhinderte es aber nicht; im Gegenteil, da sind die Preußen und mit ihnen der Hungertod. „Nichtsdestoweniger Mut, meine neuen Freunde!" sagt Friedrich: „Die Preußen sind

[1] Oeuvres de Frédéric II. 85.

[2] Die Stadt ist bereits am 14. Januar 1742 nach kurzem Handgemenge eingenommen worden; die Festung wird es durch Hunger (ohne Feuer in der Zwischenzeit) am folgenden 25. April — als die einst aus 2000 Mann bestehende, nun bis auf etwa 200 zusammengeschmolzene Garnison, blaß wie Schatten, nach Brünn marschierte, „wo sie mit nur noch 10 Dienstfähigen eintraf" (Orlich I. 174).

keine solchen Butzibaus, wie ihr es euch einbildet: die heilige Jungfrau soll dennoch ein neues Kleid haben!" und ließ sich's das Geld für den nötigen Stoff und den Besatz kosten. Er machte wohl mitunter dergleichen Geldanlagen in seiner leichtfertigen skeptischen Laune, und er fand, daß es Zinsen trug. In Glatz und aus jenen böhmischen und schlesischen Kantonierungen setzt er seine Leute in Bewegung für den mährischen Zug; rüttelt die betreffenden preußischen Korps rasch aus ihrer Weihnachtsruhe im Gebirge und hat Arbeit genug in diesen Gegenden, bald hier, bald dort. Schwerin ist bereits seit einem Monat in Olmütz, und auf ihn oder seine Nachbarschaft zu ist der Marsch gerichtet.

Am 26. Januar gelangt Friedrich, nun mit einem beträchtlichen Gefolge um sich, von Glatz nach Landskron, etwa zehn Meilen gen Olmütz; ein Marsch, dessengleichen General Stille nie gesehen hat — „durch das Eis und den Schnee, den die schreckliche Gebirgskette zwischen Böhmen und Mähren bedeckten; wir kamen erst spät an; viele von unsern Wagen waren zerbrochen, und andere wurden mehr als einmal umgeworfen[1]." In Landskron kam Friedrich am folgenden Tage mit dem Chevalier von Sachsen zusammen (mit dem Chevalier, nicht dem Grafen, sondern einem jüngeren Bastard, General der sächsischen Reiterei) und suchte alles zu verabreden: der preußische Sammelpunkt soll am 5. des kommenden Monats in Wirschau sein, von wo aus man sofort mit den Sachsen in Trebitsch (das bequem für jenes Iglau gelegen ist) zusammentreffen will — wenn nur die Sachsen Wort halten[2].

Am 28. Januar nach Mitternacht, abermals nach einem sauren Marsch, kam Friedrich in Olmütz an, einer hübschen Stadt — mit einem trefflichen Bischof, „einem Grafen von Liechtenstein, einem kleinen gichtbrüchigen Mann von zweiundfünfzig Jahren, mit einem offenen Gesicht, voll Biederkeit", in dessen schönem Palast der König, freundlichst bewillkommt, bis nahe an den Versammlungstag wohnte. Wir wollen ihn dort lassen und uns ein wenig westwärts umsehen, ehe wir den mährischen Kriegszug weiter verfolgen. Friedrichs Sinn ist augenscheinlich eifrig auf diesen Zug gerichtet; er will durchaus die Österreicher für ihre Arglist von Klein-Schnellendorf auf diese hübsche Art bezahlen und die günstige Gelegenheit gegen sie, die Karl Albrecht wegwarf, doch noch ergreifen. Möchten nur die Franzosen und Sachsen gleichen Schritt mit ihm halten und herzhaft vorgehen! Werden sie es aber tun? Eine überraschende Neuigkeit trifft ein — nicht gerade von guter Vorbedeutung, als man sie in Olmütz empfängt!

„Linz, 24. Januar 1742" (ein auch sonst denkwürdiger Tag). „Nach vielem Verrammeln und beträchtlichem Großsprechen und Höhnen von seiten des Grafen Ségur und seiner 10 000 hat dieser besagte Stadt auf schmähliche Weise" (nicht so schmäh-

[1] Stille (Anonym, Friedrichs alter Instruktor Stille), Feldzüge des Königs von Preußen (englische Übersetzung, 12. London 1763) S. 5. Ein verständiges, angenehmes Büchlein.

[2] Das. S. 8.

lich, aber äußere Beobachter beurteilen es so) „verloren, und Linz ist nun nicht in Ségurs, sondern in Khevenhüllers Händen. Auf Khevenhüllers erste Aufforderung hatte Ségur geantwortet: ‚Wer mir noch einmal einen solchen Vorschlag überbringt, den laß ich an den höchsten Galgen knüpfen!‘ — „und innerhalb einer Woche“ (als Khevenhüller sich der Donau hinter Linz bemächtigt und die Bayern von dort vertrieben hatte) „machte er selbst den Vorschlag (‚freier Abzug, ein Jahr lang nicht gegen euch dienen‘) und beginnt heute seinen Ausmarsch aus Linz[1].“ Ist das nicht ein Musterbeispiel der Verteidigung von Schlüsselpositionen! Wenn Ségurs Beispiel zum Muster genommen wird, so steht jenen Eroberungen an der Donau ein schönes Ende bevor! —

Während seines Aufenthalts bei diesem Bischof in Olmütz kam insgeheim ein Abgesandter von Wien zu Friedrich, ein gewisser Pfitzner, beauftragt mit Entschuldigungen und mit Anerbietungen, die vermutlich wichtig, aber doch nicht wichtig genug waren. Friedrich tadelt sich, daß er den Mann zu kurz abgefertigt habe; durch gelinderes Begegnen hätte man vielleicht etwas aus ihm herauslocken können[2]. Nach drei Tagen mußte Pfitzner wieder seiner Wege gehen, da er keine Wandlung in Friedrich hervorzubringen vermochte.

[1] Campagnes des Trois Maréchaux III. 280 etc.; Adelung III. a. S. 12 und S. 15 (wo ein Pariser Gassenlied angeführt ist).
[2] Oeuvres de Frédéric II. 109.

## Neuntes Kapitel / Wilhelmine geht zu den Festlichkeiten nach Frankfurt

An dem Tage, da Friedrich inmitten der grimmigen Winterberge sich Glatz näherte, an demselben Tage, da Ségur auf so traurige Bedingungen Linz räumte, nämlich am 24. Januar 1742, galoppierten zwei Herren nach Kräften auf der Frankfurt-Mannheimer Straße, Überbringer von einer, wie sie dünkt, großen Botschaft für Karl Albrecht, der, nach seinen Siegen in Prag und anderswo, „auf Besuch" (aus triftigen Gründen) in Mannheim ist. Der zweite Reiter, der es nicht ahnt, daß ein botschaftlicher Konkurrent ihm vorauseilt, ist eine vornehme von dem Reichstag in Frankfurt entsandte Amtsperson, die Karl Albrecht in Kenntnis setzen soll: daß er nun wirklicher Kaiser des Heiligen Römischen Reiches sei, da die Stimmen durch des Himmels und Belleisles Hilfe ihm sämtlich zugefallen sind. Galoppieren Sie also, mein amtlicher Herr — ach, ein anderer, nichtamtlicher Herr wußte, wie die Wahl ausfallen würde und saß bereits gestiefelt und gespornt ein gutes Stück Weges vor dem Tore von Frankfurt im Sattel und wartete, bis die Kanonen losgingen; mit dem ersten Schuß gibt er seinem Pferd die Sporen und ist der sich hart anstrengenden Amtsperson auf dem ganzen Weg stundenweit voraus[1].

Aus dem traurigen Wust langwieriger zeremonieller Nichtigkeiten und verwickelter Belleislescher Spinnengewebe heben wir diesen einen Punkt menschlicher Torheit als fast den denkwürdigsten in dem erstaunlichen Handel heraus. In der Tat ein erstaunlicher Handel, mit dem sich ganz Deutschland seit sechzehn Monaten unter solchen Umständen abquälte! Und hat wirklich das Ding, genannt „Deutscher Kaiser", besser oder schlechter eingesetzt. Himmel, ist je eine Nation so von Sommerfäden umsponnen gewesen, so zaubergelähmt durch Berge erloschener Überlieferung und den Mangel an Kraft, Schutt zu vernichten! Da sind schimmernde Fäden feinster Belleislescher Diplomatie, die bis zum Hundsstern und weiter reichen und glänzend und erleuchtend wie die Pfade der Götter zu sein scheinen, und sie sind doch, mögen sie nun scheinen was sie wollen,

[1] Adelung III. a. 52.

armselige müßige Sommerfäden, die bereits zu staubigen Spinnweben geworden sind, der armen menschlichen Natur widerstehend. Die arme menschliche Natur hat nichts damit zu tun, als sie gehörig ins Feuer fegen zu lassen. Solchen Unrat gibt es gar viel in der Welt! —

Karl Albrecht, nun auf der Spitze seiner Hoffnungen, gehuldigter Erzherzog von Oberösterreich, gehuldigter König von Böhmen, erklärter Kaiser der deutschen Nation — ist der höchstbetitelte Sterbliche auf Erden; und, arme Seele! es ist, um es noch einmal zu sagen, tragisch zu denken, was die Wirklichkeit davon für ihn war: Vertreibung von Haus und Hof, Versetzung in Schwierigkeit, Armut, Verzweiflung; Logieren in Mietwohnungen, für die er nicht zu bezahlen vermochte — und zuletzt ein gebrochenes Herz, keine Zuflucht für ihn als im Grab. All dies ist gegenwärtig gnädig verborgen, so daß er ein Mensch auf der Spitze seiner Wünsche zu sein glaubt und angenehm unter seinen Freunden lebt, mit einem Strahlenkranz um das Haupt in seiner und ihrer törichten Einbildung.

Karl Albrecht, Kurfürst von Bayern, dessen Taten uns einige Jahre unerwünscht viel angehen werden, ist gegenwärtig ein hagerer Mann von fünfundvierzig Jahren, hager, schlank und von mittlerer Statur; ein Fürst von vornehmem Äußeren, wird gemeldet, von feiner Lebensart und größerer Bildung, als bei Fürsten gewöhnlich ist. Seine Erlebnisse in dieser Welt und plötzlichen Schicksalswechsel waren und werden vielfältig sein. Heben wir einiges daraus hervor, das Minimum des für unseren Zweck Unerläßlichen.

Englischen Lesern ist ein Maximilian Kurfürst von Bayern bekannt, der sich in dem großen Spanischen Erbfolgekrieg zu den Franzosen hielt; der anti-marlboroughsche Maximilian, der durch die Schlacht bei Hochstädt gänzlich zugrunde gerichtet wurde, in den Reichsbann geriet und die Fristung seines Lebens bei Ludwig XIV. suchen mußte — bis die Zeiten sich besserten; bis er nach dem Utrechter Frieden wieder in seine Länder eingesetzt wurde und dann noch zwölf Jahre relativ gemächlich, wenn auch sehr tief in Schulden steckend, lebte. Unser Karl Albrecht ist der Sohn dieses anti-marlboroughschen Kurfürsten Maximilian, der älteste lebende Sohn; eine Tochter des großen Sobieski von Polen war seine Mutter. Ja, er ist Urenkel eines noch ausgezeichneteren Maximilians, jenes des Dreißigjährigen Kriegs — (der die Jesuiten in sein Herz aufnahm und ihnen zuliebe auf entschlossene Weise die Ata über sein armes Vaterland losließ; der erste der bayrischen Kurfürsten, die bis dahin nur Herzöge gewesen waren) — Urenkel, sagen wir, jenes kräftigen bedenklichen ersten Kurfürsten Max und stammt von Kaiser Ludwig, ‚Ludwig dem Bayern' ab, falls ihm das viel nützt.

In seiner frühen Jugend erging es ihm hart; sieben Jahre alt, als die Schlacht bei Hochstädt vorfiel und Papa unter Ludwigs XIV. Obdach in die Fremde ging, kam der arme Knabe unter kaiserlicher Vormundschaft und ward in entlegenen österreichischen Städten als ein junger ‚Graf von Wittelsbach' erzogen, ein bloßer Graf und Privatedelmann fortan. Doch das Glück wendete sich, wie gesagt, und er ward wieder Prinz, und dieser spartanische Teil seiner Erziehung war kein Nachteil für ihn. Er machte die große Tour, besuchte Italien, Frankreich, vielleicht mehr als einmal; sah, fühlte und schmeckte; diente ein wenig, bei einer Belagerung von Belgrad (einer der vielen Belagerungen von Belgrad) — heiratete 1722 eine Tochter des verstorbenen Kaisers Joseph, Nichte des verstorbenen Kaisers Karl, Kusine Maria Theresias, machte, wie man glaubte, die nötigen ‚Verzichtleistungen' und ist während der

letzten vierzehn Jahre, seit 1726, da sein Vater starb, selber Kurfürst gewesen. Ein sparsamer Kurfürst, sagt man; wenigstens hat er im Gefühl der Schuldenlast, die ihm hinterlassen wurde, gelegentlich versucht, es zu sein; liebt auch den Prunk, ist ungemein höflich, geneigt zur Frömmigkeit und zu Billetdoux; von huldvollem Wesen, freigebiger Natur (hätte er nur die Mittel dazu) und sehr geschickt in Sprachen. Liebt die Jagd ein wenig — liebt verschiedene Dinge, wie wir sehen! — hat erträglich mit seiner Gemahlin und seinen Kindern gelebt, erträglich auch mit seinen Nachbarn (obwohl zuzeiten gespannt mit dem verstorbenen Kaiser), und ist eine Zierde für München und beliebt bei den Leuten dort. Ein magerer, eleganter Herr von mittlerer Statur; unmittelbar abstammend von weiland Kaiser Ludwig, von Maximilian, dem ersten Kurfürsten, der im Licht des Vater Lämmerlein wandelte, weil er es für Licht vom Himmel hielt, und ist schließlich Sohn Maximilians, des dritten Kurfürsten, den belesene englische Leser als den anti-marlboroughschen kennen, der durch die Schlacht bei Hochstädt zugrunde gerichtet wurde.

Sein wichtigstes Geschäft bisher war seine Heirat mit Kaiser Josephs Tochter — wovon sich irgendwo bei Pöllnitz eine sublime Beschreibung befindet, vergeßbar außer dem Datum (Wien, 5. Oktober 1722), falls das zufällig jemand interessieren sollte. Karl Albrecht (damals Kurprinz) leistete in der von Karl IV., dem damaligen Kaiser, vorgeschriebenen Form freien Verzicht auf alle österreichischen Erbansprüche, und man hoffte, er würde die pragmatische Sanktion, als sie veröffentlicht wurde, anstandslos unterzeichnen, aber er weigerte sich standhaft: ‚Ich verzichte für meine Gemahlin', sagt Kurfürst Karl, ‚und will niemals einen Zoll österreichischen Landes auf ihre Rechnung beanspruchen; aber auf mein eigenes Recht, herstammend von Kaiser Ferdinand höchstseligen Andenkens, der Vater meiner Urgroßmutter war, habe ich nicht und werde ich niemals verzichten, und ich berufe mich auf s e i n e pragmatische Sanktion, die viel ältere und allein gültige, kraft welcher nicht ihr, sondern ich der wirkliche und einzige Erbe Österreichs bin.'

Das sagt er und hat er standhaft gesagt oder gemeint: ‚Mir gehört das Königreich Böhmen; ich bin Erbe von Gesamtösterreich, des oberen und niederen, des schwäbischen Breisgaus und eures Anteils von Tirol. Eure Erzherzogin wird Ungarn, die steiermärkischen Landschaften, Florenz vermutlich und die italienischen Gebiete haben. Was ihr von Rechts wegen gehört, will ich als einer der ersten ihr verteidigen; was nicht ihr, sondern mir gehört, will ich nach Kräften ihr gegenüber verteidigen!' Dies war zuerst im stillen und jetzt öffentlich seine Beweisführung, von der er niemals abließ. Er weigerte sich von vornherein, Kaiser Karls neue pragmatische Sanktion anzunehmen und bewog Kursachsen (der ebenfalls eine Ferdinandsche Urgroßmutter hatte), dasselbe zu tun, bis die polnische Wahl den armen Kurfürsten von Sachsen auf eine Zeitlang zum Gegenteil nötigte. Karl Albrecht hatte sich auch insgeheim durch Vertrag in vergangenen Jahren die Unterstützung seines abstrusen alten Vetters von der Pfalz, (der die Heidelberger Tonne reparierte) gesichert, ja, noch besser, noch heimlicher, die Zusicherung eventueller Unterstützung von Frankreich selbst erhalten — und im ganzen lebte er gewöhnlich auf schlechtem Fuß mit dem verstorbenen Kaiser Karl, dem Onkel seiner Gemahlin, und die Versöhnungen, die zwischen ihnen stattfanden, waren nie von Dauer. Im rheinischen Krieg (1734) errichtete Karl Albrecht, weit davon entfernt, dem Kaiser beizustehen, ein eigenes Heer, übte dieses in drei oder vier Lagern auf eine bedrohliche Weise und wollte nicht einmal sein Reichskontingent stellen, bis er sah, daß der Krieg eben zu Ende ging. Er war mit dem Kaiser in ärgerlichem Streit über Schuldforderungen — Schulden, die aus der letzten Generation herrührten, und Schulden, die bis zum Dreißigjährigen Krieg zurückdatierten, in Höhe von Hunderten von Millionen — als der arme Kaiser starb und bis ans Ende Zahlung verweigerte, ja sogar Länder beanspruchte, die, wie er sagte, i h m von Margarete Maultasche hinter-

lassen worden seien[1]: ‚Kann Ew. Liebden nicht bezahlen (da ich kein Geld habe) und würde es auch nicht tun, wenn ich könnte!' Er hinterließ Karl Albrecht nur die Möglichkeit, aufs äußerste zu protestieren — was dieser auch, wie wir selbst in Wien sahen, auf der Stelle ehrenhaft tat.

Karl Albrechts weitere Geschichte ist den Lesern bekannt; mit Ausnahme des folgenden kleinen Umstandes, der sich auf seiner kürzlichen Durchreise, Flucht, oder was man es immer nennen mag, nach Mannheim zutrug und uns durch Wilhelmine angenehm anschaulich gemacht ist. „Seine Hoheit kam auf dem Wege von München", so erzählt unsere Prinzessin, „in einer sehr schlechten Postchaise durch Bayreuth." Dies war, wie wir anderwärts entnehmen, am 16. Januar; Karl Albrecht auf eiliger Fahrt zur Hochzeitsfeier, die am anderen Tag in Mannheim stattfinden soll[2]. „Mein Markgraf, zufällig davon benachrichtigt, galoppierte ihm nach, holte ihn drei Meilen weiter ein: sie umarmten sich, plauderten eine halbe Stunde, beide sehr zufrieden miteinander[3]."

Acht Tage später, am 24. Januar 1742, läßt ihn der geschäftige Belleisle (*wie* geschäftig seit einem Jahre, seit wir ihn im Oeil-de-Boeuf sahen!) zum Kaiser erwählen — Ségur räumt in denselben Stunden Linz und unsere „Eroberungen" an der Donau, ja, unser München, unser Bayern selbst, sind in einer schönen Lage! Die Hochzeitszeremonie, der er am 17. beiwohnte, war eine der erhabensten für Kurpfalz und Verwandtschaft und trug auch heimlich ein tragisches Moment für den armen Karl Albrecht in sich. Eine doppelte Heirat: zwei junge Prinzessinnen, Enkelinnen, unschätzbare Erbinnen des alten Kurpfälzers, werden verheiratet. Eine an Herzog Clement von Bayern, Karl Albrechts Neffen, was schon ganz gut ist; aber die andere und ältere an Theodor von Zweibrücken, der eines Tages — könnten wir den barmherzigen Schleier durchblicken — Kurfürst von Bayern werden und unserem kinderlosen Sohne nachfolgen wird[4].

„Kaiser Karl VII.", so nannte er sich nun, soll am 12. Februar gekrönt werden; hält zu dem Zwecke am 31. Januar seinen feierlichen Einzug in Frankfurt — beide Zeremonien wunderbar prächtig trotz finanzieller Rücksichten. Ein Umstand, der uns wenig angehen würde, hätte sich nicht Wilhelmine, als sie die große Neuigkeit (wennschon nur dunkel und falsch datiert) erfuhr, entschlossen, der Krönung beizuwohnen und sie mit anzusehen; und sie ging wirklich — und hat ihre dortigen Erlebnisse auf eine schrille menschliche Weise aufgezeichnet. Da wir ein Verlangen haben, unsere Mitgeschöpfe (zumal dort, wo es uns obliegt, sie zu betrachten), selbst wenn sie gespenstisch geworden sind, zu sehen und wieder persönliche Wesen aus ihnen zu machen, so wollen wir dieses Stück mit-

[1] Michaelis II. 260; Buchholz II. 9; Hormayr, *Anemonen* II. 182 usw.
[2] Adelung III. a. 51.
[3] Wilhelmine II. 334.
[4] Michaelis II. 265.

teilen, bedauernd, daß es das letzte ist, das wir von dieser geschickten Hand besitzen. Wie willkommen in der trüben Pfütze Dryasdusts ist jeder Einblick, den wir durch eine lebhafte geschwätzige Wilhelmine erhalten und den wir als menschlich erkennen können. Hören wir, was Wilhelmine sagt (in stark abgekürzter Form):

Wilhelmine bei der Krönung.

Wilhelmine faßte Ende Januar 1742 — da Karl Albrecht vor kurzem im Fluge in einer schlechten Postchaise durchgereist war und den Gedanken in ihr entzündete — den Entschluß, eine Spazierreise nach Frankfurt zu machen, um die Krönung zu sehen. Wir wollen, Kürze anstrebend, in ihrer Person sprechen, ihre eigenen Worte aber von den unsrigen durch einfache Anführungszeichen unterscheiden.

„Die Marwitz, die ältere Marwitz, deren armer Vater bei Mollwitz verwundet wurde [1], war nach Berlin gegangen, ihn zu pflegen; aber sie kehrte eben zurück — nicht zu meiner Freude", da ich, mit einigem Grund, eifersüchtig auf das leichtfertige Ding bin. „Die verwitwete Herzogin von Württemberg kam leider auch; eine törichte Schwätzerin, die immerfort Witze schneidet, Augen macht, kichert und kokettiert; ‚sie hat wohl Geist und Manieren, ermüdet einen aber doch zuletzt: ihre Reize, die nun im Verblühen sind, waren niemals so bedeutend wie der Ruf davon; auf die Länge wird sie einem lästig mit ihrer französischen Munterkeit und Lebhaftigkeit: ihre Galanterien sind nur zu bekannt. Sie verdarb die Marwitz bei diesem und einem späteren Besuche völlig, verdrehte dem armen Mädchen den Kopf und untergrub das wenige Gefühl für Sitte, das sie noch hatte. Sie war auf dem Weg nach Berlin' — davon nachher, da es uns doch etwas angeht — ‚aber sie war nicht in Eile und wäre sehr gern mit uns gegangen.' „Und es erforderte unsere weibliche Diplomatie, um sie uns vom Halse zu schaffen. Am 28. Januar reiste sie weiter nach Berlin; wir am selben Tag nach Frankfurt am Main [2].

Die Krönung sollte am 31. Januar sein" (oder wir Leute vom Lande glaubten es wenigstens): „Wir wollten die Nacht vorher inkognito dort eintreffen, sie sehen und den anderen Tag wieder abreisen. So war unser Plan. Schlechte Wege, Überschwemmungen: wir mußten Tag und Nacht fahren; erreichten das Frankfurter Tor spät am 30. Januar. Berghover, unser dortiger Legationsrat, sagt, man wisse überall, daß wir kämen; die Krönung sei erst am 12. Februar! Ich war todmüde und hatte noch dazu einen Schnupfen: wir wendeten um und übernachteten in einem nahen Dorfe. Dann die folgende Nacht verstohlen (à la sourdine) wieder zurück zu Berghover; wir wollen Karl Albrechts öffentlichen Einzug sehen, der morgen stattfinden soll" (nicht ganz so, meine Prinzessin, am 31. Januar ganz gewiß [3], wäre das mindeste daran gelegen). ‚Es war etwas Prächtiges (des plus superbes); aber ich will mich nicht mit der Beschreibung aufhalten. Dieselbe Nacht war Maskenball, wo ich mich sehr damit amüsierte, die Masken zu necken, da mich niemand kannte. Am anderen Tag bezogen wir, aus Furcht, entdeckt zu werden, ein kleines Sommerhaus, das Berghover uns außerhalb der Stadt verschafft hatte, und wohnten da in Erwartung des 12. Februar, unter Schwierigkeiten.'

„Es war bitter kalt dort; wir hatten keine Kleider mitgebracht; meine Frauen und ich hatten nichts bei uns als jede eine schwarze andrienne" (was das immer sein mag), „um nicht viel Gepäck zu haben: das strengste Inkognito war unerläßlich. Die beiden Marwitz mit ihrem Gekicher, Gespött, ihren französischen Airs und impertinenten

[1] Militärlexikon III. 23 und Preußisches Adels-Lexikon III. 365.

[2] Wilhelmine II. 334; zu den übrigen hervorragenden Punkten, die folgen, vgl. S. 335, 338, 347 usw.

[3] Adelung III. a. 63 usw.

Wesen waren unerträglich in dem einsamen Ort. Wir kehren nach Frankfurt zurück; haben wenigstens Bälle und Theater: ‚Letzteres versäumte ich nicht ein einziges Mal. Eines Abends verschob sich mein Kopfputz und ließ mein Gesicht einen Augenblick sehen: Prinz Georg von Hessen-Kassel, der gerade herblickte, erkannte mich, sagte es dem Prinzen von Oranien — eine Minute darauf sind sie in unserer Loge!‘

Prinz Georg von Hessen-Kassel, haben die Leser je zuvor von ihm gehört? Flüchtig vielleicht, in Friedrichs Briefen an seinen Vater; haben ihn aber wieder vergessen; können ihn nur als den Umriß eines Schattens kennen. Ein dicker, handfester, fünfzigjähriger Militär, jüngerer Bruder jenes handfesten Wilhelm, des Stellvertreters und tatsächlichen ‚Landgrafen von Hessen‘ (an der Stelle eines älteren und ältesten Bruders, Friedrich, dermaligen Königs von Schweden, der wirklicher Erblandgraf ist, aber, alt, kinderlos, träge, sich nicht darum bekümmert und alles Wilhelm überläßt), von dem englische Leser gehört haben mögen und hören werden. Denn Wilhelm ist es, der uns jene ‚subsidierten 6000‘ vermietet, die auf englischen Sold umherschwadronieren (Prinz Georg ist bloß ihr Kommandeur); und Wilhelm hat ferner vor kurzer Zeit seinen mutmaßlichen Erben an eine englische Prinzessin verheiratet[1], was ebenfalls (da der arme junge Mann nachher papistisch wurde) gewissen englischen Personen viel Ungemach verursachte. Onkel Georg, sagen wir, ist bloß Kommandeur jener schwadronierenden 6000, hat vor diesem für sich selbst wirkliche militärische Erlebnisse gehabt, Arbeiten geleistet, Widersprüche erduldet; hat aber alles geduldig ertragen und ist dick dabei geworden, da er weder mit seinen Lasten noch mit seiner Nahrung fehdete. Vielleicht treffen wir ihn vorübergehend wieder.

Was den Prinzen von Oranien betrifft, den haben wir in vergangener Zeit mehr als einmal gesehen: ein noch relativ junger Mann, lebhaft, gilt für talentvoll, ist aber ein wenig verwachsen; heiratete vor Jahren eine englische Prinzessin (‚Papa, und wäre er auch häßlich wie ein Pavian!‘) — die, wie wir finden, bei der gegenwärtigen Gelegenheit ermüdet in Kassel zurückgeblieben ist. ‚Sein esprit‘, fährt Wilhelmine fort, ‚und seine Unterhaltung entzückten mich. Seine Gemahlin, sagte er, sei in Kassel; er wolle sie überreden, daß sie komme und meine Bekanntschaft mache‘; konnte nicht wegen zu großer Entfernung in dieser kalten Winterszeit. ‚Diese zwei Prinzen bestanden darauf, mich in ihrem Wagen heimzufahren; sie erbaten sich vom Markgrafen die Erlaubnis, mit uns zu soupieren: von der Stunde an kamen sie nicht mehr aus unserem Hause. Am anderen Tag ward durch sie das Geheimnis kund, der Kurfürst von Köln‘ (der hagere Herr mit Habichtsnase, reichster Pluralist der Kirche) ‚hatte uns durch Späher bewachen lassen; am anderen Abend auf dem Ball trat er zu mir und sagte: „Madame, ich kenne Ew. Hoheit, Sie müssen eine Tour mit mir tanzen!“ Das kommt davon, wenn sich der Kopfputz verschiebt! Es blieb uns nichts übrig, als das Inkognito aufzugeben und uns in unser Schicksal zu fügen.‘

Dieser tanzende Kurfürst von Köln, erst ein angehender Vierziger, ist des neuen Kaisers Bruder[2]; wundern sich die Leser, ihn tanzen zu sehen, da er ein Erzbischof ist? Die Tatsache steht fest — die heiligen drei Könige und die elftausend Jungfrauen mögen dazu sagen, was sie wollen. „Er plauderte lange mit mir; stellte mir die Prinzeß Clementine, seine Nichte vor‘ (d. h. die Gemahlin seines Neffen Clement, eine von den zweien, auf deren Hochzeit die nunmehrige Kaiserliche Majestät letzthin war)[3] ‚und dann die Prinzeß‘ — kurz, er stellte alle drei sulzbachischen Prinzessinnen vor (denn es ist noch eine jüngste, ledige da) — ‚und dann Prinz Theodor‘ (den glücklichen Gemahl der ältesten) ‚und Prinz Clement‘ (desgleichen der jüngsten) „und war

[1] Prinzessin Marie (erst siebzehn Jahre alt), 28. Juni 1740; des Prinzen Name war Friedrich (ward 1749 katholisch; Gemahlin infolgedessen zum Familienhaupt gemacht usw.).
[2] Clement August (Hübner, T. 134).
[3] Michaelis II. 256, 123; Hübner, T. 134, 141.

äußerst artig. Wie kann man sein Inkognito bewahren, wenn man von den Leuten mit soviel Artigkeiten überhäuft wird? Schicken wir nach Bayreuth, um Kleider, und was sonst nötig ist, kommen zu lassen, und ziehen wir uns mittlerweile auf unser Landhaus zurück."

‚Als wir eben im Begriff waren, dahin abzufahren und ich nur auf den Markgraf wartete, kam dieser herein und mit ihm eine Dame: Madame de Belleisle, die französische Gesandtin' — Gemahlin des großen Belleisle, der Seele all dieser hohen Versammlungen, Beratungen, Krönungen, der nicht Kaiser, sondern Kaisermacher ist: was ist da zu tun! — ‚Ich war ihr sorgfältig aus dem Wege gegangen, in der Voraussetzung, daß sie Ansprüche machen würde, die ich nicht zu gewähren gelaunt war. Ich faßte mich sofort' (denn ich bin ein schnell entschlossenes Wesen) ‚und empfing sie wie jede andere Dame, die zu mir kommt. Ihr Besuch dauerte nicht lange. Die Unterhaltung handelte nur vom Lob des Königs' (meines Bruders). ‚Ich fand Madame de Belleisle sehr verschieden von dem Bild, das ich mir von ihr gemacht hatte. Sie besaß Welt (sentait son monde); aber ihr Air schien mir das einer Kammerjungfer (soubrette) und ihre Manieren unbedeutend.' Laß Madame das einstecken.

‚Monseigneur selbst besuchte mich, als unsere Equipage erst angekommen war, mehreremal' — Monseigneur, der große Maréchal de Belleisle, nebst anderen Fürsten und Herrschaften: aber über diesen hageren Mann in Schwarz (der so gewaltige Dinge getan hat und in Jahr und Tag den Rückzug von Prag machen wird) wird kein Wort weiter erwähnt. Auch der alte Seckendorff ist hier, ‚Reichsgouverneur von Philippsburg' auf sehr schlechtem Fuße mit Österreich, was nicht zu verwundern ist, und ein gutes Verhältnis mit dem neuen Kaiser anstrebend. Zweifelsohne machte auch der alte Seckendorff seine Aufwartung (zumal, da er von bayreuthischer Abkunft ist), und näselte sein Kompliment: sehr unmeldenswert; Wilhelminen nicht lieblich. „Der Prinz von Oranien", verwachsen aber munter und ein ganzer Prinz, „leistete uns treulich Gesellschaft die ganze Krönungszeit über, und auch Georg von Hessen-Kassel blieb nicht zurück, der gute dicke Herr."

„Von der Krönung selbst, obschon sie wahrhaft großartig" und sogar von orientalischer Pracht[1] „war, will ich nichts sagen. Der arme Kaiser konnte nicht viel davon genießen. Er lag todkrank an Gicht und Steinschmerzen danieder und konnte kaum auf den Beinen stehen." Armer Herr; und die Franzosen sind schmählich aus Linz vertrieben, und die Österreicher breiten sich wie eine Lavaflut oder allgemeine Feuersbrunst über Bayern aus. — Dämon Menzel, den sie Oberst Menzel nennen, der (wüßten wir es) ist in München selber, gerade während wir hier gekrönt werden! Und wenn nicht etwa König Friedrich, der in Mähren in ihre Flanke einfällt, dieser wilden Jagd ein wenig Einhalt tut, dann ist keine Hoffnung dort! „Der arme Kaiser, meistens bettlägerig, macht allen deutschen Fürsten den Hof" — berät sich mit Seckendorff, mit schlauen alten Praktikern. Er hat es verstanden, meinen Markgrafen dahin zu bringen, daß er sich durch einen törichten Vertrag zur Stellung von Truppen verpflichtete. Als ich den Vertrag erst zu Gesicht bekam, überredete ich meinen Markgraf, sich wieder davon loszumachen, und am Ende tut er es auch. Wir werden dadurch aber einige Zeit länger in Frankfurt zurückgehalten, das noch voll von Visiten machenden, Etikette beobachtenden Herrschaften ist.

Unter anderem hatten unsere amtlichen Herren, um jenem Vertrag, dem ich so entgegen war, Vorschub zu leisten, erklärt, ich könne nicht gut abreisen, ohne der Kaiserin aufgewartet zu haben. Die Toren, mich so in neue heikle Dinge zu verwickeln! Denn ist sie auch eine Kaiserstochter und Kaisersgemahlin, bin ich nicht ebenfalls etwas? ‚Wie eine Königstochter und eine Kaiserin sich zu begegnen haben, ist wohl niemals durch Beispiel festgesetzt worden: wieviel Treppenstufen kommt sie entgegen? wird man mir den Armsessel (fauteuil) verweigern?' und zahlreiche andere Fragen.

[1] Anemonen, ubi supra.

Die amtlichen Herren, namentlich die bayreuthischen, sind in Verzweiflung, und es setzte Auftritte. Aber ich blieb fest, und durch Dazwischenkunft der Berliner Gesandten ward ein Mittelweg gefunden: Treppenstufen, in gehöriger Zahl, werden mir bewilligt, Lehnsessel nicht, aber die Kaiserin soll ‚einen ganz kleinen Lehnsessel nehmen' und ich einen großen gewöhnlichen Stuhl (grand dossier) haben. So kamen wir am anderen Tag zusammen, und ich sah diese Fürstin.

Ich gestehe, daß ich an ihrer Stelle jede mögliche Etikette und Zeremonie erfunden haben würde, um zu verhindern, mich sehen zu lassen. Himmel! ‚Die Kaiserin ist unter der mittleren Größe und so beleibt (puissante), daß sie wie eine Kugel aussieht, sie ist so häßlich wie möglich (laide au possible) und ohne Air oder Grazie.'" Kaiser Josephs jüngste Tochter — die Götter sind, wie es scheint, ihrem Äußeren nicht günstig gewesen! „Und ihr Geist entspricht ihrer Gestalt: sie ist über die Maßen bigott, verbringt ihre Nächte und Tage in ihrer Betkapelle mit nichts als Rosenkränzen und unheimlichen abergläubischen Plattheiten dieser Art; eine finstere, fette, düstere, kleine Kaiserin. ‚Sie zitterte, als sie mich empfing, und war so verlegen, daß sie kein Wort sprechen konnte. Wir setzten uns. Nach einigem Stillschweigen fing ich das Gespräch auf Französisch an. Sie antwortete mir in ihrem österreichischem Jargon, daß sie nicht gut französisch verstehe, und bat mich, deutsch mit ihr zu reden. Unsere Unterhaltung währte nicht lange. Ihre österreichische Mundart und meine norddeutsche sind so verschieden, daß man, wenn nicht daran gewöhnt, sich gegenseitig nicht versteht. Das war auch bei uns der Fall. Ein Zuhörer würde sich über unsere Sprachverwirrung zu Tode gelacht haben, da wir nur hie und da ein Wort verstanden und das übrige errieten. Diese Fürstin war eine solche Sklavin ihrer Etikette, daß sie es für ein Majestätsverbrechen gehalten haben würde, sich mit mir in einer fremden Sprache zu unterhalten, denn sie verstand das Französische sehr wohl.

Der Kaiser hatte bei dem Besuche zugegen sein sollen; aber er war so krank geworden, daß man sogar für sein Leben fürchtete. Der arme Fürst, welch ein Los ist ihm zuteil geworden!'" ist Wilhelminens Betrachtung, wie es oft die unsrige ist. „Er war sanft, human, leutselig und besaß die Gabe, die Herzen zu gewinnen. War auch nicht ohne Talent, aber sein Ehrgeiz war größer als sein Genie. ‚Mancher glänzt im zweiten Range und wird im ersten verfinstert' wie das Sprichwort sagt. Er konnte kein großer Mann sein und hatte niemand um sich, der es konnte; und es tat ihm doch so not." Das ist der Dienst, den ein Belleisle leisten kann; einen armen Mann über seine natürliche Größe zur Kaiserschaft aufblähen! Gekrönter Kaiser, und Menzel nimmt mittlerweile eben Besitz von seinem München; ein bettlägeriger, schiffbrüchiger Kaiser; liegt krank danieder an Gicht und Steinschmerzen, während der Dämon Menzel ihn auffrißt — wohl mag seine arme kleine kugelrunde Kaiserin Tag und Nacht für ihn beten, falls das was fruchten sollte! —

## Die verwitwete Herzogin von Württemberg beehrt uns auf ihrer Heimreise von Berlin mit einem zweiten Besuch.

Dies ist zu meinem Leidwesen fast die letzte Szene, die wir aus Wilhelmines Buch erhalten. Sie kehrt nach Bayreuth zurück, bricht dort entschieden jene unweise Frankfurter Übereinkunft, empfängt später (nach mehreren Monaten, nachdem sich inzwischen vieles in der Welt zugetragen hat) die heimkehrende Herzogin von Württemberg, die strahlende Witwe, „von der man nur als von einer Laïs spricht"; und hat noch andere Erlebnisse, von denen hie und da Meldung geschieht, die sie aber nicht selber weiter aufgezeichnet hat. — Hören wir betrübt Wilhelminen noch ein wenig zu, was

sie über diese Laïs-Herzogin sagt, die uns etwas angehen wird. Sie ist die — viel zu strahlende — Witwe des verstorbenen Karl Alexander, eines Reichsfeldmarschalls (oder des Viertels von einem, wenn die Leser sich dessen erinnern könnten) und Herzogs von Württemberg — mit dem wir einmal, zu des alten Friedrich Wilhelms und Prinz Eugens Zeit, in Prag zu Mittag speisten:

Diese berüchtigte Fürstin war in Berlin gewesen, um ihre dort lebenden drei Söhne zu besuchen, deren Erziehung sie" und die Württemberger Stände — sie war Regentin — „dem Könige anvertraut hatten. Diese Prinzen waren kurz vorher auf ihrer Herreise bei uns gewesen. Der älteste, vierzehn Jahre alt, hatte sich in mein neunjähriges Mädchen närrisch verliebt (s'était amouraché) und hatte uns mit seinen kleinen Galanterien sehr amüsiert" (man merke das an, mit einem Leider!). „Die Herzogin, die langsam nachfolgte", hatte den König, der am 18. Januar nach Mähren gegangen war, damals nicht mehr getroffen. — — „Ich fand diese Fürstin gut konserviert. Ihre Züge sind schön, aber ihr Teint ist welk und sehr gelb. Ihre Stimme ist so laut und kreischend, daß einem die Ohren davon weh tun; es fehlt ihr nicht an Geist, und sie drückt sich wohl aus. Ihre Manieren sind einnehmend für diejenigen, die sie gewinnen will, und den Männern gegenüber sehr frei. Ihre Denk- und Handlungsweise bietet einen seltsamen Kontrast von Hochmut und Gemeinheit. Ihre Galanterien hatten sie in so schlechten Ruf gebracht, daß ihre Besuche mir kein Vergnügen gewährten[1]." Kein Vergnügen, obschon sie oft kam, und ihr ältester Prinz und mein Töchterlein — nun wer weiß!

Außer ihren drei Knaben (wovon der Älteste, als regierender Herzog, Wilhelmine und der Menschheit genugsam bekannt werden wird) hat die Laïs-Herzogin einen gewissen sehr galanten vagabundierenden jungen Marquis d'Argens in Berlin zurückgelassen — wenigstens vermute ich, daß sie ihn diesmal daließ und vielleicht jemand anders dagegen austauschte — er kam zuletzt „von Konstantinopel", ist ursprünglich aus der Provence, ein sehr liederlicher, noch junger Mensch (den Papa enterben mußte), aber voll guter Laune, von gebärdenreicher freundlicher Redeweise und schäumiger Spekulation antijesuitischer Tendenz (er hat auch viele schaumige Bücher in diesem Tone geschrieben, die nun vergessen sind). — Er ward ein großer Liebling Friedrichs und wird in der Folge oft vorkommen.

„Ende Juli", fährt Wilhelmine fort, „gingen wir nach Stoucard" (Stuttgart, o holde geläufige Zunge!), „wohin die Herzogin uns eingeladen hatte: aber —." Und hier sind wir auf dem leeren Papier, unsere teuere Wilhelmine hat aufgehört mit uns zu reden: ihre M e m o i r e n enden, und Stillschweigen voller Vergessen hüllt den Überrest ein!

Über diese strahlende Herzoginwitwe von Württemberg und ihr kürzliches Tun und Lassen in Berlin haben wir hier noch eine Bielfeldsche Notiz, die wir in der gewohnten Weise ausziehen wollen:

„B e r l i n , F e b r u a r 1742" (das richtige Datum von allem nicht Fabelhaften bei Bielfeld, der es chaotisch auf den „6. Dezember" besagten Jahres datiert).
— „Ich ging ins Theater, das einzige Vergnügen, das mir in Berlin geblieben ist. Gleich beim Eintreten bemerkte ich die Herzogin von Württemberg, die mit einem

[1] Wilhelmine II. 335, 350.

zahlreichen Gefolge nach Berlin gekommen war, sowohl um König und Königin zu begrüßen" (der König war bereits nach Mähren verreist) „und sich mit dem Hofe zu befreunden, als um ihre drei Söhne zu besuchen, die mit Bewilligung der württembergischen Stände hier erzogen werden.

Da ich dieser Fürstin noch nicht vorgestellt war, so wagte ich es nicht, mich ihr zu nähern; allein sie bemerkte mich, fragte, wer ich sei" (ein so hübscher fashionabler Mensch), „und ließ mir befehlen, ihr sogleich aufzuwarten. Am anderen Tage ging ich nach ihrem Palast. Ich war um zwölf Uhr bestellt, und man führte mich zur Herzogin. Wie sehr erstaunte ich aber, sie in einem prächtigen Nachtkleide auf dem Bette liegend zu finden. Bei ihrem Kopfe stand ein kleines goldenes Gefäß mit Weihwasser; außerdem war das Zimmer mit kostbaren Reliquien, einem Kruzifix und einem Rosenkranz von schönen Perlen geschmückt. Das Kleid, die Kissen und Decke der Herzogin waren mit den kostbarsten Spitzen reich besetzt. Sie trug eine Nachthaube von dentelles d'Alençon, die mit einem grün-goldenen Bande umschlungen war. Man denke sich in diesem reizenden Negligé eine geistreiche Fürstin von dem feinsten Weltton — die erst siebenunddreißig Jahre alt ist und von einer Schönheit, die einst so glänzend war! Ich fand in ihrer Gesellschaft ihre drei jungen Prinzen mit ihrem Hofmeister, einige Minister und Hofleute, zwei Hofprediger, zwei Ärzte und eine Hofdame, die mir mit ihrer Lage nicht besonders zufrieden schien." Ich hatte die Ehre, die schöne Hand der Herzogin zu küssen und viele stark gewürzte, der Gelegenheit entsprechende Fadheiten zu sagen.

Darauf folgte die Mittags-, eigentlich die Abendtafel bei angezündeten Lichtern: „Aber Sie müssen mich entschuldigen, daß ich im Nachtkleid erscheine", sagte Ihre Hoheit; „ich kleide mich niemals an, außer zu den Gesellschaften der Königinmutter", und klingelte ihren Kammerjungfern. So daß du in das Vorgemach hinausgeführt wirst und grinsend umhergehst, bis ein neues und noch reizenderes Negligé vollendet ist und Ihre Durchlauchtigste Hoheit dich wieder empfangen kann: „Nun, Messieurs! Regt sich doch der Witz nicht eher, bis die Kerzen angezündet sind!" — Hierauf, welch ein Diner! unvergleichlich an Eleganz, köstlichster Gastronomie, attisch-paphischem Glanz und Reiz. Und es folgte darauf sogar wochenlang eine Reihe solcher unvergleichlicher kleiner Diners, bei denen die Hauptrollen, unter jenem reizenden Vorsitz, gespielt wurden von „dem Oberhofmeister Baron de" Soundso, „von Ihrem gehorsamen Diener Bielfeld, Monsieur Jordan und einem Marquis d'Argens, einem ausgezeichneten provenzalischen Edelmann, gegenwärtig im Gefolge Ihrer Hoheit"[1] — Barmecidenfeste, fürchte ich, da der arme Bielfeld in diesem Kapitel gar sehr phantastisch ist, bis zu einem tollen Grade falsch datiert und auch sonst, außer was den allgemeinen Eindruck betrifft, wenig ernsten Glauben verdient.

Wir werden dieser paphischen Herzogin (Kreuz und Myrte verbunden) wieder begegnen; werden insbesondere ihrem d'Argens und mehr oder weniger ihren drei kleinen Prinzen begegnen — notieren wir daher (außer dem d'Argens wie oben):

1. Den ältesten kleinen Prinzen, Karl Eugen, der in drei Jahren zum „regierenden Herzog" ernannt wird (da Mama mit den Ständen in Streit gerät): einen

[1] Bielfeld II. 74—78.

in Deutschland noch in düsterem Andenken stehenden Mann (Schillers Herzog von Württemberg) von unartikulierter äußerst despotischer Natur — er heiratete später Wilhelmines Tochter (die er schmählich behandelte) und gab außerdem Friedrich und der Welt Veranlassung, an ihn zu denken.

2. Den zweiten kleinen Prinzen, Friedrich Eugen, einen preußischen General von einiger Bedeutung, der gelegentlich wieder vorkommen wird. Er ward später Nachfolger im Herzogtum (da Karl Eugen kinderlos starb) und verheiratete seine Tochter an Paul von Rußland; von ihr stammen die dortigen Selbstherrscher bis zum heutigen Tag ab.

3. Den jüngsten kleinen Prinzen, Ludwig Eugen, einen achtbaren preußischen und später französischen Offizier: er ist jener Duc de Württemberg, der mit Voltaire in (den Lesern in den meisten Ausgaben unergründlichem) Briefwechsel steht und bedarf keiner weiteren Meldung [1].

Doch genug von all diesem. Es ist Zeit, nach Mähren zu eilen, wo der Kriegszug hell lodern muß, wenn die Dinge nach Erwartung gegangen sind.

[1] S. Michaelis III. 449; Preuß I. 476 usw.

## Zehntes Kapitel / Friedrich unternimmt seinen mährischen Kriegszug, der sich als ein bloßer mährischer Streifzug erweist

Während diese Krönungsfestlichkeiten vonstatten gingen, machte Friedrich schmerzliche Erfahrungen in der mährischen Gegend, wo sein Kriegszug anders ausfiel, als er erwartet hatte. Dieser Winterzug nach Mähren war einer der ersten, den Friedrich je zusammen mit anderen auf gemeinsame Rechnung unternommen hatte, und der Verlauf war ganz dazu angetan, ihm den Geschmack an dieser Art der Kriegsführung zu nehmen.

Eine die Erwartung bitter täuschende Expedition. Das Land hier herum war in schlechtem Verteidigungsstande; es war gewissermaßen nichts zwischen uns und Wien selbst. Rasch voraneilend, nötigenfalls vom Lande selbst, von jenem Iglauer Magazin, von den eigenen Séchelleschen Hilfsquellen zehrend; voraneilend, die Sachsen, die Franzosen wetteifernd zur Rechten und zur Linken, hätte ein Feldherr wie Friedrich weit vordringen können, Wien selbst wäre für ihn — wer weiß! — noch nicht gänzlich unerreichbar gewesen. Hier war ein Mittel, Khevenhüller in seinen bayrischen Operationen Einhalt zu tun und zu schnellem Rückmarsch zu zwingen! — Aber leider zeigten weder die Sachsen noch die Franzosen auch nur den geringsten Wetteifer im Voraneilen. Die Sachsen schleppten schwerfällig hintennach; die französische Abteilung (nur 5000 an der Zahl unter Polastron, mehr wollte ein mürrischer Broglio nicht hergeben) wollte gar nicht vorangehen, sondern hielt auf Broglios Befehl schon an der mährischen Grenze und lag träge da oder ging sogar wieder nach Hause.

Friedrich machte Vorhaltungen und Vorstellungen, kam zurück, um aufzumuntern; aber es war umsonst. Die sächsischen Bastardprinzen „verweilten tagelang in jedem Schloß, das sie bequem fanden"; beschwerten sich beständig, daß ihre Truppen nichts zu essen hätten; daß die Preußen, die immer voraus waren, das Land aufgezehrt hätten. Kein Ende des Dingens und Feilschens, und nur auf Friedrichs Seite ein herzhafter An-

fang wirklichen Tuns. „Wenn ihr ja wünscht, König von Mähren" zu werden, was soll dies dann heißen!" denkt Friedrich mit Recht. Broglio war ebenfalls unlenksam — empfindlich, daß Valory, nicht Broglio, die Sache eingeleitet hatte — zeigt sich mürrisch, finster, hysterisch aufbrausend, bald allzu vorsichtig, dann wieder imstande blindlings dreinzustürzen.

Für Broglio war das Ereignis in Linz, das jedermann als wichtig erkannte, überwältigend. Der magnanime Ségur und sein „mit Balken verrammeltes" Linz, welch ein Ende haben sie nicht genommen! Sie sprachen so tapfer, wie sie sich verteidigen wollten, und taten es kaum vier Tage lang: bis zum 24. Januar, bevor dieser Kriegszug begonnen werden konnte! Wahr, Herr Maréchal, allzu wahr — und ist dies ein Grund dazu, mit dieser mährischen Unternehmung zaudernd zurückzuhalten, oder dazu, mit ganzer Stärke im Schnellschritt voranzudrängen? „Aber unsere Eroberungen an der Donau", denkt Broglio, „was wird aus denen werden — und aus uns!" Für Broglio, der um seine eigene Stellung in Prag und an der Donau mit Grund besorgt war, existierte niemals eine solche Aussicht, die Österreicher stracks aus jenen Landen hinauszujagen und eilends heimzusenden. Aber Broglio vermochte dies nie einzusehen — der halsstarrige, polternde, allzu vorsichtige und hysterisch übereilte alte Herr, dessen Benehmen hier in Prag Friedrich lebhaft an Straßburg erinnerte. Darüber und über das Gespenst von Broglios Hosen mußte Valory um diese Zeit „unaufhörliche Spöttereien" hören.

Mit einem Wort, vom 5. Februar an, da Friedrich übereinkunftsgemäß seine Preußen zu Wischau versammelte, um diesen Zug zu beginnen, bis zum 5. April, da er sie (in demselben Wischau, wie es sich fügte) versammelte, um ihn zu beenden und heimzukehren — verbrachte Friedrich, aufs äußerste mit der Dummheit kämpfend (gegen die — wie Schiller helltönend sagt — selbst die Götter vergebens kämpfen), vermutlich zwei der ärgerlichsten Monate seines Lebens oder dieses Ersten Schlesischen Kriegs, der für ihn doch fruchtbar an dergleichen war. Für die gemeinschaftliche Sache erreichte er durch diesen mährischen Zug fast nichts. Aber für seinen Sinn war diese Zeit reich an Erfahrungen hinsichtlich gemeinschaftlicher Unternehmungen und der Genossen, mit denen er es nun zu tun hatte. Und er beschleunigte ohne Zweifel seine Schritte, um persönlich aus diesem Imbroglio großer französisch-deutscher Kriege herauszukommen — heim nach Berlin, den Frieden und Schlesien in der Tasche — was die ganze Zeit über das Ziel seiner Bestrebungen gewesen war. Als eine Kriegstat verdient dieser Zug keineswegs hier dargestellt zu werden — wenn schon der kurzgefaßte Stille und weitläufigere Bücher klare Auskunft darüber enthalten, falls jemand darauf neugierig sein sollte[1]. Nur in jener anderen Hinsicht, als

[1] Stille, *Feldzüge des Königs von Preußen* (engl. Übers.) I. 1—55; *Heldengeschichte* II. 548—611; Oeuvres de Frédéric II. 110—114; Orlich II. usw.

Friedrichs Erfahrung von der Genossenschaft und namentlich von seinen jetzigen Genossen, interessiert es gegenwärtige Leser, in kurzer Form einigen verständlichen Begriff davon zu erhalten.

Iglau wird genommen, aber nicht das Iglauer Magazin.

Friedrich fand sich pünktlich in Wischau ein; Hauptquartier daselbst (halbwegs zwischen Olmütz und Brünn), die Preußen sämtlich versammelt, 5. Februar 1742. Wischau liegt etwa sechzehn Meilen östlich von Iglau; die Franzosen und Sachsen sollen uns bei Trebitsch treffen, ein paar Märsche von jenem ihrem Teutschbrod und einen Marsch von Iglau entfernt, auf unserem Weg dahin. Die Franzosen und Sachsen sind demgemäß in Trebitsch; aber ihr Sinn und Wille scheinen weit anderswo zu sein. Rutowsky und der Chevalier de Saxe befehligen die Sachsen (sie sind auf dem Papier 20 000, in der Wirklichkeit 16 000 Mann stark), der Graf von Polastron die Franzosen, die aus 5000 Mann, sämtlich Reiterei, bestehen. Mit letzteren, angeblich als französischer Freiwilliger, ist der Graf von Sachsen gekommen, der kapriziöse Moritz, der immer diesen Zug scheel ansah. Exzellenz Valory ist mit der französischen Abteilung oder vielmehr überall, läuft herum von Quartier zu Quartier, mitunter nach Prag selbst, emsig, allenthalben Risse zu heilen, tagtäglich vielfältige Spalten mit Mörtel bewerfend. Durch Valory erhalten wir interessante Einblicke in die geheimen Launen und Manöver des Grafen Moritz. Es ist anderweit bekannt, daß Graf Moritz kein Freund von Belleisle war, sondern seine Beförderung von der entgegengesetzten oder Noaillesschen Partei am französischen Hofe erwartete; gegenwärtig hat er, wie Valory bemerkt, Gehör bei Broglio, und setzt ihm viel schlimmes tolles Zeug in seinen lauten törichten Kopf.

Diesen sächsischen Herren hat Friedrich, da sie bastard-königlich sind und ihre günstige Stimmung von Belang ist, auf grandiose Weise das Schloß Budischau zum Quartier angewiesen, ein schönes prächtiges Schloß in der Nähe von Trebitsch, „dessengleichen nicht wieder da ist, außer auf dem Theater in der Dekoration der Zauberinsel“ [1], und wo sie sich es so bequem machen, sagt Friedrich, daß sie drei Tage lang nicht dazu zu bringen sind, etwas zu tun. Und doch ist die Arbeit drängend und reichlich. ‚Iglau vor allem‘, treibt Friedrich an, ‚wo sich die Österreicher, etwa 10 000 Mann stark‘ (rechte Flanke jener langen Ausdehnung von Winterkantonierungen, die sich links nach Budweis und weiter erstrecken), ‚unter Lobkowitz postiert und wo sie Magazine errichtet haben: Besitz von Iglau ist der Grundstein zu unserem Werke. Und wenn wir Iglau mit den Magazinen und nicht ohne diese haben wollen, so ist wahrlich kein Augenblick zu verlieren!‘ Vergebens; die sächsischen Bastardprinzen fühlen sich sehr behaglich. Es war am Sonntag, dem 11. Februar, daß unsere Vereinigung mit ihnen vollendet war: und anstatt zeitig am anderen Morgen, wird es Mittwoch nachmittag, ehe Prinz Dietrich von Anhalt mit den zum Anschluß an ihn und seine Preußen bewogenen Sachsen und Franzosen endlich nach Iglau aufbrechen kann. Prinz Dietrich geht nun ohne Verzug vor, marschiert die ganze Nacht, „biwakiert im Wald bei Iglau“, wärmt sich an Reisigfeuern, bis der Tag anbricht; nimmt Iglau durch bloßes Hineinmarschieren und Verjagen von 200 Panduren, sobald der Tag angebrochen war; findet aber keine Magazine vor. Lobkowitz führte hinweg was er konnte, verbrannte dann gestern „siebzehn Scheuern“ und ist selbst wieder fort nach dem Budweiser Hauptquartier und den böhmischen Moorsümpfen. Das kommt davon, wenn man sächsische königliche Herren zu gut einquartiert.

Die Sachsen geben sich mit Iglau zufrieden; die Franzosen gehen heim.

Nachdem Iglau genommen ist, wird die Sache sogar noch schlimmer als je. Unsere Sachsen erklären nun, daß sie ihre Ordres für erfüllt halten; daß ihr Hof nicht

[1] Stille, Feldzüge S. 14.

beabsichtige, sie weitermarschieren zu lassen, sondern sie sollten nur Iglau halten und in Mähren Fuß fassen; das sei vorläufig genug. Man denke sich Friedrich, denke sich Valory und die Risse, die er auszufüllen hat. Friedrich, erstaunt und entrüstet, schickt einen Boten nach Dresden: ‚Ob die polnische Majestät „König von Mähren" werden wolle oder nicht?' Die Vorhaltungen in Budischau werden immer lauter. Valory eilt einmal, um eine völlige Explosion zu verhüten, mitten in der Nacht dahin, um mit Rutowsky und den Brüdern fertig zu werden. Rutowsky selbst scheint teilweise überredbar, wennschon fürchterlich an Rheumatismus leidend. Man weckt Graf Moritz, und Valory verliert alle Geduld über des Grafen Launen. „Er sprach mit einer leichtfertigen Sophisterei, fast mit Insolenz", sagt Valory, „ja, zuletzt machte er mir beim Reden eine Gebärde — was für eine Gebärde, Daumen an die Nase oder was sonst, wagt die schaudernde Phantasie nicht zu erraten! Aber Valory, erbittert, machte sie nach und blieb überhaupt nichts schuldig. „Er schloß mit einer Gebärde, die mir mißfiel — — und ging zu Bette[1]." Dies ist die Nacht des 18. Februar, die dritte Nacht, nachdem man Iglau genommen hatte und die Magazine darin zu Asche geworden waren — was den Sachsen Eroberung genug dünkt.

Die arme polnische Majestät — der arme Karl Albrecht, vor allen, nunmehriger ‚Kaiser Karl VII.', der nichts als jene Franzosen zum Lebensodem hat! Mit seinem schönen französischen Heer der Oriflamme hätte Karl Albrecht vergangenen Herbst vordringen und nicht bloß das „Memoire", das ihm Friedrich zur Aufmunterung schickte, „lesen und dann beiseite legen" sollen. Sie werden niemals wieder eine andere günstige Gelegenheit haben, seine Franzosen und er — es wäre denn, wir nennen dies abermals eine Gelegenheit, die sie abermals wegwerfen! Linz ist durch Kapitulation verlorengegangen, am 24. Januar, gerade am Tage unserer ‚Wahl', wie sie es nannten; und seit jenem Tage von Linz hat die Reihe unserer Unsterne in jener Gegend rasch und unverändert fortgedauert. Nachdem Linz verloren war, warteten die übrigen französischen Posten nicht einmal eine Kapitulation ab, sondern brannten sämtlich hinweg, wie ein Lauffeuer, und ließen den Boden leer. Und General von Bärenklau mit dem Scheusal namens Menzel, dem Pandurenoberst, ist von Tirol her in Bayern selbst eingefallen, über Berchtesgaden das wilde salzburgische Gebirge übersteigend, ohne nach dem Winter oder der armen bayrischen Landwehr zu fragen — und haben München, unsere Hauptstadt selbst, unser Haus und Hof, genommen! — Der arme Karl Albrecht — und was abermals merkwürdig ist, es war am selben Tage, da wir mit orientalischer Pracht in Frankfurt ‚gekrönt' wurden, daß Menzel mit seinen Panduren vor München erschien[2]. Und dieser arme Erzherzog von Ober- und Niederösterreich, König von Böhmen, Kaiser des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation, wird bloß titular und hat so gut wie nichts von diesen ausgebreiteten Souveränitäten zu eigen. Man urteile, ob nicht allerseits der Ruf nach eiligem Handeln laut wurde! — Die polnische Majestät schickte augenblicklichen etwas ungehaltenen Befehl an seine Sachsen: ‚Vorwärts mit euch; was sonst! Wir wollen König in Mähren sein!'

Die Sachsen müssen also vorrücken; aber wir können uns denken, mit welchem guten Willen. Rutowsky legt bei Empfang dieser Order sein Kommando nieder (hoffen wir, teilweise wegen des Rheumatismus) und geht heim; der Chevalier de Saxe übernimmt an seiner Stelle den Befehl. Was Polastron betrifft, so zeigt der eine Order von Broglio vor, ‚kehrtzumachen, sobald Iglau genommen ist'; er muß und will wieder ins Böhmische zurückkehren und tut es. Ja, der Graf von Sachsen hatte insgeheim ein Patent in der Tasche, Polastron abzusetzen und den Befehl selbst zu übernehmen, falls Polastron Schwierigkeiten wegen der Rückkehr machen sollte. Der arme Polastron

[1] Valory I. 148, 149.

[2] Die Krönung war am 12. Februar; Kapitulation an Menzel, „München, den 13. Februar", ist in Guerre de Bohême II. 56—59 zu finden.

machte keine Schwierigkeiten: Moritz und er verschwinden also aus diesem Abenteuer und nur die widerwilligen Sachsen bleiben bei Friedrich. Der arme Polastron („ein armes schwaches Geschöpf", sagt Friedrich, „der mehr für sein Brevier, als für irgendwas anderes taugte") ward krank von den Kriegsstrapazen und starb bald im dortigen böhmischen Lande. Von Moritz hört man einige Wochen nachher, daß er Eger belagert — Eger auf hübsche Weise nimmt[1] — wozu er nach seiner Rückkehr von Broglio beordert worden war. Der frühere Kommandant der nicht sehr vorschreitenden Belagerung war soeben gestorben und Broglio war mit Grund (zumal wegen seines mährischen Verfahrens) begierig, dort ein Ende zu machen. Es war eine der ersten glücklichen Kriegstaten des Grafen Moritz, diese Einnahme von Eger, die den Weg zu seinem französischen Ruhm und Glück und seinen mehr oder weniger sublimen Ehren in diesem Kriege bahnte. Friedrich erkannte seinen aufgeweckten Geist, sein Feuer und überlegenes Kriegstalent, schrieb ihm dann und wann in den kommenden Jahren erhabene Lobbriefe, dürfte aber wohl, wie man erraten kann, kaum wünschen, je wieder Kompaniegeschäfte mit Moritz zu machen.

### Friedrich überschwemmt das mährische Land, kann aber Brünn, worauf alles ankommt, nicht bekommen.

Am 19. Februar, nachdem diese Iglauer Mißhelligkeiten erst einmal abgemacht waren, dringt Friedrich, von den Sachsen gefolgt, in Mähren ein, breitet sich über das Land aus, erhebt schwere Schatzungen, hält aber nichtsdestoweniger strenge Zucht unter seinen Leuten; beabsichtigt, Brünn und dessen Spielberg, wenn möglich, zu gewinnen. Brünn ist die Festung von Mähren, hat eine Besatzung von 6000 oder 7000 Mann und hat noch besser, den tapferen Roth, den wir ehedem in Neiße kannten, zum Kommandanten: Brünn wird nicht umsonst zu haben sein.

Schwerin mit einem Korps von 5000 Mann zu Pferd und zu Fuß, Posadowsky, Zieten, der jüngere Schmettau als Befehlshaber unter ihm, war rasch vorausgerückt, gegen Niederösterreich, durch die Stadt Horn gegen Wien selber; auch er erhob Schatzungen — mit eiserner Hand und ohne sonderlichen Handschuh darüber, wie sich entnehmen läßt. Es existiert noch eine ziemlich grimmige Proklamation (im Namen eines ‚schreckliches Unrecht leidenden Kaisers' und seiner Bundesgenossen), die Schwerins Unterschrift trägt und von „Stein, 26. Februar 1742" datiert ist[2]. Stein liegt an der Donau, etwa eine Stunde von Krems und zwei Stunden von Mautern, wo der Kaiser im vorigen Herbst war. Etwa acht Meilen von Wien entfernt, erwies sich dieser Ort als der Pisga Schwerins nach dieser Richtung hin, wie er derjenige des Karl Albrecht war. Zieten mit seinen Husaren streifte noch vier Meilen weiter auf der Wiener Heerstraße und gelangte bis nach Stockerau, einem Städtchen, das von der Zeit an einigen Namen hat, als das diesseitige preußische non plus ultra in dieser Richtung.

Mittlerweile sammelt sich Fürst Lobkowitz, er hat Budweis und die böhmischen Moorbrüche verlassen, um diesen Ungebührlichkeiten Einhalt zu tun. Nachdem er alles, was an Streitmacht in Wien ist, an sich gezogen hat, kommt er nun in ziemlicher Stärke nach Waidhofen (im Rücken von Horn, weit im Rücken von Stein und Stockerau), so daß Zieten und Schwerin kehrtmachen müssen. Lobkowitz befestigt sich in Waidhofen, sammelt Magazine daselbst wie zu wichtigeren Unternehmungen, und Mähren ist jetzt etwas ganz anderes, als noch vor kurzer Zeit, da Friedrich diesen Zug erdachte. In Wien aber ward am vergangenen 25. Februar geheime Beratung gehalten und (sehr zu Robinsons Bedauern) ein mächtiger Entschluß gefaßt — den Friedrich erfährt und nicht wieder vergißt.

[1] 19. April 1742 (Guerre de Bohême II. 78—85).
[2] In Heldengeschichte II. 556.

**Die Sachsen können kein Geschütz für Brünn liefern; in Wien wird ein mächtiger Entschluß gefaßt (25. Februar); Friedrich gibt die mährische Unternehmung auf.**

Friedrich behält diese ganze Zeit über sein Hauptquartier näher und näher an Brünn. Anfangs hauptsächlich in der Stadt Znaim, an der Thaya, einem vielarmigen, diese ganze nordwestliche Gegend entwässernden Fluß, der seine schlängelnden Gewässer hinab nach Preßburg sendet, später im Verein mit denen der vom Norden kommenden Morava oder March (die Olmütz bespült) die nördlichen und östlichen Gegenden durchströmt und dem Lande seinen Namen ‚Morava, Mähren' gibt. Brünn liegt etwa zehn Meilen östlich von Friedrichs Znaimer Quartier; das sächsische Hauptquartier ist in Kromau, auf dem halben Weg nach ersterem Ort. Von Znaim aus verlegt er sein Quartier landeinwärts nach Selowitz, noch immer in demselben Thayatale, aber viel näher an Brünn, und bleibt da[1].

Er bemüht sich hart, Brünn zu erlangen, strebt hart, unter Schwierigkeiten, nach so manchen Dingen fern und nahe; wir können ihn uns beschäftigt genug vorstellen — und wundern uns über die Bruchstücke leichter Jordanscher Korrespondenz, für die er doch Muße findet. Hübsche Briefstückchen in Prosa und Reim gehen zwischen Berlin und diesen mährischen Dörfern hin und her; Jordan liefert zweimal wöchentlich den Hauptteil, während Friedrich, öfter als sich erwarten ließe, eine beantwortende Zeile hinwirft — sehr begierig nach Berliner Neuigkeiten, wie man bemerken kann. ‚Vattel ist noch hier, Ew. Majestät'[2], schreibt Jordan — der junge Vattel, späterer Verfasser des Droit des gens, den Seine Majestät hätte behalten können; tat es aber nicht. — Was sonst noch von eurem d'Argens, ist etwas an ihm? fragt Friedrich. ‚Ganz gewiß, d'Argens ist voll Geist', antwortet Jordan geschickt und erzählt, wie die Strahlende von Würtemberg ‚sich mit ihrem d'Argens völlig überworfen habe und nicht auf Silber (d'argent) speisen wolle, um nicht zufällig seinen Namen aussprechen zu müssen!' — nebst anderem Gerede in kurzer leichter Form, in der Jordan Meister ist; die seltene Mußestunde in unserem Zelt zu Selowitz, Pohrlitz, Irrlitz in weiter Ferne erheiternd! — Es werden auch Bücher angefordert, Cicero und andere. Von Geschäften oder von eigenen Gefühlen meistens nichts; Berliner Gerede und Bücher zur Lektüre bilden den Hauptinhalt. Doch zurück.

Von den Hauptquartieren aus werden fleißig Operationen ausgeführt, ziemlich weit jene Thaya-Marchtäler entlang, wo die ungarischen ‚Insurgenten' anfangen, bedrohlich zu werden. Südlich von Brünn und rings um Brünn herum gehen fleißig Operationen, häufige Gefechte, beständige strenge Kontributionserhebungen vor sich. Die entscheidende Operation, wie Friedrich wohl einsieht, wäre die Wegnahme von Brünn: aber da ist leider das Wie! Der wachsame Roth spottet aller Auffforderungen, macht beständig gefährliche Ausfälle und brennt endlich, als man ihm näher kam, ringsum alle Ortschaften ab: „Wir zählten sechzehn in Asche gelegte Dörfer", sagt Friedrich. Das sind schlechte Aussichten.

Und dann die Sachsen, in Kromau oder wo sie immer stehen mögen: kein Ende der Plackerei und Verdrießlichkeiten mit diesen Sachsen. Die ihnen angewiesenen Quartiere seien nicht gut, sagen sie; wir tauschen unsere Quartiere mit ihnen, ohne merkliche Besserung. „Eines schönen Tages kamen sie auf irgendeinen geringen Alarm in panischem Schrecken zu uns herübergerannt; sie wären von einem bloßen Pandurenlärm gesprengt worden, hätten wir sie nicht wieder zur Besinnung gebracht." Friedrich läßt von Schlesien eigene Verstärkung, auf die er sich verlassen kann, holen. Schickt nach Schlesien, nach Glatz und dem jungen Dessauer — ja, am Ende nach Brandenburg und dem Alten Dessauer. Als er fand, daß Roth nicht nachgeben würde,

[1] In Znaim, 19. Februar bis 9. März; in Selowitz, 13. März bis 5. April (Rödenbeck I. 65).

[2] Oeuvres XVII. 163 usw.

bestellte er Belagerungsgeschütz von Dresden: die polnische Majestät, Titular-‚König von Mähren‘, antwortet, es fehle ihm das Geld zu den Transportkosten. „Er hatte soeben 400 000 Taler für einen grünen Diamanten ausgegeben“: was ist mit einem solchen Manne anzufangen? — Und um diese Zeit, frühe im März, beginnt das ungarische ‚Moriamur pro Rege‘ sich zu zeigen. Wolken ungarischer Insurgenten von der Tolpatsch-Pandurengattung kommen über die Karpathen auf uns heran, schwärmen ringsum im ganzen Osten, von Süd nach Nord, und drohen in Schlesien selbst einzudringen. So daß wir mühsam die March-Thayatäler durchfegen und erst einen und dann noch einen Streifzug oder scharfen raschen Ausfall gegen diese lästigen Barbaren führen müssen.

Und was noch ernsthafter ist, Prinz Karl und die reguläre Armee, fangen, aufgemuntert durch die Khevenhüller-Bärenklauschen Erfolge, an, sich zu rühren. Prinz Karl, von Wien und den Beratungen zurück, übernahm den Befehl am 4. März; ein alter Graf von Königsegg, ein erfahrener Kopf, ist ihm als Ratgeber beigegeben. Prinz Karl ist in Bewegung und streift uns im Süden bei Waidhofen, wo Lobkowitz, mit Magazinen bereit, auf ihn wartet. Das Gerücht sagt, die Truppenmacht in jener Gegend sei bereits 40 000 Mann stark und nehme täglich zu. Friedrich hat an eigenen Streitkräften, abgesehen von den Sachsen, 24 000 Mann [1]. Prinz Karl, mit so vielen schweren Truppen und mit unzähligen Massen von leichten, kann leicht Unheil anstellen: er hat Befehle (und Friedrich weiß es), uns zu Leibe zu gehen — so lautete der Beschluß in geheimer Beratung in Wien am vergangenen 25. Februar, er müsse auf uns losgehen und uns eine Schlacht liefern: ‚Besser, wir begegnen ihm mit weniger Fäden in unseren Händen!‘ denkt Friedrich und bedeutet zugleich den Alten Dessauer, ungesäumt 20 000 Mann aus Brandenburg heranzuführen. Der Alte Dessauer, (der 30 000 Mann aus dem Lager von Göttin zur Auswahl hat) macht sich sofort ans Werk. Wird auf alle Fälle ein Schutz sein [2]! Um mit Brünn fertig zu werden, hat Friedrich eigenes Belagerungsgeschütz herbefohlen; er drängt den Chevalier de Saxe, mit ihm Brünn eng zu umringen, es energisch zu beschießen und zur Übergabe zu zwingen. Ist dies nicht das eine, was not tut? Der Chevalier de Saxe hat nichts dagegen zu sagen, verspricht halb, erfüllt aber nicht. Abermals gedrängt, warum er sein Versprechen nicht erfülle, antwortet er: ‚er habe leider Befehl erhalten, zu dem Marschall Broglio in Prag zu stoßen und sich ganz und gar aus diesem Unternehmen zurückzuziehen!‘

‚Ganz und gar zurückzuziehen‘, denkt Friedrich bei sich; ‚nun, Gott sei Dank, dann kann auch ich mich ohne Unehre daraus zurückziehen — und der müßte ein scharfes Auge haben, der mich je wieder in Kompanie mit Euch, M. le Chevalier, sieht.‘ Friedrich hat es in seiner G e s c h i c h t e geschrieben, und Valory hörte es ihn oft mündlich sagen: ihm sei niemals eine Botschaft willkommener gewesen als diese, daß die Sachsen im Begriff ständen, ihn dergestalt zu verlassen. Zieht hin, und mögen alle Teufel — doch wir wollen nicht fluchen. Es ist geraten, sich mit aller Eile aus dieser Unternehmung herauszuziehen und sich niemals wieder auf dergleichen einzulassen! Friedrich gibt (auf diese absonderliche sächsische Eröffnung hin, am 30. März) augenblicklichen Befehl zum abermaligen Versammeln in Wischau, zum Aufbruch nach Olmütz; von da heimwärts mit wohlüberlegter Schnelligkeit, über das Landskroner Gebirgsland, Trübau, Zwittau, Leutomischl und den Weg, den er gekommen. Er hat seine schlesische Verstärkungen abbestellt; diese und die übrigen sollen sich in Chrudim in Böhmen versammeln. Dahin ziehen die beiden Dessauer — in Brünn mit seinen zerstörten Umgebungen, auf die der berüchtigte Spielberg von seiner kegelförmigen Höhe herabblickt, und wo sechzehn Dörfer in Asche liegen, soll Roth fortan freie Hand haben.

[1] H e l d e n g e s c h i c h t e II. 557.

[2] Orlich I. 200; Datum des Befehls: 13. März 1742.

Die Sachsen zogen geradeswegs heim, „stießen" nicht „zu Broglio", stießen zu niemandem — hatten überhaupt nichts mehr mit diesem Ersten Schlesischen Kriege zu tun, wie es sich zeigte, und waren bereit, auf die entgegengesetzte Seite zu treten, als der Zweite ausbrach. Ihr Marsch war diesmal lang und beschwerlich — unter traurigen blutigen Händeln mit Panduren und feindlichem Landvolk fast von Anfang an, „vier Kompanien unserer Nachhut wurden bis auf neun Mann zusammengehauen; die zu Hilfe gesandte Abteilung steckte das Dorf (Austrup) in Brand und tötete 50 Bauern[1]." Sie kamen in Leitmeritz auf ihrer eigenen Grenze mit „kaum über 8000 Mann kampffähiger Truppen" an. Sehr natürlich in äußerst aufgebrachter Stimmung und geneigt, irgend jemandem die Schuld dafür zu geben. Die arme polnische, nicht mährische Majestät, durch ihre Brühls und Stabsoffiziere belehrt, wurde von der fixen Idee gepackt, daß die Schuld durchaus bei Friedrich liege — „er ließ uns verhungern, umhermarschieren!" — daß Friedrichs Benehmen gegen uns abscheulich gewesen sei und dauernden Groll verdiene. Der wurde ihm demgemäß auch von seiten der simplen polnischen Majestät, einem sonst gutmütigen Geschöpfe, auf immer zuteil, zu Friedrichs großem Erstaunen und zu seinem beträchtlichen Schaden lange hernach!

Friedrichs Blick, als Valory ihn bei seiner Rückkehr nach diesem fehlgeschlagenen Zug traf, war „farouche", wild und düster, sein Lachen bitter, sardonisch; hartes Gespött, Geringschätzung und unterdrückte Wut blickte durch alles, was er sagte. Ein stolzer junger König, den die Schläge der Erfahrung verschiedene Dinge lehren. Man blicke in jenes junge Bildnis von Pesne, die vollen Wangen und der edle Mund, der auch grausam werden kann, die Augenbrauen, die des Zusammenziehens nicht ungewohnt sind, und die mit scharf forschendem, emsigem Blicke blitzenden Augen von etwas gebieterischer Natur. Wir können uns vorstellen, daß Valory das Gesicht unter diesen Verhältnissen sehr ausdrucksvoll fand. Der arme Valory hat schreckliche Arbeit gehabt, hat hin und her rennen müssen; sein Reisewagen war zerbrochen, seine Dienerschaft alle krank, sein unschätzbarer Darget (Valorys erster Sekretär, den man sich merken wolle) entkräftet, und noch sind Valorys Prüfungen nicht zu Ende. Er ist vor kurzem in Prag gewesen; kehrt erfolglos, wie gewöhnlich, zurück; durch das Gebirge fahrend, um sich wieder zu Friedrich zu begeben, begegnet er den Preußen auf dem Rückzuge, erfährt, daß die Panduren, sehr heißhungrig, auf dem Wege sind und daß es geraten sei, umzukehren und Seine Majestät bei Chrudim, in der Elbgegend, an der Herrstraße und in nicht zu ferner Nachbarschaft von Prag, zu erwarten.

Am 5. April ist Friedrich in vollem Abmarsch aus Mähren — das nun mit Fluten von Panduren überschwemmt wird, auf dem Wege nach besagtem Chrudim, in dessen Umgegend seine Magazine liegen, und wo er Prinz

[1] Einzelheiten in Heldengeschichte II. 606 usw.

Karl und jene Wiener Ordre vom 25. Februar mit freierer Hand zu erwarten gedenkt. Der Marsch geschieht in gehörigen Kolonnen und angemessenen Abständen. Prinz Dietrich zur Rechten, mit einem besonderen, anderswohin bestimmten Korps, hält die Panduren ab. Ein beschwerlicher Gebirgsmarsch auf schlechten Wegen; aber außer Schwierigkeiten mit dem Gepäck geschah kein namhafter Schaden. „Am 13. (April) marschierten wir nach Zwittau über den Schönhengster Berg. Der Übergang über diesen Berg ist sehr steil, aber nicht so unausführbar, wie er geschildert worden, denn die Kanonen und das Fuhrwerk können um die Seiten herum gezogen werden[1]." Jawohl — und die Leser mögen (in Gedanken) von dem Gipfel umherschauen, denn wir werden in sechzehn Jahren wieder einmal dieses Weges kommen, und zwar kaum unter glücklicheren Umständen!

Friedrich gelangt am 17. April nach Chrudim und trifft da den jungen Dessauer mit seinen Truppen: demnächst kommt auch der Alte Dessauer zu einer Unterredung dahin (davon später). Der Alte Dessauer — seine 20 000 sind im Augenblick nicht bei ihm, sondern ruhen sich unterwegs aus, bis er zurückkommt — soll mit einem Teil von diesen ostwärts vorgehen und jene Panduren-Insurgenten nach ihrer Seite des Gebirges verjagen: eine Arbeit, die dem alten Leopold besser zusagt als jene des Göttinger Lagers voriges Jahr. Der Rest der 20 000 soll den jungen Leopold und den König verstärken und hier in Chrudim Kantonierungen und „Erfrischungsquartiere" beziehen. Hier, von Böhmen zehrend, Schlesien in ihrem Rücken, sollen die Truppen ein wenig ruhen und für Prinz Karl bereit sein, falls er ja herankommen will. Dies letztere betrachtet Friedrich nun als den Haupttrost, der ihm übrigbleibt.

In Mähren, das nun von Panduren, Vorläufern des Prinzen Karl, überschwemmt ist, hat er Prinz Dietrich von Anhalt zurückgelassen, der sich, mit Olmütz zum Hauptquartier, noch eine bestimmte Anzahl von Tagen halten kann. Prinz Dietrich soll mit möglichstem Fleiß Vorräte für jene Jablunka-Troppauer Expedition aufbringen, sie (indem er sich durch die Pandurenschwärme hindurchschlägt) seinem Vater zuführen und Mähren für Prinz Karl so kahl wie möglich lassen. Das alles vollbringt Prinz Dietrich auf eine tapfere, soldatenmäßige, vorsichtige und unerschrockene Weise — mit Einzelheiten von wohlbestandenen Gefahren, von schneller Gewandtheit, von überwundenen Schwierigkeiten, die für lernbegierige Militärs von Interesse sein dürften, bei denen wir aber hier nicht verweilen können. Es ist ein Marsch von 12 oder 14 Meilen (nordöstlich, nicht nordwestlich, wie der Friedrichs) durch Panduren, Gefahren und Schwierigkeiten hindurch — geziemend bestanden von Prinz Dietrich, dessen Mühen und tapfere Leistungen in diesem mährischen Handel ganz hervorragend waren. Heben wir ein Beispiel von nicht sehr ernster Natur (auf dem gegenwärtigen Marsch nach Troppau) hervor:

[1] Stille S. 85.

„Olischau, Abend des 21. April. Als wir eben nach Olischau" (immer noch in der Umgegend von Olmütz) „gelangten, erschien die Vorhut von Prinz Karls Armee auf den Anhöhen. Sie griffen nicht an, sondern zogen sich für die Nacht gen Olmütz zurück. Prinz Dietrich, voraussetzend, daß sie am andern Tag wiederkommen würden, traf über Nacht die nötigen Anstalten. Am andern Tag ließ sich nichts von ihnen verspüren; Prinz Dietrich schickte daher in der Nacht des 22. April seine Krankenwagen, Proviantwagen, schweres Gepäck, unbehelligt gen Sternberg und folgte mit Tagesanbruch mit seiner Armee, die Kavallerie voraus, das Fußvolk hinterher." Nicht das mindeste fiel vor — es wäre denn, daß folgendes etwas sei: „Unsere Infanterie hatte kaum die letzte Brücke, nachdem sie sie überschritten, abgebrochen, als die Dächer von Olischau in die Luft zu springen schienen, da die Einwohner alle auf einmal den Moment ergriffen und in aller Eile eine ungeheure Anzahl Schüsse auf uns abfeuerten — von denen, infolge ihrer Hast und der Entfernung, kein einziger traf[1]; es bewies bloß ihre Abschiedslaune."

Oder ein anderes Mal — (der Ort ist diesmal Ungarisch-Brod, bei Göding an der mährisch-ungarischen Grenze, Datum: 13. März; einer jener fliegenden Streifzüge gegen Insurgenten oder ‚ungarische Milizen', die sich zu sammeln drohen): — — „Als wir dergestalt in Göding auf unserer mährischen und dann in Skalitz auf ihrer ungarischen Seite der Grenze aufgeräumt hatten, brachen wir nach Ungarisch-Brod", dem nächsten Sammelpunkt von Milizen, „auf." Und dort geschieht folgendes umständliche — des malerischen menschlichen Andenkens würdige Ereignis: „Da nun dieses (von Skalitz nach Ungarisch-Brod) ein langer Marsch ist und die Wege fast inpassabel waren, so langte Prinz Dietrich mit seinem Korps, da es schon Nacht war, vor dieser Stadt an, welche er noch in dieser Nacht mit Infanterie und Kavallerie berannte und solchergestalt, des häufig fallenden Schnees ungeachtet, unter freiem Himmel bleiben mußte; dabei dann diejenigen, so nicht die Wachten gehabt und auf den Schildwachten gestanden, sich zwar bei dem Gewehr niederlegten, hoffentlich wacker schliefen, beim Anbruch des Tages aber mit einer halben Elle Schnee bedeckt waren[2]." Beim Anbruch des Tages, als sie sich wieder auf die Beine schüttelten — zum Erstaunen von Ungarisch-Brod! — —

Die Expedition hatte durchaus hübsche Waffengänge aufzuweisen: bei Brünn, auf dem Rückmarsch und sonst noch, und Friedrich ist mit der Haltung seiner Soldaten und Generäle wohl zufrieden — er gedenkt später mit sichtbarer Befriedigung einiger Taten, die sie vollbrachten[3]. Es tut mir leid, melden zu müssen, daß General Schwerin wegen der Bevorzugung des Alten Dessauer für die Troppauer antipandurische Operation empfindlich geworden und verstimmt nach Hause gegangen ist, wo er die nächstfol-

[1] Stille S. 50.

[2] Bericht von der Unternehmung des usw. (bei Seyfarth, Beilage I. S. 508).

[3] Z. B. Truchseß von Waldburgs hübscher kleiner spartanischer Tat (14. März, zu Lesch bei Brünn, in der Nähe von Austerlitz), die viel gerühmt ward; der König selber hörte von Selowitz aus die Kanonade (Seyfarth, Beilage I. 518—520). Seldows Tat (das. 521). Fouqués (desselben Hauptmann Fouqué, der seine zwei Lichter in dem alten Küstriner Gefängnis anzündete und den Friedrich von der Zeit an und bis ans Ende sehr liebte): „Bericht über Fouqués Grenadierbataillon" nach und zu Fulneck, Januar bis April 1742 (ist in Feldzüge der Preußen I. 176—184); namentlich sein Marsch von Fulneck heimwärts; ein Teil von Prinz Dietrichs Marsch dieses Weges (bei Seyfarth, Beilage I. 510—515). Diese und verschiedene andere Taten (in Seyfarth und Feldzügen), die wohl des aufmerksamen Lesens wert sind.

genden Jahre vom öffentlichen Leben zurückgezogen zubringt. „Der kleine Marlborough“ — so nennen sie ihn (denn er war bei Hochstädt und ist mitunter hitzig und jäh) — will also an Prinz Karls tröstendem Besuch nicht teilnehmen! Desto besser, denkt Friedrich vielleicht (in Gedanken an Mollwitz). „Dies ist die Grille einer imitation anglaise!“ schreibt er höhnisch an Jordan. — Friedrichs Resümee dieses mißlungenen mährischen Unternehmens, in Beantwortung von Jordans Neugierde — einer Neugierde, die der bescheidene Jordan erraten läßt, nicht ausspricht — ist charakteristisch:

„Mähren, das ein sehr schlechtes Land ist, konnte aus Mangel an Verpflegungsmitteln nicht gehalten werden, und die Stadt Brünn konnte nicht genommen werden, weil die Sachsen keine Kanonen hatten, und wenn man in eine Stadt hinein will, muß man zuvor ein Loch machen, durch das man hinein kann. Außerdem ist das Land so ausgezehrt worden, daß der Feind nicht darin bestehen kann, und du wirst ihn bald daraus weichen sehen. Dies ist eine kleine militärische Lektion für dich; ich wollte nicht, daß du nicht wissen solltest, was du über unsere Operationen zu denken oder zu sagen hast, wenn andere in deiner Gegenwart davon reden [1]!

Winterfeldzüge“, sagt Friedrich an anderer Stelle sehr im Ernste, indem er lange danach auf diesen Gegenstand zurückblickt, „Winterfeldzüge sind schlimm und sollten, außer in Notfällen, stets vermieden werden. Die beste Armee in der Welt kann leicht dabei ruiniert werden. Ich selber habe mehr Winterfeldzüge gemacht als irgendein General dieses Jahrhunderts; aber ich hatte Ursachen dazu:

Im Jahre 1740“, einem Winterfeldzug, den wir sahen, „waren kaum zwei österreichische Regimenter in Schlesien, als Karl VI. starb. Ich hatte beschlossen, meine Rechte auf dies Herzogtum geltend zu machen, und mußte daher sofort im Winter handeln, um den Kriegsschauplatz womöglich an die Ufer der Neiße zu verlegen. Hätte ich bis zum Frühling gewartet, so hätten wir den Krieg zwischen Krossen und Glogau beginnen müssen. Was so mit einem einzigen Marsche zu gewinnen war, würde uns dann vielleicht drei oder vier Feldzüge gekostet haben. Eine hinreichende Ursache für den Winterkrieg.

Wenn mir der Winterfeldzug von 1742“, der Feldzug, aus dem wir eben heraus sind, „den ich mit der Absicht unternahm, die bayrischen Lande zu befreien, nicht gelang, so lag das daran, daß die Franzosen sich als Memmen und die Sachsen sich als Verräter erwiesen.“ Man beachte dies reifliche Urteil.

„Im Jahre 1745—46“, einem Winterfeldzug, den wir zu sehen hoffen, „waren die Österreicher in Schlesien eingedrungen, und es war nötig, sie hinauszutreiben. Die Sachsen und sie hatten einen Anschlag gemacht, in meine Erbländer einzufallen und sie mit Feuer und Schwert zu verheeren. Ich kam ihnen zuvor und führte den Krieg mitten in ihre eigenen Lande [2].“

Viele bittere Gedanken verdauend, hat sich Friedrich um Chrudim kantoniert, in grimmer gefaßter Stimmung den einen nun bevorstehenden Trost abwartend. Am 25. Februar hatten, wie die Leser wissen, die Majestät von Ungarn und ihr Hofkriegsrat beschlossen: „Nur noch einen Ver-

[1] Friedrich an Jordan (Oeuvres XVII. 169), Chrudim, den 5. Mai 1742.

[2] Les Principes Généraux de la Guerre etc. Eines der besten oder überhaupt das beste von Friedrichs Büchlein, die er nacheinander (sie sollten allergeheimst gehalten werden, hätte es sich tun lassen) zur Belehrung für seine Offiziere schrieb. Es ist nun zu finden in Oeuvres de Frédéric XXVIII. (Bd. I. der Oeuvres Militaires) S. 4 ff.

such, o Exzellenz Robinson, noch eine Schlacht für das schlesische Juwel unserer Krone! Werden wir geschlagen, dann wollen wir es aufgeben; oh, nur nicht früher als dann!“ Robinson und Hyndford — die Phantasie mag sich einigermaßen vorstellen, was ihre Empfindungen bei dem eigenwilligen Zusammenbruch der Klein-Schnellendorfer Verabredung waren, oder welch drängenden Lärm die Majestät von Britannien und sie seitdem fortwährend machten. Aber sie konnten es zu weiter nichts bringen: „Nur noch einen Versuch!“

In Chrudim und rechts und links davon, in langer dünner elliptischer Form ausgestreut (sechs oder acht Meilen lang, aber so, daß er sich „innerhalb achtundvierzig Stunden“ zusammenziehen kann), liegt Friedrichs Heer: die Elbe ist hinter ihm; jenseits der Elbe sind seine Magazine, in Königsgrätz, Nimburg, Podiebrad, Pardubitz; das Riesengebirge und die Welt der böhmischen Höhen umschließen in weiter Ferne den Hintergrund: das ist seine Stellung, wenn die Leser ihre Karten zu Rate ziehen wollen. Der tröstende Besuch, denkt er bei sich, könne doch nicht eher stattfinden, als bis das neue Gras gewachsen sei, nicht vor Juni nämlich, in zwei Monaten; aber auch hierin irrte er sich ein wenig.

# Elftes Kapitel / Nüßler mit dem Alten Dessauer und Walrave in Neiße

Der Alte Dessauer mit einem Teil seiner 20 000 — mit Hilfe des wackern „Knaben Dietrich" und der mährischen Proviantwagen — löste sein Troppau-Jablunka-Problem vollkommen; er fegte das Gebirge und hielt es rein von dem Pandurengesindel, wie er der Mann dazu war. Seine Expedition würde keiner weiteren Erwähnung bedürfen — wäre es nicht wegen einiger kleiner Vorgänge von rein biographischer Natur, vor allem wegen gewisser Reibungen, die zwischen Seiner Majestät und ihm vorkamen. Z. B. einmal, vor jener Zusammenkunft in Chrudim, als er, eben auf dem Wege dahin, Böhmen betrat, hatte der alte Leopold für gut befunden, seine Marschroute zu ändern und hatte — auf bessere Auskunft hin, wie er meinte, die sich aber als schlechter erwies — einen anderen als den ihm vorgeschriebenen Weg genommen. Als Friedrich es erfuhr, zieht er auf folgende scharfe Weise die Zügel an:

„Chrudim, den 21. April. Ich wundere mich sehr, daß Ihro Durchlaucht, als ein alter Offizier, nicht akurater meine Ordres befolgen, die ich ihnen gebe; und wenn Sie noch habiler als Cäsar wären, und Meinen Ordres nicht accurat und stricte nachleben, so hilft mir das Uebrige nichts. Ich hoffe, daß es bei diesem Avertissement bleiben wird, und daß Sie mir in's Künftige keine weitere Ursachen zu Beschwerden geben werden [1]."

Bei ihrer Zusammenkunft in Chrudim war Friedrichs Benehmen ganz wie sonst. Aber der alte Pulversohn stand in des Königs Gegenwart schweigend da, in strenger militärischer Haltung, hatte den Vorgang nicht vergessen und vergaß ihn sogar noch monatelang nicht. Während dieser ganzen Zeit in Oberschlesien trug er den heimlichen Groll im Herzen, verrichtete aber dabei sein Tagewerk mit gewissenhafter Pünktlichkeit — nur um so gewissenhafter, heißt es. Friedrich machte heimlich durch den jüngeren Leopold einige begütigende Versuche, hatte aber damit keinen Erfolg, und er überließ den Alten der Zeit und seinen eigenen Abkühlungsmethoden.

[1] Der König an Fürst Leopold (Orlich I. 219—221).

Außer dem Niederhalten ungarischer Unternehmungen im Gebirge hatte der alte Leopold, wie es scheint, einige allgemeine Aufsicht über Oberschlesien zu führen und bekümmerte sich namentlich um die Befestigungsarbeiten, die dort im Gange waren. Letztere Funktion brachte ihn oft nach Neiße und in Berührung mit dem häßlichen Walrave, dem dortigen Hauptingenieur. Ein viel älterer und viel würdigerer Bekannter von uns, Herr Grenzkommissarius von Nüßler, befindet sich auch gerade in Neiße — auf jene sächsischen Herren wartend, die ungemein unpünktlich sind und niemals kommen (und sogar niemals kommen werden, wenn Nüßler es nur wüßte). Glücklicherweise führte Nüßler ein Tagebuch, das Büsching später in die Hände bekam, abkürzte und herausgab — wodurch (was in diesen dryasdustischen Labyrinthen, leeren Schemen und Schlackenhaufen etwas Seltenes ist) uns plötzliche Einsicht vergönnt ist — wir gewahren leibhaftig in weiter Ferne, auf einen Augenblick zur Anschaulichkeit gebracht, dieses und jenes! Ich muß einige gedrängte Auszüge hierher setzen:

Wie Nüßler nach Neiße kam, Mai 1742.

Nüßler war fast seit vergangenen Weihnachten ab und zu in dem Lande gewesen, völlig bereit hier, wären die Sachsen nur bereit gewesen. Da die Sachsen nicht bereit waren und ihre Verabredungen immer wieder brachen, war Nüßler in das Gebirge gegangen, um die Zeit zu verwerten und einen vorläufigen Überblick über das Terrain zu gewinnen.

— — „Aus Berlin, 20. Dezember 1741; über Breslau" — wo einiger Aufenthalt und Briefwechsel war — „dann weiter gen Neiße, bis nach Löwen" (das Friedrich von jener Mollwitzer Nacht her bekannt ist!). „Von Berlin bis Löwen war von Nüßler mit einem Wagen gegangen; weil aber sehr viel Schnee fiel, so nahm er ein paar Schlitten, auf welchen er mit seinen Begleitern bis nach dem Städtchen Jauernick (an zehn Meilen weiter) kam. Jauernick liegt am Fuße eines Berges, auf dessen Höhe das Schloß Johannisberg steht. Hier fing es an zu regnen, und es fiel schwer, mit den Schlitten den Berg hinanzukommen. Der Drost, welcher das Schloß bewohnte, war ein Edelmann aus dem Kurfürstentum Braunschweig-Lüneburg, welcher um einer Heirat und dieser Stelle willen von der evangelischen Kirche zu der römisch-katholischen getreten war" — der arme Sünder! „Beide Eheleute waren sehr artige Personen, welche dem von Nüßler viel Höflichkeit erwiesen. Er bemerkte auf der linken Seite des Johannisbergs", auf der westlichen Seite, in einiger Entfernung, „den Paß, welcher aus der Grafschaft Glatz nach Ober- und Niederschlesien führt" — wo auch der Leser schon einmal war, in jenem Gefecht bei Baumgarten, könnte er sich dessen nur erinnern — „und ein daselbst angelegtes Blockhaus", das ohne Zweifel zur Zeit von preußischen Soldaten besetzt war. Nüßler, stets auf das Nützliche gerichtet, stellte keine pittoresken Betrachtungen an, sondern überlegte, daß, „obgleich dieser Paß etwas weiter, als die in dem Traktat bestimmte Meile lag, so müsse sein König denselben doch behalten."

Auf dieser Grenzreise kam Herr von Nüßler auch nach Steinau" (dem kleinen Dorf mit Schloß, das wir einmal, auf dem Marsch nach Mollwitz, durch nächtlichen Zufall in Brand geraten sahen), „und beim Anblick des verbrannten Schlosses erinnerte er sich unter großer Rührung des Gemüts der Geschichte der Gräfin von Callenberg" (die seitdem gestorben ist mit ihren Pistolen und ihrer Branntweinflasche) „und ihrer Tochter" — einer Geschichte, in der er selber in früheren Jahren persönlich beteiligt gewesen war. — „Im übrigen war die Reise wegen des Schnees und Eises nicht

nur sehr beschwerlich, sondern sie zog ihm auch auf seine ganze Lebenszeit die Gicht zu" (und brachte ihm sozusagen keinen Profit); „denn es brach einmal das Eis, über welches er fuhr, so daß er bis an die Hüften in das kalte Wasser fiel." Der unermüdliche Nüßler, noch immer mit der Hingebung eines Künstlers an allem arbeitend, was ihm aufgetragen wird, und zwar für wunderbar geringen Lohn.

Die sächsischen Kommissarien kamen niemals — im stillen haben sich die Sachsen bereits von der schlesischen Affäre und von Friedrich gänzlich losgesagt — so daß diese Grenzuntersuchung Nüßlers bei der jetzigen Gelegenheit kein Resultat hatte. Aber sie kam ihm und Friedrich bei einer neuen Festlegung der Grenze, die vollzogen wurde und bis zum heutigen Tage besteht, gut zustatten. Während er so arbeitete und auf die Sachsen wartete, hatte Nüßler Neiße zum Hauptquartier und hielt sich mit Unterbrechungen viel da auf, wo er mit Walrave, Marwitz (Vater von Wilhelmines nichtsnutziger Marwitz), dem Feldmarschall Schwerin und anderen hohen, in den dortigen Kreisen zur Zeit hervorragenden Persönlichkeiten in Berührung kam. „Der alte Fürst von Dessau war auf einige Tage zu Neiße [1] und bezeigte sich sehr gnädig gegen von Nüßler, den er von früher her kannte. Der alte Fürst wohnte und speiste bei dem General von Walrave und bediente sich des Silbers desselben. Es hatte aber Walrave auf alles Silber R a b e n stechen lassen. Das bemerkte der Fürst und sagte: ‚Walrave, Ihr macht Euch mit den Raben zum voraus bekannt, damit sie Euch künftig nicht fremd vorkommen — wenn sie Euch am Galgen verzehren werden!'" „Ein andermal mußte Walrave zwischen zwei eingeladenen Jesuiten sitzen, und der Fürst sagte zu ihm: ‚Walrave; nun sitzet Ihr recht gut, nun wird Euch der Teufel nicht holen!'" Weil ihn nun der Prinz jedesmal zum besten hatte, wollte er nicht mehr zu der Tafel kommen, daher er mit der Ordonnanz zu derselben geholt wurde.

„Er war zwar von der römisch-katholischen Kirche, allein er kehrte sich an keine Fastenzeit und war den Katholiken wegen seiner Habsucht verhaßt. ‚Der von Walrave hat gar keine Religion', sagte der katholische Prälat von Neiße eines Tags zu Nüßler, ‚die hiesigen Klöster haben ihm schon viel Geld, Gold, Silber und Juwelen geben müssen — ja, er hat den Papst selbst in Kontribution gesetzt, denn er hat ihm ein kostbares Kruzifix von schwarzem mit Gold ausgelegtem Ebenholz und goldenem Körper schenken müssen, weil er sonst von der Kirche abtrünnig und den Klöstern Schaden zu tun gedroht hat.' Nüßler bekam dieses prächtige Kruzifix einmal zu sehen — in Walraves Schlafzimmer; aber das Schlafzimmer selbst betrachtete Nüßler mit Schaudern", Nüßler und wir: „In der Mitte dieser Schlafkammer stand Walraves Bett, zu seiner Rechten das Bett seiner Gemahlin und zur Linken das Bett seiner Mätresse" — ein viehischer, polygamischer Walrave! „Diese Mätresse war die Ehefrau seines Regimentsquartiermeisters" — der wohl schon bereit war, ein solches Stück Möbel gratis loszuwerden, und erst recht natürlich unter profitablen Bedingungen. „Walrave hatte bei dem König um den Titel eines Hofrats für ihn angehalten." — Wenn es auch nur ein verächtlicher Papierschnitzel war, und das Vieh von Ingenieur ausgezeichnete Talente in seinem Fach besaß, so wollte ich doch, Friedrich hätte es ihm abgeschlagen. Aber er schlug es nicht ab; „er antwortete in höhnischem Tone: ‚Ich akkordiere Euch den Hofratscharakter für Euren Regimentsquartiermeister — — weil es billig ist, daß die Mätresse eines Generals mit einem so ansehnlichen Titel geehrt werde [2].'"

Diese Mätresse war es, wie man mit Befriedigung erfährt, die zuletzt den unholden Walrave verriet und ihn für den Rest seines Lebens auf die Magdeburger Festung brachte. — Und nun laßt uns wieder über die Berge nach Chrudim eilen, dreißig Meilen mit einem Schritt.

[1] Büsching, Beiträge I. 347. (Anfang Mai nehmen wir an, aber es ist kein Datum angegeben.)

[2] Büsching, Beiträge I. 343—348.

# Zwölftes Kapitel / Prinz Karl kommt heran

Es war vor Mitte Mai, nicht erst Mitte Juni, wie Friedrich erwartet hatte als ernsthafte Nachrichten in Chrudim eintrafen. Vom 11. Mai, aus besagtem Ort datiert, ist ein Brief an Jordan vorhanden, der einmal keine Verse, keine Späße enthält: Prinz Karl kommt wirklich heran; Husarenvorläufer in starker Anzahl sind verstohlen darauf aus, unsere Magazine jenseits der Elbe anzugreifen — und als Folge davon erscheint am selben Tage der Befehl: „die Truppen sollen aus ihren Quartieren aufbrechen und sich sofort in einem Lager bei Chrudim versammeln!" Das vollzieht sich zwei Tage darauf, Montag, den 13. Mai: einer der herrlichsten Anblicke, die Stille je gehabt hat. „Seine Majestät ritt auf eine Anhöhe. Der Anblick war unaussprechlich schön: glänzende Kolonnen zu Fuß und zu Roß, deren blanke Waffen in der Sonne strahlten, zogen von allen Seiten heran, nun in den Schluchten und Defileen verborgen, dann wieder in langen strahlenden Windungen sichtbar, bis man zuletzt ihre blauen Uniformen und ihre Gesichtszüge genau erkannt." Es waren ihrer nahe an 30 000 von allen Waffengattungen: „schmucke, handfeste Burschen, wohl ausgerüstet und wohl ausgeruht nun. — „Der König schien von dem herrlichen Schauspiel gerührt, und, was ich bewunderte, Seine Majestät, obgleich müde, begnügte sich nicht damit, daß er jedes Regiment seinen angewiesenen Platz einnehmen sah, sondern ritt durch das ganze Lager und teilte auf dem linken Flügel die Wachen selbst aus[1]."

Prinz Karl hatte sich, seitdem wir zuletzt von ihm hörten, in der Brünner und anderen mährischen Gegenden aufgehalten, hatte Truppen an sich gezogen, Kroatentrupps gegen Prinz Dietrichs Heimmarsch entsandt, und was dergleichen mehr ist. Er litt in dem verwüsteten Lande sehr viel Mangel an Futter und Zugvieh, so daß er Mähren bald verließ und sich nach der Gegend von Budweis zu wendete — bedrohlich für Broglios dortige Vorposten, nach einem bei Budweis jenseits der Moldau gelegenen Schloß Frauenburg, das Broglios Bollwerk dort war und ihn viel Verproviantierung, Verstärkung und Unruhe während der letzten zwei Monate

[1] Stille S. 57 (oder Zehnter Brief).

gekostet hat. Prinz Karl band vorläufig weder mit Frauenberg, noch mit Broglio an; er ließ Lodkowitz mit einigen Reserven in der Gegend zurück — und rückte selber über Deutsch-Brod (das den armen retirierenden Sachsen von letzhin wohlbekannt ist!) gegen Chrudim, auf sein großes Problem, jenes vom vergangenen 25. Februar, ausgehend. Bedächtig, nicht allzu willig, der alte Königsegg und er. Aber sie wurden unbeugsam von den Häuptern in Wien angetrieben, die durch ihre bayrischen, ihre mährischen und sonstigen Erfolge sehr übermütig gestimmt waren — und nichts von „Frieden" hören wollten, als Hyndford (nachdem er in der jüngsten Chrudimer Zwischenzeit Friedrichs Erlaubnis dazu erhalten hatte) wieder darauf drang[1].

Broglio ist in grenzenloser Unruhe; nichts als Gespenster von Angriffen Karls, Khevenhüllers, jedermanns, starrten ihn an, und Eger ist kaum erst genommen[2]. Zwar besteht Aussicht auf eine hübsche Verstärkung, 25 000 Mann unter einem Duc d'Harcourt, und es sind andere gute Aussichten da; aber nur das Schreckliche nimmt Broglios Sinn ein. Und man kann allerdings nicht sagen, daß der arme Mann — namentlich seitdem jenes mährische Unternehmen trotz ihm nicht gedeihen wollte, sich in den besten Umständen befinde! Friedrich und er stehen in einem auf beiden Seiten keineswegs angenehmen Briefwechsel wegen Prinz Karls Bewegungen. „Es ist offenbar auf Prag abgesehen, wie Ew. Majestät bemerken!" meint Broglio. „Wenn nicht zuerst auf Chrudim, das ihm 16 Meilen näher auf seiner Straße nach Prag liegt!" schreibt Friedrich drängend zu dieser Zeit: „Unterstützen Sie m i c h mit einigen Regimentern in diesem Chrudimer Kreis, sonst könnte ich zu schwach hier sein. Ist dies nicht gegenwärtig das eigentliche Bollwerk Ihres Prags?" Umsonst; Broglio (der in der Tat Befehle hierfür hat) kann keinen Mann hergeben. „Auch gut", denkt Friedrich und hat seine eigenen Kräfte für dies Chrudimer Phänomen zusammengenommen, vergißt aber nicht diese neue Beleuchtung des Assoziationsprinzips und der Vorteile eines Zusammengehens mit Broglio.

Friedrichs schönes Lager bei Chrudim dauerte nur zwei Tage. Vorausstreifende leichte Truppen (ja, sogar Prinz Karls Vorhut, wenn wir es wüßten) lassen sich immer stärker verspüren, wagen sich an die Koliner Brücke (die Straße zu unseren Magazinen), versuchen dies und jenes — gedenken uns von Prag abzuschneiden, und was schlimmer ist, sich der Magazine, Podiebrad, Nimburg, die wir in dortiger Gegend haben, zu bemächtigen. Dienstag, den 15. Mai, setzt sich demgemäß Friedrich selbst mit einem starken Vortrab zu Fuß und zu Roß (Grenadiere, Husaren, Dragoner) in Marsch, in der Richtung auf Prag — vermutlich nach Kuttenberg, einem vorteilhaften hochliegenden Posten, der jene Koliner Gegend beherrscht — will rasch vorgehen und sich dort umsehen. Die Hauptarmee

[1] Orlich I. 226.
[2] 19. April (Guerre de Bohême II. 77—81).

soll unter Leopold von Anhalt morgen, Mittwoch, „sobald ihr Brot von Königsgrätz angekommen ist“, nachfolgen — denn „eine Armee bewegt sich auf dem Bauch“, sagt Friedrich oft. Das Brot kommt aus irgendwelchen Gründen nicht sogleich an: Leopolds Leute „nehmen stattdessen Mehl mit“, wollen aber nichtsdestoweniger am anderen Morgen, wie befohlen, nachkommen. Die Leser mögen nun ihre Karte zur Hand nehmen und diese Bewegungen verfolgen, die in einem namhaften, entscheidenden Dinge endigen.

Dienstag früh, den 15. Mai, marschiert Friedrich aus Chrudim: an ebendemselben Morgen rückt Prinz Karl — auch er in stetiger Vorwärtsbewegung und nach demselben Punkt — aus einem Ort namens Chotieborz, nur drei Meilen südöstlich von Chrudim, vor. Auf diese Weise sind die Vorhuten der beiden Armeen (die des Prinzen Karl besteht in der Mehrzahl aus leichten Truppen), ohne voneinander zu wissen, aber Prinz Karl wird es zuerst gewahr, schräg aufeinander gerichtet und geben Friedrich ebenso wie dem Prinzen Karl während der nächstfolgenden zwei Tage viel zu raten: Dienstag, den 15., immer vorwärtsmarschierend und nach beiden Seiten hin einen Raum von etwa drei Meilen scharf beobachtend, kommt Friedrich an jenem Abend nach einem Dorf namens Podhorzan, mit nahegelegener Anhöhe[1], die er für unangreifbar hält und an deren Abhang er sein Lager aufschlägt — er selbst reitet die Höhe hinauf, um sich umzuschauen, ob etwas zu sehen sei. Wohl ist etwas zu sehen: dort südlich von uns auf den Höhen von Ronnow, etwa anderthalb Meilen hinweg, ist der Feind, lagernd oder herumplänkelnd, 7000 oder 8000 Mann stark, wie wir schätzen. Lobkowitz, doch nicht etwa Lobkowitz? Er ist erst vor kurzem weit im Südwesten in der Nähe der Franzosen umhergestreift: kann dies Lobkowitz sein, im Begriff, sich hier herum mit Prinz Karl zu vereinigen? — Ach nein, Ew. Majestät, dies ist mitnichten Lobkowitz; dies ist Prinz Karls Vorhut, und Prinz Karl selber ist in diesem Augenblick mit darunter — besorgt *Ihre* Vorhut betrachtend; auch er rekognosziert und kommt zu dem Ergebnis: „Pah, sie kommen uns doch in Kuttenberg zuvor; es nützt nichts zu eilen. Hauptquartier heute nacht in Willimow, morgen hier in Ronnow: das ist alles, was wir tun können[2]!“

Am anderen Morgen, dem 16. Mai, vor Sonnenaufgang in Podhorzan, ist der vermeintliche Lobkowitz wieder verschwunden: es ist kein Feind zu sehen, weder in Ronnow noch sonstwo, und Friedrich bleibt in beträchtlicher Ungewißheit: nur soviel ist ihm klar, daß der Feind in beträchtlicher Stärke in der Nähe ist; daß er selbst bei der Richtung auf Kuttenberg beharren will; daß der junge Leopold sich anstrengen muß, ebenfalls, so geschwind es gehen kann, dahin zu gelangen — aber der Weg ist stellenweise schwierig, namentlich ein sumpfiger Strom, Dobrowa geheißen, der nur

[1] Stille S. 60, 61.
[2] Orlich I. 233.

eine Brücke hat, über die schweres Geschütz gehen kann, die Sbislauer Brücke, etwa eine Stunde von hier. Instruktionen dieses Inhalts werden an Leopold abgeschickt und ferner der Befehl, daß Leopold in Czaslau (einem ansehnlichen Städtchen mit Sümpfen in der Nähe und militärischen Vorteilen) kantonieren müsse; im ganzen solle er sich hart hinter uns her halten, da der Feind in beträchtlicher Stärke in der Nähe sei. Darauf geht Seine Majestät gen Kuttenberg vor, und Prinz Leopold folgt mit möglichster Eile vorschriftsgemäß. Seine Majestät passierte an jenem Nachmittag (Mittwoch, dem 16. Mai) einen kleinen Ort namens Neuhof und nahm sein Lager eine kurze Strecke von Kuttenberg, hinter oder nördlich von diesem Ort — aus dem, als er sich näherte, ein beträchtlicher Schwarm irregulärer österreichischer Truppen entfloh, eine Menge neugebackener Brote zurücklassend. Die Brote wurden eben frisch aus dem Ofen genommen und kamen Sr. Majestät sehr gelegen an jenem Abend; sie werden dem Prinzen Leopold morgen früh zur Labung dienen.

Der arme Prinz Leopold hatte an diesem Tage seine eigenen Schwierigkeiten, holprige, schwer zu passierende Wege. Und als er auf die Höhe von Podhorzan kommt, wo Seine Majestät gestern gestanden hat, sieht Leopold Haufen feindlicher Husaren, die man mit Kanonenschüssen vertreiben muß; sieht im Süden ganz klare Anzeichen dafür, daß die ganze Stärke des Feindes herankommt! „Nun schnell nach der Sbislauer Brücke dort, über die Dobrawa mit unseren Artilleriewagen, sonst sind wir verloren!“ Dem Prinzen Karl, dessen Husarenpatrouillen überall herumstreifen, sind Prinz Leopolds Bewegungen nicht unbekannt geblieben, und er rollt heran gen Ronnow den ganzen Tag, um ihn, wenn möglich, in seiner isolierten Lage abzuschneiden. Prinz Karl hätte mit Leichtigkeit diese Dobrawabrücke abbrechen können, und Leopold und Sachverständige halten es für ein Hauptversäumnis, daß er es nicht tat.

Leopold, mit solchen Verwickelungen und Besorgnissen überhäuft, entsendet drei Boten, angesehene Offiziere (der jüngere Schmettau ist einer von ihnen), um den König zu benachrichtigen. Die Offiziere kommen zurück, vermögen nicht zum Könige hindurchzudringen; Leopold gibt ihnen verstärkte Bedeckung mit, noch immer ungewiß ob sie werden durchkommen können. Und es wird Nacht; es wird augenscheinlich zu spät werden, um Czaslau zu nehmen: genug, wenn wir Chotusitz, ein kleines, anderthalb Stunden näher gelegenes Dorf von Lehmhütten, mit seiner Umgebung besetzen können. Erst nachts elf Uhr gelangt die Nachhut nach Chotusitz: Czaslau, anderthalb Stunden südlich von uns, müssen wir bis morgen früh lassen[1]. Und die drei mit Bedeckung abgeschickten Boten lassen nichts von sich hören. Sind sie zum König gelangt? Leopold entsendet einen vierten. Dieser vierte kommt durch, berichtet dem König, daß

[1] Orlich S. 236—239.

es allem Anschein nach morgen in der Frühe zu einer Schlacht kommen werde; daß nicht Czaslau, sondern nur Chotusitz unser sei, und daß Leopold um Verhaltungsbefehle bitte. Tief in der Nacht kehrt dieser vierte Bote zurück, ein willkommenes Erwachen für Prinz Leopold, der Seiner Majestät Verhaltungsbefehle studiert und ihnen gemäß seine Verfügungen treffen will.

Es ist 2 oder 3 Uhr in der Nacht[1] in Leopolds Lager — oder vielmehr Biwak, das seine Front dem Süden zukehrt, Chotusitz vor sich. Donnerstag, den 17. Mai 1742; ein schrecklich wichtiger Tag bricht eben an. Das stolze Problem vom vergangenen 25. Februar, gegen das die britannische Majestät und seine Hyndfords und Robinsons umsonst protestierten — es mußte versucht werden; hatte doch die österreichische Majestät von der britannischen das zum Versuche nötige Geld erhalten: und dies sollte der entscheidende Tag sein.

[1] Orlich S. 238.

# Dreizehntes Kapitel / Schlacht von Chotusitz

Kuttenberg, Czaslau, Chotusitz und all diese übrigen Ortschaften liegen im sogenannten Elbtal, das aber hier nicht im mindesten wie eine Vertiefung aussieht, sondern eher wie eine weite, nur hier und da etwas gewellte Ebene, die sich, wenn überhaupt, von der Elbe hinweg abzudachen scheint — nur ein oder zwei öde gesträuchlose Bäche, die nordwärts, nicht südwärts fließen, künden das Gegenteil. Man stelle sich einen derartig flachen Landstrich vor, anderthalb oder zwei Stunden im Geviert, Czaslau an seinem südlichen Rand, Chotusitz an seinem nördlichen; die westliche Flanke von Gewässern, Teichen und Brüchen (die jetzt, bis auf etwa ein übriggebliebenes Zehntel, trockengelegt sind, die östliche von einem ansehnlichen sumpfigen Strom, der Dobrawa, bestrichen; die Mitte durchschneidet ein parallel und selbständig fließender unaussprechlicher Bach, die „Brtlinka". Dieser Bach, der uns hier mehr angeht, entspringt jenseits Czaslau und wird ein wenig östlich von Chotusitz, da wo er an Chotusitz vorbeifließt, stärker und, durch Inselbildungen und dergleichen, in seinem Lauf unübersichtlicher — dies ist unser Schlachtfeld. Zwölf Meilen oder darüber östlich von Prag, anderthalb Meilen oder weiter von der Elbe und der Fähre von Elbe-Teinitz entfernt (von der wir in kommenden Jahren einmal hören werden). Ein Schauplatz, der wohl verdient von Wißbegierigen besucht zu werden, wenn er auch nicht viel Malerisches aufzuweisen hat.

Unangenehm kahl wie die meisten deutschen Ebenen; armselige kleine Weiler, die sehr unsauber sind, wenn du hineinkommst, liegen ringsumher verstreut; kleine Kirchtürme (wie Suffragane des Chotusitzer Turms, der dir nahe ist); eine rauhe ungeschmückte Gegend: jenseits des Baches, nach der Dobrawa zu, etwa eine Stunde von Chotusitz, ist noch ein Überbleibsel eines Parks oder „Tiergartens" bemerkbar, mit Laubbäumen, Gebüsch und schattenhaften Spuren eines Schlosses, das einzige regelmäßige Gebäude innerhalb des Gesichtskreises. Sehuschitz heißt dies Schloß

mit Tiergarten; weiter weg liegt Sbislau, wo Leopold gestern zum Glück seine Brücke unabgebrochen fand.

Die Landschaft ist im allgemeinen armselig, unsauber; schlecht angebaut, mehr gekratzt als gepflügt; sie trägt die Physiognomie ihrer tschechischen Bevölkerung, die selten sauber an den Ellbogen ist: was die Gegend Schönes hat, liegt auf der anderen Seite der Dobrawa, mit der Prinz Leopold, Prinz Karl oder wir gegenwärtig nichts zu tun haben. Prinz Leopolds Lager befindet sich östlich und westlich eine kurze Strecke nordwärts von Chotusitz. Dorf Sehuschitz (eine halbe Stunde nördlich von Sbislau) deckt seine Linke, die Kette von Teichen deckt seine Rechte, und Chotusitz, einer seiner Vorposten, liegt in der Mitte vor der Front. Prinz Karl kommt von den Hügeln und dem schwierigen Gelände im Süden von Czaslau her in vier Kolonnen heran — er ist die Nacht durchmarschiert, weil er, wenn möglich, einen nächtlichen Überfall beabsichtigte; konnte ihn aber wegen der beschwerlichen Wege und der Ungleichmäßigkeit im Vorgehen seiner vier Kolonnen nicht ausführen. Die Sonne war bereits aufgegangen, ehe etwas von ihm erschien — sichtbar dort an der Ostseite von Czaslau sich ausbreitend, 30 000 Mann stark, heißt es. Friedrichs vereinigte Stärke, wäre er nur selbst erst auf dem Felde, wird etwa 28 000 Mann betragen.

Friedrichs Befehle, die Leopold studiert, lauteten: „Behalten Sie Chotusitz als Zentrum; lehnen Sie Ihren linken Flügel an irgend etwas nach der Dobrawa zu an — an jenen Bach (Brtlinka) oder an die Parkmauer von Sehuschitz[1], die sich, glaube ich, dort befindet; dann Ihren rechten Flügel westwärts, bis Sie sich wieder an etwas anlehnen können: zwei Treffen, lassen Sie an der Seite nach hier Platz für mich und meine Bataillone. Ich will um vier Uhr aufbrechen, zwischen sieben und acht bei Ihnen sein — und sogar eine Anzahl österreichischer Brote (frisch aus diesen Kuttenberger Öfen) zur Labung Ihrer Leute mitbringen." Leopold von Anhalt, sehr erquickt, wartet nur auf das früheste Morgengrauen, um sein Werk zu beginnen. Von Chotusitz breitet er sich links nach dem Brtlinkabach aus — ein schwieriger, für Kavallerie ungeeigneter Boden, mit seinen Sümpfen, Inseln, Vertiefungen und seiner unebenen Oberfläche; er hätte wohl besser getan, den Bach nur mit Fußvolk zu überschreiten und sich mit nur etwa 1000 Reitern zur Unterstützung an den Sehuschitzer Park anzulehnen, hinter der Infanterie und dem schwierigen Boden? Das ist die Meinung — nachdem die Aktion vorüber war[2]. Und allerdings wurden dort Fehler gemacht (die Schuld soll an Leopolds Untergenerälen gelegen haben), die alsbald ihre Folgen hatten.

Leopold war nicht selbst dort, jenen linken Flügel aufzustellen; Leopold sieht sich nach dem Zentrum und dem rechten Flügel um. Er bemerkt, daß

[1] Sbislau, schreibt Friedrich in der Eile; Stille (S. 63) ist genauer.
[2] Stille S. 63, 67.

sein rechter Flügel die besten Chancen haben wird; weiß, daß in der Regel auf beiden Flügeln Kavallerie sein muß. Von einer Anhöhe in der Front seiner Rechten sieht er, wie die feindlichen Truppen herankommen; Czaslau, vor kurzem zu ihrer Linken, bleibt nun allmählich in ihrem Rücken: — „Und Sie, wackerer alter General Buddenbrock, breiten Sie sich ein wenig zur Rechten aus, hinter dieser Anhöhe verborgen; ich denke, wir können ihren linken Flügel um etliche Schwadronen überflügeln, was ein Vorteil sein wird." Buddenbrock breitet sich aus, wie befohlen; wäre Buddenbrock mit dem größeren Teil der Kavallerie, die unnütz auf unserer Linken stand, verstärkt worden, so würde die Schlacht besser geglückt sein, meint man. Buddenbrock überflügelt auf diese Weise verborgen die Österreicher; ganz auf seiner Rechten hat er jene Reihe sumpfiger Teiche (Czirkwitzer Seen genannt, Ausflüsse des Neuhofer Baches) und kann nicht von der Flanke her angegriffen werden. Den Neuhofer Bach hat Seine Majestät gestern weiter nördlich überschritten — und er sollte ihn nun bereits wieder herwärts überschritten haben! — Dieser Bach, der hierherum einen zackigen Saum von Brüchen und sumpfigen Teichen bildet, ist unsere äußerste Grenze im Westen oder rechts; der Brtlinkabach (unglücklicherweise nicht die Mauer des Tiergartens) begrenzt uns östlich oder auf unserer Linken. Prinz Karl, der nun in Schlachtordnung aufgestellt ist, steht in zwei Treffen, Kavallerie auf beiden Flügeln, die aber etwas vorgebogen sind (er ist wählerisch mit seinem Terrain, denke ich mir), und kommt in hohler Halbmondform heran — was von Militärs für regelwidrig gehalten wird. Was all diese Dörfer, menschlichen Individuen und die erschrockenen Rehe sich denken, kann ich mir nimmer vorstellen! Dickbesohlte Bauern, erschrockene säugende Mütter: besser, sie suchen das Weite und verbergen sich, möchte ich sagen. Besteigt eure Pfluggäule, versteckt eure Buttertöpfe und Mehlkästen; rennt wenigstens an die zwei Meilen weit! —

Es ist nun sieben Uhr vorüber, ein heißer Maimorgen, die Österreicher sind sehr nahe — und dort, ganz gewiß, kommt Seine Majestät. Majestät ist seit vier Uhr marschiert und ist hier zur bestimmten Zeit; alles da, auch die Brote fehlen nicht. Seine Bataillone nehmen alsbald den ihnen vorbehaltenen Platz ein; einer seiner Kavalleriegeneräle, Lehwald, wird nach dem linken Flügel geschickt, um etwaiges Schiefe dort gerade zu machen (es gelingt aber auch ihm nicht ganz) — und der Angriff durch Buddenbrock, der hier verborgen überflügelt, soll sofort stattfinden. Kaum ist Seine Majestät auf die niedere Anhöhe gelangt und hat die österreichische Linie einige Augenblicke besichtigt, so erwachen hier seine Kanonenbatterien; geben der österreichischen Kavallerie eine heiße Bescherung zum Morgengruß und als Ouvertüre für das heutige Konzert! Und Buddenbrock, der sich von dem Feuer gedeckt entwickelt, geht „erst im Trabe, dann im Galopp" vor, um zu versuchen, was sich mit der blanken Waffe gegen sie ausrichten läßt. Der alte Buddenbrock ritt doch sicherlich nicht selber

mit im Angriff? Er ist ein greiser Siebziger, hat bei Oudenarde, Malplaquet, ja, bei Steenkirk unter dem holländischen Wilhelm gefochten und einen Stich in den Leib bekommen; ist sogar ein alter Bekannter Karls XII. und saß feierlich am Sarge Friedrich Wilhelms, nachdem er ihm im Leben soviel Gesellschaft geleistet hatte. Der eigentliche Führer des Angriffs war Bredow, gleichfalls ein Veteran, aber erst ein Fünfziger: dieser, vermute ich, führte den Angriff, erst im Trabe, dann im Galopp — mit gräßlich blitzenden Säbeln und gerunzelten Augenbrauen.

„Der Staub war entsetzlich", sagt Friedrich, denn es war trockenes Wetter und der Boden sandig; eine Zeitlang war nichts als ein gewaltiger Staubwirbel zu sehen, in dem das Blinken von Säbeln toll herumflackerte: doch Buddenbrock brachte die feindliche Kavallerie des ersten Treffens durch Überflügelung auseinander; allmählich sieht man den Staubwirbel südlich rollen, schneller und schneller südlich — d. h. die österreichische Reiterei flieht; denn Buddenbrock, der sie um fünf Schwadronen überflügelt, hat ihre erste Linie über den Haufen geworfen, und sie sprengen nach hinten, die Preußen ihnen nach[1]. Jetzt wäre der Augenblick für frische preußische Schwadronen gekommen — z. B. für jene, die unnütz hinter Brüchen und Morästen auf dem linken Flügel stehen (sagt Stille, nach der Begebenheit) — hinlänglich verstärkt, hätte Buddenbrock die ganze österreichische Kavallerie vernichten können, und die Infanterie hätte entblößt dagestanden.

Aber nun wieder, sieh doch, halten die Staubwolken nicht inne? Sie halten höher und höher steigend inne, sie tanzen wild, rollen dann herwärts zurück, allzu augenscheinlich zurück. Buddenbrock, nun nicht mehr in festgeschlossener Ordnung, ist an das zweite österreichische Kavallerietreffen gekommen, und sie haben ihn geworfen — es ist eine beiderseitige Niederlage der Reiterei auf diesem Flügel, und die Preußen haben noch am meisten gelitten. Es hätte sogar ernst werden können — wäre nicht in dieser Krise Rothenburg herangestürmt, durch die nächststehende österreichische Infanterie hindurch, und hätte die Sache wiederhergestellt. So daß auf dieser Seite ein verwirrtes Resultat entstand. Da waren österreichische Reiterregimenter, die völlig flohen; ein Gleiches taten sogar ein oder zwei Fußregimenter, als die preußische Infanterie, auf besagte Weise von Rothenburg gedeckt, gegen sie vorging (welch letzterer bei dieser Gelegenheit schlimm verwundet wurde und lange ein Gegenstand der zärtlichen Sorge für Friedrich war). Und auf der anderen Seite gewannen gleichfalls gewisse preußische Schwadronen erst wieder ihre Fassung, als sie im Rücken unserer Infanterie waren. Dies ist der erste Zusammenstoß in der Schlacht; es waren deren im ganzen drei.

Man fuhr zwar noch immer fort, plänkelnd zu fechten und anzu-

[1] Oeuvres de Frédéric II. 123.

greifen; aber Wirksames geschah nichts weiter von der Reiterei auf dieser Seite. Und auch das Feuern und Kämpfen der preußischen Infanterie auf diesem ihrem rechten Flügel hielt nicht an, denn die österreichische Wut und Hauptanstrengung war nunmehr auf einer entgegengesetzten Seite ausgebrochen, so daß der Schwerpunkt der Schlacht jetzt nach dem anderen Flügel, um Chotusitz und dem Brtlinkabach herum, verlegt wird. Dahin, bemerke ich, hat sich der König begeben, der an diesem Tage „allezeit da war", wo die Gefahr am größten". Der zweite Zusammenstoß geht nun vor sich. Die Österreicher haben in Chotusitz angegriffen und drohen da Wunder zu tun.

Prinz Leopolds linker Flügel war, wie gesagt, in den Augen der Taktiker (nach der Begebenheit), ganz und gar fehlerhaft aufgestellt. Weit davon entfernt, sich an den Tiergarten anzulehnen, reichte er nicht einmal bis zum Bach — oder mußte zu diesem Zweck seine Aufstellung im Dorf Chotusitz schwächen. Als nun die österreichische Infanterie Chotusitz angreift, ist nur „ein halbes Regiment" darin, um es zu verteidigen. Und was die „Reiterei" anlangt, was soll aus Reiterei werden, die sich unter Kanonen- und Musketenfeuer sachte zwischen diesen Morasten und Brüchen bewegt und sich gefährlich in langgezogenen dünnen Reihen winden muß, ehe sie sich zum Angriff formieren kann? Demzufolge drang die österreichische Infanterie nach hartnäckigem Widerstande in Chotusitz ein, und der alte, von Gicht geplagte Königsegg sitzt in einer der dortigen Hütten; die preußische Kavallerie aber, von dem schwierigen Gelände behindert, konnte nur stückweise angreifen, und ihre Angriffe, obschon mit verzweifeltem Mute ausgeführt, blieben ohne nachhaltige Wirkung. Königsegg sitzt in Chotusitz — aber auch die Preußen sind nicht heraus, wollen sich nicht hinaustreiben lassen, sondern bleiben halsstarrig drin. Hierauf zünden die Österreicher den Ort an; die trockenen Strohdächer lodern in Flammen auf, und der arme alte Königsegg, gichtlahm, soll, heißt es, mit Mühe dem Verbrennen entgangen sein.

Und siehe da, die österreichische Reiterei hat den Brtlinkabach überschritten, schwärmt fast bis zum Tiergarten aus und versucht, uns in der Flanke zu packen — wenn nicht der Bach, der schlimme Boden und das Pelotnofeuer (es ist furchtbar schnell, durch Disziplin und die eisernen Ladstöcke) sie einigermaßen zurückhielte. Sie machen einen oder zwei heftige Versuche, aber das Problem ist sehr hart. Auch vermag die österreichische Infanterie hinter oder westlich von dem brennenden Chotusitz keinen Eindruck zu machen, obschon sie es mit gefälltem Bajonett und tödlicher Energie wiederholt versucht: die preußischen Reihen sind wie aus Fels, und ihr Feuer ist so sicher und schnell. Hier ist ein österreichisches Regiment, das herangestürmt kam wie die Löwen und nicht weichen wollte, dem Tode trotzend — und da liegt es in Reih' und Glied niedergestreckt, ganze Reihen von Toten, mit ihren Musketen neben sich — als wären

sie kommandiert worden, diese Stellung anzunehmen, und hätten es eiligst getan! Ein kleiner flüchtiger Schimmer stolzer Wut ist in der Tiefe von Friedrichs Seele beim Niederschreiben dieser Tatsache bemerkbar. Der zweite Stoß war sehr heftig.

Nach solchen Experimenten auf der Brtlinkaseite galoppiert die österreichische Reiterei davon, um zu versuchen, die Preußen im Rücken anzufallen — „es wäre angenehmer", denken viele von ihnen, „das preußische Lager zu plündern", das sie dort in der Nähe gewahren, und stürzen darauf los. Zu viele von ihnen, und die Husaren allesamt. Zum Verdruß und Ärgernis des Prinzen Karl, dessen rechter Arm (oder Flügel) dadurch gelähmt wurde. Nach der Schlacht bereuten sie in Staub und Asche und bekannten es bußfertig; worauf er ihnen verzieh.

Und auch Prinz Karls linker Flügel gewinnt gerade in diesem Moment keine Siegeskränze. Der dritte Zusammenstoß beginnt — und wird Prinz Karl genügen. Chotusitz, das vor einer Stunde (um 9 Uhr vormittags) angezündet wurde, brennt noch und schneidet ihn gleichsam entzwei oder trennt seinen linken Flügel von seinem rechten: auf den rechten Flügel aber ist Prinz Karl nun angewiesen; sein linker Flügel, von jenen ersten preußischen Reiteranfällen eingeschüchtert und seitdem dem gelegentlichen schnellen preußischen Gewehrfeuer ausgesetzt, ist seinem eigenen schlechteren Geschicke überlassen, was Eindruck auf ihn zu machen beginnt. Und siehe da, plötzlich (was die Sache zur Entscheidung brachte) befiehlt Friedrich, den rechten Moment ergreifend, einen vereinten Angriff auf diesen linken Flügel: Friedrichs rechter Flügel dringt rasch gegen ihn vor, packt ihn wütend in Front und Flanke, fünfzehn Feldstücke voraus und unerträgliches Musketenfeuer hinterher. Das kann der österreichische linke Flügel nicht ertragen.

Der in dieser Weise bedrängte österreichische Flügel gerät ins Schwanken und droht, bunt durcheinander auf den rechten Flügel zu fallen, der die eigenen Hände voll zu tun hat. Ohne Chotusitz oder einen Rückhalt der Verteidigung ist Prinz Karl in sehr übler Lage und wird in die Brtlinka, auf die Inseln und in die Brüche getrieben werden, wenn er nicht acht gibt. Welch ein Moment für Prinz Karl! Als er dies unleugbare Phänomen gewahrt, gibt er schnell das Zeichen zum Rückzug, um Schlimmeres zu vermeiden. Es ist gegen 12 Uhr; vier Stunden heftigen Kampfes hatte es auf beiden Flügeln zugleich oder abwechselnd gegeben, nur im Zentrum (westlich von Chotusitz) war wenig Bedeutendes vorgefallen, „mehr als die Hälfte der Preußen" stand mit geschultertem Gewehr. Prinz Karl zieht rasch ab, durch Czaslau wieder gen Südwesten; läßt in Czaslau Kanonen zurück; marschiert, zwar nicht in Unordnung, aber im Geschwindschritt, zwei Stunden weit, während preußische und österreichische Reiterei in seinem Rücken scharmützelt, und verschwindet jene Nacht über

den Horizont gegen Willimow und Haber zu, des Weges, den er gekommen war.

Dies ist die Schlacht von Chotusitz, auch Schlacht von Czaslau genannt: Donnerstag, den 17. Mai 1742. Beide Seiten hatten hitzig gefochten — und es steht zu hoffen, daß sie dazu angetan ist, diese schlesische Sache zu beendigen. Die Zahl der Toten und Verwundeten war nicht sehr ungleich. Ja, an Toten war der Verlust der Preußen bei weitem größer; die Österreicher hatten 1052 Mann verloren, die Preußen 1905 — hauptsächlich durch jene heftigen erfolglosen Reiterangriffe und Gefechte auf dem rechten und dem linken Flügel; „mehr als 1200 Mann preußische Kavallerie waren geblieben". Doch der schließliche Gesamtverlust, Verwundete und Vermißte mit inbegriffen, betrug auf der österreichischen Seite (da der Gefangenen viele und der Entlaufenen sehr viele waren) über sechstausend und auf der preußischen zwischen vier- und fünftausend Mann[1]. Zwei Generäle hat Friedrich verloren, die uns nicht näher bekannt sind, und mehrere junge Freunde, die er liebte. Rothenburg, der bei jenem ersten Reiterangriff mit Buddenbrock war oder diesem zu Hilfe kam und Heldentaten verrichtete, ward, wie wir oben sahen, schwer verwundet — schwer, nicht tödlich, wie Friedrich im ersten Schrecken befürchtete und trug noch lange nachher seinen Arm in der Binde.

Buddenbrocks Angriff ward, wie ich höre, durch den Staub zugrunde gerichtet; des Königs Vorhut, unter Rothenburg, ein „neuerrichtetes Husarenregiment in grüner Uniform", ward, als es vorging, für Österreicher angesehen, und es erhob sich das Geschrei: „Wir sind abgeschnitten!" wodurch Rothenburg zu Schaden kam. Friedrich liebte und schätzte den Mann sehr, betraute ihn später mit dem Gesandtenposten in Frankreich und mit wichtigen Geschäften. Friedrichs Gesandte waren meistens auch Soldaten: er findet, daß sich geschulte Soldaten, wenn sie mit natürlichem Verstande begabt sind, am besten zu jederlei Arbeit eignen. — Etwa achtzehn österreichische Kanonen eroberte er; keine Fahnen, da sie, so sagten die Preußen, die Vorsicht gebrauchten, keine mit ins Feld zu nehmen, sondern sie aufgerollt an sicherer Stelle zurückließen. — Schließen wir mit folgendem Bruchstück alter und neuer Topographie:

König Friedrich kaufte neun Acker Feldes bei Chotusitz, um seine Toten zu begraben, oder besser er pachtete das Feld von dem Eigentümer auf fünfundzwanzig Jahre[2]. Ich fragte: Wo sind die neun Acker, was wächst jetzt darauf? konnte aber nichts ermitteln. Ein finsteres Volk, diese armen tschechischen Eingeborenen; dumm, schmutzig, tückisch; nicht einer unter zwanzig von ihnen versteht deutsch — und unser Dolmetscher war ein wandernder Hausierjude, mit dem traurigsten menschlichen Gesicht, obschon ein Kopf, der zwanzig dieser tschechischen wert war, die arme gedrückte

[1] Orlich I. 255; Feldzüge der Preußen S. 113; Stille S. 62—71; Friedrich selbst, Oeuvres II. 121—126 und (das. S. 145—150) die ebenfalls von ihm herrührende Zeitungs-„Relation".
[2] Heldengeschichte II. 634.

Seele! Die Walstatt trägt Roggen, Gerste, allerhand Hülsenfrüchte, Kartoffeln und bringt meist geringe Ernten; die erwähnten neun Heldenäcker, vielleicht noch mit etwas fetterem Boden, liegen durch nichts unterschieden dazwischen; selbst ihre Umzäunung, falls sie je eine gehabt haben, ist nun ausgerissen.

Steigt man auf schmalen verschlungenen Wegen von Kuttenberg, die Elbe erst zur Linken und dann im Rücken, hinab in diese Gegend, so würde man sie hübsch finden, wäre sie gut angebaut, das dürre Zeug hinweggeschafft und stattdessen hier und da etwas Grün und mäßiger Schatten. Das Feld von Chotusitz ist eine weite gewellte Ebene; der Turm von Chotusitz und etwa anderthalb Stunden weiter der von Czaslau (sprich ‚Kotusitz', ‚Tschaslau'), ragen aus ihr hervor. Die Seen, von denen Friedrich spricht, die seine Rechte deckten und die unsrige decken sollten, sind nicht mehr vorhanden — ‚sind alle oder fast alle vor achtzig Jahren ausgetrocknet worden', antworteten die Tschechen, antwortete ein verständigerer Tscheche, als man in ihn drang und ihn halb erriet, und löste damit das Rätsel, das uns in Verlegenheit gebracht hatte. Zwischen jenen Seen und dem Brtlinkabach mag die Entfernung dreiviertel Stunden sein; Chotusitz liegt auf dem Gipfel dieser Strecke, wenn man von einem Gipfel sprechen kann. Aber es ist keine ‚Anhöhe' da, oder etwas, das von anderen als von Militärs Anhöhe genannt zu werden verdiente; kein Baum oder Strauch, keine Hecke zwischen den mageren Roggen- und Schotensaaten: kein Hindernis außer jenem Bach, den oder dessen Vertiefung man, wenn man auf Chotusitz und dessen Kirchturm zu fährt, in ziemlicher Entfernung zu seiner Linken gemächlich sich nordwärts oder elbwärts winden sieht. Sehuschitz, ein spitzes braunes Gebäude, das überall sichtbar ist, liegt zur Linken etwas nach vorn, eine ziemlich Strecke jenseits besagter Vertiefung; eine Spur von Gehölz und ‚Tiergarten' läßt sich dort noch wahrnehmen oder erraten.

Chotusitz selbst ist ein armseliger unsauberer Ort; steht da weiß angestrichen, aber sehr ungefegt: in zwei sich hinziehenden, heutzutage hinlänglich weiten Reihen (es braucht kein Königsegg jetzt da zu verbrennen): völlig still in der heißen Sonne; kein Kind blickte nach uns heraus, und ich glaube, sogar die Hunde lagen und schliefen weislich. Kirche und Turm stehen am fernen oder Südende des Dorfes und haben ein älteres Datum als 1742. Hoch oben am Turm, die Zeiger an der Uhr oder sonst was reparierend, hing zwischen Himmel und Erde ein Tscheche, das einzige lebendige Wesen, das wir sahen. Es mögen über 1000 Einwohner sein — alle mit ihren Ochsen oder sonstwie geschäftig, wollen wir hoffen. Czaslau, dem man sich auf einer Art Alleen, einigermaßen menschlichen Wegen (noch immer voll Staub und Unrat) nähert, ist ein viel ansehnlicherer Ort, mit vielleicht 2000 oder mehr Einwohnern: blendend weiße, aber ebenfalls schläfrige Häuser; großer etwas geneigter Marktplatz; zwei blendende Hotels darauf, vor denen österreichische Uniformen herumlungern — und im übrigen große Leere und Stille. Die blendend weißen Hotels (ihr Glanz ist hauptsächlich das Werk des Tünchers) bieten wenig menschlich Genießbares, und inwendig wehen die Gerüche an wie — wie die *ältesten*, die dir jemals begegnet sind. Ein Volk, dem Waschen und Zimmerlüften wenig geläufig ist! Vielerlei Evangelien sind in jenen Gegenden gepredigt worden und abstruse Orthodoxien, mitunter mit Feuer und Schwert und endloser Emphase; aber das Evangelium der Seife und des Wassers (das sicherlich so katholisch wie irgendeines und das schlichteste von allen ist) konnte dort noch nicht eingeführt werden [1]!

Czaslau dämmert noch wegen eines anderen Gegenstandes im Gedächtnis der Menschen: es ist die Ruhestätte Ziskas, dessen Trommel oder Trommelmythe wir in der Glatzer Zitadelle gesehen haben. Ziska ward schließlich *mit* seiner Haut in Czaslau begraben: in der Kirche von St. Peter und Paul daselbst, mit gebührendem Epitaph, und seine große Streitkeule, größtenteils von Eisen, ward mit allen Ehren an die Wand

[1] Touristennotiz (13. September 1858).

daneben aufgehangen. Kaiser Ferdinand, Karls V. Bruder, stieg auf der Reise nach Prag eines Nachmittags in Czaslau ab: ‚Was ist das?' fragte der Kaiser, als er diese Peter-und-Paul-Kirche besah und die Keule bemerkte. ‚Wuff!' brummte der Kaiser ärgerlich, als er hörte, was es sei, und wollte nicht in dem Ort übernachten, sondern ließ anspannen und fuhr weiter. Die Keule ist nun verschwunden, aber Ziskas Asche liegt dort in dem Lande, das ihn erzeugt hat, und kann bis zum jüngsten Tage nicht daraus verschwinden. Ein gewaltiger Behemoth von Kriegsführer, eines der wildesten, unbeugsamsten, ungeschlachtesten Wesen, das je in menschlicher Gestalt geschaffen wurde. Er verschlang Priester mit Lust, wo er sie immer antraf: waren sie doch Entehrer seiner Schwester, Mörder des Gotteszeugen Johannes Huß; ihnen mögen alle Teufel beistehen! Er schlug Kaiser Sigismund Supra-Grammaticam wieder und immer wieder und zerstreute auf eine erstaunliche Weise die Ritterheere — ein Ziska, den nur der Tod und die Pest besiegen konnten.

Sein Geburtsort, Trocznow, ist ein Dorf in der Budweiser Gegend, 20 Meilen südlich. Dort stand noch drei Jahrhundert nach ihm ‚die Ziskeneiche' (unter deren Schatten seine plötzlich auf dem Erntefelde von Geburtsschmerzen überraschte Mutter den Ziska zur Welt gebracht hatte): ein schauerlich heiliger Gegenstand, Eingang zum Himmel und zur Unterwelt für die abergläubischen Umwohner. Allerheiligen um Mitternacht pflegten sich rußige Schmiede dahin zu stehlen, um ein Reis von der Ziskeneiche abzuschneiden: ein solches Reis im rechten Augenblick unter den Amboß gelegt, bringt Glück, verleiht dem Arm und dem Herzen Kraft, was an sich schon Glück ist. So daß ein Bischof jener Gegend, der einige Bildung besaß, vor mehr als hundert Jahren sich bewogen fand, den denkwürdigen Baum fällen zu lassen — und eine Kapelle an seiner Stelle zu errichten; und es steht nun keine Eiche mehr da, sondern eine orthodoxe Inschrift ohne sichtbares Datum [1].

Friedrich verfolgte nach diesem Siege die Österreicher nicht weit. Nachdem er die Czaslauer Gegend von ihnen gereinigt hatte, blieb er dort (in Kuttenberg hauptsächlich) und richtete all seine Aufmerksamkeit darauf, Frieden zu erlangen. Seine Erfahrungen mit Broglio und der, Hilfe, die er von Broglio — dem sein Hof, wie Friedrich zufällig wußte, befohlen hatte, sich von dem König von Preußen, getrennt zu halten — zu gewärtigen habe, waren nicht sehr schmeichelhaft gewesen: hätte er diese Schlacht verloren, Broglios Barmherzigkeit wäre ein schwaches Rohr zur Stütze gewesen: er hat nun das Vergnügen, Broglio zu unterrichten, daß er sie auch allein auf sich gestellt nicht verloren habe.

Der polternde Broglio hätte erraten dürfen, daß *er* sich nun vorzusehen habe. Aber er erriet nichts, da seine Augen, von Natur blöde und schlecht, gerade von „einem ewig ruhmreichen Siege" (dafür hält ihn Broglio), den er selbst gewonnen, geblendet waren. Einige Tage nach Czaslau nämlich war Broglio eilig aus Prag nach der Budweiser Gegend marschiert, wo Lobkowitz und die Österreicher sich unerwarteterweise regten und jenes „Schloß Frauenberg" (ein sagenumwobenes altes Bergschloß im Wald), Broglios wichtigsten Posten in jener Gegend, bedrohten. Broglio hat am 24. Mai (dank Belleisle hauptsächlich, der noch eben recht von Frankfurt kam und sich zu Broglio begab) ein hübsches Treffen geliefert: das Treffen von Sahay, von sämtlichen französischen Zeitungen

[1] Hormayr, *Österreichischer Plutarch* III. 110—145.

zu einem Siege von Sahay aufgebauscht, einem Siege, der jenem von Pharsalus wenig nachgab, sagt Friedrich — wovon ein ausführlicher, nun von allen Wesen vergessener Bericht bei Mauvillon (wie der Verfasser genannt wird) zu lesen ist[1]; es ist der Bericht von einem hübschen Gefecht in kleinem Maßstab. Lobkowitz mußte den Anschlag auf Frauenberg aufgeben und nach Budweis zurückgehen, um auf Verstärkung zu warten.

„Warum ihn nicht aus Budweis vertreiben", denken die beiden französischen Marschälle, „ihn und jede Verstärkung, die da komme? Wenn die glücklichen Preußen und die unglücklichen Sachsen mitwirken wollten, wie leicht wäre es dann!" — Belleisle macht sich auf, um Friedrich und die Sachsen zu überreden (und wir werden ihn auf der Reise sehen); Broglio wartet stolz diesseits der Moldau, hinlänglich nahe an Budweis, bis es Belleisle gelinge und er mit besagter Mitwirkung zurückkehre. Was aus Broglio in dieser stolz wartenden Stellung wurde, werden wir auch noch sehen; aber vielleicht erst nach geraumer Zeit (da wir uns jetzt bei so absurden Phänomenen nicht aufhalten können) — obgleich Broglios Katastrophe selbst nahe bevorsteht, und obwohl schon zehn Tage nach jenem erstaunlichen Siege von Sahay der arme Broglio auf umgekehrte Weise erstaunt. Ein Mann, der zum Erstaunen geboren ist!

[1] Guerre de Bohême II. 204.

## Vierzehntes Kapitel / Der Breslauer Friedensschluß

In bezug auf eigentlichen Verlust an Leuten oder Terrain waren die Ergebnisse der Schlacht von Chotusitz nicht von entscheidender Art. Aber man hatte sich mit Hartnäckigkeit und österreichischerseits (wo man seit dem 25. Februar gleichsam eine Wette darauf eingegangen war) mit großer Wut geschlagen, während der britannische Georg und die ganze Welt gespannt zusahen; und wenn man die Entmutigung und Unehre auf der geschlagenen Seite in Anschlag bringt, so waren die Resultate bedeutend. Die Stimme der ganzen Welt erklang laut in den Zeitungen: „Ihr könnt diese Preußen nicht schlagen!" eine Stimme, die in den eigenen trüben Gedanken ein Echo fand — solch Erschallen der Posaunen um unser Jericho hat allezeit einen seltsamen Einfluß (was man panischen Schrecken nennt, wie wenn Pan oder irgendein Gott darin wäre), und unser Jericho fällt dann um so leichter!

Unter den österreichischen Gefangenen befand sich ein General Pallandt, der tödlich verwundet war, und dem Friedrich nach Brauch die humanste Sorgfalt angedeihen ließ, obschon jede Hilfe für den armen Pallandt hoffnungslos war. Eines Tages bei einem Besuche am Krankenbett zeigte sich Friedrich so gefühlvoll, human und edel, daß der alte Pallandt davon gerührt wurde und sagte: Wie jammerschade, wenn Ew. edle Majestät und meine edle Königin sich einander zugrunde richten sollten, und das um französischer Eindringlinge willen, die Ew. Majestät hintergehen! „Hintergehen?" fragt Friedrich weiter; Pallandt, ein bei Hofe bekannter Mann, hat einen Brief von Fleury an die Königin von Ungarn gesehen, der keinen Zweifel über Fleurys Gesinnung läßt; er erbietet sich, mit Erlaubnis, den Brief herzuschaffen. Friedrich gewährt die Erlaubnis; Fleurys Brief kommt, und sein Inhalt lautet: „Machen Sie Frieden mit uns, o Königin; mit Ihrem preußischen Nachbar machen Sie — was Sie wollen!" Friedrich las; erfuhr mit Bestimmtheit, was er vielleicht bereits schon vorher ebensogut gewußt hatte, und zog einen Schluß dar-

aus. So wird erzählt[1]. Eine Abschrift des Briefes vermochte sich auch die heftigste Journalistenneugierde zu jener Zeit nicht zu verschaffen; aber die Geschichte mit Pallandt scheint wahr gewesen zu sein — und was den Fleuryschen Brief unter solchen Umständen betrifft, so sind Abschriften verschiedener Fleuryscher Briefe gleichen Inhalts noch genugsam bekannt, und Fleurys geheime Absichten, die Friedrich bereits erriet, sind heutzutage niemandem, der danach forscht, ein Geheimnis.

Sicher genug ist der Frieden mit Friedrich nun im Anzug, und kann nicht mehr lange auf sich warten lassen — was für Aussicht hat Österreich sonst? Sogar die englischen Hilfsgelder werden zu fließen aufhören. Hyndfords Eifer verdoppelt sich; die britannische Majestät wiederholt in Wien: „Sagte ich es Ihnen nicht, Madame; es ist keine Hoffnung oder Möglichkeit da, bis wir diese Preußen vom Halse haben!" Das gibt Ihre ungarische Majestät ihrem Versprechen gemäß nun schmerzhaft zu, schmerzhaft, widerwillig — und schiebt allezeit hernach der britannischen Majestät die Schuld zu; legt es so aus, als habe sie ihm durch ihr Nachgeben eine große Gunst erwiesen. „Habe ich nicht mein unschätzbares Schlesien, das Juwel meiner Krone, Ihrethalben aufgeopfert, grausame britannische Majestät mit dem großen Geldbeutel und fast keinem Herzen?" Das wirft bei späteren Anlässen die kühnherzige Frau, dem geduldigen, kleinen Herrn mit dem großen Beutel immer wieder vor; er aber antwortet niemals, wie er wohl könnte: „Meinethalben, Madame? Nun —!" — Kurzum, Hyndford, Podewils und die Wiener Exzellenzen sind geschäftig.

Von den Unterhandlungen, die in Breslau betrieben werden, und von den Massen von Depeschen, englischen, österreichischen und sonstigen, laßt uns kein Worten sagen. Genug daß der Vertrag im Werden ist; und zwar schnell — obgleich die Feindseligkeiten im Felde nicht ganz aufhören; Schwärme österreichischer Panduren streifen im Rücken von Prinz Karl überall umher; überfallen preußische Vorposten, Transporte, meist umsonst, hoffen sogar hier und da ein preußisches Magazin in Brand zu stecken (was auch nicht gelingt). Sie sind den preußischen Soldaten verächtlich, aber sehr lästig. Friedrich betrachtet diese ungarische Reiterei mit ihrer lärmenden Wildheit als eine Art militärischen Geschmeißes: undenkbar, daß ein formiertes preußisches Korps einer noch so großen Überzahl von Panduren-Tolpatschgesindel weichen sollte. Und der preußische Soldat weicht auch nicht, wenn er auch zuweilen, wie der durch das Andrängen einer allzu großen Zahl wütender Wiesel wundgebissene Bullenbeißer, seine eigene Schwierigkeiten haben mag. Ein Beispiel: Oberst Retzow und das Magazin zu Pardubitz („Tagesanbruch des 24.") gegen die Unzahl plötzlich aus dem Walde hervorgebrochener Tolpatscherei, die viele

[1] Heldengeschichte II. 633; Hormayr, Anemonen II. 186; Adelung III. a. 149 Anm.

Stunden lang verbissen genug wüteten, aber nichts gegen Pardubitz und Retzow ausrichten konnten. Ein ausgezeichneter Oberst, dieser letztere, von dem wir mehr hören werden; sein Berichtsstil (bescheiden, klar, ernst, kurz) und noch viel mehr sein wachsames unüberwindliches Verfahren bei dieser Gelegenheit ist Soldaten von Profession sehr zu empfehlen[1]. Um seine Magazine besser zu decken und dergleichen Neckereien zu entgehen, zog sich Friedrich ein wenig zurück, allmählich wieder nach Kuttenberg (die Tolpatscherei verschwand von selbst), und lag da, sein Hauptquartier im nahen Schloß Maleschau — bis die Breslauer Unterhandlungen zustande kommen.

Prinz Karl, auf diese Weise mit leichter Reiterei umgeben, aber in seiner Armee selbst gibt es viel Desertion, viel Entmutigung — um den Körper seines Heeres sind sozusagen alle Reifen los — wankt im Zickzack zurück nach Budweis und dem dort stehenden Lobkowitzschen Korps; beabsichtigt nichts mehr gegen die Preußen — man könne ihn wohl, denken einige Nichtpreußen, nun aus Budweis hinaus und über den Horizont verjagen. Wenn nur die Preußen mitwirken wollen? denkt Belleisle. „Euer König von Preußen wird das nicht tun, Herr Maréchal!" antwortet Broglio. — Nein, wirklich nicht; hat er doch das Geschäft schon einmal versucht, Herr Marschall! denken Broglio und wir. Der Verdacht daß Friedrich, der sich seit seinem Chotusitz so ruhig verhält, Frieden schließt, herrscht allenthalben, namentlich in Broglios und des alten Fleury Haupt, obschon Belleisle öffentlich und privatim nachdrücklich die entgegengesetzte Meinung behauptet, „Pst, Messieurs!" Indessen ist es doch besser, man geht und überzeugt sich.

Belleisle geht, reist nach Kuttenberg, nach Dresden; sein schönes Budweiser Projekt ist nun fertig, französische Verstärkungen sind im Kommen, das Herz schlägt wieder hoch — wenn nur Friedrich und die Sachsen mitwirken wollen. Belleisle, die beiden Belleisles, dazu Valory und Konsorten, kamen am 2. Juni im Schloß Maleschau an — „nahmen wenig Notiz von Chotusitz", sagt Stille, „und zeigten kein Verlangen, das nahe Schlachtfeld zu besuchen". Marschall Belleisle hatte während der folgenden drei Tage anderweitige Unterredungen mit Friedrich, namentlich am 5. Juni ein merkwürdiges Gespräch. „Wollen Ew. Majestät nicht mit uns zusammenwirken?" „Ach, bedaure, Monseigneur de Belleisle." — Wie gern würden wir dieses letzte Zwiegespräch zwischen Friedrich und Belleisle, eines der kitzligsten, das sich nur denken läßt, wiedergeben; aber es findet sich nirgends die geringste verbürgte Meldung davon — und wir erfahren nur, daß ihm Friedrich mit beträchtlicher Deutlichkeit, „klar" (sagen alle Bücher außer Friedrichs eigenen) zu verstehen gab, daß Mitwirkung fortan eine Sache der Vergangenheit sei. „Alles, was ich je wollte, mehr als ich je verlangte, bietet Österreich nun; wer kann mich

[1] Mitgeteilt bei Seyfarth, Beiträge I. 548 ff.

tadeln, daß ich ein Geschäft, wie das unsrige während seiner ganzen Dauer gewesen ist, auf solche Bedingungen hin, wie sie mir jetzt geboten werden, endige?"

Es wird erzählt (und ist wohl nicht so ganz unwahrscheinlich), der Pallandt-Fleurysche Brief sei zur Sprache gekommen, und auch von dem Mährischen Streifzug und verschiedenen Gängen mit Broglio wegen des besagten Briefes sei vermutlich die Rede gewesen. Das alles und die unerbittliche schmerzliche Folgerung hörte Belleisle auf seine vornehme hagere Weise mit ernster grandioser Fassung an. Aber das Gerücht fügt hinzu, als er nach Schluß der Unterredung mit erhaltenem Bescheid in das Vorzimmer hinaustrat, habe sich Monseigneur de Belleisle die Perücke vom Haupt gerissen, mit den Füßen darauf gestampft, wobei man ihn vulkanisch sagen hörte: „Der verwünschte Pfaff — ce maudit calotte" (der alte Fleury nämlich) — „hat alles verdorben!" Ist vielleicht nicht wahr? Wenn wahr — würden die hurtigen Diener Monseigneurs Perücke schnell wieder in Ordnung bringen, und Stillschweigen würde bei einem Manne von solcher Dignität die etwaige Gemütsbewegung verschleiern[1]. Er fuhr mit den Seinen sofort ab nach Dresden, um da zur Mitwirkung an dem Budweiser Projekt aufzufordern; auch da vergebens. — — „Mitwirkung", Monsieur le Maréchal? Ach das Werk hat bereits begonnen, wenn Sie es wüßten! Und Ihr Broglio ist — Besser, Sie eilen nach Prag zurück, wo Sie neue Phänomene antreffen werden!

Am 15. Juni gibt der König seinen Generälen ein großes Diner zu Maleschau und spricht beim ersten Trunk: „Meine Herren, ich verkündige Ihnen, daß, gleichwie ich niemals die Absicht gehabt, die Königin von Ungarn zu unterdrücken, ich den Entschluß gefaßt habe, mich mit dieser Fürstin zu vergleichen und die Vorschläge anzunehmen, welche sie mir zur Satisfaktion meiner gehabten Rechte getan hat" — teilt ihnen zugleich die wichtigsten Friedensbedingungen mit und erteilt Mylord Hyndford für seine wichtigen Dienste großes Lob. Darauf allgemeines freudiges Glückwünschen und mit gefüllten Gläsern „Auf die Gesundheit der Königin von Ungarn!" nebst anderen Toasten „Auf den Großherzog Franz!" und insbesondere „Auf den tapferen Prinz Karl[2]!"

Da wir uns kurz fassen müssen, wollen wir bloß sagen, daß Hyndford und Podewils Tag und Nacht gearbeitet und ihr Werk in der Form von unterzeichneten Präliminarien als „Breslauer Friedenstraktat vom 11. Juni 1742" zu Ende gebracht haben, und daß Friedrich in allen

[1] Adelung III. a. 154 usw.; Guerre de Bohême (schweigt über die Perücke) räumt, wie sämtliche Bücher, die völlige Deutlichkeit von seiten des Königs ein — man vergleiche jedoch Oeuvres de Frédéric und ebenso Broglios seltsame Dunkelheit zwölf Tage nachher, obgleich Belleisle ihm nun wieder zur Seite war (Campagnes des Trois Maréchaux V. 190, 191; Datum: 17. Juni); eine Dunkelheit, die vielleicht der seltsamen Laune zuzuschreiben ist, in welcher sich Broglio damals befand.

[2] Heldengeschichte II. 661, 662.

Stücken damit zufrieden war. Dank sei dem nützlichen Hyndford — dem willfährigen Sinne Seiner britannischen Majestät, der einst so ungehalten war, jetzt aber durch seine Liebe zur menschlichen Freiheit und durch den Druck der Ereignisse willfährig, ja, leidenschaftlich eifrig gemacht worden ist! Hyndford erhielt etliche Wochen nachher[1] — vermutlich auf Friedrichs Ansuchen — den Distelorden zugesandt und hatte die grandioseste Investitur, die fast je gesehen wurde, und die Friedrich selbst an Hyndford vollzog (Jordan, Keyserlingk, Schwerin halfen bei der Zeremonie; zwei Königinnen und das ganze Berliner Firmament schauten zu); und was vielleicht noch besser ist, von Friedrichs Seite wird ihm das Geschenk eines silbernen Tafelservices und Verleihung des preußischen Wappens (das seit dieser Zeit den Schild der schottischen Carmichael, sowie ohne Zweifel das Service ihre Silbertruhe bereichert), dazu Lob und Ehrenbezeigungen für den nützlichen Hyndford, einen Mann schweren doch sicheren Fußes, der das Ziel erreicht hatte.

Dieser willkommene Vertrag, unterzeichnet zu Breslau am 11. Juni und bestätigt durch den „Berliner Vertrag vom 28. Juli", der auf ausdrücklichere feierlichere Weise dasselbe sagt, kann von jedem (der gezwungen ist, Verträge zu lesen) gelesen werden[2]; die Bedingungen sind in abgekürzter Form die folgenden:

1. „Nieder- und Oberschlesien bis jenseits der Wasserscheide und des Oppaflusses — ausgenommen bloß das Fürstentum Teschen mit seinen Pertinenzien und die äußersten Berghöhen" (zu was sind sie nutze diese Berghöhen? dachte Friedrich ein paar Jahre nachher!) — „ganz Schlesien innerhalb dieser Grenzen und ferner die Grafschaft Glatz und ihre Pertinenzien sind und bleiben das Eigentum Friedrichs und seiner Nachfolger beiderlei Geschlechts auf ewige Zeiten. Und Friedrich verpflichtet sich auf gleichlange Frist, damit befriedigt zu sein und sich aller weiteren Ansprüche zu begeben.

2. Die schlesische holländisch-englische Schuld" (eine Anleihe von etwa zwölf Millionen Taler, die größere Hälfte davon englisch, vom verstorbenen Kaiser als Hypothek auf Schlesien aufgenommen — zur Zeit jener schrecklichen Krisis der polnischen Königswahl, als die Seemächte nicht helfen wollten, sondern es ihren Fondsmaklern überließen) „wird von Friedrich übernommen.

3. Die Religion bleibt in Statu quo. Preußische Majestät hat sich nicht in den gegenwärtigen oder in andere Kriege Ihrer ungarischen Majestät einzumischen; es wäre dann nur mit seinen eifrigen Wünschen, daß ein allgemeiner Friede erfolgen möge, und daß alle seine Freunde, Ihre ungarische Majestät unter anderen, in gutem Einverständnis um ihn her leben möchten."

Dies ist der Breslauer Vertrag (11. Juni 1742) oder, in zweiter feierlicherer Auflage, der Berliner Vertrag (28. Juli); unterzeichnet, ratifiziert, von Seiner britannischen Majestät (unter anderen) garantiert[3] und fest ge-

[1] 2. August (das. 729).
[2] In Heldengeschichte I. 1061—1064 (der Breslauer Vertrag); das. 1065—1070 (der Berliner); auch zu finden bei Wenck, Rousset, Schöll, Adelung usw.
[3] Vertrag von Westminster zwischen Friedrich und Georg, 29. (18.) November 1742 (Schöll, II. 313).

pflanzt und auf den diplomatischen Felsenboden (wenigstens auf das diplomatische Pergament) dieser Welt. Und nun: Nach Hause; marsch!

Mächtiger Jubel, Trompeten- und Paukenschall, Glockengeläute ertönen von allen preußischen Städten, namentlich von allen schlesischen, in jenen Junitagen, während die Trommeln heimwärts gerührt werden; sinnreich erdachte Illuminationen in den kurzen Nächten, mit Freudenfeuern, mit Transparenten — unter denen eine die noch verfrühte Inschrift „Frederico Magno“ (Friedrich dem Großen)“ trug[1].

Vieles auslassend, von schlesischen Festungen, Armeekantonierungen, schlesischen Militär- und Zivileinrichtungen, weil es den Leser nur ermüden würde, fügen wir nur folgendes aus Bielfeld hinzu: die staubige Erscheinung einer siegreichen Majestät auf der Heimfahrt. Das genaue Datum (Bielfeld verzichtet klugerweise darauf, es aufs Geratewohl anzugeben) ist: 11. Juli 1742; „Herr von Pöllnitz und ich sind im Gefolge des Königs:

„Wir hielten uns nirgends auf, ausgenommen einige Stunden in Frankfurt, wo gerade Messe gehalten wurde. In der Nähe der Stadt war die Landstraße von beiden Seiten mit einer Menge von Kaufleuten und Fremden aller Nationen besetzt, die sich an den Wagen drängend, den Eroberer Schlesiens sehen wollten. Der Einzug des Königs in Frankfurt war ein Triumphzug, aber ohne Pracht. Wir enteilten blitzschnell den Augen der Zuschauer, denn wir waren so mit Schmutz und Staub bedeckt, daß die Farbe unserer Kleider kaum zu erkennen war. In Frankfurt machten wir bloß einige Einkäufe und setzten dann unsere Reise nach Berlin fort, wo der König mit Frohlocken vom Volk empfangen wurde[2].“

Dies ist ein erfolgreicher junger König, nicht wahr? Er ist nach seinem goldenen Becher in den brausenden Schlund hinabgesprungen und kommt mit diesem lebendig, unbeschädigt wieder hervor. Wird er, wie jener Schillersche Taucher, dies Wagestück zum zweitenmal versuchen müssen? Vielleicht zum zweiten- und sogar zum drittenmal!

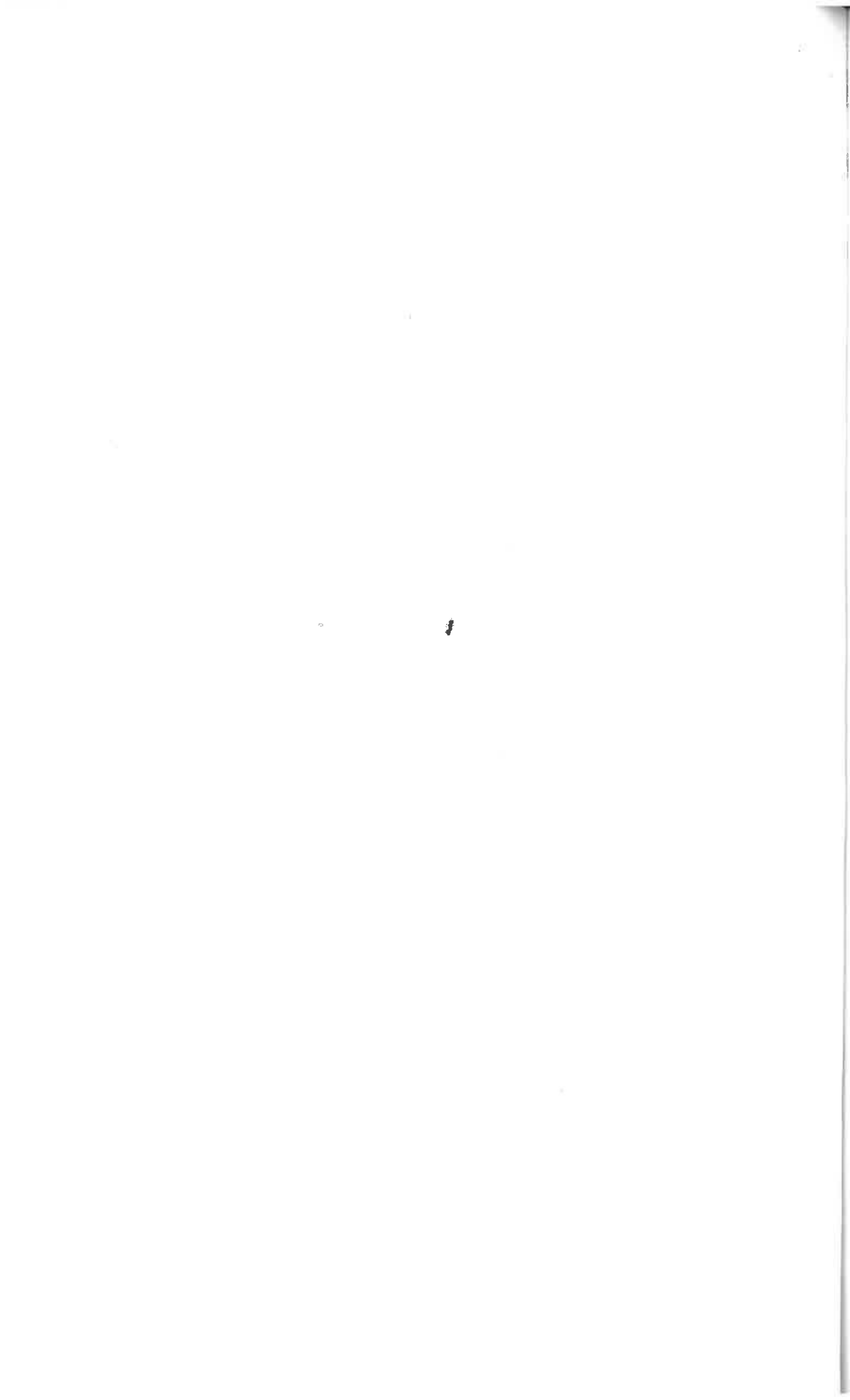
[1] Heldengeschichte (II. 702—729) weiß kein Ende dieser Illuminationen; die Frederico-Magno-Inschrift kam in Jauer, in Schlesien, vor, 15. Juni (das. 712).
[2] Bielfeld II. 51.



# Vierzehntes Buch

## Der europäische Krieg ringsumher endet nicht

August 1742 bis Juli 1744



## Erstes Kapitel / Friedrich nimmt seine friedlichen Beschäftigungen wieder auf

Friedrichs Wunsch und Hoffnung, nachdem sein eigener Frieden unter solchen Bedingungen abgeschlossen war, gingen darauf, daß diesem ein allgemeiner europäischer folgen möge, und daß, nachdem die glühende Kohle, die den Krieg entzündet hatte, ausgelöscht war, der Krieg selbst erlöschen möge. Schlesien ist sein; er hat darum nur noch Interesse an einem baldigen, gerechten Ende des Streites. „Gibt es denn", denken viele, denkt namentlich Friedrich, „noch etwas Reelles und Solides abzumachen, nachdem die schlesische Frage einmal erledigt ist?"

Das europäische Publikum, oder wohlwollende Individuen in diesem, gaben sich überall gleichfalls dieser Hoffnung hin. „Wie ruhmreich ist mein König, der jüngste der Könige und der größte!" ruft Voltaire (in seinen Briefen an Friedrich zu dieser Zeit) wieder und wieder aus, bis Friedrich es sich höflich verbittet: „Ein König, der in der einen Hand ein alleroberndes Schwert, aber in der anderen einen segensreichen Ölzweig führt und über Krieg und Frieden für Europa entscheidet!" „Friedrich der Dritte" (so nennt ihn Voltaire, falsch zählend oder irregeleitet durch Unkunde der deutschen Namengebung), „Friedrich der Dritte, Friedrich der Große (Frédéric le Grand)" wird dies und jenes tun — vermutlich das erste Auftauchen dieses Epithetons in menschlicher Rede, vorerst noch in ganz privater hypothetischer Weise[1]. Die Meinungen über Friedrichs Handlungsart, über seine Talente, seinen sittlichen Wert, waren mannigfach (und sie gehen alle fehl); aber dies schien klar: daß das Gewicht eines Schwertes wie des seinen, in diese oder jene Wagschale geworfen, den Ausschlag geben würde, und daß er offenbar nun den Frieden wünsche. Das letztere ist eine unzweifelhafte Tatsache. Ja, er wünschte ihn inniglich herbei und bemühte sich auch zu hoffen — freilich mit weniger Zuversicht als das wohlwollende äußere Publikum, denn er kannte das Innere der Elemente besser.

[1] Voltaires Briefe in Oeuvres de Frédéric XXII. 100 usw.: das Datum dieses Briefes ist „Juli 1742" — fast gleichzeitig mit dem obenerwähnten „Jauerschen Transparent".

Wie innig diese Hoffnungen waren, ist heute allgemein bekannt. Es ist wahr, meine Freunde, die glühende Kohle, die diesen brandstiftenden Strudel entzündete (eine der glühenden Kohlen, die erste, die in diesem Teile von Europa wirkliche Flammen verbreitete, und die allererste, Jenkins' Ohr ausgenommen) ist ausgelöscht, ist förmlich beseitigt; aber das Feuer wütet, wie ihr seht, nichtsdestoweniger fort. Das Feuer, fürchte ich, wird nicht ausgehen, ehe nicht das Erdpech, der Schwefel und der sonstige böse Brennstoff beträchtlich verringert ist! Österreich hat Material zu Soldaten in Fülle, England hinter ihm hat Guineen; Österreich hat Schaden erlitten und hat dann Erfolge gehabt — dabei steckt in Österreich ein stummer Stolz, der der lauten französischen Eitelkeit an Ansprüchen gleichkommt und von weit halsstarrigerem Naturell ist. Sieh, was für Dachse und finstere ergrimmte Bären die erste Nation der Welt aufgeweckt hat, indem sie unbesonnen ihre schönhalsigen Kuppelhunde oder Armee der Oriflamme auf Österreich hetzte. Friedrich mußte wieder zu den Waffen greifen, welch unwillkommene, saure und kostspielige Arbeit das auch für ihn war. Wir werden gezwungen sein (es ist dies unsere Hauptschwierigkeit bei dieser Historie), die europäischen Ereignisse in ihrer Reihenfolge zu erwähnen und, wie langweilig der Gegenstand jetzt auch geworden ist, die Leser unterrichtet zu halten über den Verlauf dieses weitläufigen Krieges, in dem mit Ausnahme des noch heute völlig wachen Friedrich und des nachtwandelnden Jenkinsschen Ohres für ein modernes, menschliches Wesen fast nichts Interessantes mehr enthalten ist.

Es ist ein Irrtum, der noch immer in England Aufnahme findet, wiewohl er sonst allerwärts längst verschollen ist, daß Friedrich neue Kriege, „neue glückliche Diebstähle", wie unsere Zeitungsschreiber es nannten, wünschte und sich eigenwillig abermals in diesen Krieg stürzte, in der Hoffnung wieder etwas Derartiges zu vollbringen. Wenn englische Leser Tatsachen ein wenig zu Rate ziehen, so werden sie nicht anstehen, jene Meinung ganz und gar fahren zu lassen. Sie werden finden, daß sie niemals auch nur einen Schatten von Begründung, außer in ihrer eigenen verdrossenen ununterrichteten Phantasie, gehabt hat, und daß in Friedrichs Geschichte genau das Gegenteil zutage liegt. Ein vollkommen hellsehender Friedrich, der fähig ist, Schein von Wesen zu unterscheiden, und allezeit dem Soliden und Wirklichen zuneigt. Wie bald das anfängliche Gelüsten nach „gloire", das er eingesteht, erstickt in den fürchterlichen Wirklichkeiten erstarb, haben wir gesehen. Den erobernden Helden in des tollen Mazedoniers Stil zu spielen, das lag ihm jederzeit fern, wenn der Leser es nur wüßte — ferner lag es vielleicht niemals einem Könige, der solche Verlockungen, solche Gelegenheiten dazu hatte. Dieser erste Kriegszug nach Schlesien — ein jähes Zugreifen nach deinem dir entwendeten Gut, als die Gelegenheit sich bot — war ein freiwilliger; erzeugt, darf

man sagen, durch Friedrichs eigene Gedanken und die unsichtbaren Mächte. Aber die übrigen waren alle rein erzwungen — zur Verteidigung des Gutes, das er ergriffen hatte. Klare Notwendigkeit und sehr sichtbare Mächte waren die Urheber all seiner übrigen Unternehmungen und Kriegskämpfe, die bis an sein Lebensende dauerten.

Jener „mährische Streifzug" von letzthin, das Zusammengehen mit anderen in Kriegsdingen und die schreckliche Lage, in die sich einer an jenem Riesenspieltisch der Götter bringen kann, wenn er zu lange dort verweilt: man bedenke, was für Erwägungen dies für ihn gewesen waren! So daß, in Valorys Angesicht, „sein Blick farouche ward"; und das Gespenst des Ruins begleitete ihn, und die Höllenhunde waren hinter ihm her — bis Czaslau, da die Würfel wieder günstig fielen! All dies ist für einen jungen gelehrigen Mann lehrreich gewesen. Er war erst dreißig Jahre alt. Und wenn die Leser beachten wollen, was solche Gelehrigkeit in diesem Alter heißen will, so werden sie viel Bedeutung darin finden. Da ist Klugheit, Mäßigung, klares Erkennen; sehr ungewöhnliche Verstandes*wahrhaftigkeit*, wie wir es definieren — und diese Eigenschaft ist wahrlich der Inbegriff und das siegreiche Ergebnis aller guten Eigenschaften und getreuen Leistungen in einem Menschen. „Kräftigen Irrtümern hingegeben" sind viele auf tragische Weise, Friedrich war es nicht, und er „glaubte der Lüge" in praktischen Dingen äußerst selten.

Sicher ist, daß er nun sein altes Rheinsberger Lebensprogramm, vermutlich mit verdoppelter Lust nach solchen entgegengesetzten Erfahrungen, wieder aufnimmt und mit dem alten Eifer verfolgt, noch immer hoffend, daß seine Geschichte dennoch von halkyonischer friedlicher Natur sein würde. Möchte nur der tolle Kriegsbrand erlöschen, der einen eben daraus entkommenen nahen Nachbar zu versengen droht! Gern möchte er Schiedsrichter werden und ihn verlöschen helfen; aber der Brand will nicht erlöschen. Zwei Jahre lang oder länger (bis August 1744, sechsundzwanzig Monate im ganzen) sieht Friedrich, mit seinen eigenen Dingen beschäftigt, in sorgfältig neutraler Haltung, jedoch nötigenfalls bereit, das Schwert zu ziehen, mit gespannter Wachsamkeit diesem Kriege zu; sucht aufs weiseste, und auch dies nicht zu oft, durch einziges Zureden: „Macht Frieden, o schließet Frieden!" zu vermitteln — und findet, daß das wohlwollende Publikum und er sich in ihren Hoffnungen täuschten. Die nächstfolgenden zwei Jahre lang, wie gesagt — das erste Jahr (bis ungefähr August 1743) mit wenig verminderter Hoffnung und mit wenig Anlaß zu wirklicher vermittelnder Einmischung, die letzten zwölf Monate mit immer mehr verminderter Hoffnung, immer drängenderen Anlässen zu warnenden, fast drohenden Vermittlungsversuchen; aber Warnungen und Drohungen sind gleich vergebens, als wären es seinerseits nur leere Worte und Gebärden: bis er im August 1744 — Doch der Leser wird es allmählich sehen, wenn

wir auf irgendeine Weise vermögen, es ihm in der wirklichen Zeitfolge zu zeigen, und er soll nach eigener Einsicht darüber urteilen.

Friedrichs innere Geschichte während dieser Zwischenzeit war nicht von geräuschvoller Natur — und in den wirren Berichten, die man davon hat, ist zuerst nichts wahrnehmbar als ein weiter Wirbel kochender Nichtigkeiten, die einen zu dem verzweifelten Schluß führen, daß Friedrich gar keine innere Geschichte gehabt habe — was doch keineswegs Tatsache ist! Wenn du aber anhaltend aufmerksam und nach vielen Seiten hinblickst, so dämmern, da die Berichte wenigstens echt sind, zuletzt Züge aus dem traurigen Wirbel auf; und du findest das alte Rheinsberger Programm wieder in Tätigkeit gesetzt und allerhand friedliche Projekte in Schwang. Friedrich geht nach Aachen, um den Brunnen zu trinken, erledigt die üblichen Inspektionen, Geschäftstätigkeiten, Erholungen, Besuche von Freunden. Er eröffnet diesen ersten Winter sein Opernhaus. Er beginnt die Gerichtsreform, geht entschlossen an dies große Problem und hofft es zu Ende zu führen. Was noch bedeutsamer ist, er fängt insgeheim an, seine Denkwürdigkeiten zu schreiben. Ferner beschließt er allmählich, sich ein kleines Landhaus, einen Ort stiller Zurückgezogenheit von seinem großen Potsdamer Schlosse, zu bauen, und läßt Entwürfe dazu anfertigen — ein Ort, der in kommenden Zeiten unter dem Namen Sanssouci berühmt geworden ist. Seine Gedanken sind gänzlich auf das Friedliche gerichtet, auf ein der Minerva und den Künsten, nicht Bellona und den Schlachten gewidmetes Leben — und doch weiß er sehr wohl, daß auch dieses letztere von unerläßlicher Wichtigkeit ist. Mit seiner Armee ist er ruhig beschäftigt, sie vermehrend, verbessernd; die Stütze des Lebens für Preußen und ihn.

Die schlesischen Festungsbauten unter dem häßlichen Walrave werden mit stetiger Schnelle betrieben. Vieles wird in Schlesien eingerichtet und betrieben; die preußisch-österreichischen Grenzen nach außen, die katholisch-protestantischen Schranken im Innern werden festgesetzt: die Provinz wird rasch, nicht schonungslos, aus einer österreichischen zu einer preußischen im Finanz-, Verwaltungswesen und in jeder anderen Beziehung umgeschaffen — und in allen diesen wichtigen Operationen war der Erfolg geräuschlos, wird aber als vollkommen oder beinahe vollkommen angesehen. Laßt uns, sorgfältig sichtend, versuchen, dem Leser etliche Einblicke in diese Dinge zu gewähren, um seine Vorstellung von ihnen zu beleben.

### Er legt die schlesischen Grenzen fest und richtet die neue schlesische Ordnung ein, mit offenbarem Nutzen für Schlesien und ihn.

Mit der Festlegung der Marken ward natürlich wieder Herr von Nüßler betraut. Der gewandte, allezeit aufmerkende Nüßler hat das Land bereits bereist; „er bemerkte den Paß in das Glatzische mit einem Blockhaus und hielt dafür, daß sein König ihn behalten müsse". Vom 22. September bis zum 12. Dezember 1742 ging diese Arbeit

vor sich und ward am folgenden 16. Januar ratifiziert und abgeschlossen[1]. Nüßler dient für drei Taler täglich. Der erste österreichische Kommissar hat dreißig Taler täglich; aber er ist schon ein recht bejahrter dicker Herr, engbrüstig, kurzatmig; er kann das schnelle Umherreiten und vielfältige Inspizieren und Ins-einzelne-Gehen nicht vertragen und überläßt alles Nüßler, der wie der Wind umherfliegt. Z. B. diktiert Nüßler am Abend vom Sattel herab das beiderseitige Protokoll des Tages; der alte Dickwanst sitzt dabei, mit Sehnsucht an das Abendessen denkend, und hat nichts anzumerken. Dann in der Nacht steigt Nüßler heimlich wieder zu Pferde, galoppiert heimlich beim Mondenschein über das Gebiet, das am folgenden Tage zur Regulation kommt, und merkt sich alles. Kein Wunder, daß die auf solche Weise errichteten und bis zur Stunde stehenden Grenzsteine hier und da merken lassen, daß Preußen nicht übervorteilt worden ist! — Der arme Nüßler hat noch immer keine Anstellung mit fester Besoldung, außer einer von ungefähr 700 Talern: all mein Lebtag ist mir kein Mann von gleichen Fähigkeiten mit einem geringeren Lohne vorgekommen. Auch später erhielt er niemals eine bemerkenswerte ausgezeichnete Beförderung oder namhafte Bezahlung — es wäre denn dies, daß er zu vollkommener Wahrhaftigkeit der Arbeit und zu einem Manne ohne Wurmstich in der Seele herangebildet wurde, was allerdings unberechenbarer Lohn ist. Ein Einkommen von 700 Talern jährlich und nirgends ein Wurmstich in deiner Seele; ein Einkommen von 700 000 Talern jährlich und nichts als Wurmstich und Fäulnis in deiner Seele (häßliche Begehrlichkeit, unwahrhaftiges Wesen, polternder Dünkel — und vermutlich, als Wahrzeichen von dem allen, ein Dickwanst an deinem Leibe selber): o meine Freunde!

Bei der Festsetzung der geistlichen oder inneren katholisch-protestantischen Grenzen Schlesiens ging Friedrich gleichfalls geschickt zu Werke. Vollkommene Gerechtigkeit gegenüber Protestant und Katholik, dazu ist er verpflichtet, bedurfte aber niemals der Verpflichtung. Aber er ist auch fest entschlossen, König im katholischen Schlesien zu sein, und will, daß kein Heiliger Vater oder sonstiges fremdes Individuum sich mit unbequemen Anmaßungen dort einmischen solle. Demzufolge ernennt er den dermaligen Bischof von Breslau und natürlichen Primas von Schlesien — Kardinal von Sinzendorf, der wegen vorgekommener österreichischer Vergehen Unterwürfigkeit gezeigt hat und gründlich ausgesöhnt ist — ernennt Sinzendorf zum ‚Generalvikar' des Landes, der dem Papst schlesische Mühen abnehmen und selber Quasihaupt der dortigen katholischen Kirche sein solle. ‚Nichts für ungut, heiliger Papa der christlichen Menschenheit! Eure heilige Religion ist und soll hierzulande unbeeinträchtigt bleiben; aber die Pallien, Bullen und sonstige heilige Ware und Einmischungen sind hier nicht vonnöten. Gebt Euch hiermit gefälligst zufrieden.'

Der Heilige Vater schrie Zeter, so laut er konnte (jetzt ein sehr berechenbares Geschrei, lange nicht mehr so laut wie früher), erklärte, er wolle ‚lieber selber sich der Märtyrerschar anschließen', und zitierte Sinzendorf nach Rom: ‚Was für eine Türangel bist du, Cardinalis der Pforten der' — St! Schrie, was das Zeug hielt, wie gesagt. Da sich aber niemand daran kehrte, und da Sinzendorf nicht erschien, so mußte er die Sache ihren Lauf gehen lassen[2]. Und als er allmählich einsah, wie pünktlich man in der Einhaltung alles Wesentlichen war, so ward er im Verlauf von wenigen Jahren völlig ausgesöhnt und äußerst zufrieden mit diesem Ketzerkönige. Friedrich und der Papst waren fortan sehr höflich gegeneinander und allezeit bereit, sich gegenseitig kleine Gefälligkeiten zu erweisen. Und man muß anerkennen, Friedrichs Benehmen gegenüber seiner Geistlichkeit, der protestantischen sowohl als der katholischen, war immer vortrefflich, in einem ansehnlichen Grade dem wirklichen Gesetz der Dinge getreu,

[1] Büsching, Beiträge, § Nüßler und Büschings Magazin Bd. X. (Halle 1776), wo S. 475—538 eine ausführliche und authentische „Geschichte der usw. schlesischen Grenzscheidung im Jahr 1742" mitgeteilt ist.
[2] Adelung III. a. 197—200.

schonend, aber streng und ohne einen Schatten von Heuchelei — in diesem letzteren schönen Punkte steht er eigentümlich einsam unter neueren Monarchen da.

Er erkennt redlich den Nutzen der Religion, obgleich er selber wenig hat; gibt sich viel Mühe mit seiner predigenden Geistlichkeit von dem Feldprediger an aufwärts — gibt ihnen wohl mitunter bei Gelegenheit Text und Thema für ihre Predigt an — ist stets darauf bedacht, als geistlichen Beamten den rechten Mann am wichtigen Platze zu haben; und im übrigen erwartet er, daß sie ihm gehorchen wie seine Feldwebel und Unteroffiziere. In der Tat fühlten sich die ehrwürdigen Herren gleich einem Korps geistlicher Offiziere und Unteroffiziere, in dem Gehorsam Gesetz ist und Unzufriedenheit ein nicht erlaubtes Ding. Und es ist bemerkenswert, wie ersprießlich ihnen diese völlig unterwürfige Stellung zu sein scheint, wieviel wirklicher christlicher Wert in ihren Werken und in ihnen erkennbar ist, und welch ein Fonds von Gottesfurcht und religiösem Glauben in rauher wirksamer Form in den Armeen und Völkern eines solchen Königs ruht [1]. — —

Allmählich gossen die Münchows und übrigen mit Schlesien betrauten Beamten dieses Land in jeder Hinsicht, finanziell, administrativ, rechtlich, weltlich und geistlich, in die preußische Form um: ein langes schwieriges Geschäft, das sich aber wohl als der Mühe verlohnend erwies [2]. So umgeschaffen, war es, nach der Berechnung eines Gewährsmannes, für Preußen „wohl sechsmal soviel wert als es für Österreich gewesen war" — in irgendeiner vergessenen Quelle habe ich auch die Angabe „achtmal soviel" gelesen. Die Geldeinnahme betrug zu Ende von Friedrichs Regierung nicht viel über das Doppelte; jene „Sechsmal" und „Achtmal", die nur lockere Multipla sind, beziehen sich wohl auf Bevölkerung, Handel und Gewerbe, Zunahme an Nationalreichtum, an durch neue Rekrutierungsbezirke entstandenen neuen Regimentern u. dgl. m. [3]

Sechs- oder achtmal soviel wert für Preußen: und welches Multiplum der Nützlichkeit sollen wir für die Einwohner angeben? Nach billigen und vernünftigen, d. h. der Naturordnung in dieser Hinsicht entsprechenden Grundsätzen regiert werden, oder nach Grundsätzen, die selbst der Regeldetri widersprechen, und mit gottlosem Unglauben sogar an das Einmaleins — das eine ist ein fortwährendes Evangelium des Kosmos und des Himmels für jedes Individuum der Bevölkerung, das andere ein Evangelium des Chaos und Beelzebubs; kein Multiplum in der Arithmetik vermag das auszudrücken! — Manche dieser Vorteile in der neuen Regierung sind sogleich wahrnehmbar; andere, die noch wertvolleren, kommen erst allmählich und nach vielen Tagen und Jahren zum Vorschein. Mit beiden Arten scheint Schlesien ziemlich zufrieden gewesen zu sein. Von jenem Jahre 1742 an bis auf das gegenwärtige hat es durch Worte und andere Äußerungen nichts als Dankbarkeit für den Wechsel, den es erlitten, an den Tag gelegt; und während dieser hundert Jahre war kein Teil der preußischen Lande den Hohenzollern (die die Schöpfer Preußens sind, ohne die Preußen niemals gewesen wäre) ergebener als diese ihre späteste Eroberung, nachdem sie erst nach ihrem Muster geformt war [4].

[1] „Im Jahre 1780 sind in Berlin, bei einer Bevölkerung von 140 000, nur 140 vom geistlichen Stande, d. h. 1 unter 1000 — in München gibt es dreißigmal soviel im Verhältnis" (Mirabeau, Monarchie Prussienne XIII. 342, der Nicolai anführt).

[2] Bei Preuß (I. 197—200) die verschiedenen Schritte (von 1740—1806).

[3] Westphalen, in Feldzüge des Herzogs Ferdinand (gedruckt Berlin 1859, geschrieben 100 Jahre früher von jener wohlunterrichteten Person) I. 65, sagt „fünf oder sechsmal"; Preuß IV. 292 gibt, sehr undeutlich, die Ziffern der Einnahme im Jahre 1740 und in irgendeinem späteren Jahre; nach Friedrich selbst (Oeuvres II. 102) betrugen die Einnahmen aus Schlesien anfangs „3 600 000 Taler" bei anderthalb Millionen Einwohnern.

[4] Preuß I. 193 u. ebendas. 200 (Anm. aus Klein, einem schlesischen Juristen): „Gunst, nicht Verdienst ehemals"; „mit den Magistratsstellen wurde ein offenbarer Handel getrieben" — „Straßenräuber auf einem seltsam vertrauten Fuß mit den alten breslauischen Obrigkeitspersonen" usw.

### Eröffnung des Opernhauses in Berlin.

Am 7. Dezember, zu Beginn der Karnevalszeit, eröffnet Friedrich sein neues Opernhaus zum Besten der Berliner gebildeten Welt; ein schönes Gebäude, das von Knobelsdorff mit Fleiß aufgeführt worden ist, während der Schlesische Krieg geführt wurde. „Eines der größten und schönsten Opernhäuser in der ganzen Welt, das eher einem prächtigen Palast gleicht. Es steht von allen Seiten frei, und es ist Raum für 1000 Kutschen ringsum; es hat fünf große Eingänge, durch jeden von welchen fünf Personen in einer Reihe gehen können; und inwendig — man muß es sehen, man muß hören! Logen mehr wie Stuben oder Boudoirs; man hat von jedem Punkt eine freie Aussicht auf die Bühne und kann vollkommen gut hören: die Luft ist überall rein und frei; über der Decke ist Wasser, nicht nur für theatralische Kaskaden, sondern um Feuer und Feuersgefahr zu löschen[1]." So lautet Seyfarths Beschreibung, die noch heute von gereisten Lesern mit musikalischem Sinn bestätigt werden kann. Ich habe Opern mit viel glänzenderer Beleuchtung und Vergoldung gesehen, aber keine so bequem für den menschlichen Geist und Sinn und keine, in der das Publikum (jetzt nicht mehr ein geladenes) so aufmerksam zuhörte.

‚Es wird vielleicht reiche Fremde nach unserer Hauptstadt ziehen?' — Einige vermuten, das sei Friedrichs Gedanke gewesen. ‚Auf alle Fälle ist es ein schönes Stück Hausrat für einen musikalischen König und ein musikalisches Volk und unter den gegebenen Umständen nicht zu vernachlässigen. Die Thalia überhaupt — läßt uns, bei solchem Mangel an verehrungsbaren Gegenständen, den Kultus der Thalia nicht vernachlässigen.' Und er vernachlässigt sie auch nicht. Friedrich gab sich große Mühe mit seiner Oper, seinem Ballett, seinem französischen Theater und dem, was sonst noch zu diesem Fach gehört. Viel größere Mühe, als der Verfasser dieses Werkes darauf verwendet hätte, obgleich er sich, nach einiger Überlegung, nicht anmaßt, es zu tadeln. Die Welt ist so schrecklich arm an verehrungswürdigen Gegenständen: und wenn du Herr über dein Theater bist und eindringenden Unsinn beständig abweisen kannst? Friedrichs Oper kostet ihn schwere Summen (wußte ich doch einmal annähernd, wieviel, aber das sibyllinische Blatt ist mir wieder entflogen!) — und er läßt unentgeltlich ein auserlesenes Publikum zu, nur dieses[2]. „Diesen Winter 1742—43 ging es ganz besonders glänzend am Berliner Hof her mit Bällen, Wirtschaften (einer Art mimischer ländlicher Feste), Schlittenfahrten, Vermummungen und mit allerlei Schauspiel — und einmal sogar, am 2. Dezember, wurde das goldene Tafelgerät (im Werte von 1 300 000 Talern) gebraucht, als die zwei Königinnen (die regierende Königin und die Königinmutter) beim Könige speisten!"

## Friedrich trinkt den Brunnen in Aachen, wo ihm Voltaire einen Besuch abstattet

Monate vor dieser Eröffnung des Opernhauses oder diesen schlesischen Einrichtungen, gegen Ende August, macht Friedrich, was das erste sichtbare Ding in seiner inneren Geschichte ist, gesundheitshalber eine Reise nach Aachen, um da den Brunnen zu trinken. Er gedenkt da ein wenig seine Gesundheit auszubessern, als Grundlage weiterer Dinge. Seine Gesundheit hat natürlich unter diesen Winterstrapazen etwas gelitten, und die Ärzte empfehlen Aachen. Nach Wesel und den westfälischen Inspektionen begibt sich Friedrich darum nach Aachen und trinkt ungefähr vierzehn Tage lang (25. August bis 9. September) den Brunnen in jener alten Ruhestätte Karls des Großen — Einzelheiten finden sich nicht in den

[1] Seyfarth I. 234; Nicolai, *Beschreibung von Berlin* I. 169.
[2] Preuß I. 277; Preuß, *Buch für Jedermann* I. 100.

Büchern; außer daß „er bei Backe wohnte“ (wenn irgendein Sterblicher nur den Backe kennte) und einigen auserwählten, jetzt unbekannten Individuen Audienz erteilte. Er ist nicht völlig inkognito, aber ohne königlichen Staat; „die 20 Mann Leibwache und die 150 Mann Geleite“ sind nicht seine eigenen Leute, sondern vermutlich Aachener Stadtsoldaten, die die Ehrenwache stellen. Aachen ist stolz auf seine Anwesenheit; er selbst gebraucht fleißig den Brunnen hier im alten Aachen!

Aquisgranum, urbs regalis,
Sedes regni principalis: —

Mein Freund, dies war die Residenz des großen Karl; sein Staub ruht hier seit den letzten tausend Jahren. Und es pflegte weiland „ein großer goldener, zehn Fuß breiter Adler“ an der Domturmspitze zu schweben, südwärts gewendet, wenn der Kaiser in Frankenland, ostwärts, wenn er in Deutschland war: des Kaisers jedesmaligen Aufenthalt der loyalen Menschheit verkündend[1]. Ein Adler, der für mich, als ein menschliches Faktum, hell vergoldet durch die dunklen dryasdustischen Jahrhunderte hindurch leuchtet, die unter Dryasdusts trauriger Behandlung so schemenhaft geworden sind. Friedrich weiß ferner, daß noch viele Jahrhunderte hernach die Reichskleinodien hier aufbewahrt zu werden pflegten — während jetzt Maria Theresia sie in Besitz hat und nicht herausgeben will. Doch diese Gegenstände sind ihm alle gleichgültig. Das Praktische, nicht das Sentimentale hat Interesse für Friedrich — nicht zu vergessen, daß Werther und das Sentimentale noch nicht auf unsere geplagte Welt gekommen waren. Ein durch und durch praktischer König — und doch zugleich, wie wir oft anmerken, ein vorzüglicher Flötenspieler, dessen Adagio zu Tränen rühren konnte. Denn auch in ihm waren Tränenfluten (z. B. als seine Mutter starb), und man hat ihn (nicht sich rühmend, sondern beklagend) wohl sagen hören, was wirklich Tatsache war, daß „er mehr Gefühl als andere habe“. Aber es war allezeit ehrliches und menschliches Gefühl und ward — wie es sich geziemte — unterdrückt, soweit es sich unterdrücken ließ.

Friedrichs Gefolge war nicht beträchtlich, sagt bei dieser Gelegenheit der französische Spion in Aachen; sein Einzug — ein Ding zum Verschweigen! „Er kam angefahren mit den gemeinen Postpferden des Landes und mit Kutschen, von denen Ew. Exzellenz, die dem Erhabenen ergeben sind, sich keine Vorstellung machen können[2].“ Das Gerücht ging, daß auch Seine britannische Majestät (ebenfalls unter dem Vorwand des Brunnentrinkens) kommen würde, um sich mit ihm zu besprechen; ein anderes Gerücht besagt: Sollte Georg zu einem Tore hereinkommen, so würde Friedrich zum anderen hinausfahren. Ein dem französischen Spion

[1] Köhler, Reichsgeschichte.
[2] Spionenbrief, in Campagnes des Trois Maréchaux I. 222.

in diesem Augenblicke zweifelhafter Friedrich; lange nicht so bewunderungswürdig, als er einmal war! —

Die französischen Gefühlserregungen (von denen wir wenig sahen), als Friedrich für sich Frieden schloß, waren natürlich sehr stark gewesen. Dem französischen Publikum kam es unerwartet, etwas plötzlich selbst dem Hofe; und es war allerdings unter den obwaltenden Umständen von gefährlicher Wichtigkeit. Noch vor wenigen Tagen konnte Broglio für die gemeinschaftliche Sache (erteiltem Befehle gemäß) „nicht einen Mann sparen" — und nun ist die gemeinschaftliche Sache ganz und gar die Broglios che geworden, und Broglio wird alle seine Leute ganz für sich verwenden können! „Abscheulicher Abfall!" (offenbar verräterisch gegen euren Oberherrn und die oberherrliche Nation!) schrie das französische Publikum, während der Hof äußerlich einen erhabenen elegisch-tragischen Ton anstimmte, mit einiger Miene von Hoffnung, daß Seine preußische Majestät vielleicht doch wieder auf die Seite seines betrübten Frankreichs zurückkehren werde! Was, außer etwa als Vermittler, um Frankreich und den anderen betrübten Parteien zu einem billigen Frieden zu verhelfen, Seiner preussischen Majestät zu dieser Zeit nicht einfiel.

Näher ging dem Könige der natürliche Schrecken des armen Kaisers über dies Ereignis. Der Kaiser hat bereits seinen Botschafter in Berlin, mit drängenden Fragen, Bitten — einen gewiegten Botschafter, der Berlin wohl kennt; es ist kein anderer als unser alter Freund, der Feldzeugmeister Seckendorff, nun Titular-Feldmarschall — dem wieder zu begegnen man mehr erstaunt als entzückt ist! Entzweit mit Österreich (er macht ansehnliche Forderungen für „Rückstände", die sie nicht bezahlen wollen), hat er sich seit der Wahlzeit an diesen neuen Kaiser gemacht und erhält wieder auf einige Jahre diplomatische, strategische Beschäftigung — obwohl wir hoffen, ihn und diese meist ignorieren zu können. Friedrichs eigene Empfindungen bei seinem Anblick — frage nicht danach, frage nicht mehr, als wären gar keine dagewesen! Friedrich gab ihm „einen ausgezeichneten Empfang"; die Antwort, die Friedrich dem Kaiser schickte, war voller Güte; nachdrückliche Versicherung, daß „nichts weniger als ‚Feindschaft', daß vielmehr Loyalität, Freundschaft und Hilfe, wo immer möglich, innerhalb der notwendigen Grenzen allezeit seine Richtschnur sein solle gegenüber dem jetzigen Kaiser und gesetzmäßigen Oberhaupte des Reichs unter schwierigen Umständen"[1]. Was einiger Trost für den armen Mann war — der seiner alten Einkünfte, seiner alten bayrischen Stammlande beraubt und mit keinen neuen ausgestattet ist; denn diese erhabene Reichsoberhauptstelle ist ohne Mittel, und sein neues „Königreich Böhmen", das nichts als ein Pharsalus-Sahay für sich aufzuweisen hat, schwebt in einem so ungewissen Zustand! —

[1] „Audienz, 30. Juli" (Adelung III. a. 217).

Unter Friedrichs „unbedeutendem Gefolge“ in Aachen befand sich Prinz Heinrich (sein jüngerer, nun sechzehnjähriger Bruder, ein kleines, empfindsames, zitterndes Wesen, aber von ungemeiner Begabung) und ein anderer junger Mann, Prinz Ferdinand von Braunschweig, seiner Gemahlin jüngster Bruder, ein Soldat, wie alle ihre Brüder, Soldat in Friedrichs Armee, in dessen tüchtigem, unartikuliertem, leichtlebigen Charakter vortreffliche Gemütsanlagen und Fähigkeiten sich kundgeben. Ferdinand geht gewöhnlich mit dem Könige, ist viel um ihn in diesen Jahren. Die Brüder folgen alle dem Soldatenhandwerke, dem einzigen Berufe deutscher Prinzen. Wenn daheim, ist Friedrich noch gelegentlich bei seiner Königin, die in Schönhausen, in der Umgegend von Berlin, wohnt, aber mit ihm nach Charlottenburg oder nach dem alten Rheinsberg geht und in seiner Gesellschaft mit der Königinmutter und den verwandten Hoheiten an den Hoffesten teilnimmt.

Ein ferneres kleines, jetzt noch denkwürdigeres Faktum ist dies, daß Voltaire ihm nun — insgeheim auf Fleurys Veranlassung, wie wir jetzt wissen — einen dritten Besuch abstattete. Von diesem Voltaireschen Besuch sollen die Leser das Wenige, was davon bekannt ist, gebührlichst erfahren. Leider haben wir aber einen ungeheuren Rückstand von Kriegssachen nachzuholen, dem der geplagte Leser noch mehr als Voltaire seine Aufmerksamkeit widmen muß, wenn er überhaupt verstehen will, was um Friedrich her vorging, und wie sich Friedrich, ob gut oder schlecht, in dem ihn umgebenden Lebenselemente benahm.

# Zweites Kapitel / Die österreichischen Angelegenheiten wenden sich zum Besseren

Die österreichischen Angelegenheiten sind nun nicht mehr auf ihrem Nadirpunkt; schon lange haben sie den passiert. Österreich, allem Anscheine nach tot, sprang auf und fing an, mit einigem Erfolg loszuschlagen, von dem Augenblicke an, da Walpoles königliche K r a f t s u p p e (jene ersten 200 000 Pfund Sterling, denen seitdem reichlich andere nachfolgten), seine armen blassen Lippen berührte und es glühend durchdrang wie Leben und feurige Spannkraft den an Entkräftung Sterbenden! Ein Hauptmoment, den die Geschichte kennt, aber nur unbestimmt mit dem Jahre 1741 zu datieren vermag; es war eine der letzten Handlungen des verständigen Walpole.

Dank seinen eigenen Khevenhüllers und seinen englischen Guineen erhob sich Österreich sogleich an verschiedenen Stellen; nun aber, da die preußische Sache geordnet ist, springt es allenthalben auf, wie ein elastischer Körper, von dem der Druck weggenommen ist; wächst stetig mit jedem Monate an praktischem Erfolg und noch mehr an stolzem Selbstgefühl. Im Verlauf der nächstfolgenden zwei Jahre steigt es in der Tat bis zu einer sehr hohen Höhe. Mit Schwierigkeit herausgeholt aus jener uferlosen, grundlosen Lache eines mit Recht vergessenen und von der jetzigen Menschheit gemiedenen Österreichischen Erbfolgekrieges — folgen hier die wesentlicheren Phänomene, die Friedrich in jenen Monaten zu betrachten und mit gespanntem Interesse — richtig, auf seine eigene Gefahr — zu prüfen und auszulegen hatte, als wirkliche „Vorzeichen" für ihn, als Warnungen von unwidersprechlichster Natur! Wohl kein Haruspex, mit oder ohne „weißen Bart und langen Stab" mochte je, „um das Himmelsgewölbe vom Zenit abwärts in Sektionen zu teilen", in Etrurien oder sonst irgendwo „den Flug der Vögel nun in dieser Sektion, nun in jener" sorgsamer prüfend beobachten, als unter den neuen Bedingungen dieser junge König es von seinem Potsdamer Observatorium aus tat.

Kriegsereignisse im Westen: König Georg versucht zum zweitenmal, sein Schwert zu ziehen; zerrt heftig daran, sieben Monate lang (Februar bis Oktober 1742).

Das erste Phänomen, ermunternd für Österreich, ist dies, daß die britannische Majestät wieder nach dem Schwert griff, mit offenbarer Absicht, es für Österreich zu ziehen [1]. Außer seiner königlichen Kraftsuppe von Halbmillionen jährlich besitzt die britannische Majestät ein ansehnliches Schwert, etwa 40 000 Mann an britischen und gedungenen Truppen — ein Schwert, das ihn sehr viel Geld kostet, um es an seiner Seite zu haben, und sehr viel Spektakel und frechen Hohn von seiten der Zeitungsschreiber, weil er gezwungen ist, es bisher fest in der Scheide zu behalten. Dieses Jahr, bemerken wir, hat er abermals beschlossen, es für die Sache der menschlichen Freiheit zu ziehen, entstehe daraus, was da wolle. Schon zeitig im Frühjahr ließen sich die Anzeichen merken: Lager auf der Lexden- und anderen Heiden, häufiges Mustern im Hydepark und anderswo; aus allen Ecken ein allgemeines Marschieren nach der kentischen Küste, da die Aussichten günstig waren. ‚Auf alle Fälle können wir Dünkirchen belagern, nicht wahr, Ihr Hochmögenden? Dünkirchen, das allen bestehenden Verträgen gemäß keine Belagerung erfordern sollte; das aber, trotz unzähliger Übereinkommen, immer wieder Belagerung erfordert?' Die Hochmächtigen antworten nichts Deutliches, brummen matt etwas in optativem Tone — ‚bedeutet Einwilligung', denkt der Sanguiniker. ‚Die Holländer lassen sich am Ende doch in die Höhe ziehen', denkt er: ‚die Holländer werden mitwirken, wenn sie erst ein Beispiel vor sich sehen!' Und in England fängt man wirklich mit dem Werk der Einschiffung an.

Der britannischen Majestät Vorsatz und sogar fester Entschluß zu diesem Ende war dem preußisch-österreichischen Ausgleich vorausgegangen. Am 20. Mai [2] waren ‚zwei Regimenter zu Fuß', die erste schwache Abteilung britischer Truppen, wirklich in Ostende gelandet — die Nachricht von der Schlacht von Chotusitz und erst recht die vom Breslauer Frieden traf sie wohl dort. Aber nach dieser letzteren glücklichen Begebenheit nehmen die Dinge einen rascheren Gang, und die Zeitungen werden laut, fast lyrisch: über Howards Regiment, Ponsonbys Regiment, allerlei Regimenter, die nach Flandern auf einen Strauß ausgehen; sie berichten, wie ‚Ligoniers Dragoner' (wilde fluchende Gesellen, die Guildford freudig loswird) ‚mit Paukenschlag durch Bromley ritten und sich heute in Gravesend einschiffen sollen' — oder, um ein anderes, spezielleres Beispiel anzuführen:

‚Gestern' (3. Juli 1742) ‚kam General Campbells Regiment der Grauen Schotten auf ihrem Wege nach Dover, wo sie sich nach Flandern einschiffen sollen, in Southwark an. Schmucke handfeste Kerle, die ihr Handwerk nicht erst zu lernen brauchen, sind sie eine angenehme Erscheinung für jedermann mit Ausnahme der Wirte' — die in der letzten Zeit so mit Einquartierungen überhäuft worden sind [3]. ‚Graue Dragoner' oder Königliche Graue Schotten heißt dies Regiment, und ihr Oberst ist Generalleutnant John Campbell, nachmaliger Herzog von Argyle (der vierte Herzog), Vetter des großen, damaligen zweiten Herzogs von Argyle [4]. Sichtbar einquartiert dort in Southwark, mit solchem Vorhaben — und durch Zufall sind zwanzig von diesen schmucken Kerlen dem Schreiber dieses Buches bekannt! Ungefähr zwanzig, die in einem Haufen zusammen unter die Grauen gingen, Söhne wackerer Annandäler Bauern, die anderweit keine Laufbahn vor sich hatten: zwei von ihnen kehrten heim und wurden alt; von ihrer Person und ihren unerhörten

[1] Tindal XX. 552; alte Zeitungen usw.
[2] Am „9." in den alten Zeitungen; aber wir übersetzen allezeit ihren alten Stil.
[3] Daily Post vom 23. Juni (a. S.) 1742.
[4] Douglas, Scotch Peerage (Edinburg 1746) S. 44.

Abenteuern schwebte noch das Gerücht in der Luft, als der Verfasser dieses Werkes sein Dasein begann. Verzeihung, o Leser! —

Aber durch all jenen heißen Sommertage hindurch zieht ein allgemeines Trommeln und Pauken der Küste zu; in Gravesend wird die Ausrüstung von Transportschiffen mit der größten Eile betrieben. ‚Alle Küfer in London haben Wassertonnen zu liefern, so daß selbst die Bierbrauer aus Mangel an Fässern feiern müssen.‘ Tag und Nacht, die Sonntage nicht ausgenommen, wird Wasser eingepumpt und dann (wegen veränderter Umstände) wieder ausgegossen: 250 Reit- und 100 Saumpferde für den Gebrauch Seiner Majestät — die bedürfen eine Menge Wasser, von Ligonier und den Grauen nicht einmal zu sprechen. ‚Der Ehre des Landes wegen wird Seine Majestät in diesem Feldzug mit größerem Staat auftreten als je einer seiner Vorgänger; und was die Pracht seiner Equipage anlangt, so werden 100 reiche Mantelsäcke mit aller Eile hergerichtet[1].‘ „Der feiste Junge" (will sagen: Königliche Hoheit Herzog von Cumberland) soll auch mitgehen; ein sehr unerschrockener, hellblonder, fetter junger Geselle, hoffnungsvoller Sohn des Mars, könnte er nur erst Erfahrung sammeln — was er leider niemals vermochte, obschon er es die kommenden fünfundzwanzig Jahre lang auf ungeheuere Unkosten dieser Nation versuchte! Es sollen 16 000 Mann Truppen, vielleicht mehr, abgehen. ‚1000 Sandsäcke‘ (leer vorerst), denn es ist auf die Zerstörung von Dünkirchen abgesehen. Möchten nur die Holländer sich in die Höhe ziehen lassen! —

Und so geht es lärmend fort von Mai bis September mit zunehmendem Getümmel und oft mit mehr Eile als Vorwärtskommen und in solchen fünf (genau gerechnet sieben) Monaten geräuschvollen Tummelns und gewaltiger Anstrengung wurden hinübergeschafft an Kavallerie und Infanterie die erstaunliche Zahl von „16 334 Mann"[2], dazu die ganze Ausrüstung. Es begann am 20. Mai — das Einschiffen nämlich; der Lärm und das Gerede davon, die seitdem nicht aufhörten, hatten bereits im Februar zuvor begonnen — und am 26. September hatte Ostende, das des Zujubelns bei stückweise ankommender britischer Herrlichkeit nun fast müde geworden war, die Freude, unsere letzten Teile Artillerie ankommen zu sehen: „Solch ein Park Belagerungs- und Feldartillerie", frohlockt der Zeitungsschreiber, „wie" — wie diese armen Teufel ihn nie zuvor geträumt haben.

Der hochherzige Lord Stair, bereits Bevollmächtigter bei den Holländern, soll königlicher Obergeneral dieser prächtigen Unternehmung werden; Carteret, ein anderer hervorragender Lord und vielleicht von noch gewichtigerem Schrot, ist Haupt des Kabinetts. Beide sind eifrig für diese antifranzösischen Absichten, und das Publikum denkt mit Zuversicht, daß diesmal gewiß etwas Namhaftes geschehen werde — um so mehr da Maillebois nun, um Mitte August, durch eine seltsame Glückswendung aus dem Wege geräumt ist. Maillebois, der seit einem Jahre mit seinen 30 000 oder 40 000 Mann drüben in Westfalen liegt und den König in Schach hält, ist angesichts dieser antidünkirchischen Bewegungen angewiesen worden, Dünkirchen im Auge zu behalten, und endlich, zum Schutze der Festung dahin zu marschieren. So daß Stair, ehe er an Dünkirchen herankommen kann, sich erst wird mit Maillebois messen müssen, was ihm auch ganz gut möglich scheint. Aber sieh da! im August und bereits früher kommen von Prag wunderbare Neuigkeiten, tragisch für Frankreich; und Maillebois marschiert eiligst in der entgegengesetzten Richtung ab, mit einer ganz anderen Aufgabe! — Wovon der Leser bald genug zu hören bekommen wird.

Dünkirchen ist daher nun offen. Mit 16 000 Mann britischer Truppen, einer gleichen Zahl Hannoveranern und 6000 Hessen, zusammen nahe an 40 000, der Holländer gar nicht zu gedenken, müßte man sicherlich Dünkirchen bezwingen, wenn nicht noch Besseres ausrichten können! Es ist nach dem Abmarsch Maillebois', daß all

[1] Daily Post vom 13. (24.) September.
[2] Adelung III. a. 201.

diese gewaltigen Anstrengungen, Anfertigen von Wassertonnen, Pumpen den ganzen Sonntag lang, in Gravesend vor sich gehen: ‚Schnell, o macht schnell, solang noch Zeit ist!‘ Und Generalissimus-Bevollmächtigter Stair, der voraus hinübergeeilt ist, bearbeitet die Holländer mit feuriger unaufhörlicher Beredsamkeit: ‚Großgesinnte Hochmögende, gab es je, wird es noch einmal eine solche Gelegenheit geben? Die Sache der menschlichen Freiheit kann für immer gesichert werden! Dünkirchen — oder was will selbst Dünkirchen heißen? Zwischen uns und Paris ist nichts, nun da Maillebois auf solchen Zug fort ist. Warum sollten wir nicht noch einmal den Marlborough spielen und sie ein bißchen lehren, was Invasion heißt! Es kommt nur auf uns an. Jetzt, sage ich, oder nie!‘

Stair war ein Schüler Marlboroughs, ist außerdem ein glänzender Mann und trägt zu dieser Zeit gewaltige Dinge mit sich herum. Es heißt, was nicht unwahrscheinlich ist, er habe eine Unterredung mit Friedrich während seines jetzigen Aufenthaltes in Aachen vorgeschlagen; wolle insgeheim kommen, um ein paar Tage ‚den Brunnen zu trinken‘ — während Maillebois auf seinen neuen Zug auszieht und eine solche Krise entstanden ist. Aber Friedrich, beflissen, sich neutral zu verhalten und keinen Anstoß zu geben, schlug höflich die Ehre aus. Lord Stair galt für etwas von einem General dem Wesen sowohl als dem Kostüm nach — und vielleicht war er es. Und wäre eine entsprechende Gräfin Stair dagewesen, eine neue Sarah Jennings[1] — die die britannische Majestät und den feisten Jungen sanft, durch Zauberkunst, unter eine Kufe gesteckt und Britannien, das britische Parlament und die britischen Hilfsquellen einige Jahre in Stairs Hände gegeben hätte — wer weiß, was nicht auch Stair geleistet hätte! In den Künsten des Krieges — noch weniger vielleicht in jenen des Friedens, wenn wir unseren großen Marlborough recht kennten — hätte er ein Marlborough nicht werden können. Aber es ist in ihm ein erkennbarer Anflug von Seelengröße, von heroischem Unternehmungsgeist und Wollen, der in jenem gemeinen Element höchst eigentümlich ist. Und man kann von ihm, wie von dem wirkungslos in die Moorbrüche von Allen[2] oder in die stygischen Sümpfe einschlagenden Blitz, sagen, seine Stärke sei nie erprobt worden. — Seinen Erfolg wollen wir abwarten; es wird nicht lange dauern.

Das sind schöne Aussichten, wenn man nur die Holländer in die Höhe ziehen kann. Aber das ist noch nichts im Vergleich mit dem, was in den östlichen Teilen, in der böhmisch-bayrischen Gegend, seitdem wir zuletzt dort waren, vorgegangen ist und noch vorgeht. Der arme Kaiser Karl, was hat er zu erwarten! Sein eigenes reales Bayern und erst recht sein imaginäres „Oberösterreich“ sowie „Eroberungen an der Donau“ versinken jäh nach jenem Ségurschen Abenteuer. Sein einstiges „Königreich Böhmen“ ist bereits versunken; ja, die Armee der Oriflamme selbst ist, trotz jenes Pharsalus von Sahay, dem Versinken nahe! Bayern selbst, sagen wir, ist größtenteils in Khevenhüllers Händen; Ségur mit seinen Franzosen hat den Heimmarsch angetreten, und es sind bloß noch Bayern im Felde. Die Belleisle-Broglioſche große Budweiser Expedition ist gänzlich fehlgeschlagen; Belleisle und Broglio werden nach und nach in Prag eingesperrt und dort belagert: während Maillebois — Laßt uns versuchen, ob es nicht möglich sei, durch Aneinanderreihung prägnanter Bruchstücke, denen wir chrono-

[1] Die berühmte Herzogin von Marlborough, deren Einfluß bei der Königin Anna so mächtig und ihrem Gemahl so nützlich war. D. Übers.

[2] „Bog of Allen“, großes Sumpf- und Moorgebiet in Irland. D. Übers.

logische und andere Hilfsmittel beigeben, den Lesern einen denkbaren Begriff von den Ereignissen zu geben, die Friedrich nun mit so gespanntem Interesse beobachtet! —

**Wie Duc d'Harcourt, zur Verstärkung der Oriflamme heranrückend, sich spalten und eine „Armee von Bayern" mit geringem Erfolge werden muß.**

Der arme Kaiser, der eine Zeitlang 30 000 bewaffnete Bayern sein eigen nannte, ist die ganze Zeit über von ihnen und den schlechten Generälen, die sie hatten, schlimm bedient worden: zwei Generälen, die alle beide, Minuizzi und der alte Feldmarschall Thörring (der zugleich auch erster Minister ist) in diesem Kriege zu schlimmem Rufe kamen. Sie wurden fast immer, Thörring ausnahmslos immer, geschlagen — ‚wie eine Trommel sei Thörring, er läßt nie von sich hören, außer wenn er geschlagen wird', sagten die Witzbolde! Von solchen Leuten laßt uns nicht sprechen. Laßt uns nur anmerken: erstens, daß die Franzosen vernünftigerweise bald nach jener Linzer Explosion, angesichts einer solchen Krise, Verstärkung abschickten; ein Duc d'Harcourt mit 25 000 Mann ist seit dem „4. März" unterwegs. Und zweitens, daß Khevenhüller in festem Besitz von Passau, der österreichisch-bayrischen Schlüsselstadt, ist, daß er fast ganz Bayern (München und alles Land südlich von der Donau) innehat. Er steht nun drüben auf dem nördlichen Ufer, Kelheim und die Ingolstadt-Donauwörther Gegend hart bedrohend, wo nur Thörringsche Leute und geringe französische Besatzungen sind, um ihm Widerstand zu leisten — wo sein Gelingen verderblich wäre, denn Ingolstadt ist unser Waffenplatz und Festung an der Heerstraße nach Bayern wie nach Böhmen!

Seit Monaten lag ein Hoffnungsschimmer für Kaiser Karl, sein neues ‚Königreich Böhmen' und sein altes Kurfürstentum Bayern in dem Gerüchte von ‚d'Harcourts Verstärkungsheer' — 20 000 oder 30 000 frischen Franzosen, die auf eine sehr unzusammenhängende Weise in großen Abständen nach diesen Gegenden marschieren und viel Lärm in den Zeitungen machen. Aber es erwies sich als ein bloßer Schimmer und kam zu keiner Wirklichkeit. Der arme d'Harcourt war durch widersprechende Befehle in Schwierigkeit (Broglio forderte heftig, daß die frische Macht nach Prag kommen solle; Karl Albrecht, der Kaiser und nominelle Oberfeldherr, verlangte, sie solle die Donau hinab ziehen und sein Bayern rein fegen). Die Erfüllung des einen oder des anderen dieser sich entgegenlaufenden Befehle würde einiges Ergebnis zur Folge gehabt haben; aber sie alle beide halb zu erfüllen, wie er zu tun angewiesen wurde, war nicht weise! Er schickte an Broglio ungefähr die Hälfte seiner Truppenmacht, die auch, zum Teil vor, zum Teil nach jenem Treffen von Pharsalus-Sahay, eine Vereinigung zuwege brachte und Broglios Stärke auf 24 000 Mann erhob — noch immer unzureichend gegen Prinz Karl. Als dies geschehen war, ging d'Harcourt mit dem nun ebenfalls unzureichenden Rest seiner Truppen die Donau hinab auf sein ursprüngliches Ziel los. Er soll sich mit dem Feldmarschall Thörring vereinigen — und tut es, wie wir sogleich sehen werden! — — —

München, 5. Mai. Das Gerücht von d'Harcourts Heer hatte Bayern einigermaßen von Österreichern gereinigt; aber die Wirklichkeit dieser Armee, in ihrem geteilten Zustand, entspricht dem Gerüchte keineswegs. So z. B. freute sich die Stadt München in den letzten Tagen des Aprils höchlichst, die Österreicher auf das Schrecken verbreitende Gerücht von d'Harcourts Heranrücken hin abziehen zu sehen, und der jubelnde Pöbel erschlug sogar einen oder zwei zögernde Tolpatschen — die es reichlich verdienen, denkt der Pöbel nach seinen Erfahrungen während der letzten drei Monate, seitdem Bärenklau und Mentzel hier Herr wurden. ‚Gerücht von d'Harcourt?' antwortet Khevenhüller von Kelheim-Passauer Seite aus: ‚Warten wir wenigstens, bis wir ihn sehen!' Und befiehlt, daß man München wieder besetze. So daß leider ‚innerhalb einer

Woche', am 5. Mai, Bärenklau wieder über die arme Stadt gekommen ist, strenge Rache wegen der Tolpatschen ausübt und noch sieben Monate da haust, trotz d'Harcourt und ‚der Armee von Bayern', wie er sich nun nennt — die neue ‚Armee von Bayern', als er erst in dem Lande angekommen war und sich mit dem armen Thörring und den dortigen kaiserlichen Truppen vereinigt hatte. Es war vom Anfang bis zum Ende eine ‚Armee von Bayern', wie — wie Khevenhüller sie sich nicht anders hätte wünschen können! Unter der gemeinsamen Leitung d'Harcourts und des alten Feldmarschalls Thörring (den die Leute mit einer Trommel vergleichen) ist die Summe ihrer Taten buchstäblich folgende:

Hilgartsberg (Deggendorf-Donau-Gegend), 28. Mai. D'Harcourt und Thörring unternehmen nach ihrer Vereinigung bei Donauwörth vor mehreren Wochen viel vergebliches Hin- und Hermarschieren in jener Donaugegend — auf dem linken Ufer meistens, weil Khevenhüller hartnäckig, wie gewöhnlich, an Inn, Isar und den Flüssen und Ländern auf dem rechten Ufer festhielt. Sie beschlossen endlich ernstlich, da sie Passau und das wichtige Inntal dort drüben nun fast sehen konnten, einen Streich gegen Passau zu führen, und Khevenhüller, der so schwach an Streitkräften, wennschon so hartnäckig ist, zu vertreiben. Sie bemerken, daß sich auf dieser linken Seite im Walde ein Posten befindet, Schloß Hilgartsberg, nicht sehr stark, mehr ein Sitz als ein festes Schloß, den man zuvor nehmen müsse. Sie machen sich daher auf, ihn zu nehmen (28. Mai, nachdem sie den Tag vorher darüber Rat gehalten haben); marschieren durch unebene feuchte Waldgegend mit vielen Moorbrüchen, sehen das Schloß Hilgartsberg emporragen, das malerisch im Donautale am linken Ufer liegt — werden mit Kanonenschüssen, Flintenschüssen, mit Schüssen jeder Art empfangen, ebenso von Kroaten scheinbar ohne Zahl, von Reitersäbeln und gestreckten Bajonetten; benehmen sich nicht besonders gut, da sie außerordentlich erstaunt waren, und sind froh, wieder wegzukommen unter Zurücklassung einer im Schlamm versunkenen Kanone und etwa hundert Unglücklicher[1]. Damit war d'Harcourt aller Geschmack an der Passauer Spekulation und den grimmigen Khevenhüllerschen Vorposten genommen. Er fing sofort an, Magazine anzulegen und in den für ihn erlangbaren Orten der Umgegend — Deggendorf ist sein Hauptort — Quartier zu nehmen; das Kämpfen aber gibt er bis auf zu erhoffende bessere Zeiten auf. — Wir wollen ihm guten Erfolg im Proviantsammeln wünschen; hoffen, nichts mehr von ihm in dieser Geschichte zu hören — und wollen bloß anmerken, daß ihn nicht lange danach der Graf von Sachsen von dem Kommando dieser bayrischen Armee ablöst; der letztere wird bei einem kommenden wichtigen Vorgang an der Spitze dieses Heeres gesehen werden.

Kaiser Karl fängt an, wirklich mit dem Gedanken umzugehen, daß es vielleicht gut sei, diesen so sehr hörbar gewordenen Thörring ganz und gar abzuberufen und Seckendorff an seine Stelle zu ernennen. Eine Maßregel, die Belleisle bereits seit einiger Zeit stark empfohlen hat. Seckendorff „sammelt gegenwärtig Mehl in der Oberpfalz" (der Straße von Ingolstadt nach Eger, nach Böhmen überhaupt), d. h. er legt dort Magazine für den Kaiser an: ‚Sicherlich ein geeigneterer Mann als Ihr Thörring!' drängt Belleisle allezeit. Der Kaiser gibt es endlich zu; er ernennt Seckendorff zum Befehlshaber — beruft aber den unschätzbaren Thörring ‚zu seinem Dienst im Kabinettsrat, was seinem hohen Alter angemessener sei'. Auf diesem sicheren Posten hat der arme Thörring, gleich einer Trommel, die nicht geschlagen wird, fortan ein stilles Leben; Seckendorff ficht an seiner Stelle — wie wir mehr oder weniger sehen werden.

**Khevenhüllers Lage hat sich geändert, seitdem er vor acht oder neun Monaten in Wien stand, grimmig entschlossen seine „6000 Mann Be-**

[1] Guerre de Bohême II. 146—148, 136 usw.

satzung" drillte und alle Schubkarren in Bewegung hielt! — Aber Ihrer ungarischen Majestät Haupterfolg, der nun Aussichten von völlig triumphierender Art eröffnet, war jener Erfolg gegen die neue Oriflamme selbst, die Belleisle-Broglioſche Armee, über die zu siegen Ihrer Majestät gar wohl tat. Die Leser erinnern sich Belleisles schöner Projekte kurz nach Chotusitz, kurz nach jenem Pharsalus von Sahay: „vereinter Angriff auf Budweis und Reinigung Böhmens" — die Leser sahen Belleisle im Schloß von Maleschau aus dem königlichen Zimmer stürzen (mit Gewalttätigkeit gegen seine eigene Perücke, sagt das Gerücht) und dann, ebenso vergebens, Mitwirkung in Dresden suchen. „Mitwirkung, Monsieur le Maréchal, Angriff auf Budweis?" — Nachstehend ein weiteres Fragment:

Wie Belleisle, von Dresden mit leeren Händen zurückkehrend, findet, daß der Angriff geschehen ist — aber auf verhängnisvoll umgekehrte Weise. Prag erwartet Belagerung. Gespräch mit Broglio über diesen interessanten Punkt. Prag belagert.

Budweis, 4. Juni — Prag, 13. Juni. Seit jenem „Sahay" (das so ruhmreich zur Verteidigung Frauenbergs gekämpft wurde) lag Broglio im Schloß Frauenberg und der Umgegend,— diesseits der Moldau, sein Pisek 6 Meilen hinter ihm und wohl angelegte Vorposten ringsumher. Da lag Broglio, sich den Angriff auf Budweis überlegend (wäre nur erst Mitwirkung hier) — als im Gegenteil ganz urplötzlich Budweis einen Angriff auf Broglio machte, ihn völlig über den Haufen warf und in größter Unordnung heim nach Prag schickte, mehr wie ein Haufen gemähter Stoppeln im Wind treibend, als wie eine Armee marschierend! — — Werfen wir einen Blick auf ihn.

4. Juni 1742. (Tag vor Belleisles Unterredung in Maleschau, hätte er es gewußt!) — Prinz Karl, nun von den Preußen befreit und für neue Arbeit bereit, marschierte plötzlich aus Budweis, überschritt plötzlich die Moldau — über die Brücke von Moldau-Tein, indem er die dort liegenden Franzosen verjagte; verjagte auf gleiche Weise den zweiten und alle folgenden Posten; verjagte Broglio selbst, fast ohne einen Schuß gefeuert zu haben, in ungeheurer Verwirrung heim nach Prag im Geschwindschritt, Tag und Nacht — mit starkem Verlust an Gepäck, schwerem Geschütz, Gefangenen und totalem Verlust der Geistesgegenwart. ‚Der arme Mann, er war zu Überraschungen geboren' (sagten Friedrichs Knittelverse vor langer Zeit)! Er manövrierte geschickt (so behauptet er) an verschiedenen Punkten, hinter Flüssen und dergleichen; vermochte aber nirgends Halt! zu rufen und entschlossen stille zu stehen. Was er zweifelsohne hätte tun können und sollen, sagen Valory und alle Sachverständigen — denn es war nichts unmittelbar hinter ihm außer dem lärmenden Kroatengesindel, dem man, ehe man weitermarschierte, besser eins versetzt hätte. Am dritten Abend, 7. Juni, kam er in Pisek an; setzte sich vor Tagesanbruch wieder in Marsch und ließ eine Besatzung von 1200 Mann zurück — die sich am anderen Tag, ohne daß ein Schuß gefeuert wurde, an Prinz Karl übergab. Broglio im Geschwindschritt voraneilend, das Kroatengesindel beständig dicht hinter ihm her, während Packwagen steckenblieben und das Landvolk alle Nachzügler niedermachte, erreichte keuchend Prag am 13. — ‚das Gros der Armee ist gerettet, bemerkt ihr wohl!' Und hält es für einen vortrefflichen Rückzug, er, wenn niemand anders[1].

[1] Guerre de Bohême II. 122 usw.; Campagnes V. 167 (sein eigener Bericht).

In Pisek hatte Prinz Karl die Verfolgung mit seinen regulären Truppen eingestellt, da das Tempo so ungemein schnell war. Von Pisek wendete sich Prinz Karl gen Pilsen, um dort einen Rest d'Harcourtschen Zuzugs, der des Weges zog, aufzufangen: von Broglio, der darum wußte, aber in seiner großen Aufregung sich nicht darum bekümmern konnte, wurde er nicht gehindert, und es geschah durch Glück, nicht durch Broglios Vorkehr, daß diese arme Verstärkung zum Teil zu ihm durchkam und zum Teil wieder in Eger Zuflucht suchte. Broglio hat unter den Mauern von Prag ein Lager bezogen, in schlimmem, wenn auch noch immer polterndem Zustand. Seine Stellungen sind sämtlich verloren; außer Prag und Eger gehört ihm in Böhmen nun nichts mehr.

Prag, 17. Juni bis 17. August. In dieser Lage findet ihn Belleisle (15. Juni), von seiner Kuttenberg-Dresdener Mission zurückkehrend. Eine höchst unselige Lage, meint Belleisle, und man habe nichts vor sich, als eine Belagerung in Prag. Broglio ist anderer Meinung oder macht sich, pochend auf seinen jüngsten wunderbaren Rückzug und andere hohe, zu wenig anerkannte Verdienste, überhaupt keinen Begriff von dergleichen unwesentlichen Dingen. — — — Aus Versailles hatte man Belleisle geantwortet: ‚Auch in Dresden ist also nichts zuwege zu bringen? So gehen Sie denn und übernehmen Sie den Befehl in Prag; senden Sie Broglio, die bayrische Armee zu befehligen. Sehen Sie zu, was durch Kampf auszurichten ist.' Mit diesem Auftrag ist Belleisle gekommen, der schwerbeladene Mann, und Valory mit ihm — wenn in dieser grausen Krisis Valory etwas nützen könnte. Valory berichtet wenigstens das Gespräch, das die zwei Marschälle hatten (ein Stück Gespräch, denn sie hatten mehr als eines, wenn auch so wenige wie möglich, da Broglio ganz und gar polternd, schwefelhaft ist und nicht leicht auf höfliche Weise mit sich sprechen läßt)[1]. ‚Armee von Bayern?' antwortet Broglio, ‚so muß ich die von d'Harcourt zugeführten zehn Bataillone haben! Prag? Prag mag meinetwegen zum —. Was geht mich Prag an? Der älteste Maréchal von Frankreich abgesetzt, nach solchen Verdiensten und nach einem solchen Rückzug! Ja, und wo ist Ihre Bestallung als Befehlshaber in Prag, Monsieur le Maréchal?' Belleisle hatte in der Eile kein regelrecht ausgefertigtes Patent vom Kriegsamt, nur eine Ordre vom Hofe erhalten. ‚Ich habe einen regelmäßigen Bestallungsbrief, Monseigneur: ich muß es schwarz auf weiß sehen, ehe ich ihn niederlege!' Der unbillige Broglio.

Belleisle, von rheumatischen Nerven geplagt und jedenfalls von heftigem Temperament, unterdrückt die gewaltige Wut, die in ihm ist. Seine Antworten an Broglio werden ruhig und mit gehaltener Stimme gesprochen — bewundernswürdig für Valory. Eines wünschte er mit Bestimmtheit zu wissen: Was Monsieur de Broglio zu tun gedenke; ob er nach Bayern gehen wolle oder nicht, um dort den Befehl zu übernehmen? Er solle die ganze Kavallerie zur Deckung mitbekommen; Kavallerie, wenn es nicht Dragoner sind, verzehren nur Futter im Belagerungsfall. — Nein, Broglio will nicht mit Kavallerie gehen; muß die zehn Bataillone haben; muß es schwarz auf weiß haben; kurz, er will nicht gehen! — So wird er denn dableiben, denkt Belleisle, und man muß versuchen, während Prag belagert wird, ihn zu treiben, wie man die Schweine treibt, verdeckt und auf umgekehrte Weise.

Welch eine Aussicht für den Dienst Seiner Allerchristlichsten Majestät — völlig verhängnisvoll, wäre nicht Belleisle ein hoher Mann gewesen und bereit, sich mit Schweinetreiben zu befassen! — — Die Entmutigung in der Armee ist vollständig, wenn Belleisle nicht wäre; der Unwille über Broglio ist groß. Die Offiziere erklären offen: ‚Wir wollen den Dienst verlassen, wenn Broglio den Befehl behält! Unsere Patente sind im Namen des Maréchal de Belleisle ausgefertigt' (im Frühling des verflossenen

[1] Valory I. 162—166; Campagnes V. 170, 124 usw.

Jahres, als er solche Levers hielt, bei denen man sich mehr drängte als bei denen des Königs!) — ‚wir sind nicht verpflichtet, einem anderen General zu dienen!‘ — ‚Ihr erkennt mich als euren General an?‘ fragt Belleisle. ‚Ja!‘ — ‚Nun so befehle ich euch, Monsieur de Broglio zu gehorchen, solange er hier ist[1].‘ — —

27. Juni. Der Großherzog, Maria Theresias Gemahl, von Wien hergekommen, um den Oberbefehl zu übernehmen, findet sich an diesem Tage bei der österreichischen Hauptarmee und seinem Bruder Karl ein: zu Königssaal, einen Tagesmarsch südlich von Prag. Da sie Friedrich nun vom Halse haben, warum sollten sie nicht Prag belagern, Prag einnehmen! Khevenhüller mit Bärenklau und den Mentzels und Trencks wird auf den armen d'Harcourt, der bloß Proviant sammelt, in Bayern wohl achtgeben. Und die Oriflamme ist in Prag eingesperrt — gehen wir an die Oriflamme!

Prag ist umringt, mehr und mehr bedrängt von diesem Tage ab. Die förmliche Belagerung soll beginnen, sobald „die Artillerie herbeikommen kann" (was noch sieben Wochen dauert). Und so bricht schließlich, am 17. August, auf einmal" ein wütendes Bombardieren aus 36 Mörsern und mehr als 100 großen ringsum in Batterien verteilten Kanonen aus[2]. Die Franzosen, von Belleisles hoher Seele angefeuert, erwidern ebenso wütend; sie machen unablässig heftige verzweifelte Ausfälle, namentlich am fünften Tage der Belagerung einen Ausfall (dessen nachher erwähnt werden wird), der in Prag und in Paris sehr berühmt war. — —

## Über den italienischen Krieg, der gleichzeitig geführt wird.

Der Krieg in Italien, von der spanischen Xanthippe voll Eifer für ihre antipragmatischen Ideen geführt, dauerte bereits acht Monate; und er dauerte, hitzig genug, hartnäckig genug auf beiden Seiten, noch sechs Jahre fort, bis zum allgemeinen Friedensschluß von 1748. Von diesem Krieg gedenken wir fast nichts zu sagen; müssen aber die Leser ersuchen, sich seiner fortwährend bewußt zu bleiben, als von Einfluß auf unsere besonderen Angelegenheiten.

Die spanische Xanthippe wünscht dringend, das Mailändische mit seinen Nebenlanden als Apanage für ihren zweiten Infanten, Don Philipp, zu bekommen, einen jungen Herrn, der nun, wie einst Don Carlos, der Versorgung bedarf. „Papst kann dieser, wie es scheint nicht werden", sagte die zärtliche Mutter (die eine Zeitlang für ihren Infanten nach dieser Richtung geblickt hatte): „Nun, hier ist das Mailändische locker geworden!" Die Leser kennen sie als eine Dame von vielen Ansprüchen und grenzenlosen Bestrebungen; sie trat sehr laut auf in der pragmatischen Frage: sie sei Oberhaupt des Goldenen Vlieses; ganz Österreich, das deutsche wie das italienische, gehörten ihr! — Sie hat aber doch den deutschen Teil großmütig an Kaiser Karl VII. abgegeben und will mit dem italienischen, als Apanage für Don Philipp, vorliebnehmen. Und also ist Krieg, und es wird Krieg in Italien sein, den wir uns fortan vorstellen müssen.

In diesem Krieg treten folgende drei Elemente hauptsächlich hervor: Erstlich, die sardinische Majestät, die selbst sehr nach mailändischen Aus-

[1] Valory I. 166.
[2] Guerre de Bohême II. 149, 170.

schnitten und Ergänzungen begehrt, aber, außer durch ein künstliches Spiel zwischen der französischen und österreichischen Seite, keine Chance hat, welche zu erlangen. Sardinien ist imstande, für Spanien zu fechten, aber auch (mit guten britischen Subsidien) gegen Spanien. Das zweite Moment bildet die britische Flotte, die beständig zwischen Spanien und dem Kriegsschauplatz kreuzt und Zufuhr zur See unmöglich — fast unmöglich macht. Drittens, die savoyischen Pässe; wilde Alpenschluchten, Felsenlabyrinthe, unbezwinglich, wenn von einer sardinischen Majestät verteidigt — und sie bilden die einzige anderweitige Straße für Heere und Zufuhren aus Spanien oder Frankreich.

Diese savoyischen Pässe bilden in der Tat den Kern des Krieges, das unlösbare Problem für Don Philipp und die Franzosen. Auf Umwegen, durch weitschweifige Anstrengung und glücklichen Zufall, können gelegentlich Truppen sich durchzwängen: aber was nützt das, wenn sie nicht eine einzige sichere, für Zufuhren und Verstärkung offene Straße hinter sich haben? Es kam wohl zu Kämpfen jenseits der Alpen, auf dem, was man die eigentliche Bühne dieses italienischen Kriegstheaters nennen darf; aber der große beständige Kampf ist der jahrelang währende zwischen Frankreich und Don Philipp, um einen Weg durch die Kulissen — nämlich durch jene savoyischen Pässe. Sie versuchen es durch diesen Paß und durch jenen, Paß von Demont, Paß von Villa-Franca oder Montalban (ruhmreich für Frankreich, oder fruchtlos), Paß von Exilles oder Col d'Assiette (abermals ruhmreich, abermals fruchtlos und verderblich); zuweilen über Nizza selber und über die den Meeresrand überhängenden felsigen Maultierpfade (während britische Schiffe ihre Kanonen gegen sie spielen ließen) — und können auf keinem Wege damit zurechtkommen.

Auch im Inneren fiele hübsche Schlachten unter namhaften Generalen vor; unter General Browne, der Kriegstaten verrichtete, dem vortrefflichen alten Generalfeldmarschall Traun, von dem wir hören werden, Maillebois, Belleisle dem Jüngeren, von denen wir gehört haben. Da war die Schlacht van Camzo-Santo, eine neue Schlacht an diesem Ort (Traun); die Schlacht von Rottofreddo, von Piacenza (traurig für Maillebois) — auf welche letztere der Einfall in die Provence, der Aufstand von Genua und andere Dinge folgten, die alle Leser nun vergessen haben[1]. Die Leser müssen sich diesen italienischen Krieg die ganze Zeit über als ein damals sehr lautes und reales Faktum, das beständig in unsere deutsche Begebenheiten hinüberpulsierte (wie halb hörbarer Donner unter dem Horizont zu wütendem Donner über diesem), wie wenig wir

[1] Zwei ausführliche Werke über den Gegenstand sollen belehrend für militärische Leser sein: Buonamici (der eine Zeitlang mit dabei war) De Bello Italico Commentarii (in Buonamicis Werken, Lyon 1750) und Pezay, Campagnes de Maillebois en Italie 1745—1746 (Paris 1775).

**auch hier darauf eingehen können. Eine kleine Szene aus diesem italienischen Krieg — eine oder allerhöchstens zwei — wollen wir mitteilen und wenn möglich vom Rest schweigen:**

Szene: Höhe von Cadiz, Oktober 1741. Durch welch einen erstaunlichen Kunstgriff dieser italienische Krieg endlich zum Ausbruch kam.

— — Der spanische Hof, nämlich Xanthippe Elisabeth, die alles dort beherrscht, war begierig loszubrechen und stand lange in Bereitschaft da, zornig auf die Stange beißend, ehe die traurigen vorläufigen Hindernisse überwunden werden konnten. In Barcelona hatte sie im Verlauf des vergangenen Sommers, mit verdoppeltem Fleiß seit der Zeit von Mollwitz, an 15 000 Mann gerüstet; konnte aber auf keinerlei Weise ihre Überschiffung bewerkstelligen — wegen der umherkreuzenden britischen Flotten, die bald diesen, bald jenen Ort und namentlich zu diesem interessanten Zeitpunkt Cadiz blockierten, wo ihre Transportschiffe und Kriegsschiffe lagen. Fleurys Zögerungen waren der leidenschaftlichen Frau unerträglich; und hier nun, noch unerträglicher, sind die britischen Flotten; hier — daß ihn der —! — ist euer Admiral Haddock und blockiert mit seinen Linienschiffen Cadiz!

Aber auf der anderen oder pragmatischen Seite gab es auch Zögerungen. Mit der sardinischen Majestät, Karl Emanuel von Savoyen, der das Tor der Alpen innehat, war es, trotz britischer Hilfsgelder, schwierig, einig zu werden — er wartete auf höheres Torgeld, auf ein größeres Stück des Mailändischen, als man ihm bewilligen konnte; hatte auch allezeit ein Ohr für Frankreich offen. Kurz, er war langweilig und eigenwillig und schien durch nichts zu dem Entschlusse zu bringen zu sein, das Schwert für Ihre ungarische Majestät zu ziehen. Am Ende ward er durch einen britischen Kunstgriff dazu gebracht — als ein solcher erschien es dem bewundernden Journalisten- und Diplomatenverstand — durch einen Kunstgriff, der allem gleichkommt, was wir seitdem von Taten des perfiden Albion gehört haben.

Eines Tages, ‚Mitte des verflossenen Oktobers', als die spanischen Wächter zum Cadizer Leuchtturm hinausblickten, waren die englischen Linienschiffe verschwunden: ‚Wo sind sie? Fort aus diesen Gewässern; kein Schiff zu sehen!' — Die Schiffsböden bedürfen wohl des Reinigens, oder es ist sonst etwas passiert, und die blockierende Flotte des perfiden Albion hat ihren Posten verlassen und in Gibraltar einlaufen müssen, um ausgebessert zu werden. Das, rate ich, war der machiavellische Kunstgriff, den sie angewendet hatten; ohne Haddock und Konsorten zu examinieren (wie das erzürnte Parlament tat), will ich darum wetten, daß es das war und weiter nichts!

Jedenfalls entsendet die Xanthippe, als sie fand, daß kein feindliches Linienschiff im Wege und der Wind gut war, ihre Transport- und Kriegsschiffe flink nach Barcelona; schifft dort flink, von Frankreich behutsam unterstützt, ihre 15 000 Mann ein und landet sie vollständig ‚um Mitte Dezember', unter schwachem Widerstand von Haddock, an der genuesischen Küste: ‚Frischauf nach Mailand, ihr Söhne Spaniens!' Dadurch ward Karl Emanuel genötigt, seine Zögerungen zu endigen und sofort als Verteidiger jenes Herzogtums aufzutreten[1], damit ihm nicht jeder Anteil daran entgehe. Und so nahm das Spiel seinen Anfang. Europa bewunderte mit Schaudern den raffinierten Kunstgriff, denn an Schlauheit tun sie es dem Beelzebub gleich, diese perfiden Insulaner — und sie sind immer dabei; daher ihre Größe in der Welt. Ahmet ihnen nach, ihr Völker, wenn ihr ebenfalls groß werden wollt. So lautet unser Journalistenevangelium in dieser späten Epoche der Menschengeschichte. — —

[1] Adelung II. 535, 538 (der an den „Kunstgriff" glaubt): was für eine Art „Kunst" es war, ist genugsam zu ersehen in Gentleman's Magazine usw. von jenen Monaten!

Andere Szene, Bucht von Neapel, 19.—20. August 1742: Der König der beiden Sizilien (weiland Kind Carlos), der seiner Mutter beigestanden hatte, wird gezwungen, im italienischen Krieg neutral zu werden.

Der Leser wolle sich nach der Bucht von Neapel mit dem schönen Vesuvhintergrund versetzen. Der englisch-spanische Krieg ist, wie es scheint, doch nicht völlig tot und wird nicht von Jenkins und den Leuten von Wapping allein geführt. Hier in der Bucht von Neapel entflammt er zu einiger Denkwürdigkeit und gibt inmitten der übrigen Drangsale der Welt ein lebendiges Zeichen von seinem Dasein.

Sonntag, den 19. August, erscheint Kommodore Martin, der in der Nacht angekommen war, mit einer angemessenen Anzahl Linienschiffe, Kanonenboote, Bombenfahrzeuge in der Bucht von Neapel im Auftrag seines Admirals (eines gewissen Matthews) und der britannischen Majestät, sehr zum Erstaunen Neapels. Kommodore Martin laviert den ganzen Vormittag, und um 4 Uhr geht er — in Schußweite von der Stadt, furchtbar nahe — vor Anker und schickt von da aus eine Botschaft an Land, des Inhalts: ‚Seine sizilianische Majestät' (Kind Carlos, unser denkwürdiger alter Freund, der im übrigen ein Herrscher von Verdienst sein soll) ‚habe sich in diesem italienischen Krieg nicht, wie verbunden, neutral gehalten; sondern habe seine Truppen zu denen der Spanier, der erklärten Feinde Seiner britannischen Majestät, stoßen lassen. Namens der letzteren werde er hiermit aufgefordert, diesen übereilten Schritt zurückzutun, wenn nicht schmerzhafte Folgen sofort eintreten sollen!' So lautet Martins Botschaft, bei der er hartnäckig und unbeugsam gegenüber der außerordentlichen Verwirrung und den mannigfaltigen Gegenvorstellungen des armen neapolitanischen Hofes beharrt: ‚Ruft eure 20 000 Mann zurück und behaltet sie zurück', fordert Martin beharrlich; und zuletzt, als das Argumentieren langwierig zu werden droht, setzt er noch hinzu: ‚Eure Antwort muß innerhalb einer Stunde erfolgen' — und legt seine Uhr auf den Kajütentisch.

Der in Zittern und Beben versetzte Hof, dem nur die Wahl verbleibt, sich in Brand stecken zu lassen oder zu willfahren, antwortet innerhalb der Stunde: ‚Ja, in allen Stücken.' Etwa acht Stunden des Argumentierens: tief in der Nacht zum Montag ist alles abgemacht; alles in Vorbereitung zum Unterzeichnen und Besiegeln; die Schiffe machen sich wieder segelfertig — und Dienstag mit Sonnenaufgang ist kein Martin mehr da. Martin ist bis auf das letzte Bramsegel über den Horizont verschwunden und wird nimmer wieder gesehen, wenn auch lange in Erinnerung behalten[1]. Man möchte wissen, ob wohl Pipes und Hatchway[2] mit bei Martins Geschwader waren? Auf welcher Station Kommodore Trunnion[2] damals in der britischen Marine diente? Verschwundene Schatten grimmer, stummer Seekönige, es ist keine Kunde von ihnen da, außer einer solchen, die selbst eine Art von Schatten ist! Ein Schatten oder symbolisches Phantom aus dem Gehirn jenes Tobias Smollet, eines Chirurgengehilfen, der leibhaftig mit dabei war, während seinen eigentümlichen Wert niemand kannte. — Die auf diese Weise erlangte Neutralität des Königs Carlos dauerte anderthalb Jahre; eine zeitweilige fühlbare Erleichterung für Ihre ungarische Majestät. Wir verlassen hier den italienischen Krieg und geben ihn, wie oben angedeutet, der Phantasie des Lesers anheim.

[1] Tindals Rapin XX. 572 (datiert falsch und ist ganz undeutlich); Gentleman's Magazine XII. 494 — kam „Sonntag morgen, 19. August a. S."; „ging vor Anker um 4 Uhr nachmittags"; „2 Uhr in der Nacht auf den 20." alles bewilligt; König Carlos' Brief wird entgegengenommen, Schiffe segelfertig gemacht — sie segeln die folgende Nacht und sind morgen, den 21., aus den Augen verschwunden.
[2] Figuren aus Smollets Seeromanen. D. Übers.

## Die Belagerung von Prag dauert fort. Die Besatzung macht einen großen Ausfall.

Prag, den 22. August. In denselben Stunden, da Martin Neapel bedrohte, war die Armee der Oriflamme in der Stadt Prag mit einem ‚wütenden Ausfall' beschäftigt — der Leser mag sich vorstellen, was das für Prag und für die Oriflamme heißen will!

Prag ist umzingelt, wird beschossen vom Wischerad, Ziskaberg und der ganzen Hügelumgebung; jeder Zugang ist versperrt, ‚mehr als 60 000 Österreicher liegen ringsherum, nahezu 40 000 davon sind reguläre Truppen': ein schwer zu verteidigender Ort, aber mit vortrefflichen Anstalten zur Verteidigung seitens Belleisles, und die Besatzung ist in entschlossener Stimmung. Die Besatzung macht fortwährend wütende Ausfälle — die in hohem Grade erfolgreich sind, sagen die französischen Zeitungen; die aber endigen wie alle Ausfälle: man kehrt zurück und hat Ehre gewonnen und weiter nichts — und an diesem Mittwoch, dem 22. August, vollbringt sie den allergrößten Ausfall[1], während Kommodore Martin (unter dem manche Pipes und Hatchways, uns unbekannt, grimmig Wache halten) Matthews und den Gewässern von Toulon wieder zusteuert und eine und dieselbe Sonne auf alle herabblickt.

Es war ungefähr 12 Uhr, als dieser Prager Ausfall in völliger Ordnung hervorbricht, mehrere tausend Mann stark, alle weißglühend — das ist jetzt die gewöhnliche Temperatur. Ein Ausfall, der fast, wie es scheint, jenem Pharsalus von Sahay gleichkommt — auf den wir aber in dieser kurzen Übersicht kein Wort verwenden können. Hitziges Kämpfen, feuriger unwiderstehlicher Angriff; aber man ging zu weit, verlor alle eroberten Kanonen wieder und kehrte bloß mit Lorbeeren und einer beträchtlichen Anzahl Getöteter und Verwundeter — der Anführer selbst ward blutend heimgetragen — zurück. ‚O die unvergleichlichen Truppen!' rief Paris — rief namentlich auch Voltaire (wie ich finde), und zwar in sehr hoher Gesellschaft, bei jenem Besuche in Aachen. Ein ruhmreicher, aber fruchtloser Ausfall.

Die österreichischen Generäle hatten sich eben zu Tische gesetzt, als er begann; sie hatten beabsichtigt, beim Wein im großherzoglichen Zelt einen Kriegsrat zu halten: ‚Was, wollen sie uns nicht einmal Ruhe zu unserem Mittagsmahl lassen!' rief Prinz Karl in mutwilliger, lustig sein wollender Laune aus. Er ist, wie ich höre, ein Freund der Tafelfreuden, dieser Prinz Karl, und verschmäht den Wein nicht; übrigens ein wackerer, gesprächiger, leutseliger Prinz — ‚mit schwarzen, flachliegenden Augen, einem roten, pockennarbigen Gesicht'. Seinen Hut aufsetzend, mit von Hunger und Ungeduld geschärften Sinnen, mag er einige Stunden lang sich zusammennehmen, bis der Ausfall sich ausgetobt hat und, seine gewonnenen Kanonen und Trophäen zurücklassend, wieder seiner Wege geht. Kein Ausfall konnte hoffen, 60 000 Mann zu schlagen; dieser wütende, fast Sahay gleichkommende Ausfall mußte unter besagten Umständen wieder heimkehren. Hierauf nahmen Prinz Karl und die übrigen etwas zu sich, und der unerbittliche Druck der immer fester sich zusammenziehenden Belagerung blieb nach wie vor.

Die Augen von ganz Europa waren auf Prag gerichtet, wo sich offenbar eine große Krise vorbereitete. — Frankreich oder Hilfe von Frankreich ist an 100 Meilen entfernt. Von d'Harcourt, der bloß Magazine sammelt und Khevenhüller in seiner Nähe hat, ist keine Hilfe zu erwarten. Die Besatzung von Eger, 20 Meilen westlich von uns jenseits der Berge, reicht kaum hin, um ihre eigenen Festungswerke zu bemannen. Einen anderen festen Posten oder Stützpunkt irgendwelcher Art haben wir nicht hierzulande. Wir sind unserer 24 000 und haben an nutzbarer Hilfsquelle die Magazine in Prag und unsere eigenen rechten Hände.

Die Blüte des jungen Adels war mit dieser Oriflamme gezogen — die sich nun dort in Prag verzweifelt wehrt; die französische Ehre selbst scheint dort eingeschlossen! Der Gedanke daran beunruhigt bitterlich die Tage und Nächte des alten Fleury, der

[1] Campagnes VI. 5; Guerre de Bohême II. 173.

nun nahe an neunzig ist und allezeit dem Kriege abhold war. Auch das französische Publikum — wir können uns vorstellen, welch ein Publikum! Der junge Adel in Prag hat seine Wortführer und -führerinnen in Versailles, deren Klage immer lauter und schriller wird; alle Welt, von dem Gerüchte jener wütenden Ausfälle erregt, wird schrill und laut. Was kann der alte Fleury anderes tun, als Maillebois befehlen: Dünkirchen seinem Schicksale zu überlassen und sofort Prag zu Hilfe zu eilen? Und Maillebois ist bereits auf dem Marsch; seine verschiedenen Divisionen (9. bis 20. August) überschreiten den Rhein in der Gegend von Düsseldorf — wir werden mehr von ihm hören.

Einige Zeit vor der wirklichen Beschießung hatte Fleury, ihre Unvermeidlichkeit erkennend, Belleisle angewiesen, er solle unterhandeln. Demzufolge hatte Belleisle eine oder fast zwei Unterredungen mit Königsegg[1]. ‚Freien Abmarsch nach Hause und billige Friedensunterhandlungen hinterher?' schlug Belleisle vor. ‚Unbedingte Übergabe; Kriegsgefangene!' antwortete Königsegg, ‚so lautet Ihrer ungarischen Majestät bestimmter Befehl und Ultimatum.' Der hohe Belleisle erwiderte nichts Unhöfliches, bloß irgendein ‚Alors, Monsieur —!' Und ritt zurück nach Prag mit einem völlig weißglühenden Gemüt — machte nach und nach alle 24 000 weißglühend und erhielt sie so.

Wirklich tut sich Belleisle, ein stolzer, zum Schweigen gezwungener und nun sich zur Wehr setzender Löwe, in dieser Belagerung sehr hervor; nur um seinetwillen verdient diese noch immer von der Menschheit ein flüchtiges Andenken. Er rafft sich zu eisernem Stoizismus, zu konzentriertem Handeln zusammen; duldet alles, namentlich Broglios herrisches Wesen, gleich als wäre seine dünne Haut die eines Rhinozeros gewesen, und ist bereit, alles zu wagen. Wie ein vortrefflicher Soldat, wie ein vortrefflicher Bürger! Er richtet ein, ordnet an, leitet, treibt auf verdeckte Weise (sei es durch Gegensätze oder anderswie) den herrischen Broglio, belebt jedermann mit seinen lakonischen Worten, mit seinem verständigen Schweigen, das noch emphatischer ist. — Séchelles hat vorsorgend ungeheure Vorräte mittelmäßigen Zwiebacks aufgehäuft; Fleisch war nicht zu haben; Belleisle demontiert seine 4000 Mann Kavallerie bis auf 400 Dragoner; schlachtet 150 Pferde täglich und läßt sie als Metzgersfleisch kochen, um die Soldaten bei Kräften zu erhalten. Er selber und Broglio essen es, den anderen zum Beispiel. In Broglios Quartier wird eine Art offene Pferdefleischtafel gehalten: Offiziere treten herein, stumme Eile in ihren Augen, schneiden ein Stück von dem gekochten Fleisch ab, brechen einen schlechten Zwieback, schenken ein Glas mittelmäßigen Wein ein und setzen sich kaum zum Essen nieder, so groß ist ihre Eile, um wieder auf den Wällen zu sein. Die 80 000 Einwohner stehen, mit Ausnahme einiger Juden, wie ein Mann gegen sie. Belleisle sorgt für alles: den Soldaten wird strenge Zucht und den Einwohnern gegenüber Höflichkeit zur Pflicht gemacht; es wird auch wohl ‚ein Prager Fleischer gehängt', der als Spion betroffen worden; aber wir wollen hoffen, daß man sich mit einem Minimum dieser Art begnügt.

Maillebois marschiert mit einer „Erlösungs-" oder „Mathurinerarmee" (von Witzlingen so genannt), um Prag zu entsetzen, und erreicht, von dem Grafen von Sachsen verstärkt, die böhmische Grenze, 50 000 Mann stark (9. August bis 19. September).

Maillebois hat etwa 40 000 Mann; vor ihm liegen 100 Meilen schwierigen Weges; die feuchte Jahreszeit ist da, die Tage nehmen ab; ungewisse Verpflegung („Seckendorffs Mehl", und was außerdem noch für Verpflegungsanstalten da sein mögen): ein schwieriger Marsch nach der Gegend von Amberg und dem Zipfel der Oberpfalz. Dann kommen Gebirgspässe, der böhmische Wald: und der Erfolg? ‚Kann

[1] Guerre de Bohême II. 156 („2. Juli" die wirkliche Unterredung); das. 161 (eine bestätigende Ergänzung, die schriftlich geschah).

nicht zweifelhaft sein!' denkt Frankreich, was immer Maillebois denken mag. Das witzige, seinen Tagesspaß liebende Paris nennt ihn: Erlösungsarmee, ,l'Armée des Mathurins' — eine Art Mönche, die mit der Erlösung von Christensklaven zu schaffen haben — wie lustig! Und doch war der Enthusiasmus groß: junge Prinzen von Geblüt wollten als Freiwillige mit, so daß der König es strenge verbieten mußte — da verließ der Prinz de Conti seine Gemahlin, seine Mätresse, borgte wunderbarlich 60 000 Livres für seine Ausrüstung, entwich heimlicherweise mit der Post und begab sich dennoch zur Armee. Er erhielt einen Verweis, drei Tage Arrest; ward aber später befördert und zeichnete sich in diesen Kriegen einigermaßen aus [1].

Der Marsch geht fortwährend in südöstlicher Richtung, über Frankfurt, von da nach der Nürnberger Gegend („sind in Fürth am 6. September") und dem Rande des Fichtelgebirges — Ansbach und Bayreuth bleiben links liegen — endigt schließlich in der Oberpfalz, in der Stadt Amberg. Ehe man die böhmischen Pässe zu nehmen versucht, soll Verstärkung eintreffen. Der größere Teil der ,Bayrischen Armee', jetzt unter dem Grafen von Sachsen, nicht mehr unter d'Harcourt, soll das Proviantsammeln in den Donau-Isargegenden (Deggendorf, nördliches Ufer der Donau, ist ihr Hauptquartier) einstellen und sich auf den Marsch begeben — in weitem Bogen, nicht nördlich, sondern an der Donau und sogar hauptsächlich auf dem südlichen Ufer (um das öde Gebirge und dessen Pandurenschwärme zu umgehen) — und sich in Amberg mit Maillebois vereinigen. Dies ist ein weitschichtiges Spiel. Der große Marlborough pflegte dergleichen zu spielen und zu gewinnen, weil er die Grundelemente der Zeit und des Raumes zu meistern verstand; aber ein Maillebois? Die Pariser nennen ihn ,Vieux Petit-maître (Stutzer von sechzig Jahren', sozusagen); er hat eine erbärmliche Stupsnase und ein entsprechendes Affengesicht. — Hier eine Szene zu Frankfurt am Main, das Faktum sicher, der Tag nicht angegeben.

Frankfurt, „Ende August" 1742. Als seine Armee bis in die Umgegend von Frankfurt gelangt war — nicht bis Frankfurt selbst, dessen reichsstädtische Privilegien in bezug auf fremde Truppen und Durchmärsche man respektieren muß — wartete der Maréchal de Maillebois, wie es seine Schuldigkeit war, dem Kaiser auf: bei welchem Anlasse der Maréchal sich leider nicht mit der gebührenden Ehrerbietung gegen Seine Kaiserliche Majestät benahm. Er war vielleicht unwillig über die Unternehmung, zu der er sich gezwungen fand, war mannigfaltig geplagt und erblickte in der Kaiserlichen Majestät nicht viel mehr als eine Schauspielermajestät, die in von Frankreich bezahlten Mietwohnungen residiert und Frankreich und Maillebois unendliche nutzlose Plackerei verursacht. Gewiß ist, daß er sich gegen Seine Kaiserliche Majestät sehr frei ausließ und daß ihm die geheiligte Persönlichkeit ganz und gar nicht imponierte. Seine Offiziere aber machten im Vorzimmer, in dem sie sich den ganzen Tag über in Massen aufhielten, um sich dem Kaiser vorstellen zu lassen, viel Lärm und plauderten und schäkerten unaufhörlich, als wäre es eine Kaserne und nicht der Vorhof Kaiserlicher Majestät. So daß Kaiserliche Majestät kaum imstande war, den ausbrechenden Zorn zu unterdrücken, und am anderen Tage Maillebois bedeutete, daß sie sich fernerhin dergleichen Besuche verbäte. Arme Kaiserliche Majestät; ein Menschenkind, das sich mit der Schauspielerei zu hoch versteigt. Er besaß den schönsten Palast in Deutschland, über den vorlängst der große Gustav erstaunt war: und nun besitzt er ihn nicht mehr; die Mentzel und scheußliche zottige Kreaturen sind Herr in der kurfürstlichen Residenz, und die kaiserliche Mietwohnung wird auf solche Weise respektiert [2]! — Die Witzbolde sagten von ihm: ,Er wollte entweder Kaiser sein oder nichts: sieh da, er ist Kaiser und nichts [3]!' — —

[1] Barbier II. 326 (über Conti das. 331); Adelung usw.

[2] Von Loen, Kleine Schriften II. 271 (angeführt bei Buchholz II. 71). Campagnes schweigt; unterdrückt gewöhnlich Auftritte dieser Art.

[3] „Aut nihil aut Caesar, Bavarus Dux esse volebat;
Et nihil et Caesar factus utramque simul." (Barbier II. 322.)

19. August bis 14. September. Graf Moritz von Sachsen marschiert von Deggendorf her auf dem nördlichen Donauufer über enge Gebirgswege heran; geht über die Donau nach dem südlichen Ufer und dem offenen Lande — einen weiten Umweg machend, den Fluß zur Rechten, um mit Maillebois in Amberg zusammenzutreffen; die Stärke seiner Truppen beträgt 10 000 oder 12 000 Mann. Seckendorff, nun bayrischer Feldherr, begleitet Moritz mit einem ansehnlichen bayrischen Heere, etwa 20 000 Mann, ‚immer auf der linken Seite marschierend'; aber nur bis Regensburg, bis Stadt-am-Hof, einer Vorstadt von Regensburg, wo sie die Donau wieder überschreiten. — Vorstadt von Regensburg, wohlgemerkt, da Regensburg selbst eine gegen Kriegsbelästigungen ganz besonders privilegierte Reichsstadt ist — der Sitz des Reichstages selbst, obschon letzterer vor kurzem nach Frankfurt verlegt worden ist, um in der Nähe seines Kaisers und aus der Nachbarschaft dieses beständigen Kriegstumults weg zu sein[1]. — Nachdem die Donau bei Regensburg erst überschritten ist, macht Seckendorff mit seinen Bayern halt; postiert sich in Kelheim, Ingolstadt und den festen Garnisonsörtern in der Umgegend — denkt, daß sich hier etwas vornehmen ließe, falls Khevenhüller nach Prag abberufen würde. Graf Moritz marschiert weiter, direkt nach Norden nun, das Nabtal hinauf; ist gezwungen, sehr auf seiner Hut zu sein. Heillose Tolpatschenscharen und Trenckśches Volk haben ihn, seitdem er wieder über die Donau gekommen ist, auf der rechten Seite so nahe, als sie sich wagen durften, begleitet und greifen mitunter die Magazine an. Eine der Taten, nehmen wir nur eine, die sie verübten, war folgende — auf ihrem Wege zu Moritz vor wenigen Tagen:

— — 7. September. Trenck mit seinen Tolpatschen war in Cham erschienen — einem hübschen Handelsplatz auf der diesseitigen oder neutralen Seite des Gebirges (nicht in Böhmen, sondern in der Oberpfalz, dem Gebiet des alten Kurpfälzers, den die Österreicher hassen) — und nachdem er Cham gegen alles Gesetz und Recht zur Übergabe aufgefordert und angegriffen hatte, verheerte und vernichtete er es mit Feuer und Schwert[2]. Ein greuliches, fast unglaubliches, aber wahres Faktum, das nun überall Entsetzen verbreitete. Ein unholderes Individuum als diesen Trenck (Pandur Trenck, Vetter des preußischen) hat es seit den Tagen Attilas und Genghis' in keinem Krieg gegeben. Dabei schneidet er entsetzlich auf; hat auch (Behüte Gott!) eine ‚Autobiographie' geschrieben — weil er glücklicherweise später im Gefängnis und sogar im Tollhaus Muße für solche Arbeit fand — die mit blutigen Lügen und Übertreibungen angefüllt ist: unholdeste aller menschlichen Seelen. Sein Gesicht ist indigofarben — das er sich beim Plündern einer Apotheke (wenn mir recht ist, in derselben Gegend) geholt hat: ‚Ach Gott, Ew. Gnaden, hier ist nichts von Geld!' beteuerte der arme Apotheker, der den Oberst Trenck beim Durchsuchen des Hauses mit brennendem Licht begleitete. Trenck glaubte doch etwas gefunden zu haben, ergriff das Licht und hielt es nahe daran — der Fund erwies sich als Schießpulver, und Trenck bleibt dunkelblau bis zum Jüngsten Tage[3]. Eine der Verdammnis würdigere Seele ist mir selten vorgekommen.

19. September (fünf Tage nach Seckendorffs Abgang) bringt der Graf von Sachsen seine Vereinigung mit Maillebois zustande — nicht genau bei Amberg, sondern bei Vohenstrauß in demselben Sulzbacher Lande, acht Meilen östlich oder pragwärts von Amberg. Maillebois und er zusammen sind ungefähr 50 000 bis 60 000 Mann stark. Sie sind nun an der böhmischen Grenze, am Rand des Böhmerwaldes; sind 10 Meilen von Pilsen, 20 Meilen von Prag selbst entfernt — wenn sie durch das Waldgebirge hindurch können, was schwierig sein dürfte.

[1] Ward verlegt am 10. Mai 1742 — nach dreimonatigem Argumentieren und Protestieren von seiten Österreichs (Adelung III. a. 102, 138).
[2] Adelung III. a. 258; Guerre de Bohême usw.
[3] Guerre de Bohême.

Prinz Karl und der Großherzog rücken Maillebois entgegen (14. September); die Belagerung von Prag wird aufgehoben.

Am 11. September bemerken die Belagerten in Prag, daß das österreichische Feuer nachläßt, daß der Feind seine Kanonen wegzunehmen scheint. Dörfer und Höfe in weitem Kreis ringsum gehen in Flammen auf. Ein erfreuliches Anzeichen — seit dem 13. August hat Belleisle um Maillebois' Kommen gewußt, er errät nun, daß die Österreicher darum wissen. — Am 14. September hat das Feuer gänzlich aufgehört. Der Großherzog und Prinz Karl sind fort, um diesen Maillebois in den verwickelten Defileen aufzusuchen, ‚besser wir begegnen ihm dort als hier' — und an diesem vierten Morgen gewahrt Belleisle, daß die Belagerung aufgehoben ist[1].

Ein glücklicher Wechsel. Kein Feind mehr da — etwa ein Festititz mit seinem Tolpatschengesindel mag noch in der Nähe lauern — kein Feind vom geringsten Belang. Erkundungspatrouillen bewegen sich frei umher — aber Furagieren? Das Land ist in Asche gelegt, die Dörfer zwei Meilen im Umkreis sind schwarz und stumm — hier und da findet man einen mageren Stier, willkommen bei dem gekochten Pferdefleisch, oder man rafft ein paar Wagen voll verschont gebliebenen Grases für die übriggebliebene Kavallerie zusammen. Das Genie eines Séchelles und Hilfe von der sächsischen Seite her wird sehr nützlich sein!

Aber der unzweifelhafte Vorteil ist vielleicht der, daß Broglio, nun nicht mehr so stolz auf die Lage, in der sich Prag befindet, oder vielleicht durch geschickte Lenkung dazu veranlaßt, Prag freiwillig verläßt: Belleisle wird seine Funktion fortan nicht mehr mittels Schweinetreibens, sondern unmittelbar zu verrichten haben. ‚Man gebe mir 6000 oder 8000 Mann Fußvolk, und was an berittener Kavallerie da ist,' schlägt Broglio vor, ‚so will ich schräg gegen Eger vorgehen — zugleich also in der Richtung auf Sachsen, so daß sich die Verbindungsstraßen für Proviantzufuhren von dort her öffnen — will eine Hand nach Maillebois über die Bergpässe hinüber ausstrecken und dergestalt ein siegreiches Ende herbeiführen!' — Belleisle willigt ein, froh, Broglio um jeden Preis loszuwerden. ‚Adieu M. le Maréchal (und' sotto voce ‚möge es lange währen, ehe wir uns wieder als Teilhaber zusammenfinden)!' Broglio marschiert also (streckt die ‚Hand' sehr schön, aber nur nicht weit genug nach Maillebois aus) und gelangt etwa 12 Meilen weit nordwestlich bis nach Teplitz (in gar zu schräger Richtung, als daß er Eger erreichen könnte) — aber durchaus nicht weiter.

Die Mailleboissche Erlösungsarmee kann nicht erlösen — muß wieder südwärts wanken und wird eine „Armee von Bayern" unter Broglio.

19. September bis 10. Oktober. Schauplatz: das Eger-Vohenstraußer Land, in der Umgegend des Böhmerwalds und in diesem selbst. — Drei Wochen lang versuchen Maillebois und der Graf von Sachsen vergebens, durch jenen Böhmerwald zu gelangen. Es führen nur drei gangbare Pässe hindurch, jeder ist schwierig, und jeder führt jenseits zu neuen Schwierigkeiten, die nur durch feste Entschlossenheit zu überwinden sind. Ein düsteres Geschäft: eine düstere schwierige Region, einsam, öde; enthält nichts als rauhe Schluchten (und vielleicht versteckte Tolpatschenscharen), Öden, Bergwaldungen, stumme Bäume, feuchte falbe Blätter. Maillebois und Moritz wenden sich, nachdem sie einen Einblick genommen, links nach Eger, beziehen Lebensmittel und Verstärkung von der dortigen Besatzung. Auf einem Paß, dem zunächst an Eger gelegenen, gelangen sie durch den Wald — finden aber auf der anderen Seite Prinz Karl und den Großherzog in Reih und Glied stehend, bereit, sie zu empfangen. ‚So geht denn dem Prinzen Karl und dem Großherzog zu Leibe, schlagt sie, habt ihr doch Broglio in ihrem Rücken!' Das war möglicherweise Friedrichs Gedanke, während er (nun wieder in Berlin) das derzeitige Kriegstheater beobachtete.

[1] Espagnac I. 145; Campagnes V. 348.

Aber das war nicht die Maillebois-Broglioſche Methode — ja, Maillebois ſoll geheime Inſtruktionen gehabt haben, ‚nichts zu riskieren‘. Broglio mit ſeiner ausgeſtreckten Hand (12 000 Mann ſtark rechnen ihn einige, aber es iſt einerlei) ſitzt untätig in Teplitz, viel zu ſchräg abſeits: ‚So komm’ doch, komm’, o Maillebois!‘ Maillebois — den Prinzen Karl auf die Seite manövrierend, oder vielleicht tat es der Hunger für ihn — drang wirklich einmal pragwärts vor, auf dem Paß von Kaaden, ſehr ſchräg von Teplitz. Auf dem Paß von Kaaden — die Eger hinab, durch das Gebirge des Saatzer Kreiſes, am Schloß Elnbogen, dem Schlüſſel dieſer Gegend, vorüber — und ‚würde es vollbracht haben‘ (ſagte er nachher immer), ‚wenn der Graf von Sachſen keinen Fehler gemacht hätte!‘ Es iſt unleugbar, daß der Graf, als Vortrab, das Schloß Elnbogen einnahm und, da die Zeit ſo koſtbar war, die Tolpatſchen auf Parole abziehen ließ. Gleichfalls unleugbar, daß die Tolpatſchen, achtlos auf Parole, hierauf das Städtchen Kaaden 4000 Mann ſtark beſetzten, unſere Vorpoſten in Kaaden abſchnitten; und — kurzum wir mußten uns aus der Gegend zurückziehen, und uns als eine Erlöſungsarmee erweiſen, die nicht erlöſen konnte!

Maillebois und Moritz ziehen mürriſch das Nabtal hinab (ſie haben etwa 15 000 Mann, nicht im Gefecht, ſondern im Kot und durch Strapazen eingebüßt); und das geſpannte europäiſche Publikum (die Fünfgroſchengalerie hauptſächlich) ſagt mit höhniſchem Blick: ‚Pah, es iſt alſo aus!‘ Mürriſch dahinziehend (30. Oktober bis 7. November), gehen Maillebois und Moritz wieder über die Donau auf das ſichere linke Ufer, marſchieren nach der Iſargegend und den d’Harcourtſchen Magazinen — und werden ‚die große Bayriſche Armee‘, die gewöhnliche Zuflucht der Unglücklichen. — —

Von Seckendorff in der Zwiſchenzeit. Für Belleisle und den Entſatz von Prag hat ſich Maillebois in eigener Perſon als nichtig erwieſen; aber für den mit ſeinen Bayern wartenden Seckendorff hat der Schatten und das Gerücht von Maillebois für einige Wochen gewaltige Reſultate gebracht. Da Khevenhüller nordwärts zur Mitwirkung gegen Maillebois berufen ward und nur Bärenklau mit etwa 10 000 Öſterreichern nun noch in Bayern ſtand, ſo machte ſich Seckendorff, der entſchieden die Übermacht hatte (von dem Überreſt von d’Harcourts Leuten und ihren Magazinen nicht zu reden), in der Kelheim-Ingolſtadter Gegend ſchnell auf, begab ſich auf den Marſch und trieb die Öſterreicher faſt ganz aus Bayern hinaus. Faſt ganz, und zwar ohne Schwertſtreich, durch bloßes Marſchieren. München ward, auf das Gerücht vom Anmarſch Seckendorffs (4. Oktober), geräumt: eine frohe Stadt, als ſie Bärenklau abmarſchieren ſah. Vieles ward geräumt — das Iſartal teilweiſe hinab bis an das Inntal — vieles unter dieſen glücklichen Umſtänden durch Seckendorff rein gefegt, der ſich wirklich einmal ſiegreich ſieht und ſeinen Ruhm in den Zeitungen lieſt; möchte es nur von Dauer ſein. So ziemlich ohne Schwertſtreich, ſagen wir, und bloß durch Marſchieren: einmal, als er ſich einem Orte zu ſehr genähert hatte, machten die retirierenden Öſterreicher kehrt und ‚nahmen ihm 100 Gefangene ab‘, ehe ſie weitergingen [1] — ſonſt erinnere ich mich keines Gefechts aus dieſer ‚Wiedereroberung Bayerns‘. Mit dem eintretenden Winter nähert er ſich wieder Maillebois und der Iſargegend, kantoniert ſich am oberen Inn, den Franzoſen voraus (Braunau iſt ſein wichtigſter feſter Platz) und bemüht ſich, einem vereinten Angriff auf Paſſau und beträchtlichen Dingen entgegenzuſehen, wäre der Frühling erſt da. — —

Und von Broglio in der Zwiſchenzeit. Was Broglio anlangt, der in Teplitz, ſich ſelbſt überlaſſen, vergebens nach Maillebois hinüberblickt, ſo ſchickt dieſer die größere Hälfte ſeiner Truppen nach Prag zurück; die andere Hälfte ſetzt er in Leitmeritz feſt, halbwegs zwiſchen Prag und Dresden: „will Belleisle mit ſächſiſchen Lebensmitteln verſorgen“ (was niemals geſchah, und nach einigen Wochen werden ſie alle zu Gefangenen gemacht). Nachdem dies geordnet iſt, begibt ſich Broglio an den ſächſiſchen Hof, der ihm jedoch antwortete: ‚Lebensmittel? Ach, Monſeigneur! Wir

[1] Eſpagnac I. 166.

haben (um es Ihnen zu gestehen) Frieden mit Österreich geschlossen[1]: dürfen kein Lot Lebensmittel hergeben!' — im übrigen aber war man die Höflichkeit selbst gegen den großen Broglio. Der große Broglio, nachdem er aufs prächtigste bewirtet worden, schlägt den Weg nach Bayern ein; begibt sich, auf Umwegen grandios reisend („durch Nürnberg mit einem Geleite von 500 Reitern"), nach Maillebois' neuem Quartier — übernimmt den Befehl der ‚Bayrischen Armee' (möge es ihm wohl bekommen!) und schickt Maillebois grollend nach Hause, wo die unbarmherzige Kritik der Menschen seiner wartete. ‚Er hätte es vollbringen können', behauptet der Vieux Petit-maître allezeit — ‚wäre nicht', man weiß nicht was, gewesen; man fragt nun auch nicht mehr danach! —

Broglios Quartiere in der Isargegend sind, wie ich höre, schrecklich überfüllt, und die Leute sterben täglich in großer Anzahl hin[2]. ‚Alles geht hier schief — dank Maillebois und anderen!' Broglios Plackereien und sein tolles Wesen, wie das mit Broglio überall der Fall ist, erreichen einen sehr hohen Grad bei diesem bayrischen Kommando. Der arme Seckendorff, in der Nachbarschaft eines solchen Broglio, hat seine Not und gerät mitunter fast von Sinnen — aber er bemüht sich, Fassung zu behalten und dennoch Hoffnung auf Passau zu hegen. — Und Belleisle in Prag, und seine Gedanken über die Oriflamme? — Geduld, Leser.

Doch welch eine Erleichterung war es nicht für Kaiser Karl, mitten in einem solchen Schiffbruche böhmischer Königreiche und leerer Luftschlösser wieder zu seinem eigenen München und zu seinem Erblande zu kommen, mit der Aussicht, wieder einmal unter eigenem Dache zu wohnen und klingende Münze zu erblicken! Kommenden April geht er wirklich nach München, wo wir ihn einen Augenblick zu sehen bekommen[3]. Diesen Oktober hat ihm das Reich nach endlosen Debatten über die Frage, ob man dem Kaiser Hilfe leisten solle oder nicht[4], fünfzig Römermonate bewilligt, was („wäre nur die Bezahlung", sagt Adelung, oder wäre auch nur die Hälfte „von allen Ständen richtig eingelaufen!") ein Betrag von beinahe drei Millionen Gulden und eine fühlbare Erleichterung für den armen Mann sein würde.

## Voltaire hat inzwischen einen Besuch in Aachen abgestattet — seinen dritten Besuch bei König Friedrich.

König Friedrich war am 25. August im Bade zu Aachen angekommen, als die Mailleboissche Erlösungsarmee auf dem wichtigen Zuge, der sich seitdem als erfolglos erwies, den Rhein bis auf den letzten Mann bereits vor fünf Tagen überschritten hatte. Friedrich verließ Aachen, von seinem Voltaire, der auf ausdrückliche Einladung eine Woche bei ihm gewohnt hatte, Abschied nehmend, am 9. September und beobachtete die späteren Versuche und die schließliche Unfähigkeit Maillebois', die Erlösung zu vollbringen, nicht von Aachen, sondern von Berlin aus, mitten im gewöhn-

[1] In Unterhandlung seit dem „17. Juli"; Vertrag abgeschlossen „11. September" (Adelung III. a. 201, 268).
[2] Espagnac I. 182.
[3] „17. April 1743", von Montijos usw. begleitet (Adelung III. b. 119, 120).
[4] Adelung III. a. 289.

lichen Verlauf seiner dortigen Geschäfte. Wir versprachen etwas von Voltaires neuem, seinem dritten Besuche bei Friedrich. Hier ist das wenige, was wir haben — wenn der aufgeweckte Leser seine Phantasie dabei anspannen will.

Voltaire und seine du Châtelet waren in Cirey und dann während des Frühlings und Sommers 1742 in Paris gewesen — beschäftigt mit etwas, was für Voltaire und Paris eine große, wennschon friedliche Sache war, nämlich Mahomet auf die Bretter zu bringen. Am 9. August, gerade als der erste Vortrab der Erlösungsarmee bei Düsseldorf über den Rhein ging, erschien Voltaires Tragödie Mahomet auf der Bühne.

Den 9., 11., 13. August war Paris in leidenschaftlicher Erregung von verschiedener Art; nie zuvor sah man ein so überfülltes Haus einen Menschen zu den unsterblichen Göttern hinauf heben — obgleich auch ein Teil, die Majorität der Kopfzahl nach, ihn hinab in den Tartarus zerrte. „Köstlich, ohnegleichen!" riefen die Kenner (wie es Fleury selber, als er das Stück prüfte, erwartet hatte. — „Infam, irreligiös, fluchwürdig!" schrien brüllend — von Hochwürden Desfontaines (von Sodom, so will Voltaire ihn bezeichnen) und anderen dazu angeleitet — die Nichtkenner, die der Kopfzahl nach in großer Mehrheit waren. Und es entstand solch ein Geschrei und Gebrülle, daß der kluge Fleury, oder Maurepas unter ihm, andeuten mußte: Es solle ein Schauspieler unpaß werden oder Herr von Voltaire freiwillig sein Stück zurückziehen, sonst! — Und das mußte denn auch geschehen: ein Schauspieler ward unpaß am 14. (die Komödienzettel bedauerten am 14., daß der Mahomet nicht gegeben werden könne), und — erst nach neun Jahren, nach vorhergegangener Widmung an den Papst und anderen ausgesuchten Manövern und unerwarteten Glückswendungen, konnte Mahomet zum viertenmal in Paris, und von da ab ad libitum bis auf den heutigen Tag gespielt werden[1].

Ein solcher Sturm im Wasserglas ist nicht ohne Beispiel, ja, ist sehr häufig in jener anarchischen Republik der Literatur, wie man sie nennt. Gestehe es nur, Leser, daß auch du an Voltaires Stelle einige Geduld nötig gehabt hättest, mit einer solchen himmlischen Inspiration von einer Mahomettragödie in deinen Händen und einem solchen irdischen Hundepack an deinen Versen. Gesetzt, der bitterste deiner kläffenden Hunde wäre eine Hochwürden Desfontaines von Sodom, den du selber einmal vom Galgen und wiederholt vom Verhungern gerettet hättest? Dies ist schlechterdings eine große Anarchie und eine Quelle neuer Anarchien, wenn du es bedenkst, und es wird seine Folgen unter der Sonne haben. Du kannst es nicht hindern, sagst du; man kann eine Hochwürden Desfontaines nicht einsperren, was doch so heilsam für ihn und uns alle wäre? Nein — und wenn menschliche Ehrfurcht (täglich auf solche Weise schwindend) gänzlich aus der Welt verschwunden sein und euer niedrigster Dummkopf und Schuft

[1] Oeuvres de Voltaire II. 137 Anm. usw.

(beides geht gewöhnlich zusammen) völlige Freiheit haben wird, eurem höchsten Weisen und Helden ins Gesicht zu speien — was wird es alsdann nicht für eine merkwürdig freie Welt sein!

Voltaire, der über all dies wacker schweigt und wieder nach Brüssel gehen will, empfängt die Einladung des Königs von Preußen, legt sie Seiner Eminenz Fleury zu Füßen; will sie nicht annehmen, es wäre denn, daß Seine Eminenz und mein eigener König von Frankreich (möglicherweise zu ihrem Nutzen, wenn man so etwas auch nur leise andeuten dürfte!)[1] es erlauben. „Freilich, gehen Sie nur und" — das übrige ist Mienenspiel und bedeutet: „Versuchen Sie, ihn für uns auszuhören!" Unter solchen Vorzeichen kehren Voltaire und seine göttliche Emilie zu ihrem Honsbruckschen Prozeß zurück: „Wie sehr ist das stille Brüssel Paris und seinem tollen Geschrei vorzuziehen!" Voltaire läßt seine göttliche Emilie in Brüssel zurück und reist am 2. September nach Aachen ab — das sich in einem Tage erreichen läßt. Er ist zurück in Brüssel spät am Abend des 9. September — wie es ihm ergangen ist und wieviel er ausgehorcht hat, entnehme man aus folgenden Auszügen, die sämtlich vom Tage nach seiner Rückkunft datiert sind:

Drei Briefe Voltaires, datiert von Brüssel, den 10. September 1742.

1. An Cideville (den Advokaten in Rouen, der uns manchmal belästigt hat). — — „Seitdem ich diesen Brief begann" (der Anfang ist vom 1. September datiert), „habe ich den König von Preußen besucht. Ich habe seinen schönen Anträgen mutig widerstanden. Er bietet mir ein schönes Haus in Berlin und ein hübsches Landgut an; aber ich ziehe meinen oberen Stock in Madame du Châtelets Haus hier vor. Er sichert mir seine Gunst und meine völlige Freiheit zu — und ich laufe nach Paris" (er lief vorerst noch nicht) „in meine Sklaverei und Verfolgung. Ich komme mir vor wie ein kleiner Athener, der die Geschenke des Königs von Persien ausschlägt. Jedoch mit dem Unterschied, daß man Freiheit" (nicht Sklaverei) „in Athen hatte, und daß es dort gewiß viele Cidevilles, nicht nur einen, gab." — Hélas, mein Cideville!

2. An Marquis d'Argenson (einen würdigen Herrn im Amt, nicht Kriegsminister jetzt oder später; es ist des Kriegsministers älterer Bruder — Voltaires alter Schulkamerad im Collège Louis le Grand). — — „Ich war dieser Tage bei dem Könige von Preußen" (habe ihn im Grund erst gestern verlassen, wo wir nach einwöchigem Beisammensein beide zu gleicher Zeit von Aachen abreisten) „und war mit ihm zusammen, wie man selten mit Königen ist — ungeniert auf meiner Stube in der Kaminecke; dahin kam dieser große Mann, der zwei Schlachten gewonnen hat, und plauderte vertraulich wie Scipio mit Terenz. Sie werden mir sagen, ich sei kein Terenz; auch ist er nicht ganz ein Scipio.

Ich habe außerordentliche Dinge erfahren." — Durchaus nichts von Friedrich, bloßes Tischgerede; von den 16 000 Engländern, die hier gelandet sind („18 000" sagt er und hernach „20 000"), und den anderen 16 000 plus 6000 von der hannoveranisch-hessischen Sorte, zu denen 2000 Holländer stoßen sollen — die es vielleicht nicht tun werden. „Herr von Neipperg" (nun Gouverneur von Luxemburg) „ist hierher nach Brüssel gekommen; bringt aber keine holländischen Truppen mit, wie er gehofft hatte." — Die Holländer werden vielleicht trotz all des Peitschens und In-die-Höhe-Richtens

[1] Oeuvres de Voltaire LXXII. 555 (Brief an Fleury, „Paris, 22. August").

doch nicht aufstehen? „Vielleicht erhalten wir bald einen nützlichen und ruhmreichen Frieden, trotz Mylord Stair und M. van Haren, dem Tyrtäus der Generalstaaten" (dem berühmten holländischen Poeten van Haren, frage niemand nach seinen Versen an die Sache der Freiheit): „Stair reicht Denkschriften ein, van Haren dichtet Oden; und bei so vieler Prosa und so vielen Versen werden die Hoch- und Langsammögenden" (Exzellenz Fleury ist schlaflos bemüht, sie dazu zu überreden, und die angeborene Gravitation hilft schläfrig mit) „vielleicht ruhig sitzen bleiben. Gott gebe es!

Die Engländer wollen uns auf unserem eigenen Boden angreifen" (das ist wirklich Stairs Plan), „und wir können nicht Gleiches mit Gleichem vergelten: die Partie wäre sehr unegal! Wenn wir ihre 20 000 Mann allesamt totschlagen, so schicken wir bloß 20 000 Ketzer ins Fegfeuer, und es kommt für uns nichts dabei heraus; wenn sie uns töten, so leben sie dabei obendrein auf unsere Kosten. Es ist besser, man läßt sich auf keinen anderen Streit ein als über Locke und Newton! Der Streit, den ich über Mahomet habe, ist glücklicherweise nur lächerlich." — — Adieu, M. le Marquis.

3. An den Cardinal de Fleury. „Monseigneur" — — „Ew. Eminenz schuldigen Bericht von meiner Reise nach Aachen abzustatten." Friedrichs Gast daselbst; laßt uns hören, laßt uns sehen.

„Ich konnte nicht vor dem 2. d. M. von Brüssel abkommen. Unterwegs traf mich ein Kurier des Königs von Preußen mit dessen wiederholten Befehlen. Der König wies mir mein Logis neben seinen eigenen Gemächern an und brachte zwei Tage hintereinander je vier Stunden in meinem Zimmer mit all der Güte und Leutseligkeit zu, die, wie Sie wissen, zu seinem Charakter gehören, und die des Königs Würde nicht erniedrigen, weil man sich hütet, sie zu mißbrauchen. Ich hatte volle Muße, mit vieler Freiheit über das, was Ew. Eminenz mir vorgeschrieben, zu sprechen, und der König sprach mit gleicher Offenheit zu mir.

Zuerst fragte er mich, ob es wahr sei, daß die französische Nation so gegen ihn aufgebracht sei, ob es der König sei, ob Sie es seien. Ich antwortete" — mild verweisend, doch versöhnlich. „Er geruhte alsdann, eingehend von den Ursachen, die ihn zu dem eiligen Friedensabschluß veranlaßten, zu reden." „Ganz besondere Ursachen"; „ich wage nicht, sie dem Papier anzuvertrauen" (Broglio-Belleislesche Widersprüche wahrscheinlich, verrücktes Broglio'sches Benehmen) — sie haben nichts mit jener Pallandtschen Briefgeschichte zu tun — „sie beziehen sich nicht auf die vorgeblichen geheimen Unterhandlungen am Wiener Hof" (die ganz und gar nicht „vorgebliche" sind, wie auch ich recht gut weiß), „worüber Ew. Eminenz sich zu rechtfertigen beliebt haben" (durch Ableugnen der Wahrheit, arme Eminenz, da es nun einmal nicht anders ging). „Was ich auszusprechen wage, ist, daß es mich leicht dünkt, den Sinn dieses Monarchen zurückzuleiten, denn die Lage seiner Staaten, seine Interessen und sein Geschmack scheinen ihn zum natürlichen Bundesgenossen Frankreichs zu bestimmen.

Er sagte ferner" (was von Sr. Eminenz Fleury und von meinen Lesern hier als zuverlässig angenommen werden darf), „daß er heftig wünsche, Böhmen in des Kaisers Händen zu sehen" (dafür ist wenig Aussicht, wie die Dinge jetzt gehen!); „daß er mit dem besten Glauben von der Welt alle Ansprüche auf Berg und Jülich aufgebe, und daß er ungeachtet all der günstigen Anträge, die ihm Lord Stair mache, bloß darauf bedacht sei, Schlesien zu behalten. Daß er wohl wisse, daß Österreich einmal diese schöne Provinz zurückzuerhalten wünschen würde, daß er sich aber schmeichle, seine Eroberung behaupten zu können; daß er gegenwärtig 100 000 Mann auf den Beinen habe; daß er aus Neiße, Glogau, Brieg so starke Festungen wie Wesel machen wolle" (was eben emsig geschieht und bald geschehen sein wird); „übrigens wisse er aus guter Quelle, daß die Königin von Ungarn bereits 80 000 000 Taler, was beiläufig 300 Millionen Livres in unserem Gelde ausmacht, schuldig sei; daß ihre erschöpften und weit auseinander liegenden Provinzen keiner weiteren Anstrengung fähig sein würden, und daß die Österreicher für sich allein auf eine lange Zeit nicht gefährlich sein könn-

ten." Für sich allein nicht; aber mit einer tüchtigen Portion königlich britannischer Kraftsuppe? —

„Mylord Hyndford hatte sich gegen ihn geäußert", als wäre Frankreich gänzlich entmutigt und entkräftet: Wie falsch, Monseigneur! „Und Lord Stair stellte Frankreich in seinen Briefen vor einem Monat so dar, als sei es im Begriff, zu unterliegen. Lord Stair hat selbst während dieser Aachener Reise nicht aufgehört, in Seine Majestät zu drängen", und ungeachtet dessen, was man Ew. Eminenz aus dem Haag meldet, „war am 30. August ein Engländer von seiten Mylord Stairs hier, der den König von Preußen in einem kleinen Dorfe namens Boschet" (Burtscheid, wo warme Quellen sind), „eine Viertelstunde von Aachen, sprach" (croyez-moi!) — „der Engländer soll aber, wie man mir versichert, sehr unzufrieden fortgegangen sein. Jedoch ließ der General Schmettau, der mit dem Könige war" (der ältere Schmettau, Graf Samuel, der viele Gesandtschaftsgeschäfte für Seine Majestät verrichtet), „zu derselben Zeit Landkarten von der Mosel und den drei Bistümern aus Brüssel holen und kaufte fünf Exemplare" — gedenkt jedenfalls den von Mylord Stair vorgeschlagenen Kriegsschauplatz zu untersuchen. (Das ist ein angenehmer Freund auf Besuch bei dir, im Zimmer nebenan, mit einem solchen Auge und einer solchen Nase!) — —

„Monseigneur", gibt Voltaire zum Schluß auf eine feine Weise anzuhören, „ist da nicht" ein gewisser, seinem Vaterlande, seinem Könige und Ew. Eminenz getreuer Franzose, der besondere Gelegenheit hat, in einem so delikaten Falle von Nutzen zu sein? — „Je suis" etc.[1]

Friedrich war an dem Tage, da Voltaire so geschäftig am Schreibtisch in Brüssel saß, bei seinen Braunschweiger Verwandten in Salztal, wo er auf dem Heimwege vorsprach. Der alte neunzigjährige Fleury starb am 29. Januar 1743 — vier Monate und neunzehn Tage nach obigem Briefe. Kriegsminister Breteuil war am 1. Januar gestorben. Das macht Raum für neue Minister und Ministerien; für die beiden d'Argenson — hülfe es nur ihrem alten Schulkameraden oder Frankreich oder uns etwas; was es leider nicht sehr tut.

[1] Oeuvres LXXII. S. 568 (an Cideville), S. 579 (d'Argenson), S. 574 (Fleury).

# Drittes Kapitel / Karnevalsphänomene in Kriegszeit

Die Leser haben es vorausgesehen, die Leser haben kein Mitgefühl; aber es ist eine traurige Tatsache, daß die britannische Majestät das Schwert nicht aus der Scheide bekommen hat; dieser sein zweiter Paroxismus erweist sich als ebenso vergeblich wie der erste! Die trägen Holländer, tot für die Sache der Freiheit, sind abermals schuld daran. Gerade als die Stunde schlug — plumpsen sie, trotz des hochherzigen Stair, wieder in ihren Schlamm hinab, können durch keine Ingenieurkunst in die Höhe gerichtet werden. Und nach all jenem Füllen und Ausleeren von Wassertonnen und Pumpen und Keuchen und zwölf Monate langem Anstrengen jeder Fiber mußte die britannische Majestät, auf olympische Weise schnaubend, sich wieder niedersetzen, das kostspielige lange Schwert noch immer in der Scheide tragend.

Worte vermögen es nicht zu sagen, was Seine arme kleine Majestät von diesen Holländern ausgestanden hat — die seine edle Wut immer hemmen, so daß nichts danach kommt, und seine glorreiche Armee zu einem bloßen kostspieligen Phantasma machen! Hannoveraner, Hessen, Briten: 40 000 Krieger stehen jahraus, jahrein mit solchen Kosten bewaffnet da, und nicht das Erlegen eines welschen Hahns ist dafür von ihnen zu erhalten. Dennoch Geduld, olympische Geduld trotz alledem! Er kantoniert seine Truppen in den niederländischen Städten, viele von den Engländern in der Umgegend von Gent (nicht sehr zufrieden mit der Kost und den Sitten)[1], seine Hannoveraner und Hessen weiter nördlich, nach Hannover zu — und beschließt kühn, es nächstes Frühjahr abermals zu versuchen. Carteret selber soll hingehen und die Holländer geißeln. Geduld, peitscht und zieht in die Höhe! — Welch ein Ausgang, schnaubt das erzürnte britische Publikum durch seine Zeitungsschreiber.

‚Übers Jahr, versteht sich,' ruft ein erzürnter Redakteur aus, ‚wenn Schwätzen Dinge zustande bringen kann, werden wir ohne Zweifel Wunder wirken; denn wir haben seit vergangenem Februar mehr Redens und Schnaufens gehabt, als während irgendeines Jahrzehnts der vorigen Regierung[2] (unter dem alten Walpole, den ihr

[1] Briefe von Offizieren aus Gent (Westminster Journal, 23. Oktober, usw.).
[2] Daily Post vom 31. Dezember (a. S.) 1742.

nicht genug verdammen konntet)! ‚Die Holländer?‘ ruft ein anderer aus, ‚wären wir ein freies Volk‘ (f— V— schreibt er nur, indem er Vorsicht mit Wut paart), ‚quaere, ob die Holländer in dieser Konjunktur nicht mit dem Hut in der Hand uns um Schutz und Bündnis anflehen würden, anstatt sich von uns im Haag den Hof machen zu lassen?‘ Ja freilich — und dann der Kasus der hannöverschen Truppen (erschrick nicht, Leser, ich begreife deine Angst vor dem Kinnbackenkrampf und will besagten Kasus nie wieder erwähnen); aber den Zeitungschreiberverstand dünkt es absonderlich, daß diese hannöverschen Truppen von England bezahlt werden, als ob die Sache Hannover gar nichts anginge! Und es ist kein Ende der Gleichnisse und Betrachtungen in verblümter Sprache über die hannöversche Verbindung, und wie teuer sie dem armen England zu stehen komme, das von dem ‚Gutsherrn‘ (will heißen König Georg) als ein bloßes Erbzinslehn von ‚Mumland‘ angesehen werde. Es sei nicht zum Aushalten! ‚Robert Monopol, der alte Vogt‘ (will heißen Robert Walpole, der alte Exminister) sei viel dafür getadelt worden, und ‚John Kartenbrett, der gegenwärtige Günstling des Herrn‘ (Lord John Carteret der jetzige Minister), bleibe nicht hinter ihm zurück in seiner Fürsorge für das Gut Mumland[1] (das erbärmliche Land, wo sogar das Bier Mumme heißt) — und keine Abhilfe in Aussicht!

### Rückzug von Prag. Die böhmische Armee der Oriflamme tritt ab.

Und Belleisle in Prag, allein dort mit seinem heroischen Rest — nun zu 17 000 Mann zusammengeschmolzen, jeder vierte Mann im Hospital, von Festititzschen Tolpatschen umschwärmt, und Winter und Hunger vor der Türe — was soll aus Belleisle werden? Prinz Karl und der Großherzog haben Maillebois nach Bayern begleitet, stetig auf seiner Linken bleibend zwischen Österreich und ihm, und sind nun, als die Hauptsache jetzt, in der Passauer Gegend damit beschäftigt, jene Seckendorff-Broglioschen Operationen und Anschläge zu vereiteln. Inzwischen haben sie Fürst Lobkowitz abgesandt, um Belleisle wieder einzuschließen, was Lobkowitz (etwa 20 000 Mann stark, einschließlich der Festititzschen Tolpatschen) leicht tun kann. Auf dem Heimmarsch nahm er mit Leichtigkeit (18.—25. November) jenen neuen französischen Posten von Leitmeritz (den Broglio da aufstellte, als „halbwegs nach Sachsen und dessen Lebensmitteln hin“) mit seinen 2000 Mann Besatzung: alle übrigen Posten und Vorposten mußten aus Furcht vor gleichem Schicksal heimeilen. Jenseits des Weichbildes von Prag, isoliert auf einem Gebiete von halb zwei Meilen abgebrannten Landes, hat Belleisle nur solche Mittel, die sein eigener Kopf verschaffen mag. Die schwarze Landschaft überzieht sich mit Schnee; es ist ein grimmiger Winter, fast wie jener von 1740: Belleisle muß sehen, was sich da tun läßt.

Belleisle ist sich im stillen bewußt, was er anfangen will. Belleisle hat Befehle, Prag zu räumen, seine Armee und das Rittertum von Frankreich heim zu ihren betrübten Freunden zu bringen[2]. Eine Sache, die vor zwei Monaten, als Maillebois sich noch im Paß von Kaaden herumwand, so gut ausführbar gewesen wäre, die aber nun an das Unmögliche grenzt, wenn nicht ganz unmöglich ist. Als eine erste Maßregel hält Belleisle seine Befehle streng geheim. In der Garnison oder bei Lobkowitz herrscht eine ganz andere Meinung von Belleisles Absichten. Lobkowitz, unfähig, in dem wüstgelegten Umkreis zu existieren, hat sich aus diesem zurückgezogen und nach der östlichen Seite der Moldau als der wenigst verwüsteten begeben, ließ aber die Tolpatschen unter einem gewissen Festititz zurück, die den schwarzen Horizont im Westen umschwärmen. Ferner, da die Moldau Eis führt und Lobkowitz für seine Pontons fürchtet, so zieht er sie ans Ufer: ‚Können in einem Tag wiederhergestellt werden, wenn man

[1] Im Westminster Journal (12. Februar [a. S.] 1743) eine lange Fabel in diesem Stile.

[2] Campagnes VI. 244—251; Espagnac I. 168.

sie nötig hat.' In einem Tag, ja, denkt Belleisle, aber nicht in weniger als einem Tag — und schreitet nun an die Ausführung. Umständliche Berichte sind vorhanden, Belleisles eigener Bericht (flüchtig, genau, stolz-bescheiden); auf das äußerste abkürzend wollen wir die Hauptzüge hier mitteilen.

Am 15. Dezember 1742 sind alle Tore in Prag geschlossen: jedermann wird hereingelassen, aber niemand hinaus. Monseigneur le Maréchal will morgen eine große Fouragierung auf der Südwestseite von Prag vornehmen. Lobkowitz erfuhr es ungeachtet der geschlossenen Tore, denn ganz Prag ist gegen Belleisle und spioniert für ihn. ‚Mag er fouragieren', dachte Lobkowitz, ‚er wird nicht reich davon werden'; und verhielt sich ruhig und ließ seine Pontons auf dem trockenen Ufer. So daß Belleisle am Nachmittag des 16. Dezember — zwischen 12 000 und 14 000 Mann stark, darunter nahe an 4000 Mann Kavallerie, mit Kanonen, mit Proviantwagen, Packwagen, Gepäck in Masse — durch das südwestliche Tor hinausmarschiert ist und sich förmlich im Freien befindet. Auf der Pilsener Straße gegen Abend des kurzen Wintertages: der Erdboden ist Schnee und Glatteis; riesige olivenfarbene Vorhänge der Dämmerung sinken über die Berge vor ihm hernieder und umhüllen eine für Belleisle durchaus grimme Szene. Brigadier Chevert, ein ausgezeichneter und entschlossener Mann, ist mit etwa 4000 Kranken, Genesenden und Halbgesunden in Prag zurückgeblieben, um die Festungswerke besetzt zu halten; der Maréchal hat Geisel mitgenommen, vierzig der angesehensten Personen in Prag, und hat keine Vorsichtsmaßregel versäumt. Er will nach Eger, hat wenigstens einen Marsch vorausgewonnen und will das Möglichste tun, wie jeder der 14 000. Die Offiziere haben ihre Pferde für die Packwagen hergegeben, haben jedes Opfer gebracht; das Wort: Heimwärts! entzündet ein seltsames Feuer in allen Herzen, und die Truppen, sagen meine französischen Quellen, sind unübertrefflich. Der Maréchal selber, vom Rheumatismus geplagt, kann nicht zu Pferde sitzen; er fährt in einem leichten Schlitten und ist überall gleich bei der Hand. Schlaf hat er während dieser zehn Tage und Nächte wenig.

Nach Eger ist es zwanzig Meilen auf der kürzesten Straße: es gibt zwei schlechte Straßen, eine über Pilsen südlich, eine über Karlsbad nördlich — ihre Brücken sind sämtlich abgebrochen und sie selbst von Husaren umschwärmt — wir wählen eine mittlere Kombination von Nebenstraßen, gewundenen Bauernwagen, und marschieren im Zickzack durch diese gefrorenen Wildnisse: wir müssen diesen Festititzschen Husarenschwärmen ausweichen und die Flüsse nahe an ihren Quellen überschreiten! Vorwärts! Vielleicht daß einige Leser, um des hohen Belleisles willen, die unten verzeichneten Ortschaften auf der Karte aufsuchen mögen[1]; es sind seine Rastplätze in dieser grimmigen Wildnis: arme in Schnee gehüllte Weiler, nur ihre kleine Dunstkappe menschlichen Rauches steigt über den Schnee empor; lautlose Stille überall, wenn nicht hier und da ein Dreschflegel oder krähender Hahn sich hören läßt — aber dieser Durchzug Belleisles hat sie aus ihrer Erstarrung aufgeweckt. Glücklicherweise sind selbst die Moorbrüche hart wie Eisen und man kann darüber hinwegmarschieren.

Festititz greift uns zweimal an — begierig, Belleisles Feldkasse wegzunehmen; wir geben ihm einen heißen Kugelhagel statt dessen, pfeffern ihn diese beiden Male rasch wieder ins Gebirge hinein; er muß sich damit bescheiden, uns auf den Flanken und im Rücken zu umschwärmen. Die Truppen biwakieren bei Torffeuern im Schnee, im Frost; reißen, wie gierig, jedes Holzwerk zu Feuerung nieder. Lassen einen Trom-

[1] Tachlowitz — Lischon (bei Rakonitz) — Jechnitz (als wärest du auf der Pilsener Straße; dann wende dich gleichsam nach der karlsbadischen): Steben (nicht findbar, aber eine Depesche von da — Campagnes V. 280) — Chisch — Luditz — Theysing (hier verteilt man sich in kleinere Kolonnen, abgesonderte Abteilungen und Haufen, die gesamte Reiterei voraus, zwischen den Hügeln): Schönthal und Landeck (Belleisle bringt den Weihnachtstag in Landeck zu — Campagnes VII. 10); Einsiedel (und über Patschau) — Lauterbach — Königswart und zugleich über Töpl — Sandau — Treunitz (d. h. nach Eger von zwei Seiten her).

peter zurück, der für die Erfrorenen und Sprachlosen Menschlichkeit erbitten soll — was wenig respektiert wird: sie werden auf Karren geladen, von den Unmenschen ausgezogen und grausam behandelt. Zuerst kamen ausgebreitete Ebenen, dann sumpfige Engpässe, schwieriger Sumpf und Fels, Schnee und Glatteis. — Am 26. nach unbeschreiblichen Bemühungen, gelangen wir nach Eger — an 1300 (ungefähr ein Mann unter zehn) sind erfroren in den Wildnissen liegengeblieben; und die halbe Armee erkrankt in Eger an geschwollenen Gliedern, Halsübeln und anderen tödlicheren Krankheiten, tödlich damals oder bald nachher. Chevert schlug in Prag des Fürsten Lobkowitz Aufforderung ab: ‚Nein, mon Prince, keineswegs! Lieber lassen wir uns hier unter den Trümmern begraben, brennen aber erst Prag ab!' — So daß Lobkowitz alles bewilligen, Chevert mit Sack und Pack nach Eger geleiten und selbst die Wagen dazu hergeben mußte.

Dem Rückzug Xenophons vergleichbar! rufen viele aus. Jeder Rückzug wird mit dem verglichen. Eine tapfere Tat, trotz aller Übertreibungen. Eine gut durchgeführte Sache, sagen Militärs —, nichts daran auszusetzen, als daß die Truppen so dabei zugrunde gingen' — und die meisten Militärs erkennen darin das Werk eines Mannes von hoher und tapferer Art. Einer der kältesten Züge, von denen man Kenntnis hat. Es hat drei Züge oder Rückzüge dieser Art gegeben, die sehr kalt waren: der Rückzug jener Schweden in des Großen Kurfürsten Zeit (nicht zu gedenken desjenigen der Armee Karls XII. aus Norwegen, nachdem der arme Karl erschossen worden war); der Rückzug Napoleons aus Moskau und dieser Belleislesche, der als der einzige glänzend ausgeführt wurde und nicht in Flucht und Vernichtung endigte.

Die Truppen ruhen einige Wochen in Eger aus; dann heimwärts durch die Oberpfalz — ‚überschreiten den Rhein bei Speier' (am folgenden 5. Februar). Auf die Weise tritt die böhmische Sektion der Oriflamme vom Schauplatz ab. Nicht ganz ein Achtel ist von ihnen übriggeblieben, fünf Achtel sind tot: und etwa 12 000 Gefangene sind nach Ungarn gebracht worden — die größtenteils zu den Türken überliefen, so schlecht erging es ihnen, und niemals wieder von sich hören ließen[1]. — Oh, Belleisle, Belleisle!

Die Armee der Oriflamme gelangt auf diese traurige Weise nach Hause; Deutschland ist nicht in vier Stücke zerschnitten. Die unerbittlichen „österreichischen Dachse", wie wir sie nannten, „die finsteren ergrimmten Bären", wie haben sie diese schönen französischen Kuppelhunde zugerichtet, wie sind sie aus Gejagten Jäger von gefährlichem Anblick geworden! Belleisle für seine Person ruht sich in Frankfurt aus; er kann in seinem gänzlich ruinierten Gesundheitszustande Seiner Majestät nicht weiter im Felde dienen, will einige nötige diplomatische Geschäfte bei dem Kaiser besorgen und sich nach seinem Gouvernement von Metz zurückziehen, bis seine Gesundheit wieder ein wenig hergestellt sei.

## Ein Blick nach Wien und dann nach Berlin.

Prinz Karl war gegen Braunau (nicht das böhmische oder ein anderes, sondern das bayrische Braunau, Seckendorffs Hauptposten am Inn) tätig gewesen, hatte Braunau einige Tage lang[2] heftig mit glühenden Kugeln bombardiert, bemüht, den Seckendorff-Broglioschen Plänen

[1] Guerre de Bohême II. 221 (diesen letzteren Umstand betreffend); das. 204 und Espagnac I. 176 (die Details vom Rückzug) und noch besser Belleisles eigener Bericht und sein Privatschreiben (Eger, den 2. Januar und den 6. Januar 1743, in Campagnes VII. 1—21.

[2] 2.—10. Dezember (Espagnac I. 171).

ein Ende zu machen, ehe der Winter völlig da sei. Seckendorff ruft Broglio wütend um Hilfe an; beide, der Kaiser und er, rufen wiederholt crescendo bis zu einem sehr lauten Tone, ehe Broglio zu kommen geruht. „Braunau entsetzen? Gut — aber wohlgemerkt, auf etwaiges weiteres Kämpfen laß ich mich nicht ein!" antwortet Broglio. Zum großen Verdruß des Kaisers und Seckendorffs, die eine vereinte Bewegung und einen kräftigen Angriff auf Prinz Karl vielleicht mit Einnahme von Passau selbst anstrebten. Beim Anblick von Broglio und Seckendorff zog Prinz Karl sofort von Braunau ab; aber was einen Angriff auf ihn betrifft — „Non, mille fois, non!" antwortet Broglio verächtlich brüllend. Das war der erste große Streit zwischen Broglio und Seckendorff, keineswegs der letzte. Prinz Karl ließ seine Leute in jener Passauer Gegend Winterquartiere beziehen, indem er die Vernichtung der Broglio-Seckendorffschen Pläne bis zum Frühling verschob, und kehrte nach Wien zu den dortigen Wintervergnügungen und Geschäften zurück. Ob die hohe Maria Theresia befriedigt ist, wird nicht gemeldet — die Leser mögen folgende Aufzeichnung mitnehmen, die authentisch ist, wenn auch vag und hinstreifend über weite, noch künftige Zeiträume.

Geht Ihre Majestät noch immer mit dem Gedanken um, ‚den Befehl ihrer Armeen selbst zu übernehmen', die hohe Amazone, die sie ist? Ich denke, sie hat diesen Gedanken noch nicht gefaßt; eine Zeitlang hatte sie es ernstlich im Sinne, sagt ein guter Gewährsmann; und dies ist bemerkenswert[1]. Ihr Gemahl ist einmal, zweimal beim Heer gewesen, aber niemals mit eigentlichem Nutzen (Bruder Karl tat die Arbeit, wenn Arbeit getan ward) — und sein jetziger Aufenthalt im Winter 1742, ist der letzte oder vorletzte. Sie liebt ihren Gemahl ganz inniglich, gewährt ihm aber keinen Anteil an den Geschäften, da sie einsieht, daß er außer Bankiersgeschäften nichts versteht. Es ist gewiß, daß *sie* hauptsächlich (in kommenden Jahren) die Neuschöpferin ihrer Armee ward, trotz vieler Hindernisse. Eine leidenschaftliche Reiterin, oft zu Pferde, meist in gestrecktem Galopp; ihr schönes Gesicht von der Luft gebräunt. Auch sehr religiös; ehrlich bis auf die Knochen, durch all ihre Vorurteile hindurch. Seit unserer Elisabeth hat es keine Frau und kaum mehr als einen Mann gegeben, der als souveräner Herrscher neben ihr des Nennens wert wäre — sie ist „eine lebendige Widerlegung des Salischen Gesetzes", sagen ihre Bewunderer. England ist ihre Geldquelle. Alle Herzen und Hände in Österreich gehören ihr. Der Verlust Schlesiens, reiner Straßenraub, dreimal kläglicher Verlust und Schande, wurmt unheilbar in ihrem edlen Herzen, das zumal auch Pietät hegt für seine Väter und deren überkommenes Erbe in dieser Welt — wir werden sehen, was für Folgen während der nächsten zwanzig Jahre für jenen unverzeihlich „bösen Mann" von Brandenburg daraus entstehen; und wahrlich bis an ihr Lebensende konnte sie es nimmer überwinden. Bis an das Ende: wenn ein zur Audienz zugelassener Fremder auf die gnädige Frage nach seinem Woher antwortete: ‚Aus Schlesien Ew. Majestät!' soll sie in Tränen ausgebrochen sein. — ‚Geduld, hohe Frau!' eifert die britannische Majestät: ‚Geduld; mag es nicht Ersatz geben, wenn wir tüchtig jagen?' Österreichische Bären, unerbittliche Dachse, unterstützt von britannischen Bullenbeißern, nun da die Belleislesche Meute am Boden liegt!

[1] Podewils, *Der Wiener Hof in den Jahren* 1746, 1747 *und* 1748 (eine kuriose Reihe von *Berichten* für Friedrichs Information, von Podewils, seinem dortigen Minister); unter obigem Titel gedruckt „von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften" (Wien 1850) — verdient vielleicht bei Gelegenheit wieder angeführt zu werden.

In Berlin war fröhlicher Karneval, als jene Tragödien vor sich gingen: Friedrich eröffnete sein Opernhaus, genoß die ersten Ballette, während Belleisle an jenem düstern Abend aus Prag hinausmarschierte. Unser armer Kaiser wird also Böhmen nicht behalten; weit entfernt davon! Die Sache ist Friedrich nicht behaglich; aber was ist zu machen?

Dieser unmittelbar auf den Frieden folgende Karneval ist der lebhafteste, den Berlin bisher gesehen hat; alle Welt sagt zu sich und zueinander: „Gaudeamus, welch eine Saison!“ Nicht daß ich in dem gegenwärtigen Drang der Dinge bei Opern, Assembleen, Bällen, Schlittenfahrten verweilen könnte oder außer einigen Andeutungen für die Phantasie des Lesers auch nur das mindeste Wort weiter über dergleichen zu sagen hätte. Die Opern, die Karnevalsbelustigungen, die komplizierten Erwägungen und diplomatischen Züge dieses Winters, in Berlin und anderwärts, mögen der Phantasie überlassen bleiben: aber hier ist ein winziger Punkt, gleichfalls aus den Archiven, der des Rettens wert ist. Prinzessin Ulrike steht in ihrem dreiundzwanzigsten Jahr, Prinzessin Amalie in ihrem zwanzigsten, schöne gescheite Dinger alle beide, Ulrike die Gesetztere von den zweien. „Ein so fröhlicher Karneval ist noch nicht dagewesen“, sagte jedermann; auf seiner Höhe, während allerlei Lustbarkeiten vor sich gingen — wo mochten da die zierlichen kleinen Schuhe drücken?

Prinzessinnen Ulrike und Amalie an den König.

„Berlin, den 1. März 1743.

Mein teuerster Bruder. — Ich weiß nicht, ob es nicht zu kühn ist, Ew. Majestät mit Privatangelegenheiten zu behelligen: aber das große Vertrauen, das meine Schwester“ (Amalie) „und ich in Ihre Güte setzen, ermutigt uns, vor Ew. Majestät ein aufrichtiges Geständnis von der Lage unserer bißchen Finanzen (nos petites finances) zu machen, die gegenwärtig sehr zerrüttet sind, da die Revenüen während der letzten dritthalb Jahre ziemlich schmal waren und nur 400 Taler jährlich betrugen, was zur Bestreitung all der kleinen, für ein Damen-Ajustement erforderlichen Ausgaben nicht zureichte. Dieser Umstand, dazu unser zwar geringes, aber nicht zu vermeidendes Kartenspiel, hat uns in Schulden gebracht. Die meinigen betragen 1500 Taler, die meiner Schwester 1800 Taler.

Wir haben der Königinmutter nichts davon gesagt, obschon wir überzeugt sind, daß sie versucht haben würde, uns beizustehen; da dies aber für sie nicht ohne einige Unbequemlichkeit möglich gewesen wäre, und sie sich in ihren eigenen Ausgaben hätte einschränken müssen, hielt ich es für besser, uns unmittelbar an Ew. Majestät zu wenden, überzeugt, daß Sie es übelgenommen haben würden, wenn wir die Königin um das geringste Vergnügen gebracht hätten — und besonders da wir Sie, mein teurer Bruder, als den Vater der Familie ansehen und hoffen, daß Sie so gnädig sein werden, uns zu helfen. Wir werden niemals die gütigen Handlungen Ew. Majestät vergessen und wir bitten, der vollkommenen und zärtlichen Liebe versichert zu sein, mit der wir stolz sind zeitlebens zu verharren — Ew. Majestät gehorsamste Schwestern und Dienerinnen Louise-Ulrique; Anne-Amélie“ (letztere fügt dem, was Ulrike soweit geschrieben hat, besorgt eine Nachschrift hinzu).

„P. S. Ich bitte Ew. Majestät untertänigst, nichts hiervon der Königinmutter zu sagen, da sie vielleicht den Schritt, den wir hier tun, nicht billigen möchte[1].“

[1] Oeuvres de Frédéric XXVII. I. 387.

Arme kleine Seelen, vom nahen Bankerott bedroht! Ich zweifle nicht, daß Friedrich sich bei diesem ernsthaften Anlasse mit Liberalität benahm, obschon Dryasdust nicht die Freundlichkeit hat, mir die geringste Andeutung darüber zu geben. — „Friedrich Baron von Trenck", lauttönendes Phantom, einst berühmt in der Welt und nun als mythisch den Kinderstuben anheimgefallen, war auf diesem Karneval 1742—1743 und auf dem folgenden, aber nicht mehr auf dem zweitfolgenden! Eine hochgewachsene Wirklichkeit zu jener Zeit, in kostbarer Leibgardeuniform unter Militärs und in Salons umherschwadronierend, sehr in sich verliebt, der Tor. Und ich denke wohl, daß, trotz seiner niederträchtigen Andeutungen, keine der beiden Prinzessinnen etwas von ihm gehört hatte, als bis nach Verlauf von mehr als zwanzig Jahren, da er in einer sehr anderen Phase seines Lebens stand! Der leere, geräuschvolle, quasitragische Geselle — er tönt durchaus quasitragisch, wie ein leeres Faß: sieht gut aus, nichts darin zu Haus (well built, longing to be filled). Und es ist lästerlich falsch, was der laute Trenck nach dieser Richtung hin andeutet, und was der stupide Thiébault (allezeit stubide, ungenau und ein Raub der Albernheit) bestätigt — leeres Ammengewäsch, bis auch das verstummt.

### Voltaire wird in Paris durch einen Kuß unsterblich gemacht.

Voltaire und die göttliche Emilie sind wieder heim nach Cirey gegangen; jener Aufenthalt in Brüssel, mit dem Ausflug nach Aachen, war nur ein Zwischenspiel gewesen. Sie kehrten in langsamen Tagereisen, Besuche abstattend, vergangenen Oktober zurück — vermutlich trieb sie irgendeine Stockung in dem nie endigenden Honsbruckschen Prozeß und sonstiges Geschäft, von Langeweile gar nicht zu reden, wieder heim. Sie sind in der letzten Zeit nun in Paris selbst, wohlbehalten in ihrem eigenen „Schlößchen (petit palais) auf der Spitze der Insel", einem kleinen Juwel von Haus auf der Insel St. Louis, das sie nun, nach langer Abwesenheit in Brüssel und den Barbarenländern, wieder auswärmen. Sie sind nur geduldet, durften nur gegen Zusicherung guten Betragens hierher zurückkehren: eine Menge kleiner Interessen, klein für uns, groß für sie — des alten Fleury Tod, hoffnungsreiche Veränderungen im Ministerium, von Theater und Ähnlichem gar nicht zu reden — gaben die Veranlassung und Einladung. Madame, entnehmen wir, verheiratet ihre Tochter: der glückliche Mann ist ein Herzog von Montenero, ein schlechtgewachsener Neapolitaner mit rhabarberfarbiger Haut und einem Gesicht, das zum größten Teil aus der Nase besteht[1]. Madame hat nie Mangel an Geschäften, Geschäfte die Fülle, und wäre es auch nur, sich in den Kaufläden umzusehen, Visiten zu machen, Advokaten zu konsultieren, den reinen Wissenschaften nachzugehen.

[1] Brief von Voltaire, in Oeuvres LXXIII. 24.

Was Voltaire anlangt, der hat wie gewöhnlich Theaterstücke aufführen zu lassen — wenn es angeht. Mahomet, nicht; Mort de César, vielleicht oder vielleicht auch nicht; denn die Behörden sind scheu, trotz des Publikums. Ein Stück von ihm ward doch aufgeführt, mit einem Erfolg — denk dir es, Leser! Die köstliche Tragödie Mérope, die dir nunmehr vielleicht kaum bekannt ist, von der du aber sogleich mehr hören sollst.

Aber Theaterstücke sind nicht alles. Durch den Tod des alten Fleury ist ein Platz in der Akademie erledigt, ein Sitz unter den heiligen Vierzig — erledigt für Voltaire, wenn er ihn bekommen kann. Voltaire legt diesem Platz unendliche Wichtigkeit bei; herrlich als eine Feder an seinem Hute; auch nützlich für den einsamen Ismael der Literatur, der dann gewissermaßen neununddreißig Kameraden und wenigstens ein festes Absteigequartier hätte. Kurzum, nichts kann heißer sein als Voltaires Wunsch nach diesen erhabenen Seligkeiten. Zu den Vierzig zu gehören, seine Stücke aufgeführt zu bekommen — o dann wäre das Saturnische Reich herbeigekommen, und man könnte Jo triumphe singen und sich's mehr oder weniger wohl sein lassen in dieser Welt! Leise, wie auf Filzschuhen — wie auf samtenen Tatzen, mit leuchtenden Augen, buschigem Schwanz — schleicht er verstohlen, alle Energie zusammennehmend, diesem hohen Ziele zu. Stille, ruhig! So mögest du das schmackhafte Stückchen Bückling denn bald erwischen, würdigster der menschlichen Katzengattung! — In bezug auf das Stück Mérope ist folgender merkwürdige Vorfall zu berichten:

Paris, Mittwoch, den 20. Februar 1743. Erste Vorstellung der Mérope, die das Pariser Publikum in solches Entzücken versetzte, daß es nicht wußte, wie es seine Gefühle äußern sollte. ‚Autor! M. de Voltaire! Autor!' schrie es, den Verfasser herausrufend, was jetzt etwas so Gewöhnliches, damals aber etwas ganz unerhört Neues war. ‚Autor! Autor!' Der Autor, das arme errötende Geschöpf, steckte irgendwo und hatte nicht das Herz, hervorzutreten, ward aber ausgespürt, in Madame de Villars' Loge gebracht — wo die verwitwete Maréchale de Villars und ihre Schwiegertochter, Duchesse de Villars, bekannte Freundinnen Voltaires, sich befanden. Zwischen diesen zweien steht er und verbeugt sich verlegen, nicht wissend, was er tun solle, um ihn her ein vor Entzücken wahnsinniges Haus — das gleichfalls ungewiß, aber nicht verlegen ist. „Küssen Sie ihn! Madame la Duchesse de Villars, embrassez Voltaire!" Ja, küssen Sie ihn, schöne Herzogin, im Namen Frankreichs! rufen alle Sterblichen — und die jüngere Dame muß es tun; tut es mit reizender Grazie auf Zureden von Madame la Maréchale, ihrer Schwiegermutter[1]. Ach, und Madame la Maréchale war selbst eine alte Liebschaft Voltaires, die sich sehr hart gegen ihn gezeigt hatte!

Dergestalt wirst du durch einen Kuß unsterblich gemacht — und hast nicht die Wahl des Kusses, da das Schicksal für dich kürt. Die jüngere Dame war eine Tochter des Maréchal de Noailles (unseres wackeren alten Maréchals, der gerade in jenen Wochen in den Krieg gegen die britannische Majestät gezogen ist): unendlich geistreich (infiniment d'esprit), auch schön, wie man sagt, obschon nahe an vierzig — sie haftet seit jenem Mittwochabend des Jahres 1743 schwach, doch unablösbar im menschlichen Gedächtnis fest.

[1] Duvernel (T. J. D. V.), Vie de Voltaire S. 128; Voltaire selbst, Oeuvres II. 142; Barbier II. 358.

Der alte Maréchal de Noailles ist in den Krieg gegangen, sagten wir — Wachtfeuer leuchten und Kriegskohlen werden geschürt in der Welt, die diese schönen Karnevalsdinge vor sich gehen sieht. Noailles ist 70 000 Mann stark; in den Rheinlanden, am Mittel- und Oberrhein postiert, patrouilliert er wachsam umher, um jene wankenden bayrischen Angelegenheiten zu unterstützen, insbesondere um Seine britannische Majestät aufs Korn zu nehmen. Die britannische Majestät, heißt es, habe die Holländer endlich doch auf die Beine gebracht, habe sein Schwert aus der Scheide gezogen, und binnen kurzem setzt er sich auch wirklich in Marsch, den Rhein herauf, herwärts, wie es Noailles, dem Kaiser und jedermann allzu augenfällig ist!

## Viertes Kapitel / Die österreichischen Angelegenheiten steigen zu einer gefährlichen Höhe

Geleitet von schmeichelnden Hoffnungen — und auch getrieben von jener traurigen Furcht vor einem Besuche Seiner britannischen Majestät — verließ der Kaiser nach den jüngsten Seckendorffschen Erfolgen Frankfurt am 17. April und langte zwei Tage darauf in München an. Sah sich nach Verlauf von mehr als zwei Jahren wieder in München; „ward von aller Welt mit Frohlocken begrüßt", denn die Freude der Leute war, um ihrer selbst und um seinetwillen, groß. Am anderen Tag fuhr er nach Nymphenburg hinaus; sah die dortigen Verwüstungen der Panduren — hätte das Fenster sehen können, an das der ungeschlachte alte Unertl seine Leiter anlegte: „Um Gottes willen, Durchlauchtiger Herr, lassen Sie sich nicht mit den Franzosen ein!" — und es mangelt ihm nicht an schmerzhaften Vergleichen zwischen Vergangenheit und Gegenwart.

Es ward bemerkt, daß er München nach ein paar Tagen verließ und noch unbeschädigte Landsitze der Residenz vorzog — z. B. Wolnzach, ein etwa zehn Meilen entferntes, im unteren Isartal, unweit dem Städtchen Mosburg gelegenes, ihm gehöriges Schloß, das jedenfalls im Bezirk der Broglio-Seckendorffschen Posten und bequem für Geschäfte ist. Broglio und Seckendorff liegen zerstreut umher, von Braunau bis hinauf nach Ingolstadt und weiter, hauptsächlich in den Isar- und Inntälern, doch auch auf der Nordseite der Donau über einen Flächenraum von etwa achtzig Geviertmeilen, und Seckendorff predigt unablässig dem Broglio, was allen Augen, außer denen Broglios, sonnenklar ist: „Konzentrieren wir uns, M. le Maréchal; lassen Sie uns marschieren und angreifen! Wenn Prinz Karl uns in dieser zerstreuten Stellung überfällt, was können wir dann anfangen?" Doch Broglio blieb taub, antwortete — auf eine Weise, daß man rasend werden möchte.

Da nimmt der Kaiser selbst Broglio vor; er hat einen Auftritt mit Broglio, der Lesern, die ihn studieren, vieles Vergangene und vieles Kommende versinnbildlichen dürfte. Er fand „um Mitte Mai" (vor dem 17. Mai, wie die Leser bald erraten werden) statt, und folgendes ist, dem

auf uns gekommenen Bericht gemäß, das etwas laute Finale, mit dem er schloß. Prinz Conti, derselbe, der entwich, um sich zu Maillebois' Armee zu begeben, der sich auch als ein tapferer Soldat erwiesen und den Befehl über eine Division erhalten hat, ist mit Broglio bei dieser wichtigen Zusammenkunft in Wolnzach:

Schloß Wolnzach, Mai 1743. — — „Der Kaiser drang sehr nachdrücklich auf die Vereinigung beider Armeen" (der französischen und bayrischen); „allein der französische Feldherr verwarf dies schlechterdings, unter dem Vorwande, daß er keinen Befehl dazu von Paris erhalten habe. Der Kaiser versetzte: daß er ihm solches befehle, kraft der Würde eines obersten Befehlshabers der Armee, die ihm von dem Allerchristlichsten Könige erteilt worden sei, und zeigte ihm zu gleicher Zeit das Patent." Broglio kannte das Patent sehr wohl, gab aber zur Antwort: daß er sich demungeachtet dem Verlangen Seiner Kaiserlichen Majestät nicht fügen könne, weil er andere Befehle habe, denen er Gehorsam leisten müsse. Der Kaiser ward hierdurch aufgebracht, warf das Patent auf den Tisch vor dem Herzog von Broglio und Prinzen von Conti und sagte dabei: daß sie es wieder zurückschicken könnten, weil ihm dergleichen Patente zu nichts dienten! Worauf er sie mit einem sehr merklichen Unwillen verließ[1]."

Es besteht die unwidersprechliche Tatsache, daß Prinz Karl vor der Türe ist; ja, er hat die Türe auf eine fürchterliche Weise eingeschlagen und Braunau, den Schlüssel zum Inn, wieder belagert. Nicht wir bekommen Passau, sondern er bekommt Braunau! Vor einer Woche (9. Mai) überfiel sein Vortrab plötzlich unsere armen bayrischen 8000 und ihren armen Minuzzi, die Braunau deckten, und machten ihnen und ihm ein Ende — Minuzzi selbst ist gefangen, läßt fortan nichts mehr von sich hören und wird nicht mehr geschlagen — und Braunau wird seitdem beschossen. Das ist das traurige Faktum, was auch immer die Theorie gewesen sein mag. Prinz Karl rollt vom Osten heran; Lobkowitz (nun mit Prag fertig) rückt aus dem Norden vor, Khevenhüller aus dem salzburgischen südlichen Viertel: Ist es geraten, in zerstreuten, unzusammenhängenden Bruchstücken auf Prinz Karl zu warten? Die Frage vom Vereinigen und Vorgehen sollte eine sehr einfache für Broglio sein. Man beachte noch diesen anderen symbolischen Vorgang von fast gleichem Datum — nach jener Zusammenkunft in Wolnzach, wie wir errieten:

Dingelfingen, 17. Mai 1743. Zu Dingelfingen an der Isar, einem ziemlich festen Zentralposten der Franzosen, etwa zehn Meilen weiter hinab als jenes Schloß Wolnzach, erfolgt ein zweiter Beweis für des Kaisers Vernunftsgründe. Am 17. bei Sonnenaufgang erschienen die Österreicher in hinlänglicher Stärke, hauptsächlich Panduren, auf den südlichen Höhen: man hatte den Abend vorher Kunde von ihnen gehabt; aber der französische General, glücklicher als Minuzzi, wartete sie nicht ab, sondern benachrichtigte Dingelfingen bloß, und zog sich über den Fluß zurück, um dort, auf der sicheren linken Seite zu warten. Der Führer der Österreicher war ein gewisser Leopold Graf von Daun, ein rühriger Mann von fünfunddreißig, bereits ziemlich hoch

[1] Adelung III. b. 150, der Etat Politique XIII. 16 anführt. Gar nichts von diesem Auftritt in Campagnes, das mit offizieller Sorgfältigkeit dergleichen unterdrückt.

im Rang, von dem man später viel hören wird; Kommandant in Dingelfingen ist ein Brigadier du Châtelet, Marquis du Châtelet-Lamont, der — auf Nachforschung (im Interesse einiger müßigen Leser gemacht) — sich als der Gemahl einer gewissen algebraischen Frau erweist! Nun, da Identität ermittelt ist, sieh, in welcher Lage er sich befindet. Graf Daun kommt in einem wütenden Feuer heran, „sehr heftigem Kanonen- und Kleingewehrfeuer", wird gemeldet, bis er hart an dem Orte ist und den du Châtelet zur Übergabe auffordert: ‚Nein!' lautet die Antwort; darauf versucht er zu stürmen. Kann nicht stürmen, da du Châtelet und seine Leute sich mutig wehren; fängt dann an zu bombardieren, die Vorstädte in Brand zu stecken; die Stadt selbst gerät in Brand — ist offenbar nicht zu verteidigen. Du Châtelet schlägt ‚einstündigen Waffenstillstand' vor (weil er den deckenden General jenseits des Flusses zu Rate ziehen will): ‚Nein!' antwortet Daun. So daß du Châtelet sich zum Ort hinaus zu drücken und zu winden hat, mutig bis ans Ende, aber nicht auf sehr parthische Weise — er hat große Schwierigkeit, seine Brücke hinter sich zu zerstören (zerstört sie sehr unvollkommen) — und vereinigt sich in sehr erhitztem versengten Zustande mit dem deckenden General. Sie wurden von Daun nicht weiter verfolgt — und Prinz Conti, kommandierender General in jener Gegend, nannte es, nach eingeholter Erkundigung, eine schöne Verteidigung[1]. Espagnac fährt fort:

„Am 19.", nach einem Rasttage, „marschiert Daun auf Landau" (noch immer an der Isar, weiter unten), „um Landau, das ebenfalls ein fester Platz der Franzosen ist, zu nehmen. Die Besatzung verteidigte sich einige Zeit; darauf zog sie sich über den Fluß zurück" (auch nach dem linken oder unrechten Ufer der Isar) „und zündete die Brücke hinter sich an. Das Feuer der Brücke — unter Mitwirkung der Panduren, wie unsere Leute sagten — steckte die Stadt an, und Landau ward gleichfalls in Asche gelegt." — Das arme Landau, arme Dingelfingen, die Wohltat von Ludwigs XV. Talent als Regierer Deutschlands kann ihnen, wie es scheint, nicht ganz unentgeltlich zuteil werden!

Aber wo sind die göttliche Emilie und Voltaire an jenem Morgen, während der Brigadier so in der Klemme ist? Sie sitzen sicher in „jenem niedlichen Schlößchen (petit palais) Madames auf der Spitze der Insel St. Louis", ihre Gedanken sind von ganz anderen Abenteuern eingenommen, sind erbittert über die sklavischen Vierzig und ihre Wahlmethoden (wovon nachher) und wenig beim M. le Brigadier und den Gefahren des Kriegs. — Prinz Conti lobte die Verteidigung des Brigadiers: aber leider sehr bald —

Deggendorf, 27. Mai, ward Prinz Conti in Deggendorf (auf dem anderen oder nördlichen Donauufer, Contis Hauptquartier, das man durch Batterien und Verteidigungswerke auf den steilen Höhen landwärts wohl gesichert hielt), plötzlich selbst zehn Tage darauf, „am 27. Mai mit Tagesanbruch", auf eine noch heftigere Weise angegriffen und mitten in Feuerwirbelwinden in einem sehr lodernden Zustande aus Dingelfingen hinausgetrieben. Die Österreicher, uns von den Höhen mit ihrem schweren Geschütz beschießend, machten eine Bresche in unsere äußerste Batterie: ‚Ist nicht länger haltbar!' rief der dortige Hauptmann: ‚Hierher, meine Leute, — und entwich pfeilschnell mit seinem Haufen, die steile Seite des Berges hinabgleitend (die Füße voraus, hoffentlich), heim nach Deggendorf auf diese eigentümliche Weise, indem er die Handhabung seiner Kanonen den Österreichern überließ. Unsere zwei

[1] Campagnes VIII. 239; Espagnac I. 187; Hormayr, Österreichischer Plutarch IV. 82, 85.

unteren Batterien, von dieser oberen beherrscht, mußten jetzt verlassen werden, und Conti lief, die Brücke über den Stadtgraben brach unter ihm, er verlor all sein Gepäck, sogar seine eigenen Koffer, und es war ein völliges Wettrennen, ehe er seine Donaubrücke und das jenseitige Ufer erreicht hatte. Mit Verlust von allem, sagen wir — einschließlich seines persönlichen Gepäckes, das ihm Prinz Karl aber am anderen Tag höflich zurückgab [1].

Broglio, von Prinz Karl dergestalt in seinem Inneren heimgesucht, mag nun urteilen, ob es weise war, in so lockerer Stellung über achtzig Geviertmeilen zerstreut zu liegen und des verständigen Seckendorffs Rat und Drängen so geringschätzig zu behandeln! Die Leser sehen den Ausgang voraus und sollen nicht weiter mit Detail ermüdet werden. Drei österreichische Armeen bedrängen, wie gesagt, dies unglückliche Bayern und seinen französischen Beschützer: Khevenhüller, von Salzburg und dem südlichen Viertel her, schiebt seinen Daun vor, Lobkowitz bedroht uns von der Oberpfalz (der Nabgegend) auf der Nordseite, und Prinz Karl auf der einen und mitunter auf beiden Seiten der Donau stachelt uns scharf von hinten und gibt uns mit Bajonetten, Bomben und abgebrannten Brücken zu verstehen, es sei geraten, uns hurtig aus dem Staube zu machen! Und Broglio hat den Kopf verloren, ein bloßer Wirbelwind flammender Gase; was kann da ein noch so geschickter Graf von Sachsen in solcher Lage tun? Broglio schreibt nach Versailles, daß in Bayern kein Bleiben sei; daß er einen Befehl zum Heimmarsch empfehle — sehr zum Befremden von Versailles.

Der Hof von Versailles war sehr erstaunt über die Nachricht, die er von Broglio empfing; der Hof hatte allezeit darauf gerechnet, daß Broglio Bayern halten könne, und hatte weitläufige Anstalten gemacht, ihn dort zu unterstützen.

Der erfahrene alte Maréchal de Noailles hat eine neue französische Armee, 70 000 Mann oder mehr, für diesen und verwandte Zwecke am Oberrhein versammelt (wovon später Ausführlicheres): Noailles hat, auf Befehl vom Hof, 12 000 Mann abgesandt, die nun auf dem Marsche sind, um Broglio zu verstärken; und der Hof hatte sogar schon die „Generäle und Stabsoffiziere für Broglios bayrische Armee ernannt" und viele durch Beförderungen erfreut, die nun zu Rauch wurden [2]!

Versailles muß jedoch den Befehl erlassen, er möge heimkommen. Befohlen oder nicht, Broglios Posten gehen alle auf und davon, explodieren wie ein Lauffeuer; Broglio stürzt über Hals und Kopf gen Donauwörth, gen Ingolstadt, seinen Waffenplatz; ist nun gern bereit, sich mit Seckendorff zu vereinigen, aber unfähig, etwas zu vollbringen, nachdem sie vereinigt sind. Dem polternden Broglio gehen Fassung und Festigkeit ab; er explodiert in diesem Lauffeuer seiner Posten wie ein entzündbarer Körper und wird ein bloßer Wirbelwind flammender Gase. Der alte näselnde Seckendorff, zu Mißerfolgen in seinen alten Tagen geboren und nur stark in der Behutsamkeit, kann dies Lauffeuer nicht löschen noch ihm Einhalt tun. Broglio poltert, schilt, tobt; Seckendorff kommt zu offenem Zwiespalt mit ihm, wozu er Anlaß genug hatte: ‚Jarnibleu, welch ein faselnder Wirbelwind von einem Maréchal; nichts

[1] Espagnac S. 188.
[2] Espagnac I. 190.

als flackernde Flammen und Ruß!' — und ist hauptsächlich darauf bedacht, seine eigene Haut und die seiner armen Bayern heil zu halten.

Der unglückliche Kaiser hat sich wieder von München weg nach Augsburg geflüchtet; kann aber unter diesen Umständen auch da nicht weilen. Wird er wieder zu Bankerott und Mietwohnungen nach Frankfurt zurückkehren — oder gar sich der britannischen Majestät, dessen Kriegsheer nun dort liegt, in die Arme werfen müssen? Jene zornigen Weissagungen gegen Broglio in Schloß Wolnzach sind so bald zugetroffen! Und welch eine Stütze in der Not sind Broglio und die Franzosen. Genug, der arme Kaiser reist nach trübseligem „am 25. Juni in Augsburg abgehaltenem Kriegsrat" folgenden Tags wieder nach Frankfurt — wo könnte er sonst hin? Der britannischen Majestät Absichten, so sagen ihm Freunde, sagt ihm namentlich Freund Wilhelm von Hessen, seien hochherzig: er wünsche den Frieden Deutschlands, sei nur gegen die Franzosen feindselig. Der arme Karl begab sich am 26. Juni auf den Weg — und wird bei seiner Ankunft oder noch früher Neuigkeiten zu hören bekommen.

Am selben Tage, dem 26. Juni, hatte, wie es sich fügte, auch Broglio seine Bündel geschnürt; hatte seine Besatzung in Ingolstadt, eine Besatzung in Eger zurückgelassen und setzt bei Donauwörth über — er muß den Marlboroughschen Schellenberg passieren — hastig dem Rhein und dem Ende dieses schlimmen Handels zueilend [1]. Unterwegs, ich glaube schon in Donauwörth, begegneten ihm Noailles' 12 000 ohne Ahnung von diesen rückgängigen Ereignissen auch sie sollen wieder machen, befiehlt Broglio und eilt immer dem Rhein zu. Und am selben Tage dieser Überfahrt bei Donauwörth und der Abreise des Kaisers nach Frankfurt verträgt sich Seckendorff — zu Niederschönfeld (einem alten Kloster unweit der Stadt Rain, in jener Gegend) nun da der Kaiser fort und in Sicherheit ist — mit Khevenhüller und Prinz Karl: ‚Wollen ruhig, als eine bloße Reichsarmee, fast als Truppen des schwäbischen Kreises, drüben in Wembdingen, in besagtem Kreise, liegen und uns strenge neutral verhalten, wenn wir nur zu leben bekommen [2]!' Seckendorff schließt seine Konvention am Tag darauf, 27. Juni, ab — ein Tag, der anderwärts ein denkwürdiger Schlachttag ist, wie wir sehen werden.

Broglio marschierte in fünf Divisionen (du Châtelet, arme Seele, in der zweiten Division, die der Graf von Sachsen führt) [3]: immer in fünf Divisionen, hurtig, einen halben Marsch auseinander, durch das Württemberger Land — verlor viel Gepäck, viele Nachzügler; Tolpatsche in großer Menge umschwärmen ihn unablässig, und Prinz Karl folgt stetig, ebenfalls rheinwärts, wenige Märsche hinter ihm drein. Da nimmt er böse Vorzeichen mit auf die Heimkehr! ‚Aber hat man je einen besser geführten Rückzug gesehen?' denkt Broglio bei sich: das ist doch wenigstens ein tröstlicher Umstand.

Also auf diese Weise hat sich das bayrische Problem gelöst. Die ungarische Majestät ließ sich in diesen Wochen in Prag krönen: „Königin von Böhmen, ich, nicht ihr — im Angesicht des Himmels und der Erde [4]!" und reinigte ihr Böhmen, mit einiger Strenge (heißt es), von fremden Verunstaltungen, verräterischen Willfährigkeiten usw., die vorgekommen waren. Den bayrischen Kaiser, falschen König von Böhmen, und den

[1] Adelung III. b. 152.
[2] Das. III. b. 153.
[3] Espagnac I. 198.
[4] Gekrönt am 12. Mai 1743 (Adelung III. b. 128); „die Nachricht von Prinz Karls Einnahme von Braunau" (dem Anbeginn all dieser Erfolge) „war an demselben Morgen eingetroffen."

Broglio mit seinen Franzosen und der ganzen böhmisch-bayrischen Frage samt und sonders eiligst rheinwärts rollen zu sehen, Prinz Karl hart auf ihren Fersen — welch eine Genugtuung für die hohe Frau!

Die britannische Majestät hat das Schwert wirklich gezogen und ist mittlerweile als „Pragmatische Armee" nach der Gegend von Frankfurt marschiert, bereit zum Schlagen oder Vertragen.

Zu dieser schönen Reihe von Ergebnissen kommt noch, daß, gleichzeitig mit ihnen, Seine britannische Majestät, in diesem dritten Versuche erfolgreich, wirklich vom Leder gezogen hat; sein Schwert ist endlich förmlich blank und bloß, und er fuchtelt damit seit vergangenen März fürchterlich in der Luft. Ja, er schmeichelt sich, in diesem laufenden Monat Juni einen beträchtlichen Hieb damit geführt zu haben. Wovon wir, wenngleich ungern, nun doch einige Notiz nehmen müssen.

Die Sache ist die, daß, nachdem Stair die Holländer nicht in die Höhe richten konnte und unser schnaubender britannischer Heldenmut sich infolgedessen wieder legen mußte, Carteret denn doch damit zustande gekommen ist: Carteret eilte selbst in jener Krise hinüber, ein feuriger emphatischer Mann und erster Minister[1] — „der sich bemüht, Seiner Majestät Laune nachzugeben!" sagten seine Feinde. Allerdings; aber dabei handelte er doch auch nach einiger trüber Überzeugung (sagt das Faktum) und ging mit großen Gedanken um: Friedrich auf die Sache der Freiheit herüberzubringen, den Franzosen einmal eine Lektion zu geben usw. Indem Carteret aus allen Kräften zog, „ziehet, ziehet, hebt!" — und ohne Zweifel von jenen Maillebois-Broglioschen Ereignissen in Böhmen unterstützt wurde — brachte er die Hochmögenden wirklich auf die Beine; zwar blieben sie noch immer in etwas wackliger, schiefbeiniger Positur, aber sie versuchten doch fest dazustehen. Das heißt, die Hochmögenden verstanden sich dazu, in der Sache der Freiheit mit uns zusammenzugehen; sie wollen nun Ihrer ungarischen Majestät wirkliche Hilfsgelder zahlen (im Verhältnis von zwei zu unseren drei) und wollen, sobald als menschenmöglich, 20 000 Mann zu unseren von widrigem Winde aufgehaltenen 70 000 stoßen lassen — welche letzteren nun unter dem Namen „Pragmatische Armee" sofort gen Frankfurt marschieren und gegen Franzosen und sonstige Feinde der pragmatischen Sanktion losschlagen sollen. Dem hatte Noailles bereits lange entgegengesehen und sich in jener Mittelrheingegend emsig darauf gerüstet.

Also erhob sich die Pragmatische Armee — Stair und seine Engländer kommen zum größten Teil aus Gent, wo das langweilige Hauptquartier gewesen war, die Hannoveraner und Hessen kommen, wir wollen vergessen woher — und zieht, vom 1. März ab, nachdem eine Anzahl

[1] Kam „den 5. Oktober 1742" im Haag an (Adelung III. a. 294).

Österreicher aus Luxemburg (in Gesellschaft unseres alten Freundes Neipperg) zu ihm gestoßen sind, in größeren und kleineren Abteilungen rheinwärts[1]. Sie überschreiten den Rhein an drei passenden Punkten; von da aus geht es, das östliche Ufer entlang, auf Frankfurt zu und gegen die Noailles-Broglioschen Operationen in dortiger Gegend. Die Engländer setzten „Ende April bei Neuwied" über (falls jemand das zu wissen wünscht), „unter Lord Stairs persönlicher Aufsicht". Lord Stair hat viel zu tun gehabt, ein sehr geschäftiger Mann: er ist oberster Befehlshaber der Pragmatischen Armee bis zur Ankunft Seiner britannischen Majestät. Aus der Asche der alten Zeitungen lassen sich die Hauptstationen und Einzelheiten dieses erstaunlichen Kriegszuges heraussichten, aber sie verdienen meistens, wieder hineingeworfen zu werden. Entsetzliches Wetter auf dem Marsch, nichts als Boreas und eisige Stürme; an manchen Stellen zwei Fuß tiefer Schnee; der Rhein sehr angeschwollen, als man dahin kommt.

Der österreichische Obergeneral — der in Wiesbaden liegt und sich mit Stair berät, während die Engländer über den Rhein gehen — ist der Herzog von Aremberg (Vater des Fürsten von Ligne oder „Fürsten der Gecken", wie einige ihn nennen): militärische Geschicklichkeit besitzt er wenig oder keine; aber Neipperg soll mit Rat, so gut er ihn geben kann, beigestanden haben. Mit den Hessen gab es einige Schwierigkeit; der Landgraf Wilhelm, der Mitleid mit dem armen Kaiser hat und ihn gern wieder in Frankfurt gesehen und die britannische Großmut für ihn in Anspruch genommen hätte, trug Bedenken. „Nach Frankfurt, sagt ihr? Wir können nicht gegen den Kaiser fechten!" — und man mußte sie eine Zeitlang zurücklassen; aber sie kamen endlich doch nach, wenn auch, wie es sich fügte, zu spät zum Handeln. General dieser Hessen ist Prinz Georg von Hessen, der würdige korpulente Herr, den Wilhelmine letzthin bei den Frankfurter Festlichkeiten traf. Georgs älterer Bruder Wilhelm ist seit langem Verweser oder Vizelandgraf und ward nach sieben oder acht Jahren, wie man erwartet hatte, wirklicher Landgraf (als der alte König von Schweden kinderlos starb) — von diesem Wilhelm werden wir in Hanau (einer ihm gehörigen Stadt in jener Gegend) und vielleicht flüchtig sonst noch im Verlauf dieser Geschichte hören: ein dicker, biederer Mann auch er; vermutlich etwas cholerisch; hat auch Verdruß im eigenen Hause. Sein ältester Sohn, mutmaßlicher Erbe von Hessen, hat, daß ich die Leser daran erinnere, eine englische Prinzessin zur Gemahlin, die Prinzeß Maria, König Georgs Tochter, die er vor zwei Jahren heiratete. Dies, zusammen mit den Hilfsgeldern, ist sicherlich ein Grund zur Eintracht — wiewohl auch hier Mißhelligkeiten entstehen können. Lange nach diesem, als der älteste Sohn, zu Papas Entsetzen, katholisch wurde (der törichte Mensch) — erhob

[1] „18. Februar", a. S. (Alte Zeitungen).

sich in der Welt noch anderer Lärm über Hessen und seine Landgrafen. Von dem guten Prinzen Georg, der ohne Zweifel den Kriegsberatungen beiwohnte, aber vermutlich wenig sprach, hoffen wir nichts weiter zu hören.

Von Neuwied nach Frankfurt hat die Pragmatische Armee nur wenige Tagemärsche, in gerader Linie sind es keine zwölf Meilen. Frankfurt selbst, als Reichsstadt, durfte sie nicht betreten. Stadt und Land habe nichts von seiner Armee zu befürchten, schreibt Stair an den Magistrat: „Wir kommen als Retter, Friedensstifter, sind nur feindselig gegen eure Feinde und Ruhestörer; wir wissen, was Kriegszucht ist, und kennen die Reichsgesetze, und es soll alles mit barem Gelde bezahlt werden[1]." Im übrigen sind sie nicht in Eile. Sie zögern den ganzen Monat Mai hindurch in jener Frankfurt-Mainzer Gegend, Noailles und seine Bewegungen, wenn er welche machte, nicht außer acht lassend, hauptsächlich aber beschäftigt mit Proviantsammeln: sie legen mit Schwierigkeit ein Magazin in Hanau an. Was sie mit ihrem „Hierherkommen eigentlich wollten oder wollen, fragt das Publikum allenthalben. „Nach den Donauländern gehen und Broglio zwischen zwei Feuern einschließen?" Das ist Stairs hübscher Plan gewesen und war es noch; aber Aremberg hatte ihn nicht gebilligt. Aremberg ist, wie es scheint, geneigt, Stair zu opponieren — und es entstehen Unsicherheiten in dieser Pragmatischen Armee: sicher ist bisher nur das Magazin in Hanau. Und im geheimen war es, wie sich später zeigte, mit der unmittelbaren und wirklichen Bestimmung dieser Pragmatischen Armee abgesehen — auf das Mainzer Domkapital und eine Wahl, die dort im Gange war.

Der alte Kurfürst von Mainz hatte nämlich gerade das Zeitliche gesegnet, und es war ein neuer „geistlicher Kurfürst" durch die dortigen Domherren zu erwählen. Kurmainz ist Reichskanzler, eine wichtige Person in der Führung der Reichsgeschäfte, und darum sollte es — durchaus nicht des Kaisers jüngerer Bruder werden, wie die Franzosen und der Kaiser vorschlugen; sondern ein österreichisch gesinnter Mann — sagen wir, der mainzische Domkustos, Graf von Ostein, der vor kurzem Gesandter in London war, und von dem die vornehme Gesellschaft weiß, was an ihm ist: nicht viel von einem Erzbischof, von einem geistlichen Herrn oder Oberherrn bisher; aber er war fähig, dazu gemacht zu werden — wäre die pragmatische Armee ihm zur Seite! Das war die Angelegenheit, die die pragmatische Armee hierher oder wenigstens so frühzeitig und mit noch unreifen Plänen hierher geführt hatte. Und sie ward auch mit vollkommenem Erfolg gekrönt, ihr Ostein ward nach Wunsch gewählt[2]: ein neuer Kurfürst von

[1] Der Brief selbst, in kurzgefaßtem magnanimen Stil, in Campagnes de Noailles I. 127: Datum „Neuwied, den 26. April 1743" (Adelung III. b. 114).

[2] „21. März 1743" Mainz erledigt; „22. April" Ostein erwählt (Adelung III. b. 113, 121).

Mainz — dessen Gesinnung und Handlungen in der Folge sehr an den Tag traten und schon binnen kurzem wichtig wurden. Dies ward allezeit als ein Resultat des pragmatischen Feldzuges Seiner britannischen Majestät angeführt — freilich meinen einige, es sei genau gerechnet das einzige gewesen. Doch das war durchaus nicht Seiner Majestät eigene Meinung.

## Friedrich erhebt Vorstellungen gegen die Pragmatische Armee, aber umsonst; er bemüht sich auf mannigfache Weise, diesen Krieg zu löschen: mittels „Union unabhängiger deutscher Fürsten", mittels „Reichsmediation" und sonstwie. Alles umsonst.

Friedrich hatte zeitig bei Seiner britannischen Majestät höflich, aber mit Nachdruck angefragt: „Was in aller Welt eine solche Invasion des deutschen Reiches, das Einführen fremder Truppen in das Reich auf diese unbefugte Weise, bedeuten solle." Darauf hatte Seine britannische Majestät geantwortet, wir wollen nicht fragen, mit was für vagen Wortargumenten, aber mit einem Blick, den wir uns denken können! Friedrich beharrte darauf, es eine Invasion des Reiches zu nennen, und sprach anfangs geradezu von Widerstand durch eine Reichsarmee (zu der er 30 000 oder sogar 50 000 Mann brandenburgischer Truppen stellen wolle); da sich aber das arme Reich nicht rührte und die britannische Majestät nicht nachgab, mußte sich Friedrich vorderhand mit Protesten begnügen[1].

Friedrichs Anstrengungen, einen Frieden zustande zu bringen oder wenigstens die Verwirrung zu mindern, nicht zu vermehren, sind nun vergessen; der Gedanke daran ist lästig, da sie nichts fruchteten; aber sie waren unablässig und eifrig, wie die eines Mannes, der bemüht ist, das Feuer zu löschen, das in seiner Straße noch wütet und dem er selber eben entkommen ist. „Könnte man etwa das Reich dazu aufrütteln, diesen bayrisch-österreichischen Streit zu schlichten?" dachte Friedrich fortwährend. Er gab sich nach dieser Richtung hin viel ernstliche Mühe, wünschte die Aufstellung einer Reichsmediationsarmee, „zu der ich selbst 30 000, nötigenfalls 50 000 Mann stellen will". Das Reich, ach Gott! Das Reich ist ein zum Sterben hingesunkener Gaul — es nützt nichts, das Reich zu spornen; es kann monatelang auf Friedrichs Vorschlag (obschon die Frage nichts weniger als neu und „bereits seit zwei Jahren auf dem Tapet war") nicht einmal zu dem Reichsgutachten kommen: „Man könnte, nach reiflicher Überlegung, unter Umständen, allenfalls versuchen zu vermitteln"; und was

[1] Friedrichs Vorstellungen von Georgs Antwort in Adelung IV. b. 94 (Datum: „März 1743"); das Datum von Friedrichs erstem Anregen der Sache ist: „Januar 1743" und früher (das. S. 37, S. 8 usw.).

eine Reichsmediationsarmee oder irgendwelchen praktischen Schritt betrifft[1] — !

„Ist es nicht die Sache Deutschlands, die Sache sämtlicher deutscher Fürsten, daß der Friede hergestellt werde?" denkt Friedrich. „Eine Union der unabhängigen Reichsfürsten, die den Frieden empfiehlt, ja, ihn sogar mit der Hand am Schwertgriff befiehlt: das wäre die richtige Art, einen Friedensvertrag herbeizuführen!" denkt er immer. Und gibt sich viel Mühe mit diesem Plan, der, wie wir finden, der Kern seiner mannigfaltigen Anstrengungen in dieser Sache war und bleibt. Ein bemerkenswertes Faktum. Bei langem Untersuchen jener traurigen Imbroglios Dryasdusts, wo jedes lebendige und wichtige Stücklein überhäuft liegt von dem Wust des Toten und Nichtigen, kommt endlich dies Faktum zutage; und die Leser mögen es sich merken, denn es wirft Licht auf Friedrichs jetziges und späteres Verfahren. Es ist dies eine fixe Idee Friedrichs, dies „Unieren" der deutschen Fürsten, wenn die gemeinschaftliche Gefahr überhandnimmt, und sie ist gegenwärtig sehr lebhaft in ihm. Er will selbst freudig an die Spitze einer solchen Union treten, darf aber für sich allein nichts wagen[2].

Wie das Reich antwortete, als es mit solchem Nachdruck in der Sache aufgefordert ward, das haben wir gesehen! Späterhin versuchte es Friedrich mit dem schwäbischen Kreis (Hauptschauplatz jener österreichisch-bayrischen Schlägereien), der, wie die übrigen Kreise, sein besonderes Direktorium und seine Kreisstände hat und eine politische Einheit von irgendeiner Art vorstellen will. „Könnte nicht der schwäbische Kreis, oder der schwäbische und fränkische vereint (als deren P r o t e k t o r man sich alsdann erklären könnte), ihre eigene Mannschaft, sagen wir etwa zwanzigtausend Mann, an ihren Grenzen aufstellen und alle kriegführenden und tumultuarischen Personen: Franzosen, Bayern, Engländer, Österreicher, entschieden davon abweisen?" Von dem Reich im Stich gelassen, hatte

[1] Die Frage war zuerst „im August 1741" vom Kaiser selbst angeregt worden; „11. März 1743", nach Friedrichs Anerbieten, betrieb er sie aufs neue; „17. Mai 1743", „man könnte allenfalls versuchen; jedoch" — oder man vernehme den genauen Wortlaut:

„Nachdem man in allen 3 Reichs-Collegiis die den 16. Mai, 13. August, 7. und 24. September verflossenen Jahres durch öffentliche Dictatur Statibus mitgetheilet, Höchstvenerirliche Kaiserliche Commissions-Decreta durch ordentlichen Vortrag in behördliche Berathschlagung gezogen: so ist nach der Sache reifer Überlegung, und Erwägung aller vorkommenen besondern Umstände dahin gehalten, und geschlossen worden, daß, gleichwie man all dasjenige, was zur Herstellung der Teutschen allgemeinen Ruhe, und Vereinigung der im Krieg befangenen, Höchst- und hohen Theile ersprießlich, und gestalten Dingen nach thunlich, beizutragen erbietig: also von Rechtswegen mit Zutritt und Einverständniß derer beiden Seemächte wegen ihrer Concurrenz (weshalben mit ihnen vorläufig zu correspondiren) erhaltenen Versicherung auf dienliche Art und Weise wirklich anzugehen, um das weitere demnächst circa quaestionem quomodo, als sonst berathschlagen, und resolviren zu können, wo inzwischen ein so anderer Kreis und Stand des Reichs seine per pacta oder sonst eingegangene und beobachtete Neutralität sich vorbehält." (H e l d e n g e s c h i c h t e, II. 864.)

[2] Vgl. Adelung III. a. und b. a. a. O.; Valory I. 178 usw.

Friedrich diesen kleineren Plan aufgenommen und sich auch mit diesem viel Mühe gegeben — wie wir vielleicht in der Folge noch sehen werden. Aber es war alles umsonst. Auch der schwäbische Kreis ist ein sterbender Gaul, all diese Gäule sind tot oder im Sterben.

Friedrich hat natürlich viel über die Friedensbedingungen nachgedacht, die eine vermittelnde Partei anbieten könnte. Der Kaiser hat sein Bayern verloren: er ist jedoch Kaiser und muß als solcher gesicherte Einkünfte haben. Entschädigungsforderungen, Gelüste, Territorialansprüche, deren wird es genug geben! All das ist eine Welt von schwebendem Dunst, Begehrlichkeit, Zorn, müßigen Ansprüchen; aber in ihrem Inneren ist wirklich Notwendiges, dem Rechnung getragen werden muß, wenn die Sache je ausgeglichen werden soll! Friedrich sieht deutlich diese österreichisch-bayrische Notwendigkeit der Entschädigungen und des dazu erforderlichen Ländergebietes. Aber wo es hernehmen?

Vergangenen Januar hatte Friedrich nach ernster Erwägung des Gegenstandes wohl einen hellen Einfall gehabt: nämlich die Säkularisierung jener sogenannten souveränen Bistümer, österreichisch-bayrisch der Lage und Natur nach, Passau, Salzburg, Regensburg, müßige reiche Territorien mit absurden, nicht nützlichen Funktionen. Aus ihnen könnten Entschädigungen für alle Beteiligten ausgeschnitten werden. Diesen Gedanken ließ er durch verborgene Kanäle dem Baron von Haslang, bayrischem Gesandten in London, beibringen, wo er bald keimte und reifte — er ward eines Abends dem Lord Carteret in seinem eigenen Hause in zwei höchst kunstvollen Formen offiziell vorgelegt — und setzte alle diplomatischen Perücken in Bewegung[1]. Eine Zeitlang war er auch gar nicht so hoffnungslos, bis das Gerücht davon in die orthodoxen Geister und in die Zeitungswelt drang und einen Spektakel in jenen Monaten anrichtete, wie er selten da war. „Säkularisieren, ha! da sieht man, wes Geistes Kind ihr seid, und was dieser Kaiser, mit dem wir da beglückt worden sind, in religiöser Hinsicht wert ist." So daß Kaiser Karl alles platt ableugnen mußte: „Weiß kein Wort davon!" Sogar Carteret mußte, aus Höflichkeit, leugnen, und erst recht, aus fürchterlichen Gründen, mußte es Haslang tun: „Nicht im Traum ist mir so etwas eingefallen!" — und ließ sich von Carteret ein zweideutiges Zeugnis ausstellen, das simple Leute so auslegen konnten[2].

Nur flüsternd ward Friedrichs Name mit diesem sauberen Plane in Verbindung gebracht, und alle Teile waren froh, daß er bald wieder vertuscht wurde. Ein heller Einfall; war aber ein Jahrhundert zu frühe gekommen. Weiter unten wird seinerzeit von anderen Unterhandlungen Carterets mit Kaiser Karl die Rede sein, die als „Hanauer Konferenzen" berühmt wurden und fast zu einem Vertrage geführt hätten, es aber doch nicht taten. Und dann werden wir von einem berühmten Carteretschen

[1] Adelung III. b. 84, 86, „Januar bis März 1743".
[2] Carterets Brief (das. III. b. 90).

„Wormser Traktat" zu reden haben, der kurz nach dem Mißlingen des vorigen in derselben Gegend zustande kam. Denn beide Verträge, der zustande gekommene sowohl als der mißratene, waren für unseren Friedrich unendlich interessant.

Friedrichs eigene auf Friedensvermittlung gerichtete Bemühungen und Betreibungen (daß das Reich vermitteln und eine „Mediationsarmee" aufstellen solle; daß eine „Union schwäbischer Kreise" es tun solle; daß dieser und dann jener es tun solle), die er in Regensburg und anderswo, an allen geeigneten und einigen ungeeigneten Stellen machte, waren und blieben ernst, unermüdlich, aber ohne Resultat. Wie das Spornen von Pferden, die wirklich schon eine Zeitlang tot sind! Kein Leser wünscht die Details davon zu wissen, obschon das Faktum selbst in Erinnerung behalten werden muß. Deshalb begnügen wir uns mit flüchtiger Andeutung um Friedrichs willen und lassen, da der Schauplatz der Begebenheiten uns erwartet — jene schattenhafte hypothetische Region im Hintergrund liegen wie einen Wald, dessen volles Laub und viele Zweige und Äste sich wirklich die Mühe geben, dort zu sein, wennschon wir ihn auf diese summarische Weise abfertigen müssen.

# Fünftes Kapitel / Die britannische Majestät schlägt ihre Schlacht bei Dettingen und wird gewissermaßen der oberste Jupiter von Deutschland

Die britannische Majestät kam mit Yarmouth und dem kriegerischen Prinzen von Cumberland am 15. Mai in Hannover an, wohin Carteret bald aus dem Haag nachfolgte[1]: eine Majestät, die nun auf Kampf oder Vertrag gleich vorbereitet ist; eine Art irdischer Jupiter, Schiedsrichter der Völker oder siegreicher Herkules der Pragmatischen Armee, der erhabene kleine Mann. Zu Herrenhausen hat er eine schöne Zeit, grandios figurierend, mit Wilhelm von Hessen und anderen unterhandelnd, seine Pragmatische Armee aus der Ferne befehligend: und dann zuletzt, etwas hastig aufbrechend, vollbrachte er — es ist wohlbekannt, welche etwas rätselhafte Kriegstat er vollbrachte, wenigstens ist ihr Name wohlbekannt! Nachstehend soll ein rauher, aus den wirren Erzählungen zusammengetragener Bericht englischen Lesern zuliebe hier eine Stelle haben:

Die Schlacht bei Dettingen.

Nach etwa fünf gemächlichen Wochen in Herrenhausen verließ Georg II. (nun ein Greis von sechzig Jahren) mit seinem kriegerischen feisten Jungen, dem Herzog von Cumberland, und seinem Hauptdiplomaten, Lord Carteret, etwas hastig jenen angenehmen Aufenthalt, um sich nach dem Kriegsschauplatz zu begeben. Rasch reisend gelangten sie nach der Gegend von Frankfurt, nach Hanau am 19. Juni; von da, immer mainaufwärts, vier oder fünf Meilen weiter hinauf, nach Aschaffenburg — wo die Pragmatische Armee, nach einigem gefährlichen Manövrieren auf dem anderen oder südlichen Ufer des Flusses, seit einigen Tagen lagerte und eine bedenkliche Stellung innehat. Dahin ist Seine Majestät in eigener Person geeilt. Und fürwahr, wenn Seiner Majestät Kopf irgendwelchen guten Rat in sich trägt, der ist hier eben jetzt sehr vonnöten.

Führer und Leute waren des langen Zauderns und des müßigen Aufenthalts bei Frankfurt den ganzen Mai hindurch überdrüssig und sind endlich an das wirkliche Geschäft gegangen — mit mehr Mut als Überlegung, fürchtet man. Sie sind etliche 40 000 oder 44 000 Mann stark: Engländer 16 000, Hannoveraner in gleicher Zahl und Österreicher (der Theorie nach 20 000) in Wirklichkeit etwa 12 000 oder sogar bloß 8000: alle von England bezahlt. Hanau ist ihr Magazin; sie haben eine Nachhut von 12 000 Mann (die 6000 Hessen und 6000 frische Hannoveraner), die endlich wirklich

[1] Biographia Britannica (von Kippis, § Carteret) III. 277.

marschieren und bald eintreffen werden. ‚Vorwärts' riefen die Führer (rief hauptsächlich Stair, glaubte man): ‚Soll der ganze Sommer zwecklos verstreichen?' — Und so kamen sie bis hierher den Fluß hinauf, nicht gerade auf die überlegteste Weise.

Was die Pragmatische Armee vorhat? Das ist und war eine große Frage für die ganze Welt, namentlich für Noailles und die Franzosen, erst recht aber für die Pragmatischen selbst! ‚Nach Lothringen marschieren?' denken die Franzosen: ‚Nach dem Elsaß vorgehen und es uns im Interesse Ihrer ungarischen Majestät entreißen' — gestohlenes Gut, das in der Tat in einem gewissen Sinne dem Reich und ihr gehört! Das Elsaß mit seiner Festung oder Burg an der Straße (Straßburg), von Ludwig XIV. dem Heiligen Römischen Reich auf eine unvergeßliche Weise entwendet, wirklich geraubt, gleichsam durch Straßenraub oder durch eine Kombination von Straßenraub und Advokatenkniff von seiten jenes großen Monarchen. Nach ‚Straßburg? nach Lothringen vielleicht? Oder etwa nach den drei Bistümern?' (Metz, Toul, Verdun — die Leser erinnern sich jener Belagerung von Metz, die das große Herz Karls V. brach, der mit 50 000 Mann gegen Guise und die eindringenden Franzosen sechs Wochen lang unerhört wütete und feuerte, so daß der Schall seiner Kanonen in den Winternächten vor dreihundert Jahren in Straßburg gehört wurde — aber umsonst; der große Kaiser mußte unter Tränen die Belagerung von Metz aufheben und seiner Wege ziehen; er lächelte nicht wieder in dieser Welt; Metz, Toul und Verdun aber sind seitdem französisch geblieben) — ‚Nach den drei Bistümern, leicht möglich!'

‚Oder aber sie mögen auch nach der Donaugegend wollen, wo Broglio wie eine Zeile hingestreuten Pulvers in die Luft geht; vielleicht wollen sie im Einverständnis mit Prinz Karl Broglio zwischen zwei Feuern einschließen?' Danach sieht es noch am meisten aus. Und hätte man im voraus für Verpflegung und Anstalten zu einem solchen Marsch gesorgt, so wäre dies vielleicht das am leichtesten Ausführbare gewesen; nach meinem Dafürhalten hegte man auch irgendeine wilde Hoffnung, es ohne Verpflegung oder Vorsorge zu tun. Dies war es wohl, was die Pragmatischen nach ihren gegenwärtigen Quartieren in Aschaffenburg gebracht hat, die bis zum heutigen Tage für den militärischen Verstand ein Rätsel sind.

Zeitig im Frühjahr hatte die französische Regierung Noailles mit 70 000 Mann ausgerüstet, damit er die Rhein-Mainlande abpatrouilliere und bewache. Was er auch wachsam getan hat — in der letzten Zeit auf dem südlichen oder linken Mainufer postiert — er ist besonders wachsam seit dem 14. Juni, dem Tage, an dem die Pragmatische Armee bei Höchst über den Main ging und ihm auf seiner Südseite des Flusses die Schlacht anbot. Noailles — obgleich sein Heer (noch immer 58 000, nach jener Absendung von 12 000 Mann an Broglio) bei weitem das stärkere war — wollte lieber nicht kämpfen; zog vor, dem Feinde die Lebensmittel abzuschneiden, seine Flußschiffe, Proviantzufuhren von Hanau wegzunehmen und ihn durch Hunger, als die billigere Methode, zu bezwingen. Der feurige Stair ward durch den entschiedenen Widerspruch seiner deutschen Kollegen, namentlich des Herzogs von Aremberg, gehindert, eine Schlacht auf diese hitzige Weise zu erzwingen. ‚Wir Österreicher lassen uns ein für allemal nicht darauf ein', sagte Aremberg zuletzt und zog sich mit den Seinen wieder über den Fluß zurück oder wollte es tun. So daß Stair in der schlimmsten Laune ebenfalls gezwungen war, wieder über den Fluß zu gehen; nun liegt er in Aschaffenburg, der traurigen anderen Möglichkeit ausgesetzt, nämlich knapper Kost, die bald in Hungersnot enden wird, wenn diese Ratschläge die Oberhand behalten.

Stair und Aremberg sind in ihren Ansichten nicht einig, und es scheint auch keiner den absoluten Oberbefehl zu haben. Außerdem herrscht Zwist und Eifersucht zwischen den hannoveranischen und englischen Truppen — und dabei ist es schrecklich ungewiß, ob ein hoher Grad von Verstand über diese 44 000 Krieger präsidiert, der sie zu etwas führen kann, oder ein niederer Grad, der sie nur zu nichts führen kann! — Die Schuld wird gänzlich auf Stair geschoben; er sei ‚zu hitzig' gewesen. Wohl möglich zu hitzig. Wohl aber ist es auch möglich, daß selbst ein gesundes militärisches Urteil

in einer solchen unaussprechlichen Pfütze kollidierenden Unverstandes Hitze und ungestümen Mut für das einzige Aussichtsreiche gehalten hätte. Ja, wären die 44 000 alle ebenso hitzig wie Stair und seine Engländer gewesen, wer weiß, ob nicht Glück und furchtloses Zuschlagen ihn begünstigt hätten, wie Geschicklichkeit es unter den traurigen bewandten Umständen nicht vermochte! Stairs Plan war: ‚Schlagt Noailles, so habt ihr alles erreicht: Lebensmittel, reiche neue Gegenden und alles übrige!' Stairs Plan hätte vielleicht gelingen können — wäre Stair Herr gewesen, ihn auszuführen; was er nicht war. Und Arembergs Plan, zu warten, bis die 12 000 eingetroffen seien und man Lebensmittel erhalten habe, entsprach der kriegswissenschaftlichen Doktrin und mochte viel für sich haben. Aber die zwei Pläne in einen zusammenfallen zu lassen — das war eine offenbar verderbliche Methode! Der hochherzige Stair hat niemals einem einsichtslosen Publikum oder Parlament gegenüber die mindeste Erklärung dafür gegeben; er hüllte sich in strenges Stillschweigen ein und nahm vornehm auf sich, was ihm beschieden war. Klar ist, daß die Pragmatische Armee bei Aschaffenburg am Sonntag, dem 16. Juni, wieder herübergekommen war; und dort fand sie Seine Majestät am folgenden Mittwoch, fand ihre beiden sich gegenseitig aufhebenden Pläne tödlich ineinander aufgegangen, eine pragmatische Armee in wahrhaft gefährlichen Umständen.

Die Engländer, die in und um Aschaffenburg selbst standen — Hannoveraner und Österreicher lagerten weiter hinab — hatten an der Aschaffenburger Brücke eine Batterie angelegt, in der Hoffnung, dadurch imstande zu sein, auf der anderen Mainseite zu furagieren. Hierauf hatte Noailles unverzüglich nahe an seinem Ende der Brücke eine von einem Gehölz gedeckte Redoute errichtet: „Keine Passage hier, meine Herren, außer in den Kanonenschlund!' — so daß dem Marschall Stair, als er nach dieser Richtung regoknoszierte, „der Hut abgeschossen wurde", worauf er schnell zurücktritt. Ja, es dauert nicht lange, so schlägt Noailles bei Seligenstadt, anderthalb Meilen weiter unten, zwei Schiffbrücken über den Fluß; er kann so seine ganze Armee bei Seligenstadt hinüberbringen und verhindert dadurch jederlei Zufuhr von Hanau oder unseren Magazinen. — (Das denkwürdige kleine S e l i g e n s t a d t, wo Eginhart und Emma seit Karls des Großen Zeit der Auferstehung harrend ruhen, dies ist der Ort dieser Noaillesschen Maßregeln!) — Ferner erfahren wir, daß Noailles einen Posten vier Meilen den Fluß weiter hinauf (Miltenberg mit Namen) besetzt hat und keine Zufuhr aus Franken oder dem Neckarlande zu uns herabgelangen lassen will. Wir hatten vergessen, oder unser Z u s a m m e n f a l l e n von Plänen tat es, daß ‚eine Armee sich auf dem Bauch bewegt' (wie der König von Preußen sagt), und daß wir in dieser Gegend nichts zu leben haben!

So hat sich die unglückliche Tatsache herausgestellt, als die britannische Majestät eintrifft, und jedes Menschen Augen, wie flach sie auch im Kopfe stehen, können sie nun durchschauen. Eine fürchterliche Tatsache. Uneinige Generale verklagen sich untereinander; hungrige Soldaten lassen sich nicht vom Plündern zurückhalten: für die Pferde gibt es unreifes Korn in Menge; aber was gibt es für die Leute? Meine armen traditionellen Freunde von den Grauen Dragonern pflegten in späteren Jahren (wie ich gehört habe) Herzzerreißendes darüber zu erzählen! Da der Hunger drängt, wird Mannszucht unmöglich und auf die Länge sogar das Dasein. Georg versucht es, eher aus hartnäckiger Hoffnung als mit irgendeinem verständigen Plan oder Bestreben, noch eine Woche; findet aber nach wiederholt gehaltenem Kriegsrat, daß er es aufgeben und nach Hanau zurückgehen muß, wo seine Magazine sind. Mittwoch nacht, den 26. Juni 1743, hatte man diesen unvermeidlichen Beschluß ohne Widerrede gefaßt, und Donnerstag früh um ein Uhr setzt sich die Armee (in zwei Kolonnen, die Österreicher voraus in guter Entfernung vom Fluß, die Engländer als Nachhut hart an diesem) in Bewegung, um besagten Beschluß auszuführen — wenn sie es vermag.

Wenn sie es vermag: aber das dürfte ein gefährlich schwieriges Geschäft werden, einem Noailles gegenüber, der heute und seit zehn Tagen in diesen traurigen Um-

ständen jeden eurer Schritte bewacht. Er soll Augen haben wie ein Luchs und große Kriegsgeschicklichkeit, nur sei er zu vorsichtig. Kaum ist die Armee aus Aschaffenburg heraus, so geht Noailles über die Brücke, nimmt diesen Posten — es gibt also für uns keinen Rückzug nach dieser Richtung. Der König, der mit der Nachhut marschiert, hat glücklicherweise einiges Geschütz bei sich und schlägt den Angriff, der sonst hätte ernsthafter werden können, im Rücken ab. Aber auch so spielen Kanonen über den Fluß herüber auf ihn. — Warum nicht rechts abbiegen und aus der Schußweite hinausgehen, fragt der Leser? Die Vorberge des Spessarts erheben sich hoch und bewaldet auf der Rechten, und an vielen Stellen kann man nur innerhalb der Schußweite marschieren. Noailles hat fünf wirksame Batterien an den verschiedenen günstigen Punkten auf seiner Seite des Flusses — und das ist noch nichts im Vergleich mit dem, was er in Dettingen auf uns warten hat, wo (ein wenig unterhalb des Ortes) seine Brücken sind! Noailles hat uns in einer vollkommenen Mausfalle, souricière, wie er es katzenartig nennt, und rechnet darauf, daß uns die Vernichtung in Dettingen ereile.

Dettingen, eine kurze Strecke oberhalb jener Schiffbrücken bei Seligenstadt, liegt etwa vierthalb Stunden westlich (n o r d westlich, bedienen wir uns aber des kürzeren Ausdrucks) von Aschaffenburg; es ist ein armes Bauerndorf nahe am Main, auf unserer Seite. Ein vom Spessartgebirge herabkommender Bach verliert sich dort in den Main, nachdem er dort und weiter oben eine ziemlich tiefe Schlucht gebildet hat. Hauptsächlich auf dem westlichen oder rechten Ufer dieser Schlucht steht das Dorf mit seinen Scheunen und Schweineställen: auf beiden Seiten der Landstraße, die hier den Bach überschreitet und dicht nach dem vier Meilen entfernten Hanau führt — oder zurück nach Aschaffenburg und weiter nach Nürnberg und den Donauländern, wenn du beharrlich vorangehst. Außer der Landstraßenbrücke hat der Dettinger Bach keinen Übergang. Oberhalb des Dorfes, wo der Bach von den bewaldeten Höhen herabkommt, sind seine Ufer sehr sumpfig; namentlich das westliche Ufer, das sich eine ziemliche Strecke weit zu einem mit Büschen bewachsenen Moor ausdehnt. In diesem buschigen Moor ebenso wie an anderen Stellen in der Schlucht selbst, wo das Dorf mit seinen Hecken, Schweineställen, Gemüsegärten daran stößt — wird es wohl schlecht genug für eine Heereskolonne zu marschieren sein! Noailles hat, wie gesagt, ein wenig weiter unten zwei Brücken über den Main geschlagen, und die letzte seiner fünf Batterien beherrscht Dettingen von der anderen Seite. Sein Operationsplan ist folgender:

Über diese Brücken hat er 24 000 Mann zu Roß und zu Fuß unter seinem Neffen, dem ritterlichen Herzog von Grammont, hinübergeschickt: diese, mit entsprechender Artillerie, sollen das Dorf besetzen und sich links davon, an dem eben erwähnten Moor — hinter der Schlucht mit ihrem Bach und Gesümpf — in Schlachtordnung aufstellen, und eines sollen sie wohl beherzigen: daß sie sich nämlich ja nicht eher von der Stelle rühren, als bis die englischen Kolonnen gehörig in besagte Dettinger Bachschlucht hinein und durch die dortigen Hindernisse mehr oder weniger in Unordnung geraten sind. Ist ihre linke Flanke den Batterien des anderen Ufers ausgesetzt, und stecken sie in einem solchen Hohlweg, so läßt sich hoffen, daß sie in einer angreifbaren Situation sein werden. Auf die andere Seite der Schlucht sollen sie nimmermehr kommen. Wie vermöchten sie es, wenn Grammont seine Schuldigkeit tut?

Dies ist Noailles Plan; einer der hübschesten, der sich denken läßt, sagen Militärs — wäre nur die Ausführung entsprechend gewesen. Noailles hatte Aschaffenburg besetzt, sowie die Engländer heraus waren; er begleitet mit seinen Batterien jenseits des Flusses den englischen Marsch mit fortwährendem Kanonendonner, was sehr störend ist, und er sieht zuversichtlich eine reale Wahrscheinlichkeit vor sich, die britannische Majestät und ihre Pragmatische Armee zu fangen, es wäre denn, sie zögen es vor, auf dem Schlachtfelde zu bleiben. Seit weiland in den Caudinischen Pässen ist selten eine Armee durch schlechtes Glück und schlechte Führung in eine solche Enge hineingeraten — Tod oder bedingungslose Übergabe scheint ihre einzige Alternative zu sein.

So marschieren diese Engländer an jenem tauigen Morgen, Donnerstag, den 27. Juni 1743, während ihre linke Flanke von Kanonen bestrichen wird und ein solches Schicksal ihrer harrt, ohne, daß sie es ahnen — die Mehrzahl noch dazu mit sehr dürftigem Frühstück im Leibe. Aber sie besitzen eine schöne Eigenschaft, und der britannische Georg, wie sein ganzes Welfengeschlecht von Heinrich dem Löwen an bis herab auf unsere Tage, besitzt sie ein einem hohen Grade: sie lassen sich nicht leicht außer Fassung bringen, geraten nicht leicht in Furcht. In allen Welfenfürsten und überhaupt in germanischen Völkern jenseits wie diesseits des Kanals fehlt nie, wenn es darauf ankommt, das erforderliche unbewußte Fundament stummer Unbezwinglichkeit, mit Tiefen einer schlummernden Wut, die aber kaum gelöscht werden kann, wenn sie einmal erwacht. Eine Eigenschaft, die ihnen bei dieser Gelegenheit gut zustatten kommt; vielleicht wird sie sogar noch verstärkt durch ihre ‚Dummheit', durch das, was Nachbarn ihre ‚Dummheit' nennen — Mangel an müßiger Einbildung, müßiger Erregung, ja, Mangel selbst an Wissen ist jetzt gerade keine der schlimmsten Eigenschaften! Sie trampen vorwärts, kehren sich so wenig wie möglich an die Kanonen, wissen nicht, was vor ihnen ist, und hoffen nur, es möge Frühstück in irgendeiner Form sein, ehe der Tag sich zu Ende neige. Der Tag ist noch jung, kaum acht Uhr, als ihre äußerste Vorhut Dettingen besetzt, eine ganze französische Armee auf dem buschigen Moor dort in Reih' und Glied aufgestellt findet und mit dieser interessanten Neuigkeit zurückgaloppiert kommt! Hierauf Pause, vieles Beraten, endloses Hin- und Herschwanken, da die Sache verwickelt ist: ‚Kämpfen, ja doch, endlich einmal! Aber wie?' Der feurige Stair war rüstig bei der Hand; auch Neipperg, wird gemeldet, war nützlich mit Rat; Aremberg, denke ich mir, war nicht viel nutz.

Es folgten sechs Stunden schwierigen Aufmarschierens, Aufpflanzens von Feldstükken, von Gegenbatterien, Aufstellens und Wiederabänderns, Herüber- und Hinüberschiebens von Reiterei und Fußvolk. Noailles Kanonade hält dabei fortwährend an; die Engländer sind ihr noch immer stark ausgesetzt und stehen doch fest wie Steine, während der ritterliche Grammont, und mit besserem Grund die Engländer, diesen Präliminarien sehnlichst ein Ende wünschen. Das Entwickeln hier ist ein schwieriges Geschäft. Die Pragmatische Armee, so gegen die Abhänge des Spessarts geklemmt, hat keinen Raum und ist gezwungen, sich vom Fluß und von Noailles Kanonen w e g zubiegen; mußte sich in sechs, einige sagen in acht Linien aufstellen; Reiterei sowohl im Rücken als auf den Flanken des Fußvolks; unbefriedigend für das militärische Urteil: und ich glaube, sie war mit ihrem Aufstellen und Abändern nachmittags zwei Uhr noch nicht fertig — als der Feind heranstürmte und der Sache definitiv ein Ende machte. ‚Genug der Vorbereitungen, Messieurs les Anglais!' ‚Schon viel zuviel davon!' dachten Messieurs in grimmiger Erwiderung. Und es erfolgte ein wirklich wütender Stoß, Heer gegen Heer; das französische Rittertum (Maison-du-roi, schwarze Musketiere, die Blume ihrer Kavallerieregimenter) stürmte mit echt gallischer Wut auf ihre natürlichen Feinde ein — auf die Engländer nämlich, die, wie ich finde, hauptsächlich auf dem linken Flügel standen, Reiterei und Fußvolk, und hauptsächlich (die Österreicher und sie hauptsächlich) die Arbeit zu leisten hatten — leisteten sie auch mit Anstrengung, vom Glück unterstützt.

‚Grammont bricht Ordres! Dreimaltadelnswürdiger Grammont!' rufen Noailles und andere kummervoll die Hände ringend aus. Freilich! Grammont hatte sieben lange Stunden gewartet, und der Mut seiner Leute brannte die ganze Zeit über, brannte vielleicht nieder — ohne allen Nutzen. Grammont war mit natürlicher Ungeduld allmählich näher gerückt und ward am Ende vom Feinde beschossen und gereizt — setzte endlich mit seinem Maison-du-roi quer über jenen wichtigen Hohlweg und griff den Feind auf der anderen Seite an. ‚Die englische Infanterie aber gab ihr Feuer zu früh', und Grammont warf sie teilweise und brachte ihre Vorderreihen in Unordnung — und drang, vom Anblick dieser in Unordnung geratenen Vorderreihen unwiderstehlich entflammt, immer mehr gegen sie vor, ließ es zur völligen Schlacht kommen,

indem er seine Infanterie gleichfalls heranrücken ließ: ‚Führen wir es zu Ende, da wir einmal angefangen haben!‘ — nahm dem Feinde eine Kanone weg und verrichtete noch andere Heldentaten.

So wütend war dieser sein erster Anfall! „Maison-du-roi bedeckte sich auf eine kurze Weile mit Ruhm“. „Maison-du-roi warf drei Linien des Feindes (drei, nicht „fünf“); brach an einigen Stellen wirklich durch; an anderen „vermochten sie es nicht, sondern galoppierten die Front entlang“. Drei ihrer Linien: aber die vierte Linie ließ sich nicht werfen, im Gegenteil, diese Österreicher und Engländer) drang mit stetigem, immer heißer werdendem Feuer vor: von dieser vierten Linie ward das Maison-du-roi selbst so ziemlich gänzlich geworfen und mußte, übel zugerichtet, zurückjagen. „Unsere Frontlinien bildeten Gassen für sie und richteten sie fürchterlich zu mit Musketenfeuer rechts und links, während sie hindurchgaloppierten.“ Dies war das Ende von Grammonts Erfolg, dieser Reiterangriff; denn seine Infanterie hatte nirgends Glück, und die eigentliche Krisis der Schlacht war hier gewesen. Es dauerte noch eine gute Weile fort unter lebhaftem Geschütz- und Pelotonfeuer; aber es geschah in sporadischer, unzusammenhängender Art, eine konfuse Reihenfolge schwacher Angriffe und Stöße, von denen die meisten oder alle unglücklich für Grammont ausfielen und ihn zuletzt gänzlich aus dem Felde trieben. ‚Er war nun mit den Engländern zusammengeraten‘, wehklagt Noailles, ‚so daß meine Kanonen, um nicht zugleich auf die Unsrigen zu schießen, zu feuern aufhören mußten!‘ Das ist allerdings wahr, M. le Maréchal; aber es ist nicht so wichtig, wie Sie es machen wollen. Die Engländer hatten neun Stunden lang in diesem Ihrem Feuer gestanden, waren ihm allmählich ausgewichen, hatten mit Gegenbatterien darauf geantwortet — und waren nicht davon zugrunde gerichtet, als die Krisis des Grammontschen Angriffs kam! Noailles hätte frische Truppen über seine Brücken senden und sie richtig einsetzen sollen. Er tat weder das, noch sonst irgend etwas, außer Händeringen.

Der Kampf dauerte vier Stunden; immer heißer englischerseits, immer weniger heiß seitens der Franzosen (Feuer der Anthrazitkohle gegen Flamme des dürren Holzes, welch letztere zuletzt in Asche versinkt!) — und endigte mit einer völligen Niederlage der Franzosen. Die französische Infanterie hielt sich keineswegs so, wie ihre Reiterei sich gehalten hatte. Als Grammont die Gardes Françaises den Engländern in die Flanke schickte, gingen sie (da das Feuer nach siebenstündigem Lodern aschig brannte) kaum recht vor und hielten wenig Stich. Sie warfen ihre Waffen von sich und stürzten sich in den Fluß wie ein Trupp Schwimmer und ertranken in großer Zahl. So daß ihre Kameraden sie spottweise ‚Canards du Mein (Mainenten)‘ nannten: und an englischen Offiziertischen war nachher das Witzwort gang und gäbe: ‚Die Franzosen hätten eigentlich drei Brücken gehabt, wovon eine n i c h t von Holz und mit blauem Tuch belegt war!‘ So sprudelte der Soldatenwitz.

Die Engländer richteten, wie es scheint, durch ihr bloßes Geschrei etwas aus. Hussarufen und Gegenrufen ließ sich eine Zeitlang nur stellenweise zwischen der beiderseitigen Infanterie vernehmen, als Stair gerade herangeritten kam: ‚Das ist nichts‘, rief Stair, ‚tun wir es recht. Stille; dann aber fallt alle ein, wenn ich das Signal gebe!‘ Und als Stair im gegebenen Moment den Hut schwang, da brach ein solches Donnergebrüll, geschärft von klangvollem Zorn in Alto, hervor, daß die Franzosen ganz verdutzt davon wurden, sagte meine Quelle, „und dann schrien sie nicht wieder“. — —

„Auf unserem Terrain stand viel Roggen. Wir hatten bereits mehr als 120 000 Morgen davon“, noch ehe er reif war, so hungrig waren wir, Menschen und Pferde, „verwüstet, seitdem wir nach Aschaffenburg herübergekommen waren“ — um für euere Sache der Freiheit zu kämpfen, ihr Betörten!

König Friedrichs durch Spott entstellte Privatberichte lauten: Die britannische Majestät, sein respektabler alter Onkel, habe, als er fand, daß die Franzosen ihm den Weg zu seinem Frühstück versperrten, einfach eingesehen, daß man herzhaft kämpfen

müsse und solle, habe aber weiter keinen Rat oder Plan gehabt: er sei anfangs vorgeritten, um mit eigenen Augen zu sehen, was los sei; aber sein Pferd, vor den Kanonen erschreckt, sei mit ihm ausgerissen; darauf sei er hastig abgestiegen, habe den Degen gezogen, sich an die Spitze seiner hannoverschen Infanterie (auf dem rechten Flügel) gestellt; und so, mit zurückgezogenem linken Fuß und vorgestrecktem Degen — in der Positur eines Fechtmeisters, der die Quarte stößt — habe er in dieser defensiven Stellung unbezwinglich wie die Felsen dagestanden, bis alles vorüber und der Sieg gewonnen war. Dies ist vom Geist des Spottes entstellt und nicht ganz richtig. Der britannischen Majestät Pferd (eines jener 500 edlen Tiere) riß allerdings am Ende gefährlich mit ihm aus, worauf er sich auf die Füße und zu seinen Hannoveranern begab. Aber er war bereits vorher wiederholt zu Pferde gewesen, umhergaloppierend, um mit eigenen Augen zu schauen, hätten sie ihm nur etwas nützen können; und man hörte ihn seine Leute aufmuntern und sie sogar auf englisch anreden: ‚Ruhig, meine Jungen; Feuer, meine braven Jungen, gebt ihnen brav Feuer, sie werden bald laufen[1]!' Zuletzt, darüber ist kein Zweifel, steht er (und für unsere Phantasie mag er nicht unpassend die ganze Zeit über so stehen) in obiger Fechterpositur; in ihm ist keine Furcht und kein Plan, ‚sans peur et sans avis', möchten wir es nennen. Wie ein wirklicher hannöverscher Souverän von England, wie England selbst und sein Tun und Lassen in jenen deutschen Kriegen. Ein bildlicher Inbegriff langer Abschnitte englischer Geschichte ist diese Positur des Quartstoßens! —

Auch die englischen Offiziere benahmen sich offenbar auf ihre übliche Weise — ohne Kriegskenntnis, ohne Todesfurcht oder Rücksicht auf die äußerste Gefahr oder Schwierigkeit; ihre Leute aufmunternd und sie stetig den Franzosen auf dem Halse haltend, soweit es anging. Und nachdem jenes erste Anprallen der französischen Reiterei wieder gutgemacht war, gewannen sie beständig Terrain, drängten den Feind zurück, nicht nur über den Dettinger Bach und Moorgrund hinüber, sondern Stoß auf Stoß aus seinem Gehölz und aus anderen Schlupfwinkeln hinaus, zurück und immer zurück, gen Welzheim, Kahl und seine zwei Schiffbrücken. Die feurigen Franzosen (immer schwächer brennendes Holzfeuer gegen immer heller glühenden Anthrazit) fanden, daß es ihnen übel erging — fanden sogar, daß sie es nicht aushalten konnten, und drängten sich schließlich in großen Strömen über ihre Mainbrücken. Viele warfen sich in den Fluß, während die Engländer ihnen fürchterlich im Nacken saßen. Hätten die Engländer ihre Reiterei zum Nachsetzen bei der Hand gehabt, so wäre es um Noailles Armee, bei der Entmutigung, die sich ihrer bemächtigt hatte, geschehen und der Sieg sichtbar groß gewesen. Aber sie hatten, wie nur allzu gewöhnlich, nichts in Bereitschaft. Der feurige Stair bemühte sich, bereit zu sein, ‚ließ die Grauen Dragoner vorrücken'. Aber Stairs Rat ward, wieder als zu hitzig, nicht genehmigt, und man unterließ jedes wirksame Verfolgen, allzu froh, die Walstatt siegreich rein gefegt und sich mit Ehren aus der fatalen Klemme herausgeschlagen zu haben.

Sie blieben bis nachts 10 Uhr auf dem Felde, viele Dinge in Ordnung bringend oder den Versuch dazu machend. Die Wundärzte waren emsig wie die Bienen, konnten aber nur Offiziere bedienen — ‚verbindet i h n erst!' rief der ruhmreiche Herzog von Cumberland, indem er auf einen jungen Franzosen (Exzellenz Fénelons Sohn, Großneffe des T é l é m a q u e) zeigte, der schlimmer als Seine Hoheit verwundet war — ganz in der weiland Philipp-Sidneyschen Manier, was auch viel bemerkt wurde. „Während dieser ganzen Zeit hatten wir fast nichts zu essen," sagt ein Berichterstatter. — Nachts 10 Uhr, nachdem wir einen höflichen Brief an Noailles zurückgelassen haben, „daß er für unsere Verwundeten Sorge tragen und unsere Erschlagenen sowohl als die seinigen begraben möge", marschieren wir (bei strömenden Regen) nach Hanau, wo unser Proviant ist, und wo nun 12 000 frische Hessen und Hannoveraner stehen.

[1] Oeuvres de Frédéric (III. 14); vgl. (Anonym) Life of the Duke of Cumberland S. 64 Anm.), Hendersons Life desselben usw.

Noailles ließ höflich die Verwundeten verbinden und die Toten begraben. Seine zerstreuten Bataillone sammelnd, fand er, daß er 2659 Mann verloren habe; kein ruinierender Verlust für ihn — da der des Feindes mindestens ebenso groß war und all seine Verwundeten Kriegsgefangene wurden. Kein ruinierender Verlust für Noailles, wäre es nur nicht der Verlust des Sieges gewesen — denn das war ein herber Schlag für das französische Bewußtsein, und, zusammen mit dem Broglioschen Mißgeschick, eine neue Entmutigung für die Allerchristlichste Majestät. Der Sieg ist verloren — aber ist es nicht gänzlich Grammonts Schuld? Grammont trägt sie, wie wir sahen, und sie wird ihm hart aufgebürdet. Aber ich vermute, daß kaum jemand vierzigtausend in Wut gebrachte Leute von englischem und anderem plattdeutschen Gepräge auf diese Weise zu Gefangenschaft und Tod, statt zu ihrem Frühstück, hätte zwingen können; und wenn der arme Grammont auch keinen Fehler begangen hätte, so hätte möglicherweise jemand anders es getan, und die hungrigen Berserker hätten sich (da ihr Blut ganz offensichtlich einmal erhitzt war) am Ende doch durchgeschlagen [1].

Dies war aller Kampf, den König Georg von seiner Pragmatischen Armee erlangte: Der Gewinn, den sie errang, bestand darin, daß sie sich siegreich zurück zu ihrem Brotschrank durchschlug. Stair verließ zwei Monate nachher, unter dem obwaltenden Zaudern und Trödeln, die Pragmatische; großmütig schweigend über seinen Verdruß und seine Unzufriedenheit und nur, wie er sich ausdrückte, in dem Verlangen, „zum Pflug zurückzukehren". Der stolze Mann; es fehlten ihm verschiedene Eigenschaften zu einem Marlborough, es fehlte ihm eine Sara Jennings als erste Voraussetzung! — Wir wollen uns um die müßigen Bewegungen und Operationen der Pragmatischen Armee nicht weiter kümmern; ihr ganzes Tun war, sogar nach der Schätzung der zeitgenössischen Redakteure, ganz und gar nutzlos, und eine schonende Nachwelt hat es als Null zu betrachten und barmherzig der Vergessenheit anheimzugeben. Nachdem Stair, der einzige etwas Leuchtende darunter, fort ist, bleiben Majestät mit seinen Arembergs, Neippergs und dem kriegerischen Jüngling; es bleiben die Generale Cope, Hawley, Wade und viele von bleiernem Charakter — es seien die Bleiernen in Blei gehüllt.

Sie war keine erfolgreiche Armee, diese Pragmatische. Dettingen selbst, trotz des Geredes der Zeitungsschreiber und zeitgenössischen Personen, hatte kein Resultat — außer dem sehr üblen, daß es den Stolz und die kriegerische Laune Seiner britannischen, insbesondere aber Ihrer ungarischen Majestät bis zu einer bedrohlichen Höhe aufblies und den Frieden schwieriger als je machte. Auch jene zustande gebrachte Erhebung des österreichisch

[1] Espagnac I. 193; Guerre de Bohême I. 231. — Gentleman's Magazine XIII. (Jahrgang 1743) S. 328—481 — enthält Carterets Depesche vom Schlachtfeld, worauf viele andere Briefe und unklare Relationen von anwesenden Offizieren folgen, und ist lesenswert. Vgl. auch (Anonym) Memoires of the late Duke of Cumberland (London 1767; der Verfasser ein unwissender, anbetungsvoller Militär, der einige Studien gemacht hat und nicht so stupide ist, wie er aussieht) S. 56—78 und Henderson (unwissend auch er, anbetungsvoll und kein Militär), Life of the Duke of Cumberland (London 1766) S. 32—48. Noailles offizieller Bericht (naiv verlegen, was er sagen soll) in Campagnes II. b. 242—253, 306—310. Oeuvres de Frédéric III. 11—14 (unrichtig in vielen Details).

gesinnten Ostein zur Mainzer Kurwürde fruchtete schlecht: und vielleicht werden wir im Verlauf der nächstfolgenden wenigen Monate der Meinung sein, daß Ostein um seiner selbst wie um Österreichs willen besser anti-österreichisch gesinnt gewesen wäre. Über die Pragmatische Armee walte hinfort lieber Schweigen.

Eines müssen wir anmerken: Seine britannische Majestät, Befehlshaber einer solchen Armee — und eines solchen noch immer erstaunlichen Geldbeutels — ist in der Meinung der Zeitungsschreiber und in seiner eigenen zu einem hohen Gipfel der Wichtigkeit emporgestiegen. Er ist gewissermaßen der oberste Jupiter Deutschlands geworden und handelt während des gegenwärtigen Sommers in dieser erhabenen Eigenschaft. Zwei diplomatische Taten von ihm, die eine ein errichteter und dann wieder fallengelassener, die andere ein errichteter und aufrechterhaltener Vertrag („Wormser Vertrag" und „Hanauer Besprechungen" oder Nicht-Vertrag), sind von Belang in dieser Geschichte und der damaligen Weltgeschichte. Auf diese zwei Verrichtungen, die beide einer solchen Armee und einer solchen Börse zu verdanken sind, müssen wir weiter unten noch zurückkommen; das übrige soll der Nacht und ihrem bleiernen Zepter angehören — wohl bekomme es ihr!

Etwa zehn Tage nach Dettingen beendete Broglio (der gerade am selben 27. Juni von Donauwörth, angesichts der Schellenberger Linien, hinwegflackerte) seinen Rückzug nach den Rheinlanden, „ruhmreich", wennschon etwas eilig und angenagt von Prinz Karls Tolpatschen. Am 8. Juli übergibt Broglio zu „Wimpfen" (in der Neckargegend, nicht sehr weit südlich von Dettingen) seine Truppen dem Maréchal Noailles und eilt am anderen Morgen nach Straßburg und zu dem ruhigen amtlichen Leben als dortiger Gouverneur.

„Am Tage nach seiner Ankunft", sagt Friedrich, „gab er einen großen Ball in Straßburg"[1]: „Schaut euren siegreichen Helden gesund und wohlbehalten wieder, meine Freunde!" Ein undankbarer Hof urteilte anders über den Helden. Nahm ihm sein Straßburger Gouvernement ab, gab es dem Maréchal de Coigny, verwies den Helden auf seine Güter, in der Normandie, wenn ich nicht irre — wo er bald am Schlagflusse starb, der arme Mann, und uns nicht mehr behelligen wird. „Ein zu Überraschungen geborener Mann", sagte Friedrich vorlängst in den Straßburger Knittelversen. Einmal, an der Furt der Secchia, verlor er sein unentbehrlichstes Kleidungsstück; und nun, in diesen letzten zwölf Monaten, hat er eine Reihe polternder Explosionen vollbracht, die als schimpflich für Frankreichs Ruhm und namentlich als verderblich für jene erhabene Belleislesche Unternehmung angesehen werden.

Eine ruinierte Unternehmung ist diese letztere jedenfalls, selten ist eine Unternehmung gründlicher ruiniert gewesen. Hier, unter Broglio, ist der

[1] Oeuvres de Frédéric III. 10.

Schweif der Oriflamme unter dem Gelächter der Menschheit, denselben schlimmen Weg wie ihr Kopf gegangen — zu Null und äußerer Finsternis; und sie hinterläßt die zu zahlenden Kosten. Gleich einer tollen Wirtshausschlägerei, die einer aus freien Stücken angefangen hat, der größten, die je dagewesen ist. Hat bereits an 80 000 bewehrte Franzmänner gekostet, die den unerbittlichen Mächten des Verhängnisses glatt hingezahlt werden mußten. Und wie hoch sind die Kosten an gemünzten Millionen? An Subsidien, Ausrüstungen, Verlusten und verlorenem und zerstörtem Gut? Dryasdust hätte es mir nicht sagen können, selbst wenn er es versucht hätte. Und dann die Schadenstiftungen, die Schadengelder, die noch in Anrechnung kommen werden, als mutmaßliche Nachwehen? Denn man zwickt die Leute nicht ungestraft im Übermut oder im Weinrausch an der Nase! — Ein dazu aufgelegter Mensch oder Allerchristlichster König kann jederzeit Händel anfangen; aber es sind allezeit zwei oder mehr dazu nötig, um sie wieder beizulegen.

Dem Allerchristlichsten König war dieses Faktum nicht so klar, als es ihm nachher wurde; aber Broglio und die erloschene Oriflamme, Dettingen und die beginnende Pragmatische haben ihm den Handel verleidet und ihn gründlich entmutigt, und er wünscht, er hätte sich nicht darauf eingelassen, Deutschland in vier Teile zerschneiden zu wollen. Am 26. Juli wendet sich der Allerchristlichste König an die Reichsversammlung und läßt ihr durch seine Minister in Frankfurt eröffnen: „Er habe allerdings, Verträgen gemäß, dem Kaiser Hilfsvölker zugeschickt; fern aber sei der Gedanke von ihm gewesen, für irgendwelche eigene Zwecke in Deutschland einzufallen. Er habe keinen Streit gehabt und habe keinen, außer mit Österreich, insofern dieses des Kaisers Feind sei, und er sei bereit, auch Österreichs Freund zu werden. Wirklich beabsichtigte er nun, seine Truppen gänzlich vom deutschen Boden zurückzuziehen, und lebe daher der angenehmen Hoffnung, daß alle Mißhelligkeit zwischen der deutschen Nation und ihm zu Ende seien, und daß der Kaiser vielleicht imstande sein werde, seine Differenzen mit Ihrer Majestät von Ungarn auf gütliche Weise auszutragen[1]."

So lautet nun, am 26. Juli 1743, die Sprache König Ludwigs gegenüber der Versammlung des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation, die zu Frankfurt unter mißlichen Umständen tagt. Die Reichsversammlung antwortete natürlich: „Ja doch, ja doch," in verwickeltem Stil — niemand braucht zu wissen, was die Reichsversammlung antwortete. Aber was die ungarische Majestät, stark und stolz mit solchem britannischen Beistand, antwortete — das war in einem so unerwarteten Tone, daß es jedermanns Aufmerksamkeit erregte, und wir werden im Verlauf von einer oder zwei Wochen ausdrücklich darauf zurückkommen müssen.

Wir sagten, Ihre ungarische Majestät ließ sich in Böhmen krönen,

[1] Espagnac I. 200; Adelung III. b. 199 (26. Juli); das. 201 (die Antwort darauf, 16. August).

nahm persönlich die Huldigung in Oberösterreich entgegen, steht im Begriff, sich selbst in Bayern huldigen zu lassen — nichts als Pracht und Herrlichkeit, laut jubelnde Loyalität in Prag, in Linz und den jüngst betrübten Ländern — bei ihrer Rückkehr nach Wien hat sie die Dettinger Neuigkeit erhalten, und ihr stolzes Gemüt schwillt vor Übermut. „Also auch mein kleiner Paladin ist ein oberster Jupiter geworden: wohlan!"

### Die britannische Majestät hält ihre Hanauer Konferenzen.

Die britannische Majestät verweilte zwei ganze Monate in Hanau, sich erholend von dem bestandenen gewaltigen Strauß und mit vielem Schwanken überlegend, was zunächst geschehen solle. „Auf Noailles losgehen" (der sich noch immer in der Gegend aufhält, während Broglio in explodiertem Zustande zu ihm herankommt); „Broglio und ihn zugrunde richten! Auf die Franzosen losgehen!" so rät der feurige Stair allezeit, drängend fast bis zur Lästigkeit; englische Offiziere und der kriegerische Jüngling unterstützen Stair nachdrücklich, während die hannöverschen Offiziere und der kriegerische Vater standhaft anderer Meinung sind. So daß an kriegerischen Dingen während der zwei nächstfolgenden Monate absolut nichts geschah, und auch bis an das Ende des Feldzuges nichts, das nur einen Augenblick der Beachtung wert wäre. Aber im diplomatischen Felde ereigneten sich zwei Sachen, die Hanauer Konferenzen mit dem armen Kaiser Karl und ein Wormser Traktat mit dem König von Sardinien, die sich — als negative Größen, oder Dinge, die weniger als nichts sind — von namhaftem Belang für Seine britannische Majestät und uns erwiesen.

Hanau, 7. Juli bis 1. August 1743. Der arme Kaiser Karl hatte Augsburg am 26. Juni — während sein Broglio bei Donauwörth überfuhr und sein Seckendorff zu Niederschönfeld einen Waffenstillstand verhandelte — gerade einen Tag vor der Dettinger Affäre, verlassen. Welch eine Nachricht für ihn, dies letztere, bei seiner Rückkehr nach Frankfurt!

Einige Tage nach Dettingen, am 3. Juli, kam Noailles, der noch in der Nähe steht, herüber, um diesen armen Stiefsohn des Glücks zu besuchen. Er gibt traurigen Bericht über ihn — ein Bericht, der heute wohl kaum noch jemanden interessiert: wie Karl sich bitterlich über Broglio und über das Ausbleiben der Hilfsgelder beklagte, und wie er fast verzweifelt war — am schlimmsten: er hatte keinen Pfennig Geld. Hier half Noailles großmütig mit einem Vorschuß aus, ‚Anweisung von 40 000 Kronen in meinem eigenen Namen; der König, in seiner Teilnahme, wird das gutheißen[1].' Wie sehr ihm die Niederlage von Dettingen naheging, läßt sich denken. Aber er war mit diesen Dingen fertig — gefaßt auf das Schlimmste, seit jener Unterredung mit Broglio und Conti; nur eins bleibt nun noch übrig: ‚Frieden, um jeden Preis!'

Der arme Kaiser hatte bereits, wie wir sahen, Hoffnung gefaßt, mit Seiner

[1] Campagnes de Noailles (Amsterdam 1760: es ist dies ein Nachtrag zu dem Werk, das wir Des Trois Maréchaux nannten, und gehört zu derselben Sammlung) I. 316—328.

britannischen Majestät in Unterhandlung zu treten; und nun schreitet er sofort dazu, während Hanau das siegreiche Hauptquartier ist. Die britannische Majestät selbst ist nicht sehr zuvorkommend, aber ich vermute, daß Carteret den Gedanken aufgenommen hatte; Seine Majestät und Carteret geben wirklich dem Wunsche Raum und wollen, den Frieden im Reich herzustellen, etwas Erträgliches für den armen Kaiser auswirken, es muß nur zugleich auch für die ungarische Majestät befriedigend sein — oder es muß wenigstens so sein, daß man (der Säckelmeister) es ihr als friedigend aufdrängen kann.

Und so kam denn der Landgraf von Hessen, der treffliche Wilhelm, König Georgs Freund und Gevatter, nach seinem Städtchen Hanau, in dessen Schloß König Georg einlogiert ist: und hier, zwischen Carteret und unserem Landgrafen — unter Mitwirkung oder Mitwissen des preußischen Gesandten (Herrn von Klinggräf) und etlicher besonders eifriger Amtspersonen — werden auf eine eifrige Weise ‚Hanauer Konferenzen' abgehalten, in denen alle Beteiligten begierig nach Frieden für Kaiser und Reich streben und die Hoffnung hegen, ihn zustande zu bringen. Der Wunsch war ursprünglich inbrünstig und drängend von dem Kaiser ausgegangen. Der Plan, vermute ich, war hauptsächlich von Carteret entworfen worden, der, in seinem grandiosen, nichts nach Kosten fragenden Geist, ihn für möglich hält und wohl einsieht, welch eine Tat das für die Sache der Freiheit wäre, und wie ruhmreich unter so bewandten Umständen für einen Ratgeber der britannischen Majestät. Am 7. Juli nahmen die Konferenzen ihren Anfang, und so offen und loyal war man allerseits, daß im Verlaufe einer Woche die Dinge fast zur Vollendung gediehen, die Grundumrisse einer Übereinkunft festgesetzt und fast zum Unterzeichnen bereit waren.

‚Man gebe mir mein Bayern zurück!' hatte der Kaiser allezeit gesagt: ‚Ich bin Reichsoberhaupt und habe nicht zu leben!' Eine Vorbedingung hatte Carteret allezeit als unerläßlich gestellt: ‚Entlassen Sie Ihre französischen Hilfsvölker; schicken Sie sie bis auf den letzten Mann nach Hause; wenn der deutsche Boden erst von ihnen gesäubert ist, wird vieles möglich; bis dahin nichts.' Kaiser: ‚Nun, so gebe man mir meine Erblande zurück, mein Bayern, und etwas Angemessenes zu meinem Unterhalt als Reichsoberhaupt: einen anständigen Jahresgehalt, bis Bayern wieder in einem zahlungsfähigen Zustande ist — könntet Ihr nicht, Ihr seid ja so reich? Und Bayern könnte zu einem Königreiche erhoben werden, wenn Ihr nobel sein wollt. Ich will auf meine österreichischen Ansprüche verzichten, meine französische Allianz völlig aufgeben; will einwilligen, daß Ihrer ungarischen Majestät hoher Gemahl zum König der Römer' (was heißen will, Kaiser nach mir) ‚erwählt werde, und will überhaupt in gutem Vernehmen mit dem Hause Österreich und der Sache der Freiheit sein.' In all dies will er gern einwilligen, der dreimal unglückselige Herr, Titularkaiser der Welt und nicht einmal imstande, seine Milchfrau zu bezahlen. Noch ferner auf Brücken von französischen Regenbogen über Abgründe zu wandeln? Nichts als französische Hilfsgelder zum Unterhalt zu haben — und wie diese ausgezahlt werden: Noailles' Privattasche weiß es! ‚Ich willige ein', sagte der Kaiser, ‚und Vergangenes sei allseitig vergessen, vergeben!' Carteret räumt die Billigkeit von Seiner Kaiserlichen Majestät Zugeständnissen ein; will versuchen, Wien dafür zu stimmen; es werde schwer halten, eber er will es versuchen. In einer Woche waren die Sachen bis zu diesem Punkte gediehen, und der folgende Tag, 16. Juli, war für die Unterzeichnung anberaumt. Allerwichtigstes Protokoll, Grundstein des Friedens von Deutschland; König Friedrich und die parteilosen Mächte geben ihren Beifall dazu, und der britannische Georg mit gezogenem Schwert führt den Vorsitz.

König Friedrich billigt den Vergleich von ganzem Herzen und hofft, er werde gelingen. Landgraf Wilhelm ist stolz darauf, seinen Kaiser gerettet zu haben — wer ist froher als der Landgraf und sein Kaiser? Auch Carteret freut sich und frohlockt darüber (wie er wohl durfte), daß er diese Weltrasereien gestillt oder auf das fre-

velnde Frankreich konzentriert habe, er allein mit seinem Kopfe, und daß so am Ende doch einen Wert aus jener absurden Pragmatischen Armee gezogen habe. Ein Mann von grandiosen Ideen, der da hofft, ‚Friedrich auf seine Seite herüberzubringen‘, das arme Deutschland gegen solche Oriflamme-Invasionen und unerträgliche Einmischungen zu einigen und mit Frankreich auf eine Zeitlang abzurechnen. Er ist der einzige englische Minister, der deutsch spricht, deutsche Verhältnisse, Interessen und Weisen kennt oder das mindeste Verständnis von diesem gewaltigen deutschen Wirrwarr hat, in den sich England freiwillig verwickelt hat. Und allerdings, wäre Carteret Herr in England gewesen, was er nicht war — ja, wäre König Friedrich je dazu gelangt, zu verstehen, anstatt mißzuverstehen, *was* Carteret eigentlich war — so hätte hier etwas Beträchtliches zustande kommen können!

Aber erst in der elften Stunde, und wie es scheint, jetzt zum erstenmal, kam es dem grandiosen Carteret in der vollen Stärke zum Bewußtsein, daß er nicht Herr sei; daß es zu Hause ein konfuses Parlament gebe, einen jämmerlichen kleinlichen Herzog von Newcastle als Parlamentsführer und seine Lords der Regentschaft, die zu all dem verhängnisvoll nein sagen können, wenn sie nicht erst dafür gewonnen werden. Am anderen Tage, dem 16. Juli, anstatt wie erwartet, zu unterzeichnen, schlägt Carteret — einen Aufschub von vierzehn Tagen vor, bis er die Zustimmung des englischen Parlaments eingeholt habe! Wollte und konnte schlechterdings nicht unterzeichnen, bis ein Kurier nach England gegangen und zurückgekommen sei. Zu Landgraf Wilhelms, Klinggräfs und des Kaisers großem Erstaunen, Verdruß und Verdacht. Aber Carteret blieb unbeugsam; ‚es erfordere nur vierzehn Tage‘, sagte er, ‚und er hoffe, es würde alles nach Wunsch gehen!‘

Der Kurier kam pünktlich in vierzehn Tagen zurück. Seine Botschaft ward in Hanau am 1. August abgereicht — und war folgenden entscheidenden Inhalts: ‚Nein! Wir Schafskopf von Newcastle und übrigen Lords der Regentschaft willigen nicht ein; noch viel weniger wollen wir es auf uns nehmen, die Sache im Parlament durchzuführen: durchaus nicht!‘ So daß Carterets hochanstrebendes Werk auf diese Weise schmählich in nichts zusammensinken mußte. Der arme Carteret bedauerte unendlich, beteuerte seine unveränderlichen persönlichen Wünsche und künftigen Bestrebungen und ebenso die Seiner britannischen Majestät — und wollte dem armen Kaiser höflichst ein Geschenk von 100 000 Taler (die erste Rate des ihm bestimmt *gewesenen* ‚Jahresgehalts‘) aufdrängen, das der Kaiser aber, obschon bedürftig, ausschlug [1].

Das Mißvergnügen des Landgrafen Wilhelm war grenzenlos; der wackere Mann sah in all diesem lediglich einen Kunstgriff Carterets, um den Kaiser mit Frankreich zu entzweien, ihn um sein bißchen französische Hilfe zu bringen und ganz in die eigene Macht zu bekommen. ‚Schändlich!‘ schrie Landgraf Wilhelm laut; und dasselbe schrien viele andere, darunter Klinggräf und König Friedrich, weniger laut: ‚Welch ein Carteret!‘ Der Landgraf wendete sich mit Unwillen von dem perfiden England ab und fing an, entgegengesetzte Beziehungen anzuknüpfen. ‚Ihr sollt nicht einmal meine 6000 Mietsoldaten haben, ihr Perfiden! Ein noch dazu mit solcher geschickter Kunst angestelltes Ding!‘ dachte der Landgraf — und fuhr fort, so zu denken, bis er, viele Monate nachher, eines Besseren belehrt wurde [2]. Ein Gleiches war auch Friedrichs — ich glaube dauernde — Meinung und die Meinung der ganzen Welt, bis der Gegenstand und der Täter verächtlich vergessen waren. Ein Stück Machiavellismus von seiten Carterets und des perfiden Albion — gleichkommend an raffinierter List dem mit den reparaturbedürftigen Schiffen, die vor zwei Jahren von Cadiz verschwanden,

[1] Adelung III. b. 206, 209—212; vgl. Coxe, Memoirs of Pelham (London 1829) I. 75, 469.

[2] Carteret Papers (im Britischen Museum) Additional Mss. No. 22 529 (Mai 1743 bis Januar 1745); in No. 22 527 (Januar bis September 1742) sind noch andere Landgraf Wilhelmsche Korrespondenzstücke enthalten.

jenem Streich, der von der kontinentalen Welt, die durch Mühlsteine hindurchblicken konnte, schaudernd bewundert wurde!

Dies ist das zweite Stück machiavellistischer Kunst jener Insulaner, in ihrer echt fuchsartigen Weise ausgeübt. Ein Kunststück von Wichtigkeit für diese Geschichte und der Beachtung englischer Leser wert — als von fast pathetischer Natur, wenn man es erst recht verstehen lernt! Carteret hatte für diesen Hanauer Handel Lärm genug von Deutschen und von Engländern über sich ergehen zu lassen, der arme Mann! — es war völlig ungerecht. ‚Sein Metier', sagen die Engländer — (oder pflegten sie zu sagen, bis sie ihren ansehnlichen Carteret ganz und gar vergaßen) — ‚war: sich dadurch, daß er den tollen deutschen Launen des kleinen Georg fröhnte, in der Welt emporzuschwingen; ein miserables Metier.' Allerdings, meine Freunde — aber es war nicht so ganz das Carterets, wenn ihr es beim Lichte betrachten wollt! Und niemand kann sagen, daß Carteret sein Metier, was dies nun auch immer war, nicht mit einer gewissen Größe betrieb — wenigstens bis die Flasche zu viel Gewalt über ihn gewann. Der arme Mann: er hatte wohl auf die Länge die Geduld über solch andauerndes Geschick verloren! Denn er ward in der folgenden Session des Parlaments durch den herzoglichen Schafskopf von Newcastle auf Grund obiger Umstände gestürzt und vermochte nie wieder an das Ruder zu gelangen; nun ist er vergessen, und es folgten auf ihn noch traurigere Phänomene — nämlich besagter Schafskopf oder die armen Pelhams — von denen, als von seltsamen negativen Größen, die man an die Spitze des Landes gestellt hatte, in England noch einige trübselige Erinnerung lebt. Genug! —

Carteret würde, wäre auch kein Herzog von Newcastle dagewesen, seinen schönen Plan zu durchkreuzen, es schwierig gefunden haben, Ihre ungarische Majestät zur Einwilligung zu bewegen. Ihrer Majestät großes Herz, erfüllt von unheilbarem Kummer über Schlesien, hegt den festen Gedanken, wenn nicht dereinstige Wiederherstellung — eine Hoffnung, die sie niemals aufgibt — so doch auf alle Fälle irgendeine anderweitige reichliche Entschädigung (sie kann nicht zu reichlich sein) zu erhalten. In Verfolg des Hanauer Planes wäre das vereinigte Deutschland, mit England als Seele, kräftig über Frankreich hergefallen und hätte Frankreich zu Wiedererstattungen gezwungen: Lothringen, Elsaß, die drei Bistümer — Burgunds und früherer am Reich verübten Diebstähle nicht zu gedenken — hier hätte es genug „Entschädigung" für Ihre ungarische Majestät und für jedermann gegeben! — Aber Diana, in der Gestalt Seiner Gnaden von Newcastle, kommt dazwischen, und all das ist chimärisch und noch schlimmer geworden.

Noch ehe Carterets Kurier aus England zurückgekehrt war, ließ König Ludwig die obenerwähnte milde, fast bußfertige Erklärung an das Reich ergehen: „Ihr lieben Leute, laßt uns Frieden schließen, und alles soll sein wie vorher! Ich für mein Teil wünsche zurückzutreten, ich will heimgehen!" Und das war in Wirklichkeit schon geschehen, alle unter Waffen stehenden Franzosen waren zu dieser Zeit bereits auf der anderen Seite des Rheins angelangt, wie wir sogleich sehen werden.

Denn am selben Tage, 26. Juli, da dies in Frankfurt vorging und Carterets rückkehrender Kurier in fünf Tagen erwartet wurde, hatte Seine britannische Majestät in Hanau einen glänzenden Besuch — der nicht auf

Frieden mit Frankreich, sondern nach einer entgegengesetzten Richtung hinwies. Besuch von Prinz Karl, nebst Khevenhüller und anderen Würdenträgern, die uns „bis zum Abend des 28." mit ihrer Gegenwart beehrten. Ihre Armee steht nun in der Nachbarschaft (Broglio schon eine Weile vor ihr her in Luft zerflossen, und auch Noailles ist bei der ersten Witterung von ihr stracks über den Rhein zurückgegangen); vom Lager aus waren diese hohen Herren auf etliche Tage zu uns herübergekommen, um „wegen Dettingen zu gratulieren", oder, noch besser, um persönlich über weitere Bewegungen zu beraten. „Man folge Noailles, verlege den Kriegsschauplatz nach Frankreich selbst: so lauten meine Befehle, Ew. Majestät. Vereinigter Einfall in Elsaß: welch ein Einschnitt läßt sich nicht" (in richtiger Ausführung eures Carteretschen Planes) „noch dieses Jahr in Frankreich tun!" „Ganz damit einverstanden!" antwortet die britannische Majestät und verspricht seine Mitwirkung. Hierauf — nach glänzender Revue und den sonstigen Festivitäten, die herrlich mit anzusehen waren[1] — kehrt Prinz Karl zu seiner Armee (die nun 70 000 Mann stark bei Baden-Durlach liegt) zurück und sollte, die günstige Gelegenheit wahrnehmend, sich beeilen.

### Die ungarische Majestät antwortet vor der Reichsversammlung in ominöser Weise auf jene französische Erklärung: „Macht Frieden, lieben Leute, ich wünsche mich zurückzuziehen!"

In der Richtung von Frankreich gibt es also schöne Aussichten auf Entschädigung für Schlesien — sehr schöne, wenn nicht Diana dazwischenkommt! Diana hin, Diana her, französische Aussichten oder nicht, Ihre ungarische Majestät hält Bayern mit ungemein starkem Griffe fest, nun da Bayern gesäubert ist; fest entschlossen, Bayern als Entschädigung zu behalten, bis sich eine bessere darbietet. Sie läßt durch ihren Statthalter den bayrischen Ständen den förmlichen Huldigungseid abnehmen; vergebens protestiert der arme Kaiser; des Kaisers armer Buchdrucker (in dem bayrischen Ort Stadt-am-Hof) wird „verurteilt und gehängt", weil er den Protest gedruckt hatte! „Die bayrische Miliz wird gewaltsam „für ihre italienische Armee angeworben"; überall wird mit stolzer unbarmherziger Hand verfahren — mit einem Wort, man schnürt dem armen Bayern die Kehle zu, als wollte man es völlig erwürgen. So daß sogar die auswärtigen Zeitungen darüber zu schreien anfangen, wennschon Bayern selbst, so fest an der Gurgel gepackt, sprachlos war. Seckendorffs leidige Konvention, die ihm Neutralität als bayrische Reichsarmee zugestand, verschmäht Ihre ungarische Majestät zu genehmigen; zu genehmigen oder selbst zu verwerfen; sie behandelt Seckendorff und seine bayrische Armee wenig anders als einen verlaufenen Hund, den sie noch nicht

[1] (Anonym) Duke of Cumberland S. 85, 86.

erschossen hat. Und der alte Feldmarschall liegt allerdings in gar trostlosem Mauserungszustande in Wembdingen; hat wenig oder nichts zu leben — die Engländer, freigebige Geschöpfe, hatten ihm eine Zeitlang etwas verabreicht, in der Meinung, daß der Waffenstillstand von Nutzen sein könnte; nun aber müssen es die Franzosen tun, wenn überhaupt jemand[1]!

Die Hanauer Konferenzen sind fehlgegangen, und diese Dinge bestehen. Kaiser Karl ist ein tragischer Gegenstand geworden. Ein Schauspiel des Mitleids für Landgraf Wilhelm, für König Friedrich und ernsthafte Zuschauer — auch vielleicht, für manche von ihnen, nicht nur des Mitleids, sondern „des Mitleids und der Furcht!" — da das tückische Österreich seine süße Rache auf solche Weise nimmt. Die Leser, die durch diese engen Spalten blicken wollen, können daraus entnehmen, wie verwickelt und gespannt die Zustände waren, und wie Friedrich, indem er eine Phase nach der anderen mit Schicksalsorakel (die sie in der Tat für ihn waren) beobachtete, in diesen Monaten eine Geschichte hatte, die für immer unbekannt bleiben wird.

Am 16. August erschien Ihrer ungarischen Majestät Antwort auf jene milde quasi-bußfertige Erklärung des Königs Ludwig an das Reich und setzte König Ludwig und andere und das Reich selbst in Erstaunen. „Zurücktreten?" sagt Ihre ungarische Majestät (die wir mit Bedauern, Kürze halber, aus dem hohen Amts- in gemeinen Redestil übertragen): „Seine Allerchristliche Majestät möchte zurücktreten? — Möchte er es nicht gern, der (wie soll man ihn denn nennen) über der Tat erwischte gekrönte Einbrecher? Ihr sollt zurücktreten, will's Gott, wenn Ihr für den angerichteten Schaden Ersatz geleistet habt; und bis dahin, will's Gott, nicht!" Und zählt in diesem Tone (in langwierig offizieller, aber zornvoller Sprache) all die argen Unbille und Gewalttaten auf, die Österreich, eine Art heiliges, von Gesetz und Natur und elf Potentatenunterschriften gewährleistetes Wesen, von der Allerchristlichsten Majestät erlitten hat — und für die es schadlos gehalten sein will, nun da der Finger Gottes sichtbar darauf hinweise. „Aut nunc aut nunquam, jetzt oder nie[2]!"

Ein Aktenstück von düsterer Vorbedeutung, voll finsterer Emphase, in sonor näselndem Tone; mit unbeugsamem Entschluß eine Anzahl unerwarteter Dinge aussprechend: sehr vorbedeutungsvoll für Seine preußische Majestät unter anderen. Es bildet einen Wendepunkt oder Krisis in dem französischen Krieg sowohl als in Seiner preußischen Majestät Geschichte, und der achtsame Leser sollte sich es besonders anmerken und datieren. Zum erstenmal ist darin öffentlich die Rede von „Schadloshaltung", von der Notwendigkeit, Österreich schadlos zu halten — Österreich sagt nicht ausdrücklich: für Schlesien, aber es sagt und meint, für Länderverlust und für alle sonstigen Verluste: „Für das Vergangene schadlos gehalten und für

[1] Adelung III. b. 204 usw.
[2] Vollständig bei Adelung III. b. 199—203.

das Künftige sichergestellt zu werden, das ist meine volle Absicht", näselt es in dem ihm eigenen langsamen metallischen Tone, unwiderruflich, es sei denn durch die Götter.

„Schadloshaltung für das Vergangene, Sicherstellung für das Künftige." Schadloshaltung? was meint Ihre ungarische Majestät damit? fragte alle Welt; fragte Friedrich, der jetzige Eigentümer Schlesiens, mit besonderer Neugier! Es ist das erstemal, daß Ihre ungarische Majestät ausdrücklich mit solchem absonderlichen Anspruch auf Schadenersatz, als hätte nur sie allein Schaden gelitten, auftritt — aber es ist ein feststehender Punkt in Wien und ein Unruhe stiftendes Thema für die Menschheit in den kommenden Monaten und Jahren. Lothringen und die drei Bistümer; dort wäre eine hübsche Schadloshaltung. Dann wiederum, was sagt ihr etwa zu Bayern, anstatt des verlorenen Schlesiens? Ihr habt Bayern bei der Gurgel fest; behaltet Bayern. Man gebe dem „Kurfürsten von Bayern, dem Kaiser, wie sie ihn nennen", etwas in den Niederlanden für seinen Unterhalt. Besser ganz fort aus Deutschland mit dieser zu Frankreich neigenden bayrischen Dynastie. Oder man gebe ihm das Königreich Neapel — wenn wir es erst wieder erobert haben. So lauteten wirkliche Pläne, die, teils nacheinander, teils gleichzeitig, simultan, Carteret und die hohen Häupter in Wien nun und später stark beschäftigten, aber sämtlich zu nichts wurden; doch sollten sie, wäre das nicht unmöglich, von den Lesern in einiger Erinnerung behalten werden.

Noch ein anderer, noch weniger erwarteter Umstand tritt hier in diesem seltsamen Aktenstück zum ersten Male öffentlich an das Licht: Österreichs Stellung zur Kaiserwahl selbst. Nämlich, daß Österreich besagte Wahl wegen der Ausschließung der böhmischen Stimme als ungültig betrachtet und die ganze Zeit über betrachtet hat; sie sei null und nichtig, und der gegenwärtige sogenannte Kaiser sei, österreichischer klarer Überzeugung gemäß, eine imaginäre Größe und ein bloßer Kaiser von französischem Flickwerk! „Der seyn sollende Kaiser", näselt Österreich an einer Stelle; und an anderer Stelle wird er statt „Kaiser" geradezu „Kurfürst von Bayern" genannt. Dies ist eine außerordentliche Doktrin von den Wahlgerechtsamen des hohen Reichstags! Soll das Heilige Römische Reich sich denn für ein „verzaubertes Perückentum" erklären und, Österreich zuliebe, Selbstmord an sich begehen? —

„Am 16. August ward dies außerordentliche Schriftstück bei dem kurmainzischen Direktorio übergeben, und am 23. September ward es, gegen Erwartung, von besagtem Direktorio zur Diktatur gebracht." — Mit diesem Vorgang hat es folgende Bewandtnis:

Wäre der vorige Kurfürst von Mainz (Erzkanzler und Präsident der Reichsversammlung) noch in Amt und Dasein gewesen, so wäre sicherlich eine so anstößige Schrift nimmermehr „zur Diktatur zugelassen", d. h. den Gesandtschaftskanzlisten diktiert und somit zur Reichskunde gebracht und

zu einem Stück der Reichsakten gemacht worden. Aber Österreich hatte, dank unserem kleinen Georg und seiner pragmatischen Rüstung, einen neuen, ihm günstigen Mainzer Kurfürsten erlangt — durch den sie, unter offener Hintansetzung der Unparteilichkeit und offener Hinneigung seines ganzen Gewichts zu Österreich, förmlich zur Diktatur gebracht und ein Gegenstand endloser Verhandlungen auf dem Reichstage und im Reiche wurde, mit geringem Nutzen für Österreich oder für den neuen Kurfürsten von Mainz. Ein weises Wohlwollen für Österreich hätte dies Stück unterdrückt, nicht es zur Diktatur gebracht: aber der neue Erzkanzler, dazu aufgefordert und sich der erforderlichen Dreistigkeit bewußt, hatte keinen Anstand genommen. Alle Welt schrie Zeter über den parteiischen Erzkanzler. — Die schmählich parteiische Diktatur solle widerrufen werden: das war die nächste Frage, über die man verhandelte. Kurbraunschweig (der bitannische Georg) war die einzige Kurstimme, die sich dagegen erhob. Entschiedene Majorität, obschon, wie gewöhnlich, keine Entscheidung zu erlangen war. Diese berühmte „Diktatursache" wütet die nächstfolgenden elf Monate hindurch in den wirren alten Büchern und sieht aus, als wolle sie nimmer enden. Auch läßt sich nicht absehen, wann sie geendet haben würde — hätte nicht im August 1744 etwas anderes geendet, nämlich die Geduld des Königs von Preußen; wodurch es jener dann ermöglicht wurde, auf des Kaisers Befehl zu endigen[1]!

Man muß gestehen, Maria Theresias ganzes Benehmen gegen das Reich war von der Zeit an, da das Reich sich unterfangen hatte, ihren Gemahl für die Kaiserwürde zu verschmähen und ihm einen anderen vorzuziehen, fortwährend sehr herausnehmend gewesen, bis sie sich nun zu völliger Widerspenstigkeit verstieg und Deutschlands erwählten Kaiser als eine bloß chimärische Person behandelte. Keine Reichsordnung oder Gesetz waren Ihrer ungarischen Majestät oder ihrem Gemahl gegenüber verletzt worden. Reichsvikar Kursachsen hielt Sitzungen, brütete viele Monate lang jene Frage von der böhmischen Kurstimme aus und brachte in regelmäßigem Verfahren zutage, daß sie nach Recht und Herkommen verneint werden müsse. Jede Formalität und Vorschrift war befolgt worden, und niemand, außer dem österreichischen Deputierten, als er weggeschickt wurde, hatte Einspruch dagegen erhoben. Aber die hohe Theresia hatte eine Idee, daß das Reich ihrem hohen Hause und ihm gehöre, und daß alle entgegengesetzten Wahlen samt und sonders nicht gültig und von Haus aus null und nichtig seien.

So war es schon früher in der Reichsarchivsfrage gewesen. Die Reichsakten waren so lange in Wien aufbewahrt worden, daß die hohe Theresia sich nicht dazu entschließen konnte, sie auszuliefern. „Die Absonderung der österreichischen Urkunden von den Reichsakten sei so schwierig, es erfordere Zeit!" antwortete sie immer. Und weder die immer dringenderen

[1] Adelung III. b. 227 u. f., IV. 198 usw.

Aufforderungen des Kaisers, noch diejenigen des verstorbenen Reichserzkanzlers, unterstützt vom Reichstag, monatelang, jahrelang wiederholt, fruchteten etwas. Nichts als ärgerlicher Schriftenwechsel, der immer erbitterter wurde — die Reichsarchive, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwand vorenthalten, lagen fest in Wien: wurden auch nie herausgegeben; sondern lagen dort, bis es mit dem Reich selbst und schon längst mit dem Kaiser Karl VII. zu Ende war! Das ist ein starkes Auftreten.

Als hätte das Reich ihr gehört; als wäre ein nichtösterreichischer Kaiser eine Unmöglichkeit, und als wären das Reich und seine Gesetze sogar förmlich und offiziell schemenhaft geworden! Das war in der Tat Maria Theresias unartikulierte, angeborene Vorstellung, die allmählich mit ihren Fortschritten im Felde immer artikulierter wurde, bis jenes Wort von dem „seyn sollenden Kaiser" ihr die Krone aufsetzte. Und doch war sie nur berechtigt, wenn das Reich mit seinen Gesetzen ein Gut oder meuterischer Vasall Österreichs wäre; sonst nicht! „Hört ihr's?" antwortete das Reich fast einstimmig (acht Kurfürsten, mit der einzigen Ausnahme Kurbraunschweigs, wie wir bemerkten): „Unser feierlich erwählter Kaiser ist ein bloßes Wortspiel, eine Spitzfindigkeit, ein französisches Flickwerk; gegenwärtig, scheint es, soll das Reich gar keinen Kaiser haben und soll immer tiefer in Anarchie und namenlose Zustände versinken, bis es von neuem dazu schreite, sich einen zu schaffen — nämlich einen vom echten österreichischen Gepräge!" — Das Reich ist ein schwätzendes Wesen: König Friedrich muß, solange als möglich, Schweigen beobachten. Seine Gedanken über diese Dinge sind nicht mitgeteilt; aber sicherlich waren sie fortwährend rege, zu gespannt konnten sie kaum sein. „Schadloshaltung?" „Das Reich so gut wie mein?" Wohin deutet dies alles? Walrave und jene schlesischen Befestigungen — Walrave mag auf seine Arbeit aufpassen und sie beschleunigen!

## Die britannische Majestät geht heim.

Aus dem „vereinigten Einfall in das Elsaß" — sagen wir es kurz, unter Außerachtlassung der Zeitfolge und indem wir Friedrich noch einen Augenblick ruhen lassen, ward dieses Jahr nichts. Prinz Karl war 70 000 Mann stark; der britannische Georg (als erst jene den ganzen Sommer über herankriechenden Holländer eingetroffen waren) 66 000 — ja 70 000, da Karl ihm den charmanten Menschenfresser, „Oberst Menzel und 4000 Tolpatschen", geliehen hatte, damit er sie ordentlich ausrüste. Karl sollte im Oberelsaß, in der Gegend von Straßburg, den Rhein überschreiten; sobald er drüben war, sollte die britannische Majestät bei Mainz übersetzen und vom Niederelsaß her operieren. Sie hätten schnell damit zu Werke gehen sollen, taten es aber nicht! Die ganze Welt erwartete einen ernsthaften Streich gegen Frankreich, und Frankreich selbst

hatte Angst davor: aber Frankreich und die ganze Welt täuschte sich diesmal.

Prinz Karl war langsam mit seinen Vorbereitungen; Noailles und Coigny (Broglios Nachfolger) waren nicht langsam, errichteten Redouten, warfen dem Fluß entlang Schanzen auf, bewaffneten 10 000 Elsässer Bauern, und was dem mehr ist — so daß sie, als Prinz Karl erst bereit war (Mitte August), verschanzt und drohend an allen Übergangspunkten standen; die Österreicher vermochten nirgendswo am Oberrhein hinüberzukommen; nur ein- oder zweimal auf einen Tag gelang es dem Wüterich Trenck und seinem losen Pandurengesundel, das plündernd und ronommierend umhertobte, von den Zeitungsschreibern bewundert, wenn von sonst niemandem.

Auch Georgs Beistand war recht unbedeutend — äußerst zaudernd, gänzlich passiv, möchte man sagen, obgleich der Fluß in seiner Gegend unverteidigt war. Endlich überschritt er den Rhein bei Mainz; marschierte langsam nach Worms — schloß einen ewig denkwürdigen W o r m s e r V e r t r a g hier ab. Marschierte nach Speier, wo sich die Holländer (in viel geringerer Zahl, als übereingekommen war, hätte er das mindeste zu bedeuten) ihm anschlossen — war in Germersheim: wo sonst noch, habe ich vergessen; manövrierte auf eine flaue und gleichsam ziellose, wenigstens aber völlig unwirksame Weise. Menzel ritt glorreich nach Trarbach, in das Lothringische, und ließ ein Manifest ergehen, des Inhalts: „Ihre ungarische Majestät sei unter des Himmels Segen wieder zu ihrem Eigentum gekommen" u. dgl. m. — Der Schluß davon lautet: Falls die Einwohner sich nicht ruhig verhalten, so wird man sie nötigen, „sich untereinander selbst Ohren und Nasen abzuschneiden, worauf sie als Rebellen gehangen werden sollen". Der absonderliche Kämpe der Christenheit, berühmt in den damaligen Zeitungen[1]! Weiter konnte Georg zusammen mit den nun zu ihm gestoßenen Holländern nichts in jenen Gegenden ausrichten, als sich langsam, ziellos hin und her zu bewegen oder völlig stille zu stehen und Proviant zu verzehren — unter den Generalen herrschte große Ungewißheit und Widerstreit, und Stair war aufgebracht fortgegangen[2] — bis endlich die „vereinigten pragmatischen Truppen" (11. Oktober) nach Mainz zurückkehrten und von da aus in der ärgsten Verstimmung gegeneinander nach ihren verschiedenen Winterquartieren in den Niederlanden und den angrenzenden Gegenden auseinandergingen.

Prinz Karl versuchte den Übergang an verschiedenen Plätzen, am nachdrücklichsten zu Alt-Breisach, weit hinauf am Fluß, das schwäbische Freiburg ist sein Waffenplatz — alles dies ist österreichisches Land, „Vorderösterreich". Dort, in Alt-Breisach, lag Prinz Karl (24. August bis 3. Sep-

[1] Bei Adelung (III. b. 193) das vollständige Manifest.
[2] Er reiste „am 27. August durch Worms" (Henderson, Life of Cumberland S. 48), als Seine Majestät eben anfing über den Rhein zu gehen.

tember), hatte seinen linken Flügel jenem ehrwürdigen Kegel angelehnt, dessen Gipfel Türme und Wälle trägt (Kaiserstuhl), und blickte in das Elsaß hinein, spähend, wo man hineingelangen könne. Einmal drang er halb über den Fluß und besetzte die Insel Rheinmark, konnte aber wegen der Noailles-Coignyschen Gegenanstalten nicht weiter gelangen. Versammelte einen Kriegsrat; kam zu dem Ergebnis, daß man keine Magazine habe, daß die Jahreszeit zu weit vorgerückt sei, und marschierte wieder heim (12. Oktober) durch das Schwabenland, indem er, außer der starken Besatzung in Freiburg, nur Trenck mit 12 000 Panduren zurückließ, um das Land bis zum Frühjahr für uns offen zu halten. Die britannische Majestät marschiert hierauf, wie wir bereits bemerkten, fast zur selben Zeit gleichfalls heim[1]. — Ein Ziel steht allezeit klar vor Augen, wenn sich der Tag zu Ende neigt: Suche dein Quartier auf, leg' dich schlafen.

Prinz Karl hielt in diesem Winter glorreiche Hochzeit mit der ungarischen Majestät jüngerer Schwester — glorreicher Lohn des Krieges und dabei, wie es heißt, auch ein Bund der Herzen — die Gemahlin und er sollen in Brüssel residieren und werden zu „gemeinschaftlichen Statthaltern der Niederlande" ernannt. Der feste Khevenhüller erkrankte, fast über den Feierlichkeiten, am Fieber und starb eines plötzlichen Todes, zum großen Schmerz Ihrer Majestät über den Verlust eines solchen Soldaten und Mannes[2]. Georg ist mit seiner Pragmatischen Armee nicht erfolgreich gewesen. Er beförderte die Wahl des neuen Kurfürsten von Mainz, der den überspannten österreichischen Forderungen Vorschub leistete. Er entkam aus der Dettinger Mausfalle, und er hat, zur Bewunderung der Zeitungswelt und (wir wollen hoffen) zum Neid der Allerchristlichsten Majestät, ohne Rücksicht auf Kosten über drei Monate lang den obersten Jupiter auf der deutschen Bühne gespielt. Aber zur Schlichtung des deutschen Streites hat er nichts und sogar noch viel weniger als nichts getan! Ich empfehle dem Leser folgende kurze Notiz, betitelt: Methoden zur Friedensstiftung in Deutschland:

1. Eine leichte Methode, Deutschland zu pazifizieren, wäre die, daß Seine britannische Majestät die Hosentasche fest zuknöpft: ‚Keinen Sixpence mehr, Madame!' — und heimgeht und sich schlafen legt, wenn er sonst nichts daheim zu tun findet. Hat er nicht allezeit die Jenkins-Ohrfrage und die Sache der Freiheit in dieser kurzgefaßten Form! Aber in Deutschland würde, wenn dem Kriege erst die Sehnen durchgeschnitten sind, das Gesetz der Gravitation sofort in Wirkung treten, und die exorbiante ungarische Majestät, das ermüdete Frankreich und alle übrigen würden nach kurzem Verlauf das Gleichgewicht vermutlich um so dauernder wiederfinden.

2. Oder aber, wenn ihr die Sache der Freiheit im größeren Stile retten wollt, so sind da jene Hanauer Konferenzen — Carterets grandioser Plan: ein einiges Deutschland (von England inspiriert), das auf Frankreich losgehen und sich dort ‚Schadloshaltung' und Balsam für alle Wunden holen solle. Diese zweite Methode

[1] Adelung III. b. 192, 215; (Anonym) Cumberland S. 121.
[2] Maria Theresias Leben S. 94, 45.

ist durch Dianas Dazwischenkunft zu Wasser und sogar zu giftigem Wasser geworden. So daß

3. dem armen Carteret nichts übrigblieb als ein Wormser Traktat (über ihn weiter unten ausführlicher): ein Deutschland (von England doppelt und dreifach inspiriert, wie dies nun sicherlich vonnöten sein würde!) das auf besagte Weise losgehen soll, aber in uneinigem, ja, in fast sich selbst bekriegendem Zustande. Diese dritte Methode aber darf man wohl recht ungeeignet nennen — es wäre denn, Carteret könnte Neapel für den Kaiser erobern, könnte den Kaiser irgendwo ‚in den Niederlanden' oder sonst befriedigend unterbringen und auf mirakulöse Weise (indem das Glück vielleicht den Tapfern begünstigt) das Unmögliche tun! Daß sie ungeeignet ist, errät oder befürchtet der arme Carteret wohl auch — wäre ihm nur noch irgendeine Wahl übrig. Aber es war der letzte Ausweg! Und, sei es durch Dianens Einwirkung oder sonstwie, jedenfalls ist das die Lage, in der wir, zu Mainz, den 11. Oktober 1743, die deutsche Frage lassen.

„Entschädigung", insbesondere von seiten Frankreichs, ist, wie es scheint, nicht umsonst zu bekommen. Irgendwoher bekommen muß man sie! Bei ihrem obersten Jupiter sich beklagend, wie sie sehr oft tut, hatte die ungarische Majestät einmal geschrieben: „Warum, o warum zwangen Sie mich dazu, Schlesien aufzugeben!" — Der oberste Jupiter antwortet (unter welchem Datum, habe ich niemals erfahren können, obschon Friedrich es weiß und „eine Abschrift des Briefes hat"): „Madame, was sich geben ließ, läßt sich auch wohl wieder nehmen (ce qui est bon à prendre est bon à rendre)[1]!"

[1] Oeuvres de Frédéric III. 27.

## Sechstes Kapitel / Voltaire besucht Friedrich zum viertenmal

In den letzten Tagen des August erscheint M. de Voltaire in Berlin zu seinem vierten Besuche — dreimal und viermal willkommen, obschon diesmal, im geheimen, in einer etwas unerwarteten Eigenschaft. Er ist nämlich gekommen, um sich im diplomatischen Fache zu versuchen, Friedrich im Interesse des bekümmerten französischen Ministeriums ein wenig zu sondieren. Dies, im tiefsten Geheim, ist Voltaires gegenwärtiger Zweck, und es knüpfen sich große Hoffnungen für ihn daran, wenn er sich als hinlänglich gewandt erweist.

Der arme Mann, er hat sein Akademiediplom — wieder wegen Verwickelungen und Ketzereien — doch nicht erlangen können. König Ludwig anfangs willig, gleichgültig; ja, auch die Châteauroux war willig; aber orthodoxe Personen überredeten Seine Majestät; der gottlose Maurepas (derselbe, der bis zur Revolutionszeit lebte) opponierte; Maurepas und Anc. de Mirepoix (dem sie den Spottnamen „Ane" oder Esel von Mirepoix geben, der sauertöpfische Dunkelmann, gewesener Mönch) waren sehr tätig und legten ihr Veto gegen Voltaire ein. Ein stupider Bischof ward ihm für die Vakanz bei den Vierzig vorgezogen. Zwei Bischöfe lehnten die Ernennung großmütig ab; aber es fand sich einer mit hinlänglicher ehrgeiziger Stupidität: zum drittenmal schlug Voltaire diese kleine, für ihn große Angelegenheit fehl. Ja, ungeachtet jenes Kusses in Mérope konnte er sein Trauerspiel Mort de César nicht auf die Bühne bringen; es erhoben sich Kabalen, Ancien de Mirepoix war tätig, und Orthodoxie, sauertöpfischer Obskurantismus behielten die Oberhand. Für Madame und ihn (obschon in den Pariser Kreisen mit schmeichelhafter Aufmerksamkeit behandelt) waren dies verdrießliche Monate — genug, um der Literatur abzuschwören und irgendeine andere Jakobsleiter in dieser Welt zu versuchen; was Voltaire mitunter wirklich im Sinne hatte. Man darf fragen: Sind diese Dinge dazu angetan, Liebe für die Hierarchie in M. de Voltaire zu erwecken? „Eure Akademie wird ein Priesterseminar", sagt Friedrich. Das luchsäugige Tier — besorgt sich fragend: „Wohin denn, aus solch miß-

licher Lage hinaus?" — wandelt behutsam umher mit seinen samtenen Tatzen; hat aber für gewisse Individuen und Brüderschaften Krallen darunter, zum Kratzen bereit.

Leider ist auch das du-Châtelet-Verhältnis selbst nicht mehr so himmlisch, wie es einst war. Madame hat entdeckt, man denke nur mit welchen Gefühlen, daß dieser große Mann sie nicht mehr wie früher liebt! Der große Mann leugnet es, ist bereit, sich und ihr das Gegenteil zu beschwören; und dennoch, im Grunde, wenn man mit dem Mikroskop lesen will, sind Anzeichen da, und es ist unleugbar. Wie sollte es auch? Laubiger Mai, heißer Juni, allmählich kommt der Oktober, welk, falb; und zuletzt ein völlig blätterloser Zustand, nicht der linde Westwind, sondern der graue Nordostwind mit seinen Hagelstürmen (Anfällen von Eifersucht, unfruchtsprechend zu benehmen, indem er Valory seine „Berichte übergibt, damit spöttelt er einmal, in einem unachtsamen Moment, in einem Brief an eine Freundin: „Was Emilie tut? Emilie treibt Algebra — was ihr in den Angelegenheiten des Lebens viel fruchten und gesellschaftlich großen Reiz verleihen wird[1]". Voltaire (wenn du mit dem Mikroskop liest) ist gesonnen, auch in dieser Beziehung zurückzutreten. „Die Mathematik aufgeben?" Madame gerät in Wut, wird bei dem bloßen Gedanken daran zur Megäre! Eine eifersüchtige, jähzornige algebraische Frau. Man mußte ihr etwas von dieser geheimen Sendung nach Berlin sagen, und sie besteht darauf, die Mittelsperson zu machen, alle Papiere müssen hier in Paris während des großen Mannes Abwesenheit durch ihre Hände gehen. Anhaltender Nordost, das ist, allem Anschein nach, der herrschende häusliche Wind! Und mich dünkt, der große Mann ist froh, sich auf eine Zeitlang zu entfernen.

Diese quasidiplomatischen Absichten sind, wie man wohl sehen kann, von seiten Voltaires wie des Ministeriums viel ernster gemeint, als irgendeine der früheren. Und für Voltaire zeigen sich dann und wann Aussichten auf etwas positiv Diplomatisches, auf eine wirkliche Laufbahn in diesem Fache. Törichte Hoffnungen freilich. Aber unter den neuen Ministern, seit Fleurys Tod, befinden sich Amelot, die d'Argensons, persönliche Freunde, alte Schulkameraden des armen gehetzten Mannes, die ihm gern Schutz gegen eine solche Meute vergönnten; und sämtliche in diesem ihrem allgemeinen Schiffbruche in Deutschland nach jedem schwimmenden Brette haschenden französischen Minister sehen ein, welcher Nutzen sich in einer solchen Krisis möglicherweise aus ihm ziehen ließe. „Er ist mit Friedrich bekannt; dürfte vielleicht einige Macht haben, ihn zu überreden — auf alle Fälle aber die Macht, ihn auszukundschaften. Wenn Friedrich nicht wieder auf den Plan tritt, was soll dann aus uns werden!" Die gegenseitigen

[1] Brief Voltaires „an Madame Chambonin", Ende 1742 (Oeuvres, Ausgabe in 40 Bdn., Paris 1818, XXXII. 148) — fehlt in der spätern Ausgabe (97 Bde., Paris 1837), die wir gewöhnlich anführen.

Winke, Unterhandlungen, ausdrücklichen Besprechungen, Verabredungen und geheimen Instruktionen, von denen sich Spuren in Voltaires Briefen finden, waren vielleicht bereits seit vergangenem Mai, dem Zeitpunkt jener mißlungenen Akademiebewerbungen und jener Broglioschen Depeschen aus den Donaulanden im Gange. „Kein Bleiben hier, Ew. Majestät!" — und ich glaube, es war wirklich um die Zeit, da Broglio wie eine Pulverkette in die Luft flog und vom Wind heimgeblasen wurde, daß Voltaire seine Mission antrat. „Besuch bei Friedrich", nennen sie es — „Einladung" von Friedrich ist da oder kann, auf den ersten Wink, an jedem Haltpunkt der Reise verschafft werden.

Voltaire hat sich unterwegs lange aufgehalten, er verließ Paris Mitte Juni[1], hat sich aber im Haag, in Brüssel, und wo er immer war, außerordentliche Mühe zur Förderung seines Auftrags gegeben. Spionierend, betreibend, überredend, nach allen Seiten hin korrespondierend — namentlich viel mit dem König von Preußen selbst und sodann mit „M. Amelot, dem Staatssekretär", um vorteilhaftest Bericht abzustatten. Es finden sich kuriose aufhellende Funken in jenen Briefen Voltaires, wie chaotisch diese auch sind; kleine Funken, die die langweiligen Geschichtsbücher aufhellen, bekräftigen und hier und da dem Bilde, das du dir nach diesen Büchern gemacht hast, neue Züge verleihen. Sie gewähren dir eine momentane Erquickung, wie das Lösen eines unnützen Rätsels oder wie zufällig durch Reiben zweier dunklen Gegenstände (etwa des Voltaireschen Kiesels auf Dryasdustschem Kies) gewonnenes Licht in jenen labyrinthischen Katakomben, wenn du darin wandern mußt. Ein im übrigen ermüdendes Geschäft für den uneingeweihten Leser, der voraneilt — zu dem leichtgeschürzten französischen Herausgeber, der gemächlich auf Flügeln oder in Luftballons darüber hinschweben kann[2]! Voltaires emsiges Finessieren mit den diplomatischen Personen im Haag oder mit ihren Sekretären, wenn diese bestechlich sind, ja, mit der holländischen Regierung selbst („mittels Kanälen, die ich" — mit unendlich winzigem Resultat — „eröffnet habe"); sein Spionieren („der junge Podewils", Minister dahier, Neffe der Podewils, die wir gekannt haben, „der junge Podewils hat eine Liebesintrige mit einer holländischen Dame von Stande": bedenken Sie das, Ew. Exzellenz); seine vorläufige subtile Korrespondenz mit Friedrich; seine köst-

[1] Seine Briefe (Oeuvres LXXIII. 42, 48).

[2] Oeuvres LXXIII. S. 40—138. Clogenson, ein Däne (dessen mit „Clog." unterzeichnete Anmerkungen sich in allen erträglichen neueren Ausgaben finden), hat allein unter den Erklärern der Voltaireschen Briefe einen wirklichen Versuch zur Aufhellung der vielen unverständlich gewordenen Stellen gemacht. „Clog.", der zu Fuß mit offenen Augen reist, ist — namentlich in Punkten deutscher Geschichte — ohnegleichen und steht einsam da unter seinen im Luftballon dahinschwebenden Gefährten; er läßt auch hie und da einen rationellen oder halbrationellen Wink fallen, der löblich hilfreich ist. Unglücklicherweise ist er keineswegs in den deutschen Dingen gut belesen, keineswegs immer exakt und überhaupt niemals ohne anderweitige Prüfung völlig zuverlässig.

lichen Manöver und sein wirklich großer Fleiß im kleinen — all das und noch sonst vieles wollen wir auslassen, ungeduldig ob dieser Präludien, deren so viele waren! So z. B. bekam Voltaire zu einer Zeit, als Friedrich völlig bereit war, „eine Fluxion" (einen Schnupfen); dann wieder, als Voltaire bereit und der Schnupfen fort war, hatte sich Friedrich zu seinen schlesischen Musterungen begeben. Kurzum es waren leidige Verhinderungen und langweilige Zögerungen ohne Ende vorgefallen — und wir wollen nur sagen, daß M. de Voltaire nach unsäglichen Abenteuern (nach meiner Rechnung am letzten des August) wirklich im Berliner Schloß abstieg, von dem königlichen Wirt dort bewillkommt wie kein anderer Mensch — daß dies der vierte Besuch ist, und daß auf seiten Voltaires (im tiefsten Geheim) gewichtigere Absichten dabei im Spiele sind als bei irgendeinem der vorhergehenden.

Voltaire ward glorreich aufgenommen und neben den königlichen Gemächern einlogiert, wo der König in freien Augenblicken auf die aller hübscheste Weise zu ihm herüberschlüpfte. Es erfolgte sieben oder acht Tage lang, zuerst in Berlin und dann in Potsdam, ein schönes Erwachen der Sphärenharmonien, mit gelegentlichen Anregungen praktischer Geschäfte zwischen ihnen. Es dauerte natürlich nicht lange, bis Friedrich, bei einer Veranlassung letzterer Art, gewahr ward, weshalb der himmlische Bote eigentlich gekommen war — ein gefährlicher Moment für M. de Voltaire: „Der König war sichtbar erzürnt", gesteht er, von dem Adlerblick durchbohrt! „Ach, Ew. Majestät, pures Übermaß von Loyalität, Unterwerfung, Hingebung meiner Wenigkeit! Geruhen Sie doch zu erwägen, ob nicht auch dies — bei der gegenwärtigen Lage meines Königs, meiner beiden Könige und ganz Europas — ebenfalls etwas Sphärenartiges sei?" So daß das adlerhafte Blitzen nur einen Augenblick währte und in leuchtendes Blinzeln überging, das sogar, wie wir sehen werden, einen Anflug des Komischen an sich hatte. Auch mit Valory hatte Voltaire Schwierigkeiten. „Was für ein Eindringling ist das?" sagt Valorys finsterer Blick. „Ein ergebener Sekretär Ew. Exzellenz, weiter nichts auf seine Ehre!" antwortete Voltaire, sich bis zum Boden bückend — und sucht sich dementsprechend zu benehmen, indem er Valory seine Berichte übergibt, damit dieser sie in Chiffren übertrage", und was dem mehr ist. Äußerst schlüpfriges Glatteis hier für den gewandten Mann! Seine Berichte an Amelot sind in sanguinischem Tone abgefaßt; zeigen dem Beobachter aber geringen Fortschritt, Glatteis und einen Anflug des Komischen. Viele davon sind verloren (oder liegen in französischen Archiven verborgen und sind des Hervorholens nicht wert); aber hier ist einer, den Beaumarchais gerettet und lange hernach herausgegeben hat, und der uns die längstvergangene Szene hinlänglich vergegenwärtigt. Im Schloß zu Berlin oder zu Potsdam (das Datum muß 6.—8. September 1743 sein) überreicht Vol-

taire von seinem Zimmer aus dem König ein „Memorial" und erhält es mit Randbemerkungen zurück — wie folgt:

„Wollen Ew. Majestät so gütig sein (avoir assez de bonté), Ihre Gedanken und Befehle auf den Rand zu bemerken."

| Voltaires Memorial. | Friedrichs Marginalien. |
|---|---|
| ‚1. Ew. Majestät sei zu wissen, daß der Sieur Bassecour' (zu deutsch: Hinterhof), ‚Oberbürgermeister von Amsterdam, neulich M. de la Ville, französischen Minister daselbst, aufgefordert hat, Friedensvorschläge zu machen. La Ville antwortete: Wenn die Holländer Anträge zu machen hätten, so könnte der König, sein Herr, sie anhören. | ‚1. Dieser Bassecour, oder Hinterhof, scheint wohl der Ehrenmann zu sein, der damit betraut ist, die Kapaunen und Truthähne für Ihre Hochmögenden fett zu machen? |
| 2. Ist es nicht klar, daß die Friedenspartei unfehlbar in Holland den Sieg davontragen wird — da Bassecour, einer der Entschiedensten für den Krieg, anfängt, von Frieden zu sprechen? Ist es nicht klar, daß Frankreich Kraft und Weisheit zeigt? | 2. Ich bewundere die Weisheit Frankreichs; aber Gott bewahre mich davor, sie je nachzuahmen! |
| 3. Wenn, unter diesen Umständen, Ew. Majestät den Ton eines Gebieters annähmen, den Fürsten des Reichs durch das Aufstellen einer Neutralitätsarmee mit einem Beispiele vorangingen — würden Sie nicht das Zepter Europas den Engländern entreißen, die Ihnen jetzt Trotz bieten und auf eine freche empörende Weise von Ew. Majestät reden, was in Holland auch die Partei der Bentinks, der Fagels, der Opdams tut? Ich habe sie selbst gehört und berichte nichts als Wahres. | 3. Dies würde sich schöner in einer Ode als in der Wirklichkeit ausnehmen. Ich frage wenig danach, was die Holländer und Engländer sagen, um so weniger, da ich nichts von ihrem Patois verstehe. |
| 4. Bedecken Sie sich nicht mit unsterblichem Ruhme, wenn Sie sich mit Nachdruck zum Beschützer des Reichs erklären? Und ist es nicht von dringendster Wichtigkeit für Ew. Majestät, die Engländer daran zu verhindern, daß sie Ihren Feind, den Großherzog' (Maria Theresias Gemahl), ‚zum König der Römer machen? | 4. Frankreich hat ein größeres Interesse als Preußen daran, das zu verhindern. Übrigens sind Sie, mein lieber Voltaire, schlecht in diesen Stücken unterrichtet; denn ein König der Römer kann nur durch einstimmige Wahl sämtlicher Kurfürsten ernannt werden — so daß dies, wie Sie sehen, allezeit von mir abhängt. |
| 5. Wer auch nur eine Viertelstunde lang mit dem Herzog von Aremberg' (der letzthin Lord Stairs schöne Pläne verdorben und sie auf ein Dettingen oder ein in die Mausfalle Hinein- und | 5. On les y recevra,<br>Biribi.<br>A la façon de Barbari,<br>Mon ami[1]. |

[1] Form eines in jenen Jahren in Paris sehr beliebten Liedes (S. Barbier, an vielen Stellen): „Biribi" ist eine Art Lotteriespiel.

wieder Herausgeraten reduziert hat) ‚oder mit dem Grafen Harrach‘ (wichtige österreichische Amtsperson), ‚mit Lord Stair oder mit irgendeinem der Parteigänger Österreichs, gesprochen hat‘ (wie ich es oft getan habe), ‚der hat sie sagen hören, daß sie vor Verlangen brennen, den Feldzug in Schlesien wieder zu eröffnen. Haben Sie in diesem Falle, Sire, einen anderen Bundesgenosse ohne Belang für Sie? Sie mächtig Sie auch seien, ist ein solcher Bundesgenosse ohne Belang für Sie? Sie kennen die Hilfsquellen des Hauses Österreich und wissen, wie viele Fürsten mit ihm verbündet sind. Aber würden sie Ihrer Macht im Verein mit der des Hauses Bourbon zu widerstehen vermögen?

6. Würden Sie nicht, indem Sie bloß ein Truppenkorps ins Klevische marschieren lassen, Schrecken und Respekt einflößen, ohne Gefahr, daß irgendeiner es wage, Krieg mit Ihnen anzufangen? Ist es nicht im Gegenteil der einzige Weg, die Holländer zu zwingen, unter Ihren Befehlen in der Pazifikation des Reichs und der Wiederherstellung des Kaisers mitzuwirken, der Ihnen dann zum zweitenmal seinen Thron zu verdanken haben und zum Glanze des Ihrigen beitragen würde?

7. Wollen Ew. Majestät geruhen, was immer der Entschluß sei, den Sie fassen, mir diesen anzuvertrauen und das Resultat — Ihrem Diener, ihm, der gern sein Leben an Ihrem Hofe verbringen möchte, mitzuteilen? Darf ich die Ehre haben, Ew. Majestät nach Bayreuth zu begleiten; und wenn Ew. Majestät Güte so weit geht, wollen Sie so gewogen sein, es auszusprechen, damit ich Zeit zur Vorbereitung für die Reise habe? Ein günstiges Wort in dem Briefe bei dieser Gelegenheit an mich gerichtet‘ (ein günstiges Wort für Frankreich, das man Amelot und der Allerchristlichsten Majestät vorzeigen kann), ‚ein Wort würde hinreichen, mir das Glück zu verschaffen, nach dem ich seit sechs Jahren gestrebt habe: nämlich, an Ihrer Seite zu leben.‘ Oh, senden Sie es!

Wir wollen Sie empfangen,
Dideldumdei,
Nach Art der Barbarei,
O ja, ei, ei.

6. Vous voulez qu'en vrai dieu de machine

Sie wollen also, daß ich als wahrer Deus ex machina

J'arrive pour le denouément?

Erscheine, um den Knoten zu lösen?

Qu'aux Anglais, aux Pandours, à ce peuple insolent, J'aille donner la discipline?

Daß ich die Engländer, die Panduren, die aufsässigen Leute, Raison lehre?

Mais examinez mieux ma mine;

Aber sehen Sie mein Gesicht doch genauer an;

Je ne suis pas assez méchant!

So boshaft bin ich nicht.

7. Wenn Sie Lust haben, nach Bayreuth zu kommen, so soll es mir lieb sein, Sie dort zu sehen, vorausgesetzt, daß die Reise Ihrer Gesundheit nicht schade. Es steht daher ganz bei Ihnen, was für Maßnahmen Sie treffen wollen.‘
(Und über das vorzeigbare Wort — nichts!)

‚8. Wenn ich während meines jetzigen kurzen Aufenthalts bei Ew. Majestät der Überbringer irgendeiner meinem Hofe angenehmen Nachricht werden könnte, so möchte ich Sie bitten, mich mit einem solchen Auftrage zu beehren.‘ (Hier ist wirklich kein Mangel an Unverschämtheit, Monsieur! Friedrich antwortet von der Höhe herab:)

‚8. Ich stehe in keinerlei Verbindung mit Frankreich; ich habe nichts von Frankreich zu fürchten, noch zu hoffen. Wenn Sie wollen, will ich eine Lobschrift auf Ludwig XV. ohne ein Wort der Wahrheit verfassen: aber was politische Geschäfte anlangt, so liegen jetzt keine gemeinschaftlichen zwischen uns vor; auch ist es nicht an mir, das erste Wort zu sprechen. Wenn man mich fragt, wird es Zeit sein, zu antworten; aber ein so verständiger Mann wie Sie muß wohl einsehen, wie lächerlich es aussehen würde, wenn ich, ohne gegebenen Anlaß, mich herbeiließe, Frankreich politische Pläne vorzuschreiben und sie sogar mit eigener Hand zu Papier zu bringen!

‚9. Was Sie auch immer zu tun geruhen mögen, so werde ich Ew. Majestät stets von ganzem Herzen lieben.

9. Ich liebe Sie von ganzem Herzen; ich schätze Sie: ich will alles für Sie tun, nur nicht Torheiten und Dinge, die mich in ganz Europa für immer lächerlich machen würden und im Grunde gegen meine Interessen und meinen Ruhm wären. Der einzige Auftrag, den ich Ihnen für Frankreich geben kann, ist der Rat, sich weiser zu benehmen, als bisher geschehen. Diese Monarchie ist ein sehr starker Körper, aber sie ist ohne Seele und ohne Tatkraft (nerf).‘

Und somit können Sie es Valory zustellen, daß er es in Chiffren übertrage, mein erlauchter Sphärenbote [1].

Ein Schriftstück, das wohl des aufmerksamen Lesens wert ist. Sehr königlich und charakteristisch für den jungen Friedrich. Es ward von Beaumarchais gerettet, der es in seiner berühmten Kehler Ausgabe von Voltaires Werken nicht mitteilte, es aber „in der Urschrift besaß und in seinem Décade Philosophique, 10 Messidor, An VII“ (Sommer 1799) „herausgab: Beaumarchais besaß verschiedene andere Stücke ähnlicher Art“, die man, als photographische Bilder aus der Zeit, wohl hätte sehen mögen.

## Friedrich besucht Bayreuth in einem besonderen Geschäft; Voltaire begleitet ihn und schreibt geheime Berichte.

Dies „Biribi-Schriftstück ward, nach meinem Vermuten, etwa am 7. überreicht, und ich nehme an, daß Friedrich es in Händen, aber noch nicht beantwortet hatte, als er folgenden Brief schrieb:

[1] Oeuvres de Voltaire, LXXIII. 101—105 (vgl. das. II. 55): Oeuvres de Frédéric XXII. 141—144.

„Potsdam, den 8. September 1743" (Friedrich an Voltaire). — „Ich wage es nicht, mit einem Sohne des Apollo von Pferd und Wagen, Vorspann u. dgl. zu reden; es sind das Details, mit denen die Götter sich nicht abgeben und die wir Sterblichen auf uns nehmen. Sie werden, wenn Sie Lust dazu haben, am Montagnachmittag nach Bayreuth abfahren, und wenn es Ihnen beliebt, auf der Durchreise mit mir speisen" (hier in Potsdam).

„Der Rest meines Memoires" (der oben mitgeteilten Schrift?) „ist so bekleckst und in einem so schlechten Zustand, daß ich es Ihnen noch nicht schicken kann. — Ich lasse den achten und neunten Gesang der Pucelle abschreiben; habe jetzt den ersten, zweiten, vierten, fünften, achten und neunten Gesang: ich verwahre sie unter dreifachem Verschluß, daß keines Sterblichen Auge sie zu sehen bekommt.

Ich höre, Sie soupierten gestern abend in guter Gesellschaft" (große Versammlung in irgendeinem hohen Hause, die nun gänzlich zerstreut ist);

„Die schönsten Geister des Kantons,
Alle Ihnen zuliebe versammelt,
Leute, denen Sie gefallen müssen,
Lauter fromme Voltairegläubige,
Haben Sie einstimmig anerkannt
Als den Gott ihres Paradieses.

‚Paradies', damit Sie kein Ärgernis daran nehmen, ist hier im allgemeinen Sinne eines Ortes der Lust und Freude zu verstehen. Vgl. die ‚Bemerkung' zu dem letzten Vers des Mondain [1]."

Voltaire soll also, seiner Bitte gemäß, die Bayreuther Reise mitmachen. Ob er je jenes allwichtige „Wort, das er vorzeigen könne", erhielt, weiß ich nicht, obschon einiger Anschein dafür da ist, daß Friedrich gerade in diesen Stunden den Panegyrikus auf Ludwig im Fluge für Voltaires Zwecke, und um ihn los zu sein, geschrieben haben mag. Datiert vom 7. September, einen Tag früher als der eben gelesene Brief, sind hier Auszüge aus einem anderen an dieselbe Adresse:

„Potsdam, den 7. September 1743" (Friedrich an Voltaire). — „Sie sagen mir soviel Gutes von Frankreich und seinem Könige, daß es zu wünschen wäre, alle Monarchen hätten Untertanen und alle Staaten Bürger wie Sie" — (Sie können das doch wohl vorzeigen?) „Wie schade, daß Frankreich und Schweden nicht militärische Führer von Ihrer Denkungsart hatten! Aber es ist gewiß, was Sie auch immer sagen mögen, daß die Schwäche ihrer Generäle und die Zaghaftigkeit ihrer Ratgeber den Ruf zweier Nationen, deren bloßer Name vor kaum einem halben Jahrhundert Europa Schrecken einflößte, fast zugrunde gerichtet haben." — — — „Wie schmählich war nicht jener Friedensschluß Fleurys im Jahre 1735; er ließ Stanislaus im Stich, hinterging Spanien, hinterging Sardinien, um Lothringen zu gewinnen! Und nun die Art und Weise, wie man den Kaiser verläßt" (den respektablen Karl VII., euer Werk), „Bayern opfert und diesen würdigen Fürsten in die größte Dürftigkeit versetzt — und zwar nicht in die Dürftigkeit eines Fürsten, sondern in die drückendste Lage selbst für einen Privatmann!" Ah, Monsieur!

[1] Oeuvres de Frédéric XXII. 144; Voltaire LXXIII. 100 (skandalös falsch datiert in der Ausgabe von 1818, XXXIX. 466). Angehend Mondain und die „Bemerkung" dazu — das Gespenst von etwas, das einstmals ein Funke zutreffenden Coteriewitzes und brieflicher Anspielung war — diene folgendes: „Im Mondain hatte Voltaire geschrieben: ‚Le Paradis terrestre est où je suis', und als die Geistlichen darüber Lärm machten, den Satz mit einer Miene von Rechtgläubigkeit wegerklärt" — wie Friedrich oben tut, mit verstecktem Spott in der Friderizianischen Manier.

„Und dennoch ist Ihr Frankreich die charmanteste aller Nationen, und wenn sie nicht gefürchtet wird, so verdient sie geliebt zu werden. Ein König, würdig sie zu befehligen, der weise regiert und die Achtung von ganz Europa erwirbt“ — (da, sind Sie damit zufrieden?) — „kann ihr wohl den alten Glanz zurückgeben, den die Broglios und so viele andere noch Unfähigere ein wenig verdunkelt haben. Das ist sicherlich ein eines so begabten Fürsten würdiges Werk! die schlimme Lage der Dinge umzukehren und wiedergutzumachen, was andere verdorben haben; sein Land gegen wütende Feinde zu verteidigen und sie zu zwingen, demütig um Frieden zu bitten: größeren Ruhm zu erwerben, stand niemals einem Könige offen! Ich werde bewundern, was auch immer dieser große Mann“ (ce grand homme, Ludwig XV.: da er noch nicht sichtbarlich zum Misthaufen hinneigt, so laßt uns Besseres hoffen!) „nach dieser Richtung hin zuwege bringen wird, und von allen Fürsten Europas wird keiner weniger eifersüchtig auf seine Erfolge sein als ich“ — hier, mein sphärischer Freund, zeigen Sie dies vor[1]!

Was der sphärische Freund auch tut. Und es war auch nicht „Ironie“, wie neuere Erklärer meinen; keineswegs; aufrichtig genug, was man so aufrichtig heißt — Voltaire selbst besaß eine Nase für „Ironie!“ Es war dies, was man aufrichtige Lobrede in freigebigem Maßstabe nennt; warum mit dem Maßstabe kargen? Es kostet nur eine halbe Stunde Zeit: es setzt Voltaires Zudringlichkeit ein Ziel, und mag dadurch nebenher vielleicht auch die Geschäftsräder ölen. Denn Friedrich sieht allerdings Geschäfte genug mit Ludwig und den französischen Ministern voraus, wenn er auch nicht mit Voltaire darauf eingehen will. Diese Reise nach Bayreuth und Ansbach z. B. geschieht nicht eines Besuches bei seiner Schwester wegen, wie Friedrich vorgibt, sondern sie verbirgt weit ausgedehnte Zwecke hinter diesem Vorwande — Zusammenkünfte mit fränkischen Potentaten, ernstliche Überschau, ernstliche Erwägung einer für Deutschland und für Friedrich durchaus ernsthaften Lage der Dinge — obgleich er sehr wohl weiß, mit wem zu unterhandeln und wer mit einem „Biribi, mon ami“ abzuspeisen sei. Jene überspannte österreichische Mitteilung an die Reichsversammlung ist erschienen (am 18. August, und strebt zur Diktatur zu kommen); das österreichische Treiben in Bayern ist in flagranter Tätigkeit: Friedrich gedenkt noch einmal zu versuchen, ob in einer solchen Krise schlechterdings keine „Union deutscher Fürsten“ oder auch nur eine von zwei oder dreien in den „schwäbischen und fränkischen Kreisen“ möglich sei, was ihm immer noch am leichtesten zu verwirklichen schien.

Die Reise ward Dienstag, den 10. September[2] (nicht den Tag vorher, wie Friedrich es geplant hatte), angetreten, ging über Halle geradeswegs nach Bayreuth und endete dort am Donnerstag. Wie gewöhnlich waren Prinz August Wilhelm und Prinz Ferdinand von Braunschweig mit dabei; Voltaire ermangelte nicht, daran teilzunehmen. Von welchem Charakter sie war, insbesondere was Friedrich damit gewollt hatte und wie wenig

[1] Oeuvres de Frédéric XXII. 139. S. bezüglich des hierauf folgenden Oeuvres de Voltaire LXXIII. 129 (Bericht an Amelot vom 27. Oktober).

[2] Rödenbeck I. 93.

er ausrichtete, das wird sich vielleicht am anschaulichsten aus folgenden gekürzten Stücken eines langen Briefs von Voltaire an Amelot über diesen Gegenstand ergeben — wenn der Leser mit Aufmerksamkeit zu Werke geht. Friedrich machte nach vier Tagen einen Abstecher in wichtigen Geschäften nach Ansbach; kam mit einem Mißerfolg zurück und beobachtete ein ärgerliches Stillschweigen darüber; verweilte noch drei Tage in Bayreuth, alsdann heim über Gotha (noch immer in der Unionsangelegenheit, mit abermaligem Mißlingen), über Leipzig und kam am 25. September in Potsdam an. Voltaire blieb ungefähr noch eine Woche in Wilhelmines entzücktem Kreise (dessen leider mit keinem Worte gedacht ist). Unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Berlin nimmt Voltaire „den Faden seines Tagebuchs" an Sekretär Amelot wieder auf; das heißt, er schreibt ihm einen anderen langen Brief:

Voltaire (aus Berlin, 3. Oktober 1743) an Sekretär Amelot.

— — „Der König von Preußen sagte mir am 13. oder 14. vorigen Monats in Bayreuth, es sei ihm lieb, daß unser König dem Kaiser Geld geschickt habe" — auf alle Fälle nützlich; Noailles' 40 000 Kronen konnten nicht weit reichen. „Auch daß er die von M. le Marêchal de Noailles gegebenen Erklärungen" (wegen eines gewissen unbedeutenden Gerüchts zum Nachteil Noailles' dem Kaiser gegenüber) „für befriedigend erachte; ‚aber', fügte er hinzu, ‚es ergibt sich aus all euren geheimen Schritten, daß ihr bei aller Welt um Frieden bettelt, und so mag am Ende doch etwas an dem Gerüchte sein.'

Sodann sagte er mir, daß er nach Ansbach gehe, um zu sehen, was sich für die gemeinschaftliche" (des Kaisers und unsere) „Sache tun ließe; daß er den Bischof von Würzburg dort zu treffen erwarte und versuchen wolle, den fränkischen und schwäbischen Kreis zu irgendeiner Union zu bewegen. Und beim Weggehen" (von Bayreuth, am 16. September, in diesem Geschäfte) „versprach er seinem Schwager, dem Markgrafen, daß er mit großen Plänen und sogar mit großen Erfolgen zurückkommen werde"; was sich leider nicht erfüllte.

— — „Der Markgraf von Ansbach versprach wohl, er wolle einer Fürstenunion zugunsten des Kaisers beitreten, wenn Preußen mit dem Beispiel vorangehen wolle. Aber das war auch alles. Der Bischof von Würzburg", ein schwacher alter Herr, „erschien nicht in Ansbach und schickte nicht einmal eine Entschuldigung; und Seckendorff mit der kaiserlichen Armee" — Seckendorff, der in Wembdingen eingesperrt ist (zu dem Friedrich von Ansbach aus, vier Meilen weit, fuhr, um ihn zu besuchen und sich mit ihm zu beraten), befand sich in einem trostlosen Mauserzustand und war nicht in der Lage, während des Mittagessens, das man bei ihm einnahm[1], etwas Befriedigendes zu versprechen oder zu raten. Viertägiges Umherreisen in diesen Angelegenheiten hatte Seiner preußischen Majestät nichts eingebracht. „Während er (preußische Majestät) diesen Ausflug nach Ansbach machte, unterhielt sich der Markgraf von Bayreuth, der kürzlich zum Feldmarschall seines Kreises ernannt worden ist, viel über die gegenwärtigen Geschäfte mit mir. Er ist ein junger Fürst voll Wert und Mut, der die Franzosen liebt und die Österreicher haßt" — der sich gern nützlich machen möchte; „dem ich dies und jenes in Aussicht stellte" (bemerken Sie, Monseigneur?), falls es zu etwas kommen sollte.

Der König von Preußen redete bei seiner Rückkehr nach Bayreuth" (etwa am 20. September) „kein Wort von Geschäften mit dem Markgrafen, was letzteren sehr

[1] Am 19. September, „unter einem schattigen Baume, nach gehaltener Musterung" (Rödenbeck S. 93).

erstaunte! Noch mehr erstaunte er ihn durch die Absicht, die er zu hegen schien, den jungen Herzog von Württemberg mit Gewalt in Berlin zurückzuhalten, unter dem Vorwand, daß die Herzogin, seine Mutter, ihn zur Erziehung nach Wien geben wolle. Diesen jungen Herzog zu ärgern und seine Mutter in Verzweiflung zu bringen, war nicht das Mittel, im schwäbischen Kreise Kredit zu erlangen und die Fürsten zur Union zu bewegen!

Die Herzogin von Württemberg, die zu einer Zusammenkunft mit dem König von Preußen nach Bayreuth gekommen war, ließ mich zu sich rufen. Ich fand sie in Tränen schwimmend. ‚Ah!' sagte sie" — (Aber warum wird unsere teuere Wilhelmine stumm im Hintergrund gehalten, unsichtbar hinter dem Vorhang des neidischen Zufalls; warum wird nur ein Zipfel des Vorhangs gelüftet, um uns diese unziemliche Herzogin wieder einmal sehen zu lassen?) — „‚Ah!' sagte sie (die unziemliche Herzogin, bei meinem Anblick), ‚will der König von Preußen ein Tyrann gegen mich sein? Will er mich, zum Lohn dafür, daß ich ihm meine Söhne anvertraut und ihm zwei Regimenter' (gegen bare Bezahlung) ‚gegeben habe, zwingen, die ganze Welt um Gerechtigkeit gegen ihn anzurufen? Ich muß meinen Sohn haben! Er soll nicht nach Wien gehen; er soll in seinem eigenen Lande an meiner Seite erzogen werden. Meinen Sohn in österreichische Hände geben?' (es wäre denn etwa, daß sich Ew. Hoheit in finanziellen oder anderen Schwierigkeiten befänden?) ‚Sie wissen, ob ich Frankreich liebe — ob es nicht meine Absicht ist, den Rest meiner Tage dort zu verbringen, wenn mein Sohn mündig sein wird!'" Hu, hu! —

„Zuletzt wurde der Streit besänftigt; der König von Preußen sagte mir, er wolle schonender gegen die Mutter sein; wolle den Sohn herausgeben, wenn man es absolut verlange; er schmeichle sich aber, daß der junge Prinz aus eigenem Antriebe lieber bleibe, wo er ist." — — — „Ich hoffe, Monseigneur wird mir erlauben, 300 Dukaten, um einen neuen Wagen zu kaufen, hier zu entnehmen, da ich alles, was ich gehabt, in diesem viermonatigen Umherreisen verbraucht habe. Ich werde meine Rückreise, über Braunschweig, am Abend des 12. antreten [1]."

Und somit fällt der Vorhang über die Bayreuther Reise, über den Besuch in Berlin und sogar, wenn das von Belang wäre, über Voltaires ganze diplomatische Laufbahn. Die geringfügigen Zufälle, die schalen herrschenden Mächte sagen: Nein! Kurios zu erwägen, hätte es ihnen beliebt, ja zu sagen: — „So gehe denn in das diplomatische Fach, du pfiffiges kletterndes Geschöpf, und werde auf diese Weise groß; schreibe nichts mehr: schreibe bloß noch Depeschen und Spionenbriefe fortan!" — wie anders hätte sich nun die Welt für uns und für alle Sterblichen, die lesen und die nicht lesen, gestaltet! —

Voltaire schmeichelt sich, er habe sein diplomatisches Geschäft gut, nicht ohne Erfolg, verrichtet; und in Braunschweig — ermuntert durch den herrlichen Empfang, der ihm dort zuteil ward — steigen entzückende Gedanken in ihm auf („Darf ich, Monseigneur, sie ihnen unmaßgeblich vorlegen?") in bezug auf eine Umreise an die deutschen Höfe, mit irgendeinem Zirkularhortatorium oder sublimen Bettelbrief vom Kaiser in den Händen, um mittels Zungenzauberkraft Württemberg, Braunschweig, Bayreuth, Ansbach, Berlin zur Willfährigkeit gegen Kaiserliche Majestät und Frankreich anzutreiben [2]. Wäre das nicht sublim! Aber daraus, wie aus dem

[1] Voltaire LXXIII. 105—109.
[2] Das. 133.

übrigen, ward trotz unseres Talentes nichts. Talent? Erfolg? Madame de Châteauroux hatte in der Zwischenzeit einen Widerwillen gegen M. Amelot gefaßt, „konnte sein Stammeln nicht ertragen", die wählerische unziemliche Person; warf Amelot über Bord — Amelot und seine Bagage, einschließlich Voltaires diplomatischen Hoffnungen; und so war es aus damit. Wie entzückend die Sache während ihrer Dauer war, urteile man aus folgenden anderen zerstreuten, teils in Berlin, teils in Braunschweig in der Eile aufgelesenen Symptomen, die uns die leuchtende Mittagshöhe und den fast noch strahlenderen Vollglanz, der sich als Sonnenuntergang erwies, sehen lassen. Die Leser haben von Voltaires Madrigalen an gewisse Prinzessinnen gehört und müssen nachstehend drei noch einmal lesen — die wirklich in ihrer Art unvergleichlich sind, die selbst Goethe in anmutigem zutreffenden Ausdruck nicht erreicht, und denen er allein unter den Dichtern in dieser Beziehung nahekommt. Zu Berlin, Herbst 1743, drei vollkommene Madrigale:

1. An Prinzessin Ulrike.

„Souvent un peu de vérité
Se mêle au plus grossier mensonge:
Cette nuit, dans l'erreur d'un songe,
Au rang des rois, j'étais monté.
Je vous aimais, Princesse, et j'osais vous le dire!
Les dieux à mon réveil ne m'ont pas tout ôté,
Je n'ai perdu que mon empire."

2. An die Prinzessinnen Ulrike und Amalia.

„Si Pâris venait sur la terre
Pour juger entre vos beaux yeux,
Il couperait la pomme en deux,
Et ne produirait pas de guerre."

3. An die Prinzessinnen Ulrike, Amalia und Wilhelmine.

„Pardon, charmante Ulrique; pardon belle Amélie;
J'ai cru n'aimer que vous le reste de ma vie,
Et ne servir que sous vos lois;
Mais enfin j'entends et je vois
Cette adorable Soeur dont l'Amour suit les traces:
Ah, ce n'est pas outrager les Trois Graces
Que de les aimer toutes trois[1]!"

[1] 1. „Ein Körnchen der Wahrheit ist oft mit in den gröbsten Irrtum gemengt. Gestern nacht war ich, in Traumestäuschung, zum Rang der Könige emporgestiegen; ich liebte Sie, Prinzessin, und unterstand mich, es Ihnen zu sagen! Nicht alles nahmen mir beim Erwachen die Götter wieder weg; ich habe nur mein Königreich verloren."

2. „Käme Paris" (von Troja) „wieder, um zwischen euren Reizen zu entscheiden, er würde den Apfel teilen und keinen Krieg hervorrufen."

3. „Verzeihung, reizende Ulrike; schöne Amalie, Verzeihung; ich dachte nur euch zwei für den Rest meines Lebens zu lieben und nur unter euren Gesetzen zu leben: aber endlich höre und sehe ich diese anbetungswürdige Schwester, deren Schritten die Liebe folgt. — Ah, es ist keine Beleidigung der drei Grazien, sie alle drei zu lieben!"

In Oeuvres de Voltaire XVIII.: Nr. 1 ist S. 292 (in Oeuvres de Frédéric XIV. 90—92 die Antwort darauf); Nr. 2. ist S. 320; Nr. 3. S. 321.

Braunschweig, 16. Oktober (strahlender Sonnenuntergang, als welcher er sich erwies, aber fast noch glänzender als die Mittagshöhe), ein Brief von Voltaire an Maupertuis (der seit jenem abscheulichen Vorfall mit den Panduren bei Mollwitz noch immer in Frankreich ist).

„Ich habe auf meinen Wanderungen den Brief erhalten, in dem mein teurer Plattdrücker des Erdballs sich meiner mit so vieler Freundschaft zu erinnern beliebt. Ist es möglich, daß — — — Ich habe Ihre Grüße an alle Ihre Freunde in Berlin bestellt. Sah den Dr. Eller Wasser in elastische Luft zersetzen" (oder glauben, daß er es getan habe, 1743); „sah die Oper Titus, ein Meisterstück von Musik" (von Friedrich selbst, mit Grauns wichtigem Beistand); „es war, ohne Eitelkeit, eine Artigkeit, die der König mir oder vielmehr sich selbst erwies; er wollte, daß ich ihn in seiner ganzen Herrlichkeit sehe.

Sein Opernhaus ist das schönste in Europa. Charlottenburg ist ein köstlicher Aufenthaltsort: Friedrich macht da die Honneurs, und der König weiß nichts davon." — — „Man lebt in Potsdam wie in dem Château eines französischen Seigneurs von Geist und Bildung — trotz jenes großen Gardebataillons, das mir das furchtbarste Bataillon in der Welt dünkt.

Jordan ist noch immer der alte — bon garçon et discret; hat seine Eigenheiten, seine 1600 Taler Gehalt. D'Argens ist Kammerherr, mit einem goldenen Schlüssel an der Tasche und 100 Louisdor darin, zahlbar monatlich. Chasot" (dessen Bekanntschaft die Leser vor langer Zeit in Philippsburg gemacht) „muß sein Schicksal, anstatt zu fluchen, nun segnen: er ist Major der Kavallerie, mit reichlichem Einkommen. Und er hat es wohl verdient, da er bei der jüngsten Schlacht von Chotusitz des Königs Bagage rettete" — was uns über den Reiterangriffen und dem gewaltigen Tumult jener Szene entging.

„Ich brachte einige Tage" (vierzehn Tage im ganzen) „in Bayreuth zu. Natürlich sprach Ihre Königliche Hoheit von Ihnen. Bayreuth ist ein köstlicher stiller Aufenthalt, wo man alle Annehmlichkeiten eines Hofes ohne das Unbequeme des großen Aufwands genießt. Braunschweig, wo ich mich befinde, besitzt Reize anderer Art: es ist eine himmlische Reise, wo ich von einem Planeten zum anderen passiere, bis ich endlich wieder nach dem geräuschvollen Paris komme" — wo hoffentlich mein einziger Maupertuis endlich mich empfangen wird [1].

Wir haben ferner bloß noch zu bemerken, daß Friedrich abermals Voltaire dringend zugeredet hatte, seinen bleibenden Aufenthalt bei ihm zu nehmen und seine eigenen Bedingungen zu stellen, und daß Voltaire (als zweite Hilfsquelle, falls die diplomatische Spekulation fehlschlagen sollte) provisorisch annahm. Provisorisch, und mit einer merkwürdigen Klausel: daß nämlich Madame ausgelassen bleibe — „da es mir schien, daß ich Ihnen weniger angenehm sein würde, wenn ich andere mitbrächte (si je serais ici avec d'autres); und ich gestehe, daß mein Gemüt sich freier fühlen würde, wenn ich Ew. Majestät allein angehören würde [2]" — hu! Dazu kommt noch ein drittes: daß nämlich Madame, durch all diese Zögerungen und Kreisbewegungen von Planet zu Planet, namentlich durch diese letzten vierzehn Tage in Bayreuth, halb von Sinnen gebracht, von Paris weggeflogen ist, um ihren Vagabunden aufzusuchen und mit eigenen Augen in ihn zu blicken: „Ich konnte es nicht lassen, meine Engel!" schreibt sie

[1] Voltaire LXXIII. 122—125.

[2] Oeuvres de Voltaire LXXIII. 112, 116 (Vorschlag und Antwort, beide vom „7. Oktober", fünf Tage vor der Abreise von Berlin).

an die d'Argentals (vortreffliche Schutzengel, Monsieur und Madame, und sicherlich geduldig alle beide, wie weiland Monsieur Hiob war): „Volle vierzehn Tage" (vielleicht mit Madrigalen an Prinzessinnen), „und nur vier Zeilen an mich!" — und liegt nun, oder lag vor kurzem, in Lille, am langsamen Fieber (petite fièvre) danieder; brennend vor Ungeduld, sich wieder auf den Weg zu begeben[1].

Man denke sich, welche Begrüßung Voltaire aus diesen Augen hagardes et louches zuteil ward, und ob er jene hübsche kleine Klausel, „ohne andere" nach Berlin kommen zu wollen, erwähnte oder überhaupt um alles in der Welt etwas von dem ganzen Vorhaben auch nur zu flüstern wagte! Nach kurzem Aufenthalt in der Brüsseler Gegend kamen sie „im Dezember" nach Paris zurück; hoffentlich ergeben in das unerbittliche Schicksal — wennschon mit vernichteten diplomatischen und anderen schönen Aussichten und wenig anderes vor sich als grédins und Konfusionen, wie sonst.

[1] Lettres inédites de Madame du Chastelet à M. le Comte d'Argental (Paris 1806) S. 253. Ein kurios aufhellender Brief („Brüssel, 15. Oktober 1743"), ein kurioses Büchlein überhaupt.

## Siebentes Kapitel / Friedrich schließt einen Vertrag mit Frankreich und macht sich schweigend bereit

Obgleich Friedrich Voltaire gegenüber den scherzhaften Ton beobachtete, so waren seine geheimen Gedanken über den Zustand der umgebenden Dinge doch äußerst ernsthaft, und es war ihm schon aus jenem britannisch-österreichischen Auftreten langsam klar geworden, daß ein neues Bündnis zwischen Frankreich und ihm allerdings bevorstehen dürfte. Während Voltaires Besuch war jenes außerordentliche Wiener Schriftstück — daß der Kaiser kein Kaiser sei, daß man „Schadloshaltung" und genügende „Sicherstellung" haben müsse — durch den Diktaturstreit grell an das Licht getreten, und überall wurden Anklagen gegen die augenfällige Parteilichkeit des Kurfürsten von Mainz laut. Voltaire war noch nicht fort, als Friedrich — durch den jüngeren Podewils (vermutlich mit Hilfe der in eine Liebesintrige verwickelten vornehmen holländischen Dame — Kunde von einer anderen, für ihn nicht minder wichtigen Sache erhielt, die ein fürchterliches Licht auf jene „Schadloshaltung" und „Sicherstellung" warf. Dies war der durch Carteret und Georg am 10. September während jener schläfrigen rheinischen Operationen abgeschlossene Wormser Traktat; der Traktat selbst ist keineswegs schläfrig, sondern ein sehr lebendiges Ding für Friedrich und alle Welt! Wovon wir nun einige Worte sagen müssen.

Wir haben, unserem Versprechen gemäß, fast nichts von Maria Theresias italienischem Kriege gesagt und wollen nichts davon sagen; hoffen aber allezeit, daß der Leser ihn im Sinne behält. Gewaltige hin- und hertreibende Kriegswolken, die mitunter zu blutigem Kampfe aufeinanderstoßen; die sardinische Majestät und Infant Philipp sind beide selbst im Felde, ungestüme Männer alle beide: Traun, Browne, Lobkowitz, Liechtenstein, bedeutende Österreicher, tun sich nacheinander hervor; auch Spanien und Frankreich sind sehr emsig — Conti begibt sich dahin, dann kommt die Reihe an Maillebois, Noailles — hohe militärische Gestalten, aber fernstehend, schattenhaft, u n hörbar donnernd auf dieser und auf jener Seite; wir brauchen sie nicht weiter zu erwähnen.

Die wirklich beachtenswerte Figur für uns (besagt eine meiner Notizen) ist Karl Emanuel, zweiter König von Sardinien, der mit der Ausübung des herkömmlichen Handwerks seines Hauses begriffen ist, die Parteien wechselt und den Wagebalken des Krieges gewaltig schwanken macht, so daß bald diese, bald jene Schale in die Höhe fliegt. Denn er hält das Tor der Alpen, auf deren einen Seite der Raufer Bourbon, auf deren anderen der Raufer Habsburg sitzt, und er fragt sie: ‚Was gibst du mir? Und was gibst du?‘ Der Sache der Maria Theresia ist er seit zwei Jahren außerordentlich nützlich gewesen, sie aber ist freilich nicht sehr pünktlich mit den bedungenen Gegenleistungen. Es scheint Karl Emanuel so, als ob die Königin von Ungarn, in ihrer stolzen Überhebung, seine Dienste in der letzten Zeit zu gering anschlüge, als ob sie ihm tatsächlich sehr wenig von jenen zugesagten Stücken der lombardischen Teile zu geben gedächte, und er meint, daß ein zu großer Anteil am Krieg auf seine arme Hände geladen sei, da er nur Torhüter sein sollte.

Demgemäß murrt er und droht: er hat Frankreich ein Ohr geliehen, ‚Bourbon, wieviel willst du mir geben?‘ und die Antwort ist von der Art, daß er die Königin von Ungarn und die britannische Majestät von seiner Absicht, mit dem Bourbon abzuschließen, unterrichtet, da sie ihrerseits nichts Namhaftes für ihn tun wollen. Georg und sein Carteret, der ungarischen Majestät gar nicht zu gedenken, sind ob solcher Aussicht wie vom Donner gerührt und richten all ihre Kräfte auf diesen wesentlichen Punkt, daß man Karl Emanuel behalte, denn das sei wichtiger als selbst die Eroberung des Elsaß. ‚Madame‘, sagen sie zu Ihrer Majestät, ‚wir können Italien nicht zu anderen Bedingungen für Sie retten: Vigevanesco, Finale‘ (das genuesisch ist), ‚ein Teil von Piacenza‘ (wenn man es erst hat): ‚irgendein Stück der lombardischen Teile muß diesem mit Recht aufgebrachten Karl Emanuel überlassen werden!‘ Die stolze Königin stürmt ob dieses Zumutens, schilt den kleinen Georg in ihrer hochmütigen Weise, als ob er die Schuld trage: Freundschaft vorgebe und dennoch reinem Straßenraub oder wenig Besserem Vorschub leiste. Und sein an Madame gezahltes Geld und seine wohl überstandene Dettinger Mausfalle! ‚Nun, er hat Geld genug — ist es etwa meine Sache oder diejenige Seiner Majestät und der Freiheit?‘ Die Nachwelt im modernen England sucht vergebens, dies Phänomen zu begreifen; sieht aber wohl ein, daß es unleugbar ist.

Und so ward, nach unendlichen Anstrengungen von seiten Carterets, während auch Robinson in Wien sich abarbeitete und dampfte, wie mit Dampfkesseln, die zu zerspringen drohen, ein Wormser Traktat zustande gebracht und „am 13. September“ unterzeichnet (war bereits fertig, als Friedrich Seckendorff und Wembdingen besuchte, hätte Friedrich es gewußt), des Inhalts: „daß Karl Emanuel eine hübsche Vermehrung seiner Hilfsgelder (200 000 Pfund Sterling anstatt 150 000 Pfund Sterling) von England jährlich bar und schließlich ohne Zweifel einige dünne näher bezeichnete Stücke der lombardischen Teile erhalten solle; und er soll pro, nicht kontra fechten, unter Mitwirkung der englischen Flotte und des englischen Geldbeutels, ohne Rücksicht auf Kosten; nebst anderen angemessenen Punkten wie vorher[1].“ Maria Theresia, äußerst aufgebracht, betrachtet sich als eine Märtyrerin, die sich edelmütig hingibt, für Englands Grille zu leiden; und Robinson hat zu arbeiten und auszustehen gehabt — eine dem Explodieren nahe Dampfmaschine ist nur ein Sinnbild für seinen Zustand. Es war ein notwendiger Vertrag für die Sache der Freiheit, nach der Auffassung, die Georg und Carteret und alle englischen Ministerien und Minister (Diana von Newcastle ganz besonders, trotz Pitt und einer jüngeren Oppositionspartei) von der Freiheit hatten. Es blieb nichts anderes übrig — nachdem Diana jene berühmten ‚Hanauer Konferenzen‘ von letzthin grausam zunichte gemachte hatte. Nichtsdestoweniger ward Carteret im folgenden Jahre dafür gestürzt. Und die Nachwelt ist nicht imstande, den Wormser Vertrag zu begreifen, und fragt allezeit den kleinen Georg, was in aller

[1] Schöll II. 330—335; Adelung III. b. 222—226; Coxe III. 296.

Welt er dort zu schaffen hatte, fechtend für oder gegen und sich jeden, der sich darauf einlassen wollte, zum Kampfe gegen jeden anderen mietend! Ein König mit Augen etwas à fleur-de-tête: freilich; und laßt uns sagen, auch seine Nation — die bereits seit fast einem Jahrhundert unter Bergen von Unsinn mit den Händen im Schoß dasaß, innerlich nichts als blöden Skeptizismus (außer im Bezirk des Magens) und äußerlich eine solche Trinakria von (meistens unbewußter) Heuchelei, wie nie vorher auf einer ehrlichen riesenhaften Nation lastete — diese Nation war selbst beträchtlich eine Närrin geworden und konnte keine andere Art Könige erwarten.

Aber der Punkt, der für Friedrich von tiefstem Interesse in diesem Wormser Traktat war, ist dieser: daß unter den genau aufgezählten übrigen, alten und neueren Verträgen, die er gewährleisten und auf denen er fußen soll, Friedrichs Breslauer und Berliner Vertrag, der dreimal wichtige Vertrag mit Ihrer ungarischen Majestät über Schlesien, mit Stillschweigen übergangen wird! Beim Feststellen von allerlei nebenhergehenden und vorausgegangenen Dingen bleibt Schlesien völlig unerwähnt. Sehr sonderbar. Verträge in Fülle, vom Utrechter abwärts, sind ausführlich hier erwähnt; aber von dem Berliner, Breslauer oder irgendeinem Schlesien betreffenden Vertrag — wieviel weniger von einem Westminstervertrag, der diese Provinz dem König von Preußen gewährleistet — geschieht nicht die leiseste Erwähnung! Schlesiens Geschick wird also von den hohen vertragschließenden Teilen nicht als entschieden angesehen? Der kleine Georg selbst, der es in der Stunde der Not vor nicht viel mehr als einem Jahre gewährleistete, betrachtet es als wieder locker geworden in dem neuen Strudel von Eventualitäten? ‚Geduld, Madame: was sich geben läßt, läßt sich auch wieder nehmen!' Der genaue Tag oder Monat, da Friedrich Kunde von diesem vielsagenden Stillschweigen in dem Wormser Traktat erhielt, ist uns unbekannt; aber von dem Tage an — ! —

Friedrich erinnert sich noch eines anderen Umstandes, eines von vielen: jene „jenseitigen Berge", die sich Österreich als Grenze für Schlesien ausbedungen hatte, wilde nackte Berge, zu was sind sie gut? Zum Einfallen in Schlesien von der österreichischen Seite her, dazu, wenn zu sonst nichts Erdenklichem! Das kleine Rätsel löst sich ihm so, mit einem schmerzhaften Lichtstrahl[1]. Die Sache mit gespannter Aufmerksamkeit prüfend und die Dinge zusammenstellend, drängt sich Friedrich mehr und mehr die beunruhigende Gewißheit des ihm zugedachten Schicksals auf, und er sieht, daß er abermals sein Schwert ziehen und für Schlesien wie um das Leben wird fechten müssen. Ungefähr von Ende 1743 an (wie ich rechne) war in Friedrich selbst kein Zweifel mehr darüber, obschon seine Minister, als er sie ziemlich lange hernach zu Rate zog, völlig ungläubig waren und ihre ganze Kraft darauf verwandten, von einem neuen Krieg abzureden, nun da es doch nur noch die einzige Frage gab: wie der Krieg zu führen sei? „Wie er zu führen sei, wie man sich darauf vorzubereiten habe? Wir müssen stillschweigend unsere Maßregeln wählen: stille, behutsam — dann zuletzt rasch, und je ähnlicher einem Löwensprung, einem Donnerkeil aus heiterem Himmel, desto besser wird es sein!" Das ist Friedrichs feststehender Gedanke.

Das Problem war fast beispiellos kompliziert. Das Reich, mit einem so herabgekommenen Kaiser, besitzt seine Möglichkeiten der Förderung oder

[1] Oeuvres de Frédéric III. 34.

der Hinderung — seine tausendfältigen, fast leeren und doch nicht ganz leeren Formeln, die diese Sache überall wie mit wirklichen und mit Sommer- oder scheinbaren Fäden durchflechten — man muß sie notwendig beachten. Das wäre ein weiser Kopf, der die toten Formeln eines solchen Wirrwarrs von den nicht toten unterscheiden und sich auf die lebendigen Tatsachen, die da zugrunde liegen, stellen könnte! „Eine Reichsmediationsarmee läßt sich also nicht zustande bringen? Und auch keine schwäbisch-fränkische Armee zu ihrer eigenen Grenzverteidigung?" Nein, offenbar nicht! „Und es ist kein Fürstenbund möglich; nirgends eine Partei, die aufstehen will, den Kaiser zu unterstützen, den ganz Deutschland gewählt hat, den Österreich und das fremde England beleidigt, zugrunde gerichtet und offiziell als gar nicht bestehend bezeichnet haben?" Nun, doch nicht ganz nein; vielleicht in einem geringen Grade ja — wenn Preußen mit gezogenem Schwert hervortreten und das Signal geben will. Das Reich hat seine Möglichkeiten, seine nicht ganz toten Formeln; ist aber ein trauriges Wirrsal.

Entschiedene Tatsachen hinwiederum gibt es hauptsächlich zwei, und sie sind von viel mehr zentraler Natur. Erste Tatsache: ein Frankreich, das sich durch solche Enttäuschungen und Unfälle jämmerlich in den Kot getreten sieht; dem man, als es Friedensvorschläge machte, mit Beschimpfung und Invasion antwortete — Frankreich wird notgedrungen sein, sich aufzuraffen und zu wehren; und wirklich erhebt es sich sichtbar zu einigem Entschlusse, dies zu tun — und wenn Preußen und dem Kaiser überhaupt Hilfe werden soll, so liegt da die einzige wirkliche Hilfe. Zweite Tatsache: Friedrichs Gefühle für den armen Kaiser und das arme beschimpfte Reich, dessen Mitglied Friedrich ist. Gefühle, die nicht (wie die Engländer sagen) „verstellt", sondern wahr und sogar entrüstet sind; und von diesen kann er frei sprechen und Gründe dafür anführen. Friedrichs Gefühle für sich und sein Schlesien, die im Zusammenhang mit denen für den Kaiser stehen, sind wirklich schmerzhaft — und dabei laufen sie völlig mit jenen ersteren zusammen und tragen dazu bei, sie zu verstärken, da es auf der Hand liegt, daß weder er noch sein Schlesien Gefahr liefen, wenn der Kaiser sichergestellt wäre.

Friedrichs verwickelte diplomatische Bemühungen und seine Anregungen und Betreibungen bei dem Reich, d. h. bei dem Kaiser und des Kaisers wenigen Freunden im Reich, und wiederum bei den Franzosen, die acht oder neun Monate dauerten, bis es zum Abschluß kam (Oktober 1743 bis Juni 1744) — gelten als ein Beispiel geschickten Steuerns in schwierigen Gewässern; würden aber den nach Ergebnissen und Zielen verlangenden Leser nur ermüden. Der scharfsinnige Ranke — dessen Buch über Friedrich hauptsächlich aus solchen von ihm vortrefflich dargelegten Dingen besteht und der Menschheit einen wunderbar destillierten Astralgeist oder eine geisterartige genaue Kopie (einen eleganten grauen Geist mit blaß hindurch-

blinkenden Sternen) von Friedrichs und anderer Leute diplomatischem Tun in dieser Welt darbietet — muß den stärksten diplomatischen Appetit befriedigen, und an ihn verweisen wir diejenigen, die sich dafür interessieren[1]. „Frankreich und unsere eigene Macht als Substanz der Hilfe, der aber, aus vielen Ursachen, sorgfältig eine legale deutsche Form oder Umhüllung zu geben ist": das ist Friedrichs Methode in bezug auf die zu findende Hilfe. Er verfolgt sie emsig — und was noch heilsamer ist, er sucht sich selbst in vollkommene Verfassung und instand zu setzen, um mit einem Minimum von fremder Hilfe auszureichen.

Ehe das Jahr 1743 zu Ende ging, war Friedrich in ernsthaften diplomatischen Verkehr mit Frankreich getreten; anregend, drängend, Vorschläge, hypothetische Versprechungen machend. „Am 21. Februar 1744" entsendet er heimlich Rothenburg nach Paris, der sich geschickt nicht nur mit den Amelots, den Belleisles, sondern auch mit der Châteauroux selbst (die allezeit Friedrich liebte) und mit Ludwig XV. in eigener Person bereit und die Dinge hier siegreich ins Geleise brachte. Französischerseits ist man bereit, sobald erst die deutschen Möglichkeiten ausgenutzt sind, d. h. sobald man den patriotischen „Fürstenbund" zustande gebracht hat. Im März 1744 war auch die deutsche Seite des Geschäftes in gutem Gang („wir halten es größtenteils geheim vor dem Kaiser, der leicht plappert") — und am 22. Mai 1744 unterzeichnen Friedrich und zwei andere gutgesinnte Reichsfürsten (nur zwei vorerst, aber wir hoffen auf mehr und fordern sie alle samt und sonders dazu auf) ihre „Frankfurter Union", das berühmte kleine vierfache Ergebnis so vieler diplomatischen Tätigkeit[2]. Denn der gutgesinnten Reichsfürsten waren, außer Friedrich und dem Kaiser selbst, vorerst nur zwei: Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel, entrüstet über Carterets jüngstes schlaues Betragen in Hanau, ist einer davon (er vermietet nun seine armen 6000 Hessen den Franzosen und dem Kaiser, statt den Engländern; das ist die ganze Hilfe, die er bringen kann); Landgraf Wilhelm, und der einzige andere ist der neue Kurfürst von der Pfalz, der ebenfalls Leute zu vermieten hat. Der neue Pfalzkurfürst: unser armer alter Freund ist tot; aber hier ist ein neuer, Karl Philipp Theodor mit Namen, von dem wir lange nachher wieder hören werden; der (zur Zeit der Frankfurter Krönung, wenn die Leser sich erinnern) eine Enkelin des alten heiratete, und der, wie der alte, ein Erbvetter des Kaisers ist und ihm bereits nach Kräften beisteht.

Nur diese zwei vorerst, wiewohl das ganze Reich zum Beitritt eingeladen ist. Diese, dazu Friedrich und der Kaiser selber, verbinden sich nun in ihrer allgemeinen, vorerst nur aus vieren bestehenden, patriotischen „Union" in sechs Artikeln: Deutschlands unterdrückten Kaiser in seinen Rechten, Gerechtsamen und Würden aufrechtzuerhalten und den Wiener

[1] Ranke, Neun Bücher Preußischer Geschichte III. 74—137.
[2] Ranke a. a. O. (der Vertrag steht bei Adelung IV. 103—105).

Hof durch „alle ersinnlichen guten Officia" (kein Wort von Krieg) zur Auslieferung der Reichsarchive an den rechtmäßigen Kaiser, sowie zur Zurückerstattung von dessen widerrechtlich vorenthaltenen Erblanden zu bewegen — und falls im Verfolg dieses Bestrebens oder sonstwie ohne Verschuld einer der Vertragspartner angegriffen werden sollte, so garantieren ihm die übrigen seinen Länderbesitz und wollen ihm jede mögliche Hilfe leisten. „Alle ersinnlichen guten Officia"; nirgends ein Wort von Krieg — noch weniger die geringste Erwähnung von Frankreich; völliges Stillschweigen über diesen Punkt, auf Friedrichs ausdrückliches Verlangen. Aber in einem geheimen Artikel (dem Frankreich ohne Zweifel beitreten wird) ist angedeutet: „Da zu besorgen stehe, daß gütliche Versuche ohne Wirkung blieben, so könnte es notwendig werden, daß man zu den Waffen greife; in welchem traurigen Falle die Verbündeten suchen wollen, außer den bayrischen Kurlanden (die nach Gesetz und Recht fest und unveräußerlich sind) für den Kaiser sein Königreich Böhmen, als eine angemessene Ausstattung für das Reichsoberhaupt, zu erobern, zurückzuerobern: und daß alsdann Seine preußische Majestät (der besagte Eroberung zu vollziehen hat) die an sein Schlesien grenzenden Königgrätzer, Bunzlauer und Leitmeritzer Kreise für seine Mühewaltung erhalten solle." Dies ist der Unionsvertrag nebst Separatartikel; ausgefertigt zu Frankfurt am Main, den 22. Mai 1744.

Ausgefertigt an besagtem Ort und Tag; aber kein Teil davon publiziert bis zum folgenden August[1] (als die Wirkung eingetreten war), und der Separatartikel wegen Böhmen auch dann nicht, noch je nachher — das Gegenteil vielmehr; denn er bestand zwar wirklich, war aber unbequem einzugestehen, besonders da er ohne Erfolg blieb. „Er war bloß aufs Geratewohl beigefügt," sagt Friedrich nachlässig, „für den Fall, daß das Glück die Unternehmung begünstigte. Es war ratsam, sich voraus darüber zu verständigen." Der Gedanke, völlig über das Gebirge hinabzureichen und die Elbe als schlesische Grenze zu haben, in sanguinischen Momenten vag gehegt oder geträumt, war wohl nicht neu für Friedrich, und es wäre ihm sehr willkommen gewesen — hätte es sich verwirklichen lassen, was es aber nicht tat. Daß dies „Friedrichs eigentlicher Zweck gewesen sei, um dessentwillen er wieder Krieg anfing", war zu einer Zeit die laut geäußerte allgemeine Meinung in England und in anderen schlechtunterrichteten Kreisen, werde aber jetzt von niemandem mehr geglaubt, sagt Ranke, und ist überhaupt nicht erwähnenswert, außer als ein Denkzeichen der erbitterten Verfinsterungen und zeitweiligen Staubwolken, die zwischen Nationen in gereiztem schlechtunterrichteten Zustande entstehen.

Diesem allem, als der legalisierenden deutschen Umhüllung, folgte schnell hinterher der von Rothenburg vorbereitete französische Vertrag, der die innere Substanz oder das Muskelgewebe war und am 5. Juni 1744

[1] „22. August 1744, durch den Kaiser" (Adelung IV. 154).

(zufälligerweise dem Jahrestag jenes allerersten Vertrags vom „5. Juni 1741") unterzeichnet wurde — darin billigt Frankreich nötigenfalls jenes böhmische Unternehmen, und es wird umständlich dargelegt: wie und unter welchen Eventualitäten, nach welchen von Frankreich getanen Schritten und erlangten Erfolgen, Seine preußische Majestät im Feld erscheinen und gegen Österreich nicht länger „alle ersinnlichen guten Officia", sondern stärkere Mittel versuchen solle. Von diesem Vertrag wollen wir aus Mitleid mit unseren armen Lesern bloß sagen, daß Friedrich seinen Teil bedeutend mehr als erfüllte, und daß Frankreich bedeutend weniger tat, als es versprochen hatte. Und wäre Friedrich nicht an allen Punkten in bester Verfassung und imstande gewesen, sich selbst zu helfen, so wäre er bei diesem neuen Abenteuer schlimmer weggekommen, als es der Fall war! —

Bereits vor vielen Monaten waren die Franzosen — als Präliminarbedingung und Sine qua non zu diesen Unterhandlungen mit Friedrich — tatsächlich an das Werk gegangen, indem sie „Österreich den Krieg erklärten und England den Krieg erklärten" — das Bisherige war also, trotz dem vielen Totschlagen, noch kein Krieg? Ach nein, Leser, man war bisher bloßer „Bundesgenosse" kriegführender Parteien. Diese „Erklärungen" hatten die Franzosen nun abgegeben[1], und sie trafen wirklich entschiedene, energische Maßnahmen, um sie in die Tat umzusetzen, worauf wir zurückkommen werden. Und durch Rothenburg, durch Schmettau, durch viele Kanäle ist Friedrich in emsigem Verkehr mit ihnen; aufmunternd, ratgebend, antreibend; denn ihre Angelegenheiten sind nun seit dem Unterzeichnen jener gegenseitigen Verpflichtungen, 22. Mai, 5. Juni, gewissermaßen auch die seinigen. Jetzt aber genug des hypothetischen diplomatischen Zeugs.

Friedrich sieht den bevorstehenden Krieg als unvermeidlich an. Er hat seine Armee allmählich um 18000 Mann vermehrt; seine Inspektionen sind in der letzten Zeit sorgfältiger und emsiger als je gewesen; Walraves unbezwinglichen oder fast unbezwinglichen Festungswerke, insbesondere die zu Neiße, wollte Friedrich vollendet sehen, ehe er den französischen Vertrag unterzeichnete. Ein vorsichtiger junger Mann, wenn auch ein rascher, wachsam nach allen Seiten hin. Und also soll das französisch-österreichische, das französisch-englische Spiel weitergehen, sollen die mächtigen Kugeln prallen und rollen (mit Graden von Geschwindigkeit und auf Bahnen, die ein schnelles Auge teilweise berechnen kann) — und im rechten Augenblick, beim rechten Zusammentreffen von Stoß und Schlag, nicht früher und nicht später, soll eine schnelle Hand mitkugeln, mit Erfolg, wie Friedrich zu hoffen wagt. Er weiß wohl, daß es ein fürchterliches Spiel ist. Aber es ist ein notwendiges, an dem man nicht verzweifeln, das man mit geschlossenen Lippen abwarten und mit aller Macht spielen müsse! —

[1] Kriegserklärung gegen England, 15. März 1744; gegen Österreich, 27. April (Adelung IV. 78, 90).

## Achtes Kapitel / Tiefer Friede in Berlin, Krieg ringsumher

Friedrich, dem das Gespenst des unvermeidlichen Krieges mit jedem Tage näher rückt, ihm selbst im stillen offenbar und gewiß, wenn auch vorerst nur ihm allein, versäumt in keinerlei Weise die Künste und Geschäfte des Friedens, sondern ist stets mit lebendiger Tätigkeit bei den laufenden, ernsten oder fröhlichen und festlichen Vorgängen, wie der Tag sie bringt, beteiligt. Während dieser Wintermonate 1743, und noch mehr den Sommer 1744 hindurch, gehen wichtige Kriegsbewegungen vor sich — die Franzosen sind wieder in heftiger Tätigkeit, die Österreicher nicht minder — worauf wir bald kurz zurückkommen müssen. Aber in Berlin, nicht weit von all diesem, gibt es nur gewöhnliches Geschäft, emsig wie je betrieben, abwechselnd mit Karnevalsbelustigungen und Hochzeiten; in Berlin geht bei heiterem, ruhigem Wetter der friedliche Lauf der Dinge, mitunter auf festliche Weise, vor sich, als ob der auswärtige Krieg Berlin und seinen König nichts anginge.

Der Plauer Kanal, ein wichtiges Schiffahrtswerk, ein etwa sechs Meilen langer Kanal, der auf eine bequeme Weise die Havel mit der Elbe oder sogar die Oder mit der Elbe verbindet, ist mitten in der Arbeit — „er ward begonnen am 1. Juni 1743" (alle Hände gruben am 27. Juni emsig daran, während andere von uns bei Dettingen beschäftigt waren — man bedenke das!) „und war am 5. Juni 1745 vollendet"[1]. Dies ist eine von verschiedenen ähnlichen Arbeiten, die nun im Gange sind. Wir heben noch ein paar vermischte Ereignisse hervor.

Im Januar 1744 bestimmt der König und läßt seinem Volke bekanntmachen, „jeder dürfe seine Bitten, Gesuche und Beschwerden eigenhändig bei ihm vorbringen"[2] — es wird für den Bittsteller wohl ratsam sein, sein Gesuch oder seine Beschwerde bündig abzufassen und nur Stichhaltiges vorzubringen. Aber der König ist bereit, ihn anzuhören, von Herzen begierig, daß ihm Gerechtigkeit widerfahre. Eine wohltätige angemessene Maßregel, bis die Gerichtsreform in Wirkung tritt, die sich aber

[1] Büsching, Erdbeschreibung VI. 2192.
[2] „Januar 1744" (Rödenbeck I. 98).

auch, nachdem die Gerichtsreform durchgeführt war, noch als angemessen bewährte und bis ans Ende in Wirkung blieb.

Sodann: an Friedrichs Geburtstag, 24. Januar 1744, hielt die neue Akademie der Wissenschaften auf dem Schlosse zu Berlin ihre erste Sitzung. Hiervon jedoch will ich jetzt nicht sprechen, da sich Maupertuis, der Plattdrücker der Erde, seit jenem Mollwitzer Abenteuer noch immer in Frankreich befindet; denn durch und für ihn wurden, als er zurückkam und „ständiger erster Präsident" ward, viele Veränderungen gemacht. Ja, außer etwa bei besonderen Anlässen werde ich auch später nichts hierüber sagen, da die neue Akademie, mit ihrem ständigen Präsidenten, heutzutage für meine Leser und für mich bei weitem kein so erhabener Gegenstand ist, als sie es damals sich selbst, dem ständigen Präsidenten und dem königlichen Protektor war! Der schale Formey ist oder wird später ständiger Sekretär; der arme Oberzeremonienmeister von Pöllnitz ist unter den Ehrenmitgliedern — er ist gegenwärtig abwesend in Bayreuth, wo Wilhelmines kichernde Marwitze eine Heirat für den alten Narren gekuppelt haben. Hiervon vielleicht ein Wort später, falls sich Zeit dazu findet. Aber da sind zwei andere Heiraten von höherer Rangordnung, von fast historischer Bedeutung; da ist Barberina die Tänzerin und erleuchtet das Bereich der Oper und einige andere Dinge mit einem Blitzstrahl: wir wollen uns auf diese und auf dergleichen beschränken und kurz damit sein.

Die künftigen Herrscher in Rußland und in Schweden sollen uns nicht feindlich sein: zwei königliche Heiraten, eine russische und eine schwedische, werden in solcher Absicht in Berlin zustande gebracht.

Die erste Heirat, die von überaus historischer Natur, ist gänzlich russisch oder deutsch, das russisch geworden ist, wiewohl Friedrich viel Anteil daran nimmt. Wir haben von dem tollen schwedisch-russischen Kriege gehört und gesehen, wie Zarin Elisabeth so gefällig war, einen Nachfolger für den alten kinderlosen schwedischen König zu wählen — welcher letztere von Geburt ein Landgraf von Hessen-Kassel war, der eine schlimme Zeit in Schweden hatte, aber dabei munter und guter Dinge blieb und sich nichts anhaben ließ, die arme alte Seele. Der Zarin Elisabeth war es dabei einzig darum zu tun, daß der Prinz von Dänemark nicht, wie die Rede war, zum Nachfolger gewählt werde: Schweden, Dänemark, Norwegen, sämtlich in einer und derselben festen Hand gehalten (wie zur Zeit der alten „Kalmarischen Union", nur mit besserer Handhabung) könnte Rußland gefährlich werden. „Wählt den Dänen nicht!" sagte Elisabeth, die siegreiche Zarin, und machte es zur Bedingung des Friedens und der Herausgabe des größten Teils von Finnland an das betörte Schweden. Der Mann, den sie wählten — zu Elisabeths Zufriedenheit — und der auch schließlich König von Schweden wurde, war ein gewisser Adolf Friedrich,

ein holstein-gottorpscher Prinz von königlichem Geschlecht und Verwandter Karls XII.: er ist sogenannter „Bischof von Lübeck" oder Eutin, steht nun in seinem dreiunddreißigsten Jahre und genießt wenigstens die Einkünfte des besagten Bistums, wenn er auch, wie mir scheint, nicht geistlich gesinnt ist und zumeist in Hamburg, dem damaligen fashionablen Aufenthalt der vornehmen Welt des Nordens, lebt. Im ganzen ein passender junger Herr, von den Beteiligten akzeptiert — und sicherlich gut genug für das Amt in seiner dermaligen Beschaffenheit. Die Leser mögen sich ihn künftiger Ereignisse wegen merken.

Mehr als ein Jahr vor dieser Zeit[1] hatte sich Zarin Elisabeth, ein vorsorgendes Weib und entschlossen, nicht zu ehelichen, ihren eigenen Nachfolger ausersehen: einen gewissen Karl Peter Ulrich, der ebenfalls von jenem holstein-gottorpschen Stamme ist, aber russisches Blut in den Adern hat. Sein Großvater war Vetter und erwählter Kamerad Karls XII.; er blieb in Karls russischen Kriegen und hinterließ einen armen, von dem russischen Peter dem Großen abhängigen Sohn — dem Peter eine seiner Töchter zur Ehe gab; daraus entsprang dieser Karl Peter Ulrich, ein von seiner Tante, der Zarin, vielgeliebtes Waisenkind. Ein Karl Peter Ulrich, der nach Verlauf von zwanzig Jahren, als Zar Peter Federowitsch, oder Zar Peter III., tragisch berühmt wurde! Seine Eltern sind beide tot; die liebevolle Tante hat den armen Knaben von Holstein-Gottorp, dieser engen Sphäre, nach Rußland kommen lassen, das weit genug ist; sie hat ihn zur griechischen Kirche bekehren lassen, hat ihm den Namen Peter Federowitsch gegeben und ihn zum Erben und Thronfolger eingesetzt — und hat nun, da sie ihn gern verheiratet sehen möchte, Friedrich ernstlich deshalb um Rat gefragt.

Friedrich hat ein entschiedenes Interesse an der Sache; er würde es sehr ungern sehen, wenn eine antipreußische Prinzessin, z. B. eine sächsische (es soll sich eine darum bewerben), diese wichtige Stelle einnehme! Nach einiger Erwägung fällt seine Wahl — auf wen glaubt der Leser? Einige Leser hie und da erinnern sich vielleicht eines preußischen Generals, der Titularfürst von Anhalt-Zerbst von Geburt und wirklicher Kommandant von Stettin in Friedrichs Diensten ist und gute Festungswerke dort angelegt und anderes Gute geleistet hat. Anstatt Titularfürst ist er nun vor kurzem, durch den Tod eines älteren Bruders, wirklicher oder halbwirklicher Fürst (zusammen mit einem Bruder, der die arme Erbschaft teilt) geworden; residiert gelegentlich im Zerbster Schloß; ist aber froh, die Stettiner Kommandantur als eine einträgliche Zugabe beizubehalten. Der Leser möge ferner anmerken, daß seine Gemahlin eine Schwester des obengedachten Adolf Friedrich, „Bischofs von Lübeck", nunmehrigen mutmaßlichen Erben von Schweden ist — an dem wir, wie sich bald zeigen wird, auch sonst ein Interesse haben. Die Gemahlin scheint mir eine flatterhafte,

[1] 7. November 1742 (Michaelis II. 627).

überspannte Dame, hochschreitend, nicht allzu sicherschreitend — augenscheinlich schwach in der französischen Grammatik und vielleicht auch an menschlichem Verstand — aber sie haben eine Tochter, Sophie Friederike, nun nahe an fünfzehn und sehr entwickelt für ihr Alter, von anmutigem Äußeren und klugem Wesen: „Paßt sie nicht am besten?“ denkt Friedrich in bezug auf diese Angelegenheit. „Ihre Familie gehört zu den ältesten, ist so alt wie Albrecht der Bär; sie ist einfach erzogen worden, spartanisch, wenn auch wie eine geborene Prinzessin: mag sie aufhören, sich mit ihren jugendlichen Gespielen auf den Stettiner Wällen herumzutummeln, und sich vorbereiten, eine Zarin der Reußen zu werden“, denkt er. Und teilt seine Gedanken der Zarin mit, und diese antwortet: „Vortrefflich! Warum habe ich selbst nicht daran gedacht?“

Und also kamen um Neujahr 1744, während der Kommandant von Stettin und seine überspannte Gemahlin das Weihnachtsfest in ihrem Zerbster Schlosse verbringen, plötzlich Stafetten daselbst an, Kuriere von Petersburg, angekündigt durch einen Kurier von Friedrich — mit dem erstaunlichen Vorschlag: „Die Zarin erbitte sich die Ehre eines Besuchs von Madame und Tochter; ohne Zweifel mit den und den Absichten im Hintergrund[1].“ Madame und Tochter sind beide bereit — der alte Kommandant brummt etwas in seinen Bart, nicht schlechterdings verbietend: und auf diese Weise, nach einem oder zwei Briefen mit mangelhafter Grammatik, erscheinen Mutter und Tochter in der Berliner Karnevalsgesellschaft, charmante Personen alle beide; verweilen aber nicht lange, sondern machen sich, sowie sie mit Geld und den nötigen Arrangements versehen worden sind, in aller Stille auf nach Petersburg, nach Moskau; sie reisen schnell und kommen, trotz der grimmigen Jahreszeit, wohlbehalten an[2]. Der Übertritt zur griechischen Religion, Namenswechsel von Sophie Friederike zu Katharina Alexejewna („Heiße Katharina“, sagte Elisabeth, „nach meiner lieben Mutter!“ — der kleinen braunen Zarin, die wir gesehen haben) — all das war bis zum folgenden 12. Juli fertig. Und kurzum, nächstes Jahr (1. September 1745) erhielten Peter Federowitsch und besagte Katharina Alexejewna, blutsverwandte Geschwisterkinder zweiten Grades, den ehelichen Segen und wurden unter Anrufung des russischen Himmels und der russischen Erde als ein Fleisch erklärt[3] — obgleich es sich zuletzt zeigte, daß sie zwei waren, wie meinem Leser wohl bekannt ist! In etwa achtzehn oder neunzehn Jahren mögen wir vielleicht wieder bei ihnen vorsprechen, wenn sich ein freier Augenblick dazu findet. Dies ist die eine Heirat, eine rein russische, konstruiert sozusagen und von Stapel gelassen durch Friedrich in Berlin, der ein eigenes Interesse mit daran hat.

[1] Friedrichs Briefe an die Fürstin von Zerbst (Datum des ersten Briefs: 3. Dezember 1743) in Oeuvres XXV. 579—589.

[2] „In Moskau, 7. (18.) Februar 1744.“

[3] Ranke III. 129; Mémoires de Cathérine II. (Katharinas eigene sehr kuriose Autobiographie, herausgegeben von Herzen, London 1859) S. 7—46.

Die andere in denselben Monaten in Berlin vollzogene Heirat war von noch interessanterer Art für Friedrich und uns: es ist die der Prinzessin Ulrike mit dem obengenannten Adolf Friedrich, künftigen König von Schweden. Eine Heirat, die zugleich mit jener ersten eingeleitet wurde und ihre Wichtigkeit in bezug auf die russische Frage teilte. Die schwedische Heirat ward während der Karnevalszeit erst in leisem, wichtigem Flüstern genannt; aber ein schwedischer Minister war bereits deshalb nach Berlin gekommen und war zuerst stille und sondierend, dann aber redend und proponierend tätig. Es scheint, die Zarin selbst hatte die Sache, als Gegenaufmerksamkeit gegen Friedrich — so zufrieden war sie zu dieser Zeit mit ihm — in Anregung gebracht. Eine dem König willkommene Sache. Und nach gehörigem Verlauf („Juni 1744") langt eine ausdrückliche schwedische Gesandtschaft, ein Rödenskjold oder Tessin, mit einem glänzenden Gefolge von Schweden an und hielt förmlich um die Hand der Prinzessin Ulrike für ihren zukünftigen König an. Ihre Bitte wurde erfüllt, und nach vorhergegangenen nötigen weitläufigen Präliminarien findet (alles durch Vollmacht, Bruder August Wilhelm vertritt den Bräutigam) „am 17. Juli 1744" die Trauung statt. Dieser Akt wurde ebenso wie die vorhergehenden und nachfolgenden mit einer Großartigkeit und Pracht vollzogen, die wir, um es kurz zu machen, unaussprechlich nennen wollen[1]. Der phantastische Bielfeld strengt seine arme geschminkte Muse bei dieser Gelegenheit auf das äußerste an und wird geradezu langweilig, indem er die Tapeziererdekorationen des Lebens besingt — der närrische Mensch, der noch obendrein seine paar Tatsachen durch Gedächtnisirrtümer und sogar durch zur Zierat mit eingeflochtene Erdichtungen verdirbt. So daß man, außer dem allgemeinen, in einem stark geschminkten Zustand wiedergegebenen Eindruck nichts für bare Münze hinnehmen kann. *Eine* Szene aus seinen vielen, die uns in besagter Weise das Finale oder die wirkliche Abreise der Prinzessin Ulrike darstellt, wollen wir — mit (wenigen, nicht *allen*) Berichtigungen — da wir nichts Besseres über den Gegenstand haben, dem Leser darbieten:

„Endlich aber erschien der Tag der Abreise", es war in Wirklichkeit der Vorabend: 25. Juli 1744; die Abreise soll morgen früh 2 Uhr vor sich gehen. „Der Obermarschall Graf Gotter war vom König ernannt" (derselbe Gotter, den wir einmal in Wien sahen: der König ernannte Gotter und zwei andere; außerdem sollten zwei Brüder der Prinzessin und eine ihrer Schwestern, die Markgräfin von Schwedt, sie bis Schwedt begleiten: sechs im ganzen — das Gedächtnis läßt einen nur gelegentlich im Stich!) „die Prinzessin bis Stralsund zu begleiten, wo sie von zwei schwedischen Reichsräten und verschiedenen Kavalieren und Damen erwartet wurde. Um den Schmerz der Trennung etwas zu zerstreuen, ließ der König noch zum Abschied eine Oper aufführen. Die Prinzessin sollte nach dieser nur im Fluge noch einen Bissen essen, dann die Ihrigen umarmen, sich in den Wagen werfen und mit Blitzesschnelle abreisen. Der Graf Gotter war beauftragt, alles sehr rasch zu betreiben. Doch war es vergebens. Die herrliche Ulrike war ihrem Vaterlande zu wert, als daß es sie hätte ohne Tränen

[1] *Heldengeschichte* II. 1045—51.

entlassen können. Kein Gesicht im Theater hatte einen heiteren Ausdruck. Die Prinzessin trug ein Reitkleid, Rosa und Silber, eine kleine Weste, Aufschläge und Kragen seladon-grün; einen kleinen Hut von schwarzem Samt mit weißer Feder; das fliegende Haar war mit einem rosafarbenen Band umwunden. Sie war schön wie der in aller Pracht erwachende Tag; allein dieses Kleid, das ihre Reize so mächtig hob, kündigte uns auch an, daß die Stunde des Scheidens gekommen sei. Im zweiten Akt trat der junge Prinz Ferdinand" (der jüngste Bruder, Vater des bei Jena gefallenen Louis Ferdinand) „in die große Loge, warf sich der Prinzessin um den Hals und rief aus: ‚Ach, meine liebe Ulrike, es ist also aus, und ich werde dich niemals wiedersehen!' Diese Worte waren für die mühsam zurückgehaltene Wehmut das Losungszeichen. Die Prinzessin schloß den Bruder in ihre Arme, ein Tränenstrom war ihre Antwort. Die ganze königliche Familie vermochte nicht, sich zu fassen; die Rührung übertrug sich auf andere und war bald allgemein. Niemand gab länger auf die Oper acht, und ich selbst dankte Gott, als sie zu Ende war.

Ich ging aufs Schloß, wo ich die höchsten Herrschaften mit einem Teil des Hofs im Zimmer des Königs fand. Man hatte nicht vermeiden können, was man umgehen wollte: der schwere Abschied war nicht kurz und leicht gemacht worden. Der König hatte der Prinzessin eine rührende Ode überreicht, die er für sie gedichtet; sie fing mit den Worten an:

Partez, ma Soeur, partez;
La Suède vous attend, la Suède vous désire [1]."

(Die Ode wurde aber nicht beim Abschiede überreicht, Monsieur; die Prinzessin erhielt sie erst am zweiten Abend darauf in Schwedt [2]; sie war vermutlich zu dem Zeitpunkt, den Sie fabelhaft angeben, noch gar nicht gedichtet, Sie närrischer Phantast und ‚Künstler' von der Aftergattung!) — „Die Prinzessin warf die Augen auf das Papier und wurde ohnmächtig" (Nein, Herr Afterkünstler, nicht dadurch): „der König war nahe daran, diesen Zustand zu teilen. Viele Tränen rollten ihm von den Wangen. Endlich unterbrach der Graf Gotter die Szene. Er stürmte herein, fast wie Boreas im Ballett ‚Die Rose', drängte sich bis zur Prinzessin, riß sie aus den Armen der Königinmutter und trug sie gleichsam aus dem Zimmer. Der ganze Hof folgte; die Reisewagen standen im Schloßportal, und im Nu saß die Prinzessin in dem ihrigen. Ich war betäubt und weiß nicht, wie ich die Treppe hinunterkam. Die Markgräfin von Schwedt, die ernannt war, die Prinzessin nach Stralsund" (lies Schwedt) „zu begleiten, und die Fräulein von Knesebeck und Sparre stiegen mit ihr ein; man warf den Schlag zu; der Kutscher hieb auf die Pferde, die Kutsche flog davon — und die angebetete Ulrike entschwand den ihr nachblickenden, tränenschweren Augen [3]."

Wir sagten, diese Heirat war, wie jene andere, wichtig für die Interessen des Staats. In der Tat ist Sicherheit auf der russischen und schwedischen Seite allezeit eine wichtige Sache für Friedrich, wenn er Krieg unternimmt. „Daß die Franzosen mir zu einer Tripelallianz zwischen Preußen, Rußland und Schweden verhelfen", war eine von Friedrichs Vorbedingungen, ehe er sich auf den bevorstehenden Krieg einlassen wollte; aber durch diese zwei Heiraten hoffte Friedrich es selbst so gut wie vollbracht zu haben. Von der armen Prinzessin Ulrike und ihrem herrlichen Empfang in Schweden (nachdem sie auf der schwedischen Fregatte bei der Überfahrt von

[1] Ist nicht mehr vorhanden (S. Oeuvres de Frédéric XIV. 89 und das. Vorrede S. XV).
[2] Ihr eigener Brief an Friedrich (das. XXII. 372: „Schwedt, den 28. Juli 1744").
[3] Bielfeld II. 107—110.

Stralsund mit Mühe dem Schiffbruch entgangen war) wollen wir hier jetzt nichts weiter sagen, als daß ihre Herrlichkeiten fortwährend getrübt wurden durch Verdruß und Schiffbruch drohende Gefahren — und diese letztere erreichte zwar nicht *sie*, aber ihre Söhne und Enkel, da es in jenem Element, im Verlauf der Zeit, fast unvermeidlich wurde.

Schwester Amalie, die, wie einige meinen, sich in ihren Hoffnungen getäuscht sah, was sie vielleicht in ihren törichten Gedanken ein wenig sein mochte, ward Äbtissin von Quedlinburg, als diese reiche Pfründe erledigt war, und verlebte, dort oder in Berlin, ein achtbares Jungfrauenleben, ohne Zweifel unter behaglicheren Verhältnissen als Ulrike. Allezeit von ihrem Bruder geliebt und ihn liebend (und in späteren Jahren „seine Wäsche in Ordnung haltend") — in der Gesellschaft wegen ihrer scharfen Zunge und ihres scharfen Wesens bekannt. Thiebault und seine Trenckschen Romanzen über sie sind keiner Beachtung wert — es wäre denn gelegentlich mit Peitschenhieben. Scandalum Magnatum war und ist dort, wo eure Magnaten *nicht* gänzlich zu Konterfei geworden sind, allezeit (wie wenige es auch heutzutage bedenken) ein äußerst strafbares Verbrechen.

## Ein Blick auf die kriegführenden Mächte; die britannische Majestät entgeht einer Invasion, die leicht hätte gefährlich werden können.

Prinzessin Ulrike war kaum in Schweden angekommen, als ihr Bruder bereits wieder aufs neue in den Krieg zog. So verschieden ist mitunter das Äußere vom Inneren. „Während man bei Hofe tanzte und die Hochzeit feierte, ward im stillen an den Rüstungen zu einem" — von keinem Sterblichen geahnten — „Feldzug gearbeitet, den man zu eröffnen im Begriff war[1]. Am 2. Juli, drei Wochen vor Prinzessin Ulrikes Abreise, hatte sich ein gewisses Abenteuer des Prinzen Karl in den Rheinlanden abgespielt (davon im nächsten Buche), und Friedrich konnte klar erkennen, daß sein Augenblick rasch nahte.

Auf der französischen Seite des Krieges war — seit jenem stolzen Auftreten des britannischen Georg und der ungarischen Majestät, ihrem Verschmähen des angetragenen Friedens und ihren offenbaren Absichten auf Lothringen, Elsaß und die drei Bistümer — eine namhafte Veränderung bemerkbar, die von Friedrich mit Wohlgefallen wahrgenommen wurde. Die Allerchristlichste Majestät ist aus der betrübten gebeugten Stellung beschimpfter Reue zu der aufrechten des Unwillens in die Höhe geschnellt: „Nun, so kommt denn heran!" — und macht dieses Jahr wirklich Anstrengungen, die alle Erwartungen übersteigen. „Oriflamme-Unternehmungen, geheime Absichten, Deutschland in vier Teile zu zerschneiden: wohlan, habe ich nicht dafür gebüßt, habe ich nicht so gut wie eingestanden,

[1] Oeuvres de Frédéric III. 41.

daß sie aberwitzig waren? Aber meine Abbitte anspeien lassen; aber selber öffentlich dafür zerstückelt werden?"

Am 15. März 1744 erklärte die Allerchristlichste Majestät, wie wir sahen, förmlich den Krieg gegen England; gegen Österreich am 26. April. „England", sagt er, „brach seine Neutralitätskonvention" (vom 27. September 1741); brach sie" (sehr natürlich, da keine bestimmte Zeit festgesetzt war) „sogleich nach Maillebois' Entfernung. England hat sich durch seine Admirale im Mittelländischen Meere u. dgl. gegen die französischen Küsten, Häfen und königliche Marine auf eine nicht länger zu ertragende Weise Übergriffe erlaubt: Wir erklären Krieg wider England." Und dann sechs Wochen darauf in bezug auf Österreich: „Österreich weigert sich, Frieden mit einem tugendhaften Kaiser zu schließen, dem wir um des lieben Friedens willen großmütig beigestanden haben und dann großmütig beizustehen aufgehört haben — Österreich schlägt den Frieden mit ihm und uns ab; im Gegenteil versucht Österreich und hat es versucht, in Frankreich selbst einzufallen: also erklären wir und machen männiglich bekannt, daß wir von diesem 26. April an Krieg mit Österreich haben[1]." Diese beiden Friedrich gemachten Versprechungen sind pünktlich erfüllt.

Und auch, was weit wichtiger ist, die nötigen Vorbereitungen sind nicht vernachlässigt worden, sondern werden in einem unerhörten Maßstabe getroffen. Die Steuern und Finanzmaßregeln des vergangenen Winters gingen bis zum Äußersten — Besteuerung der Straßenlaternen, des Brennholzes, erhöhte Akzise auf Fleisch und Lebensmittel jeder Art: Seid geduldig ihr armen Leute; denkt an gloire und an eine von den österreichischen Heiden so zertretene Oriflamme! Lebensmittel, Straßenlaternen, sage ich? Es wurden 866 000 Livres Steuern von — nun „von den heimlichen Gemächern in Paris" erhoben! Eine kleine Hilfe, aber eine Hilfe: non olet, non oleat. Wie tief ist die Oriflamme herabgekommen! — Das Resultat dieser Vorbereitungen ist dies, daß das zornentbrannte Frankreich dieses Frühjahr zu Land und sogar zur See mit einer Macht auftritt, die dazu angetan ist, Zeitungsschreibern und Menschen zu imponieren. An Landmacht sind 160 000 Mann auf den Beinen: 80 000 (sie steigen zuletzt auf eine kurze Weile, bis auf 100 000) als „Armee der Niederlande" — um Österreich dort auf das Korn zu nehmen und England und die holländische Barriere zum Staunen zu bringen. Von dem Rest sind 20 000 unter Conti für Italien bestimmt, 60 000 (später nur noch 40 000) unter Coigny für die Verteidigung der Rheinlande, falls Prinz Karl, wie zu vermuten steht, dort neue Versuche machen sollte[2].

Und außer all diesem sind zwei starke Flotten von Stapel gelaufen, noch nicht in die offene See, aber bereit dazu: eine im Hafen von Toulon, um jene Übergriffe im Mittelländischen Meere zu rächen und im Verein

[1] In Adelung IV. 78, 90 die beiden Kriegserklärungen.
[2] Adelung IV. 78; Espagnac II. 3.

mit einer ungeduldigen spanischen Flotte (die bereits länger als ein Jahr hier eingeschlossen lag) die unverschämten blockierenden Engländer anzugreifen: was auch gewissermaßen geschah[1]. Die andere starke Flotte, zwanzig Linienschiffe unter Admiral Roquefeuille, liegt im Hafen von Brest — ist für eine noch kitzligere Operation bestimmt, von der sogleich die Rede sein soll. König Friedrich muß doch sicherlich zugeben, daß dies hübsche Anzeichen seien. König Friedrich gab es die ganze Zeit über in vollem Maße zu und gedenkt, im rechten Moment mit loszuschlagen. Sehen wir uns ein wenig um, wie die Dinge zugingen, und wie in den letzten Monaten der rechte Moment näherrückte.

Am 17. Januar 1744 landete in Antibes, auf französischem Boden, ein junger Herr namens ‚Conte di Spinelli', direkt von Genua, von Rom kommend; ein junger Herr, scheinbar von geringer, aber innerlich von bedeutender Wichtigkeit, der weiter nach Paris eilte und dort verschwand. Verschwand zu heimlichen Beratungen mit den höchsten amtlichen Personen, da er in einigen Wochen in Dünkirchen in viel kräftigerer Haltung emphatisch wiederzuerscheinen gedachte. Und den ganzen Februar hindurch ist in Dünkirchen ein reges Tummeln von Kriegsvorbereitungen bemerkbar: Transportschiffe in großer Anzahl, zuletzt vier Kriegsschiffe; 15 000 Mann auserlesene Truppen marschieren allmählich herein und sind fast sämtlich, zusammen mit ihrer Ausrüstung, Ende des Monats eingeschifft.

Offenbar eine irgendwohin bestimmte Invasionsarmee. England errät nur zu gut, wohin. Eine antienglische Ausrüstung, die angeführt werden soll, von wem, meint der Leser? Von ebendiesem ‚Conte di Spinelli', der Karl Eduard Stuart, der junge Prätendent, ist — mit dem Grafen von Sachsen als Befehlshaber unter ihm! Dies ist keine Fabel; es ist eine etwas gefährliche Tatsache, herbeigeführt, heißt es, durch einen gewissen Kardinal Tencin, eine im Amte stehende Person von Ruf in der damaligen Versailler Welt, der seinen roten Hut (was diese Schuld immer auf sich haben mochte) dem in Rom für ihn tätig gewesenen alten jakobitischen Einfluß verdankt, und der sich dieser Methode bedient, um seine Schuld und seinen Hof zugleich zu bezahlen. Er veranlaßt es nämlich, daß sein Vorschlag einer Karl-Eduardschen Invasion Englands sich den übrigen nun in der Weise, wie wir sehen, dem kleinen Georg zugedachten Schlägen anschließt. Hätte der kleine Georg nicht besser getan, aus diesen pragmatischen Kriegen hinweg und daheim zu bleiben? Fünfzehntausend Mann, unterstützt von den Jakobitischen im Lande, angeführt von einem Saxe — ein Saxe gegen einen Wade ist eine fürchterliche Ungleichheit — können in England etwas ausrichten! Wir hoffen immer, die Landung wird ihnen nicht gelingen. Die Phantasie kann sich die Unruhe, wenn nicht der britannischen Menschheit, so doch wenigstens der britannischen Majestät und seiner Beamteten vorstellen, und welch Getümmel und Getöse sie veranlaßten — davon nachstehend das kurz zusammengefaßte Resultat.

Samstag, 1. März 1744. Seit fast einer Woche hatte sich im Kanal, gefährlich dort umherstreifend, eine ansehnliche französische Flotte blicken lassen, sechzehn große Schiffe nebst vier oder fünf anderen, die auf der Höhe von Dünkirchen liegen und vermutlich auch dazu gehören: ihre Absicht ist an hoher Stelle nur zu

[1] Am 19. Februar 1744 stechen die vereinigten französischen und spanischen Flotten in See; 22. Februar werden sie von Matthews und Lestock angegriffen; werden ein wenig, aber lange nicht genug, geschlagen (Matthews und Lestock beschuldigten einer den anderen, Spanier und Franzosen desgleichen: Adelung IV. 32—35) — nebst den endlosen Zänkereien, Korrespondenzen, kriegsgerichtlichen Untersuchungen, die darauf folgen (Beatson, Naval and Military Memoirs I. 197 f.; Gentleman's Magazine und alte Zeitungen, Jahrgang 1744, usw.).

bekannt. Dies ist die große Brester Flotte unter Admiral Roquefeuille, die unter gegenwärtigen Umständen, da die englischen Kanalflotten zerstreut sind, vermeint, den Kanal beherrschen zu können — bis der Graf von Sachsen mit seinem Karl Eduard und 15 000 Mann übergesetzt sind! Mächtiger Alarm als Folge davon: unsere Truppen, ihrer 40 000, stehen sämtlich in Deutschland; wir sind nicht in der geringsten Verfassung, einer einfallenden Kriegsmacht zu begegnen. Der Graf von Sachsen ist seit Samstag, dem 1. März, wirklich in Dünkirchen, damit beschäftigt, seine 15 000 einzuschiffen; die Bagage ist bereits zum großen Teil eingeschifft, und ebenso etwa 10 000 Mann von den Truppen. Alles ist dort in der größten Tätigkeit; Roquefeuille segelt mit vier von seinen zwanzig großen Schiffen, die er zum unmittelbaren Schutze des Grafen von Sachsen und jener Dünkirchener Operationen detachiert hat, auf der Höhe von Dungenes umher. Um ihm zu begegnen, hat der alte Admiral Norris sein möglichstes getan, Schiffe zu sammeln, und hofft nun, es mit Roquefeuille aufnehmen zu können — wie aber, wenn nicht?

Donnerstag, 6. März. Am Nachmittag des 5. März segelte der alte Admiral Norris, hoffend, daß er endlich der feindlichen Flotte einigermaßen gewachsen sei, ‚mit der Flut um South-Foreland herum'; sah Roquefeuille in voller Stärke vor sich — und griff ihn sofort an? Nein, Leser, nicht sofort, und schließlich überhaupt nicht. Eine große Seeschlacht ward allerdings erwartet; aber unser alter Norris dachte, es sei zu spät am Tage — und es fügte sich, daß gar keine Schlacht nötig wurde. Das Tageslicht war noch nicht verschwunden, da erhob sich ein heftiger Wind aus dem Nordosten, wehte die ganze Nacht hindurch und war um sechs Uhr in der Frühe ein wütender Sturm; er hatte Roquefeuille gänzlich aus diesen Gewässern hinweg (Bruchstücke von ihm auf die Felsen von Guernsey) geweht; hatte des Grafen von Sachsen Transportschiffe auf der Reede von Dünkirchen (sozusagen) das Unterste zu oberst gekehrt — hatte sogar die ganze Unternehmung über den Horizont hinweggeblasen und der britischen Regierung auf die gewöhnliche mirakulöse Weise aus der Not geholfen.

M. le Comte de Saxe — der durch übermenschliche Anstrengung fast alle seine Leute aus jenem greulichen Wirrwarr der Transport- und Munitionsschiffe gerettet hatte — kehrte sofort, und natürlich erst recht M. le Comte de Spinelli mit ihm, nach Paris zurück. Saxe ward unmittelbar darauf zum Maréchal de France ernannt und Noailles im bevorstehenden Feldzug in den Niederlanden zugesellt. ‚Comte de Spinelli begab sich zu seinem Onkel, dem Kardinal Großalmosenier Fitz-James' (einem eifrigen Herrn von Einfluß beim Heiligen Vater), um da im stillen andere Gelegenheiten, die sich ergeben mochten, abzuwarten. ‚Die 1500 silberne Denkmünzen, die man zur Verteilung in Großbritannien geschlagenn hatte', fielen für diesmal wieder in den Schmelztiegel zurück [1].

Im britischen Parlament und Publikum war es in letzter Zeit bewegt zugegangen: Verhaftung verdächtiger Personen, Verbannung aller Katholiken aus einem Umkreise von zwei Meilen um London herum; außerdem Registrierung aller Pferde (um Kanonen schnellstens an den benötigten Ort zu bringen), improvisierte Aufstellung von Reiterregimentern durch die Vornehmen: ‚Setzen wir unsere Dienerschaft auf unsere Kutschpferde; seht her!' (Ja, da seht ihr eine Kavallerie — die der Zietenschen nachsteht!) Und sie drillten sie wirklich an verschiedenen Plätzen, als jener glückliche Sturmwind (6. März) alles wieder zur Ruhe wehte. Feldmarschall Graf von Stair hatte dem schottischen Volk gegenüber eine edle Seelengröße gezeigt, die Anerkennung fand; und ein General Sir John Cope reiste eiligst ab, um den Oberbefehl in Schottland zu übernehmen — wo er sich ungefähr achtzehn Monate später gewaltig hervortat! —

Freitag, den 30. (20.) März 1744, begann ein allgemeines Pressen zur Ergänzung der königlichen Regimenter und Bemannung der Flotte. Mehr als

[1] Tindal XXI. 22 (größtenteils ein Gemisch von Unrichtigkeiten wie gewöhnlich); Espagnac I. 213; Gentleman's Magazine XIV. 106 usw.; Barbier II. 382, 385, 388.

1000 Leute wurden aufgegriffen und in die Gefängnisse von London und Westminster eingesperrt. Sie erhalten pro Kopf sechs Pence täglich von den Landtaxkommissaren, die sie untersuchen und diejenigen, die für den Dienst tauglich sind, an die Depots ausliefern. Dasselbe Verfahren ward in allen Grafschaften befolgt. Die gewaltsame Aushebung hört auf, da man genug Leute erhalten hat — das Pressen ist bis auf weitere Order einzustellen: 5. (16.) Juni [1].

Die britannische Majestät, von solchen Anzeichen erschüttert, besucht Deutschland dieses Jahr nicht in eigener Person und glänzt auch nicht, wie noch kürzlich, durch seine Stellvertreter im Felde. Zwar waren seine Engländer und er pünktlich bei der Hand mit ihrem Gelde, zeigten aber im übrigen wenig Tätigkeit in diesem Jahre. Ihre Truppen standen bereits seit vorigen Winter in den Niederlanden, angeführt von einem Feldmarschall Wade, von dem man gehört hat; ihnen schlossen sich gewisse Österreicher unter dem Herzog von Aremberg und gewisse Holländer unter irgendeinem anderen Manne mit Militärhut an; sie alle taten unter Marschall Wades Oberbefehl so gut wie nichts. „Wir sind schwächer als der Feind!" rief Marschall Wade, ein lässiger, unfähiger alter Herr, den im Befehl von Truppen zu sehen, schauderhaft ist: „Schwächer als der Feind!" rief er, was nicht einmal anfangs völlig der Fall war. Und als er durch Vermehrung seiner Truppenzahl und Verminderung (von höchst unerwarteter Art) derjenigen des Feindes fast doppelt so stark geworden war, wurde es auch nicht anders: Marschall Wade (dem freilich Maréchal de Saxe, nun allein befehlend, wie wir sehen werden, gegenüberstand) suchte Schutz in sicheren Plätzen, sah von da aus der raschen Zerstörung der Niederlande zu und wollte nichts versuchen. Was allerdings vielleicht klug von seiten des Marschalls war. Es ward viel Geld ausgegeben, und Leute genug erlagen auf den schlammigen Wegen oder beim Biwakieren in den sicheren Sümpfen; aber kein Schwertstreich ward von ihnen unter diesem alten Marschall ausgeführt. Er hatte vielleicht ein geteiltes Kommando, obgleich er nomineller Oberbefehlshaber war, der arme alte Herr — freilich, und dabei einen Kopf, der nichts von seinem Geschäfte verstand. Einer jener erstaunlichen „Generäle" der Engländer, die nun in der Naturgeschichte bekannt werden, dergleichen aber bis vor hundertundfünfzig Jahren bei vernünftigen Nationen unerhört waren. Saxe kontra Wade ist fürchterlich ungleich. Nach der Art und Weise zu urteilen, wie Saxe den Wade behandelte, dürfen wir nicht dem Himmel danken, daß das Experiment nicht *hier* in England gemacht wurde.

## Der junge Herzog von Württemberg erhält guten Rat zum Abschied, und Pöllnitz ein Abschiedszeugnis (6. Februar, 1. April 1744).

Am 7. Februar 1744 verließ Karl Eugen, der junge Herzog von Württemberg — nachdem ihm Friedrich die Mündigkeitsverleihung vom Kaiser

[1] Gentleman's Magazine, Jahrgang 1744, S. 226, 333.

verschafft, und der junge Herr, obschon erst sechzehn, zum regierenden Herzog erklärt worden war — Berlin mit großem Pomp und begab sich in dieser Eigenschaft nach seinem eigenen Lande. Friedrich hatte gehofft, die württembergischen Dinge dadurch auf guten Fuß gebracht zu haben und eines Freundes in Württemberg für den Kaiser und sich gewiß zu sein. Eine Hoffnung, die dieser junge Herr ebenso wie die aller anderen völlig täuschte, da er auf perverse schlimme Wege geriet und sein Leben und seine Regierung bekanntlich einen üblen Verlauf nahmen. Der vortreffliche Abschiedsbrief, den Friedrich ihm gab, ward bekannt, erhielt den Namen „Prinzenspiegel" und fand große Bewunderung in der Welt. Es ist in der Tat ein fast fehlerloses Stück seiner Art, das in fließendem, aber bestimmtem Ausdruck, mit bewundernswürdiger Freimütigkeit, Aufrichtigkeit, Scharfsinn und Gedrungenheit die Pflichten eines Regenten darlegt[1] — aber ich fürchte, es würde den Leser doch nur ermüden, da vollkommener Rat in neuerer Zeit so allgemein geworden ist, ohne daß anderes damit erzielt würde als die „Pflasterung" eines gewissen Weges! —

Aus denselben Monaten stammt ein Zeugnis für Pöllnitz, das gleichfalls bekannt wurde und seinen Ruhm hatte: Dieses Dokument, das uns Friedrich von der komischen Seite zeigt, dürfte vielleicht erträglicher sein, und wir entledigen uns zugleich damit auf eine angemessene Weise des armen Kauzes Pöllnitz.

Oberzeremonienmeister von Pöllnitz befindet sich in diesen Monaten in Bayreuth, völlig trostlos geworden, seitdem wir zuletzt von ihm gehört haben. Mit seiner schönen Heirat ist es schief gegangen — da die reiche Dame höchst klugerweise zurücktrat — und der närrische alte Kauz hat beschlossen, seine Religion, die er bereits dreimal gewechselt hat, von neuem zu wechseln, diesmal „um sich in ein Kloster zurückzuziehen". Friedrich hat ihm offenmütig, kurz und bündig, aber weise und nicht ohne einiges Wohlwollen, wie für einen alten Hund, an den man gewöhnt ist, geantwortet: Das sei Unsinn und müsse nicht geschehen! Da aber Pöllnitz darauf beharrt und förmlich um die Erlaubnis bittet, zu dem Ende sein Amt niederlegen zu dürfen — so schickt ihm Friedrich zuletzt sein Entlassungszeugnis, „das in aller Form ausgestellt und durch Eichel an die zuständige Behörde expediert wurde", aber vom ersten April datiert und, wennschon amtlich gültig, so doch von neckischer Natur ist. Als verbürgtes Beispiel von Friedrichs Produktion dieser Art lassen wir es hier genau, mit nur einer oder zwei geringen Abkürzungen, die angedeutet sind, folgen:

„Wir Friedrich von Gottes Gnaden, usw. bezeugen, daß der Freiherr von Pöllnitz, geboren in Berlin" (im Kölnischen, wenn was daran gelegen wäre), „von ehrlichen Eltern soweit uns bekannt — nachdem er unserem Großvater als Kammerherr, Madame d'Orleans" (des gottlosen Regenten Mutter, der edeln deutschen Elisabeth Charlotte) „in gleicher Eigenschaft, dem König von Spanien als Oberst, dem ver-

[1] In Oeuvres de Frédéric IX 4—7.

storbenen Kaiser als Rittmeister, dem Papst als Kämmerer, dem Herzog von Braunschweig als Kämmerer, dem Herzog von Weimar als Fähnrich, unserem Vater als Kammerherr und schließlich uns als Oberzeremonienmeister gedient hat" — trotz einer solchen Anhäufung von Ehren die Welt satt bekommen hat und ein Abschiedszeugnis zur Stütze seines guten Rufes von uns begehrt hat. — „Also können wir, eingedenk seiner dem Hause geleisteten Dienste, da er den vorigen König, unseren Herrn Vater, neun Jahre lang belustigt und die Honneurs an unserem Hofe während der jetzigen Regierung gemacht hat, solches Begehren nicht abschlagen und erklären hiermit: Daß der besagte Freiherr niemals gemeuchelmordet, Straßenraub verübt, Gift gemischt, gewaltsamen Diebstahl oder sonstigen Frevel oder gesetzwidriges Verbrechen an unserem Hofe begangen, sondern sich allezeit wie ein Mann von Ehre benommen und einen nicht mehr als ehrlichen Gebrauch von seiner ihm angeborenen Betriebsamkeit und seinen Talenten gemacht hat, indem er den Zweck des Dramas, die Menschheit durch gelinde Possenstreiche zu bessern, zu erreichen suchte, in Sachen der Nüchternheit Boerhaves Rat befolgte und die christliche Liebe so weit trieb, daß er die Reichen praktisch fühlen ließ, wie Geben seliger sei denn Nehmen. Er besitzt eine gründliche Kenntnis der Anekdoten von unseren verschiedenen Schlössern, namentlich unseren abgenutzten Möbeln, weiß sich durch seine Verdienste denen, die ihn kennen, notwendig zu machen und hat, bei einem sehr schlechten Kopfe, doch ein recht gutes Herz.

Unseren Zorn entzündete der besagte Freiherr nur einmal", durch schändliche Entweihung des Grabes unserer Ahnfrau (oder Stiefahnfrau)[1]. „Da aber die schönsten Länder ihre öden Gegenden, die lieblichsten Formen ihre Makel, Gemälde der größten Meister ihre Fehler haben, so sind wir bereit, die des mehrbemeldeten Freiherrn mit dem Schleier der Vergessenheit zu bedecken, gewähren ihm hiermit, unter Bedauern, den von ihm erbetenen Abschied — und heben sein Amt ganz und gar auf, um es aus dem Gedächtnis der Menschen auszulöschen, da ich nicht glaube, daß irgend jemand demselben nach dem besagten Freiherrn würdig vorstehen kann.

Gegeben zu Potsdam den 1. April 1744. Fédéric[2]."

Das Amt des Oberzeremonienmeisters ward demgemäß gänzlich abgeschafft. Der so verabschiedete Pöllnitz begab sich aber doch nicht unmittelbar, wie er es vorhatte, und überhaupt gar nicht ins Mönchtum, sondern kroch vielmehr allmählich wieder heim nach Berlin, nahm die untergeordnete Stelle eines Kammerherrn an und verbrachte auf die alte Weise (schlecht haushaltend, borgend, Anekdoten erzählend, „nicht witzig, aber der Anlaß zu Witz") den grauen Lebensabend hin, bis er nach etwa dreißig Jahren das Zeitliche segnete. „Er starb, wie er gelebt hatte, noch am Vorabend seines Todes betrübend", schreibt Friedrich[3], der allezeit gütig gegen den armen alten Schelm war, wenn er sich auch oft über ihn lustig machte.

## Zwei Eroberungen für Preußen, eine luftige und eine feste. Erste Eroberung: Barberina, die Tänzerin.

Zeitig im Mai sah das Berliner Publikum zum erstenmal seine Barberina tanzen und schrieb entzückte lateinische Epigramme auf dies Wunder

[1] Die Stiefahnfrau war Dorothea, zweite Gemahlin des Großen Kurfürsten, über die Pöllnitz in seinen *Memoiren und Briefen* das Gerücht wiederholt, daß sie einmal versucht haben soll, ihren Stiefsohn Friedrich, den ersten König, zu vergiften (s. oben 1. Bd. S. 46 f.).

[2] Oeuvres XV. 193.

[3] Brief an Voltaire, 13. August 1775 (Oeuvres de Frédéric XXIII. 344); s. Preuß V. 241 (Urkundenbuch) Friedrichs Briefe an Pöllnitz.

der Natur und Kunst[1] — ein Wunder, das wir leider nicht ganz mit Stillschweigen übergehen dürfen. Hier ist ihre Geschichte, wie die Bücher sie erzählen; wohl etwas mythisch in einigen der unwesentlicheren Beziehungen; aber für den Gegenstand gut genug.

Barberina, die Tänzerin, hatte Friedrich einige Beschwerlichkeit gekostet; die Mühe, die er sich um ihre eleganten Pirouetten und Sprünge gab, und das schwere Gehalt, das er ihr zahlte, sind ein unerwarteter Zug in seiner Geschichte. Er wollte die Künste begünstigen, wohl; aber rechnete er Ballettanzen mit zu den ersten Künsten? Er hatte freilich ein Opernhaus gebaut und gab freien Eintritt, indem er die Kosten selbst trug, und regierte neben den anderen Bereichen seines Regimes auch die Tänzer- und Sängertruppen dieses Etablissements. Gab sich nicht wenig Mühe mit seiner Oper — wußte aber bei sich vielleicht doch, wo sie hingehöre. ‚Er wünschte reiche Fremde zum Besuche seiner Hauptstadt anzulocken', sagen schlaue Leute. Mag sein, und jedenfalls wünschte er vermutlich, den König in solchen Dingen zu spielen und es sich nicht auf ein wenig Geld ankommen zu lassen. Er liebte Musik, sogar Opernmusik, und wußte, daß sein Publikum sie liebte; für den rauhen Naturmenschen mag jeder Rhythmus, sogar der der Füße einer Barberina, nützlich und wohltätig sein: feilschen wir nicht, laßt uns, was zu tun ist, freigebig tun. Sein Resident in Venedig berichtet, hier sei eine Tänzerin ersten Ranges, die man in London, Paris und auf den vornehmsten Bühnen bewundert habe, deren Bedingungen aber vermutlich hoch seien. Friedrich antwortet, er solle sie engagieren. Und sie wird zu hübschen Bedingungen engagiert; wird in ein paar Monaten frei sein und die Reise antreten[2].

Gut — aber die Barberina verband, wie das so gewöhnlich ist, einträgliche Nebenbeschäftigungen mit ihrem Tanzen: namentlich war ihr ein junger Engländer nachgereist, sagt Zimmermann, und hielt sich, leidenschaftlich an sie gefesselt, noch in Venedig auf. Dieses Faktum und namentlich dieser junge Engländer, wäre mir sehr gleichgültig gewesen, wenn nicht ein gleich zu erwähnender Umstand damit zusammengehangen hätte. Der junge Engländer widersetzte sich leidenschaftlich Barberinas preußischem Plane, erneute leidenschaftlich seine eigenen Anträge — und veranlaßte Barberina, den preußischen Residenten davon in Kenntnis zu setzen, daß sie ihr Engagement aufgebe. Der preußische Resident antwortete, es ließe sich nicht aufgeben; er habe ihren gültigen Kontrakt schriftlich, und der müsse erfüllt werden. Barberina nahm eine widerspenstige Haltung an: sie lache über alles Schriftliche und allen Zwang. Der preußische Resident wendet sich darob in seines Königs Namen an Doge und Senat, die höflich antworten, aber nichts tun: ‚Schätzen uns glücklich, einem so großen Könige zu Diensten zu sein; aber —.' Und so dauert es einige Monate lang; Barberina und der junge Engländer bleiben halsstarrig in Venedig, und von Doge und Senat ist nichts als verbindliche Redensarten zu erwirken.

Mittlerweile fügt es sich, daß ein venezianischer Gesandter, auf der Reise von oder nach irgendeinem hyperboreischen Staate, durch Berlin passiert; er steigt in irgendeinem Hotel in Berlin ab — und findet am andern Morgen, daß sein Gepäck auf königlichen Befehl beschlagnahmt worden sei; daß er, oder wenigstens sein Gepäck, nicht fort können, bis die Barberina komme. ‚Unmöglich, Signor: ein Kontrakt ist ein Kontrakt, und Staaten müssen Gerichtshöfe haben, um auf ihrem Gebiete eingegangenen Verträgen Kraft zu verleihen.' Der venezianische Doge und Senat ergreifen nun die Barberina; packen sie in eine Postchaise und schicken sie, von einer Wache begleitet, mit den nötigen Passierscheinen versehen — gleichsam unter der Adresse: ‚An Seine Majestät von Preußen. — Vorsicht!' — nach Berlin; und so wird sie wirklich, Datum oder Monat unbestimmt, ich weiß nicht, ob über Innsbruck oder den Splügen,

[1] Rödenbeck S. 111, 190.

[2] Zimmermann, *Fragmente über Friedrich d. Gr.* (Leipzig 1790) I. 88—92; Collini, unten; Denina usw.; vgl. Rödenbeck S. 191.

über Berg und Tal, von Land zu Land und von Station zu Station befördert, bis sie in Berlin ankommt; von wo man den Gesandten mit seinem Gepäcke hatte ziehen lassen, sobald man erst die Sache in sicherem Gang sah.

Was den leidenschaftlich gefesselten Engländer betrifft, so heißt es, er sei treu, beständig wie der Schatten hinter der Sonne, allezeit eine Station zurück, nachgefolgt; sei in Berlin zwei Stunden nach seiner Barberina, noch immer leidenschaftlich gefesselt, angekommen und habe nun, wie das Gerücht geht, gedroht, sie sogar zu ehelichen und damit der Sache ein Ende zu machen. Äußerst gleichgültig für meine Leser und mich. Aber hier nun ist der Umstand, der es erwähnenswert macht. Der junge Engländer ist eigentlich ein junger Schottländer, James Mackenzie mit Namen — ein Enkel des berühmten Advokaten Sir George Mackenzie und jüngerer Bruder einer Persönlichkeit, die, als Graf Bute, in späteren Jahren eine hervorragende Stellung in England einnahm. Das macht die Geschichte erwähnenswert — wenn auch nur in der Form einer Mythe[1]. Denn, dem Gerüchte zufolge, soll Friedrich, noch immer bedroht, seine Tänzerin solchermaßen zu verlieren, den Verwandten des jungen Herrn Winke gegeben haben; darauf sei letzterer nach Hause berufen worden und die Tänzerin in dieser Beziehung gesichert gewesen. Dies Verfahren habe der aufgebrachte junge Herr (so meint mein Autor) niemals vergeben; all sein Lebtag sei er ein Hasser Friedrichs geblieben und habe eine gleiche Gesinnung dem Grafen Bute zu einem Zeitpunkt eingeflößt, der sehr kritisch war, wie wir sehen werden. So lautet meines Autors, des oft trügerischen, obgleich nicht lügenhaften Doktors Zimmermann, umständliche Erzählung; eines Mannes, der nicht zu Lügen neigt, aber stark mit leerem Wind angefüllt ist; und das macht ihn in historischen Punkten trügerisch.

Ich habe in dem schottischen Mackenzieschen Kreise gehörige Nachfrage getan; finde zwar keine überzeugende Klarheit, aber verschiedene Wahrscheinlichkeiten, daß diese Begebenheit mit der Barberina und ihm Tatsache und ein Stück seiner Biographie sei. Die daraus gezogene Folgerung auf die Beziehungen zwischen Friedrich und dem Grafen Bute bei einer gewissen kritischen Gelegenheit beruht gänzlich auf Zimmermann, und ein unbefangenes Urteil neigt zu der Auffassung, daß sie nur Gerücht und Vermutung sei, Straßenstaub, der an des Doktors Schuhen klebt und bloß erfordert, daß man ihn wieder gehörig wegbürste. Ach Gott! —

Die Barberina, obschon eine Tänzerin, ermangelte nicht wesentlicherer Begabungen. Ein munteres Wesen, sehr hübsch und verständig, nicht ohne pikanten Geist: der König selbst hat wohl in gemischter Gesellschaft Tee mit ihr genommen, wenn auch sonst nichts weiter; und bei leidenschaftlichen jungen Herren machte sie viel Glück. Nicht lange nach ihrer Ankunft in Berlin gelang ihr die Eroberung Coccejis, des berühmten Großkanzlers Sohn, der sie, da er keine andere Möglichkeit fand, heimlich heiratete. Voltaires Collini, als er 1750, von einer Signora Schwester der Barberina empfohlen, nach Berlin kam, fand diesen Cocceji bei der Barberina und ihrer Mutter als täglichen Mittagsgast[2]: Signora Barberina unterrichtete Collini im Vertrauen von dem Verhältnis; die Signora tanzte noch immer fort — obgleich sie auch Geld in den englischen Fonds hatte, und Friedrich war so großmütig gewesen, die Höhe ihrer Gage ihr selbst zu überlassen, als sie auf die beschriebene Weise zu ihm kam. Sie hatte, allzu bescheiden, meint Collini, 5000 Taler jährlich angegeben, da sie Herz und Kopf ebensowohl als Fersen besaß, die arme kleine Seele. Vielleicht war am Ende ihre namhafteste Tat in der Geschichte, daß sie diesen Collini, wie nun geschah, Voltairen zuführte: er wurde Voltaires Sekretär, wie wir sehen werden. Dadurch haben wir ein ehrliches Büchlein über diesen merkwürdigen Mann erhalten, das glaubwürdiger als die meisten anderen ist.

[1] Nicolai, *Anmerkungen über Zimmermanns Fragmente* I. S. 167—169, bezweifelt die Wahrheit des ganzen Hergangs. D. Übers.
[2] Collini, Mon séjour auprès de Voltaire (Paris 1807) S. 13—19.

Zu einem späteren Zeitpunkt beschloß die Barberina, ihre Ehe mit Cocceji öffentlich zu erklären. Sie zog ihr Geld aus den englischen Fonds, kaufte einen schönen Landsitz und bezog ihn mit besagtem Cocceji, indem sie das Ballett aufgab. Aber auch das hatte nicht den gewünschten Erfolg. Coccejis Mutter verschmähte unversöhnlich die Balletheirat. Friedrich, der selbst eine solche Verbindung mit dem Sohne seines Großkanzlers nicht gern sah, beförderte diesen auf irgendeinen höheren Posten im fernen Schlesien. Aber dort gerieten sie leider selbst in Hader miteinander; ließen sich scheiden, und das Gerücht war abermals geschäftig. ‚Du, Cocceji, bist selbst nur eines Schulmeisters Enkel' (Barberina konnte, wie sich annehmen läßt, wohl auch hitzig werden); ‚und du wirst dich erinnern, daß i c h das Geld aus den englischen Fonds zog!' Barberina heiratete wieder, und zwar diesmal einen von Adel mit sechzehn Ahnen. und es erfolgte wenigstens keine Scheidung. Sie machte Glück bei leidenschaftlichen Herren, zumal da sie Geld aus den englischen Fonds bezog. Ihr letzter Name war Gräfin von — ich weiß wirklich nicht was. Ihre Nachkommen leben vermutlich noch, mit sechzehn Ahnen, in jener Gegend. Auf diese Weise vollbrachte sie ihre Lebensreise, walzend und wandelnd, und behauptete sich mit Erfolg der Welt gegenüber. Die Geschichtschreibung bekennt, daß sie sich schämt, so viele Worte auf einen solchen Gegenstand zu verwenden. Aber Friedrichs Tänzerin und die Veranlasserin von C o l l i n i s V o l t a i r e beansprucht eine vorübergehende Erinnerung. Sprechen wir, wenn wir anders umhin können, niemals wieder von ihr.

D i e z w e i t e E r o b e r u n g i s t O s t f r i e s l a n d, v o n f e s t e r N a t u r.

Am 25. Mai 1744, als eben Barberina ihr Pirouettieren in Berlin begann, segnete der arme Karl Edzard, Fürst von Ostfriesland, schon lange ein schwächliches kränkliches Wesen, etwas plötzlich das Zeitliche; starb kinderlos als der Letzte seines Hauses, das an 300 Jahren dort bestanden hatte. Unsere gescheite Wilhelmine in Bayreuth hatte, wiewohl die Leser den kleinen Umstand vergessen haben, eine überflüssige Schwägerin an diesen Karl Edzard verheiratet; und man sagt, eine plötzlich vereitelte Hoffnung auf Nachkommenschaft habe dem armen Manne in jener Nacht des 25. Mai sein Ende gegeben. Auf jeden Fall fällt sein Land Preußen anheim, das kraft alter kaiserlicher Belehnung (1683—1694) die Anwartschaft darauf hat, die dem verstorbenen König Friedrich Wilhelm aufs neue bestätigt worden war — wir erinnern uns, wie er damit von jener K l a d r u p e r R e i s e im Jahre 1732 heimkam, der ehrliche Mann, und getadelt wurde, daß er nichts Besseres brachte. Und in der Zwischenzeit hatten seine königlichen hannöverschen Vettern, die es nach Ostfriesland gelüstete, eine Erbverbrüderung mit dem dortigen Fürsten (ich glaube, dem Vater des soeben Verstorbenen) aus dem Stegreif errichtet: „Ein Ding ultra vires", argumentierten die Juristen, „privat, quasi-heimlich und (in einem gewissen Sinne) später abgeschlossen als die Anwartschaftsverleihung an Preußen."

Auf dieser Grundlage fußend, legte Georg II. nun bei der Reichsversammlung Einspruch gegen Friedrich ein — der, wir brauchen es nicht erst zu sagen, augenblicklich Besitz von Ostfriesland ergriffen hatte. Und es entstand jahrelanger Schriftenwechsel zwischen ihnen, großer Aufwand von Schreibmaterial und beiderseitigem Mondanbellen (was allezeit durch Stell-

vertreter geschah und sich leicht tun läßt), das ohne Zweifel das gegenseitige Mißgefühl vermehrte, aber weiter keine Wirkung hatte. Friedrich, der schon seit einiger Zeit ein wachsames Auge auf Ostfriesland gehabt und den in Frage kommenden Beamten (seinem Justizminister, nachherigem Großkanzler Cocceji, und einem oder zwei Untergeordneten) genaue Verhaltungsbefehle erteilt hatte, ergriff mit größter Schnelligkeit Besitz von dem Land und erdrückte damit viel Rechtsstreiterei von weit gefährlicherer Art, als die seines Onkels Georg war.

In ganz Deutschland, selbst Mecklenburg nicht ausgenommen, hatte es seit sechzig oder siebzig Jahren kein anarchischeres Land gegeben als Ostfriesland. Ein Land mit außerordentlich lebendigem ständischen Leben (das in der Tat in zwei oder drei Richtungen bis zu mörderischem oder selbstmörderischem Grade stieg), dessen Regierungsleben so gut wie tot war. Ein Land, das die Freiheit — wie Julia den Romeo — ‚nicht weislich, sondern allzusehr geliebt' hatte! Ritterschaftspartei, Fürstenpartei, Städtepartei — allezeit zwei oder mehr einander anklagende und bekriegende Parteien. Den gesetzlichen Schlendrian ließ man im Gange; aber zum Landesregiment hatte man: diese parlamentarischen Beredsamkeiten (drei auf einmal) und der Freiheit Hader, man denke sich, vom Vater auf den Sohn vererbt! ‚Der verstorbene Karl Edzard war niemals nach Emden, seiner bedeutendsten Stadt, gekommen, obgleich er nur ein paar Meilen davon residierte.' — Und was noch bedenklicher war, alle diese energischen kleinen Parteien hatten sich an die benachbarten Staaten gewendet und hielten jede ihr kleines Bataillon fremder Soldaten, ‚zu unserem und unserer Gerechtsamen Schutz!' Kaiserliche Schutztruppen, holländische Truppen, dänische Truppen — einmal waren es preußische (im Jahre 1683, als die Stadt Emden den Großen Kurfürsten eingeladen hatte), aber dem ist jetzt nicht so. Wohl war es für die Preußen erforderlich, daß sie an jenem 25. Mai 1744 in aller Ruhe schnell bei der Hand waren.

Und sie waren es auch; Cocceji hatte alles in Bereitschaft, hatte sich im voraus einflußreicher Mitglieder der Stände versichert, hatte Truppen in der Nähe, und was dem mehr ist. Die Preußen — der Emdener Stadtrat hatte sein erstauntes holländisches Bataillon eingeladen, keine Notiz davon zu nehmen — marschierten ‚am folgenden Tag' ungehindert in Emden ein und nahmen Besitz von den Kanonen. Marschierten nach der Hauptstadt Aurich, ohne daß die dort liegenden Dänen und die kaiserliche Schutzwache etwas dazu sagten; und kurzum, innerhalb einer Woche hatten sie das chaotische Ostfriesland auf ihre übliche exakte Weise fest inne und begannen sofort auf gleiche Weise darin zu schalten — mit Wirkungen, die bald fühlbar wurden und stetig fortdauerten. Ihr Ständewesen ließ Friedrich in voller Kraft bestehen: ‚Besteuert euch selbst und verwaltet eure Einkünfte und Ausgaben nach eigenem Belieben. Mir, als Landesherrn, gebt einen mäßigen Überschuß ab: Wieviel soll es sein? Und dann ferner einige Rekruten — oder Rekrutengelder, wenn euch das lieber ist!' Und es ist zum Erstaunen, wie die parlamentarische Vitalität, in keiner, auch nicht der geringsten Gerechtsame abgekürzt, noch in irgendwelchen Stücken beschränkt, sondern bloß von sanft starker Hand, unter Leitung eines guten Kopfes, nach dem Strich der Haare gestreichelt, fast sofort zu einem Taubenleben herabsank und, was sie immer sonst tun mochte, Friedrich niemals beschwerlich wurde. Die Behandlung der Sache und auch die Gelegenheit war gut. ‚In einer einzigen Sitzung brachte der preußische Kommissar, ‚als Schiedsrichter zwischen der Stadt Emden und der Ritterschaft, ihren Streit, der fünfzig Jahre gedauert hatte, zum Ausgleich.' Das arme Land war dankbar dafür, was es wohl sein durfte, wie für ein Beschwören von Kobolden, für ein Endigen eines chronischen örtlichen Unwetters! Friedrichs erster Besuch, im Jahre 1751, ward mit allgemeinem Jubel begrüßt; und

das arme Ostfriesland dankte ihm auf noch handgreiflichere Weise, als die Gelegenheit sich dazu darbot[1].

Es ist kein wichtiges Land, etwa 54 Geviertmeilen Oberfläche; das Einkommen, das Friedrich als souveräner Herrscher und Verteidiger daraus zog, betrug nur 24 000 Taler, und für Rekruten*gelder* (keine Rekruten in corpore) 16 000 Taler jährlich. Aber es gewährte auch andere Vorteile. Emden hat einen guten Hafen und ist günstig für den Handel gelegen; es brachte Friedrich in Berührung mit dem Seeverkehr, worin er, wie wir finden werden, einige achtbare Anfänge machte und Erwartungen in der Welt erregte; er hätte es vielleicht auch weiter damit gebracht, wenn nicht neue, weit schlimmere Kriege, als der ihn jetzt beschäftigende, seine Vorbereitungen unterbrochen hätten.

Friedrich war in Pyrmont und trank den Brunnen, als diese Wendung mit Ostfriesland eintrat; er war am 20. Mai dahin abgegangen, war soeben dort angekommen, vier Tage vor dem Tode Karl Edzards[2]. Die Besitznahme ward von seinen im voraus wohl instruierten Bevollmächtigten ins Werk gesetzt. Friedrich trank den Brunnen und tat scheinbar nichts weiter. Aber er hielt auch, und zwar noch ernstlicher, Beratungen mit einer französischen Exzellenz (die ebenfalls den Brunnen nötig hatte) über den französischen Feldzug für dieses Frühjahr: ob Coigny stark genug am Mittelrhein sei; wie es mit ihrer großen Armee der Niederlande stehe, und andere gleich interessante Punkte[3]. Die Frankfurter Union ist eben unterzeichnet (22. Mai). Die Allerchristlichste Majestät ist selbst auf dem Wege nach den Niederlanden, wird selbst dort befehligen, wie wir sehen werden. „Gut!" antwortet Friedrich: „Aber schwächt ja Coigny nicht, denkt an Prinz Karl auf jener Seite; detachiert keine Truppen von Coigny und vermindert ja nicht seine 60 000 oder 40 000!"

Gegenseitiges Beraten die Fülle, beim Umherwandeln im Gehölz dort. Und wie sehr sich gewisse Leute, die es viel anging, im Dunkeln befanden, urteile man aus nachstehender, zufällig auf uns gekommenen kleinen Urkunde:

*Lyttleton* (unser alter Bekannter von Soissons her, jetzt ein Beamteter in Prinz Freds Haushalt und noch manches andere) *an seinen Vater zu Hagley.*

Argyle Street, London, 5. (16.) Mai 1744.

„Teuerster Herr — Mr. West" (Gilbert West, der noch in einigem Andenken steht) „kommt mit uns nach Hagley, und mit Ihrer Erlaubnis will ich auch unseren Freund Thomson" (James Thomson, den Dichter) „mitbringen. Seine ‚Jahreszeiten' sollen in etwa einer Woche herauskommen und werden ein gar herrliches Werk sein.

Ich habe Ihnen keine öffentlichen Neuigkeiten zu melden, die Sie nicht bereits in den Zeitungen gelesen hätten; nur einiges, was in Privatbriefen aus Deutschland erzählt wird: Daß nämlich der König von Preußen sich den völligen Wahnsinn an den Hals getrunken habe und deswegen in Gewahrsam genommen sei, was, wenn es wahr ist, eine bedeutende Wirkung auf das Schicksal Europas in diesem kritischen Zeitpunkt haben dürfte." Jawohl, wenn es wahr ist. „Diese Briefe besagen, er habe bei einer Musterung zwei Leute aus dem Gliede nehmen und, ohne eine Ursache anzugeben, erschießen lassen und habe befohlen, einen dritten auf gleiche Weise um-

[1] Ranke III. 370—382.
[2] Rödenbeck S. 102.
[3] Ranke III. 165, 166.

zubringen; als aber der Major des Regiments es wagte, für diesen zu sprechen, habe Seine Majestät den Degen gezogen und würde auch den Offizier getötet haben, hätte dieser, den Wahnsinn erkennend, sich nicht die Freiheit genommen, sich zu retten, indem er den König entwaffnete. Dieser sei sofort eingesperrt worden, und die Königin, seine Mutter, habe die Regentschaft bis zu seiner Wiederherstellung übernommen." Papae! „Ich gebe Ihnen diese Nachricht nicht für gewiß; aber sie wird hier in London allgemein geglaubt. Lord Chesterfield sagt: ‚Er würde in Deutschland bloß für wahnsinnig gehalten, weil er mehr Geist besäße als andere Deutsche.'

Der Rückzug des Königs von Sardinien von seinen Linien bei Villafranca und der Verlust dieses Ortes" (am 20. April, einer jener wütenden Kämpfe, Franzosen und Spanier wider die sardinische Majestät, in den Seitenkulissen des italienischen Kriegstheaters, das uns jedoch hier nicht kümmern soll) „haben allerdings ein übles Aussehen: aber es wird doch nicht" — für wichtig gehalten und war es auch nicht. „Wir erwarten mit Ungeduld, zu erfahren, was für Wirkung die Sendung des holländischen Gesandten nach Paris haben wird" — (nach Valenciennes, wie es sich fügte, da König Ludwig, auf seinem erhabenen Zuge nach den Niederlanden, so weit gelangt war; und „Wirkung" erfolgte keine: nur gute Worte seinerseits und weiteres Zusammenschießen von Menin und der holländischen Barriere, wovon wir binnen kurzem hören werden).

„Ich flehe zu Gott, daß der Sommer dadurch, daß er für Sie leichter als gewöhnlich sein möchte, auch für uns ein glücklicher sei" — der liebe Vater leidet an unheilbaren Übeln. „Es ist das einzige, was fehlt, um Hagley-Park zu einem Paradiese zu machen.

Der arme Pope, fürchte ich, ist im Begriffe, alles, was der Tod an ihm vernichten kann, hinzugeben" — er starb wirklich am 30. Mai (10. Juni): eine Welttragödie auch dies, wenn auch in kleinem Maßstabe, die nebenan, in Twickenham, ohne Geräusch vor sich ging; ein Stern, der am Firmament erlosch — sein Zwillingsstern, Swift (Carterets alter Freund), befindet sich gleichfalls im Erlöschen, das Licht ist ihm schon ausgegangen, ‚ein Faseler und ein Schemen'. — — „Ich verbleibe in aufrichtigster Ehrfurcht und Liebe, Ihr pflichtgetreuester Sohn —

George Lyttleton[1]."

Friedrich kehrte am 11. Juni von Pyrmont zurück und sah mit Schmerz und mit mancherlei wohl verborgenen Gedanken seine Schwester Ulrike am 26. Juli im Dämmern des Sommermorgens wegfahren. In Berlin, in Preußen weiß niemand außer ihm, daß Schlimmeres vor der Türe steht. Und nun erschallen plötzlich die Kriegstrommeln wieder, und meine armen Leser — gar nicht zu reden von dem armen Preußen und seinem Könige! — müssen in jene unbehagliche Sphäre zurückkehren, bis die Dinge sich bessern.

[1] Ayscough, Lord Lyttleton's Miscellaneous Works (London 1776) III. 318.

Ende des dritten Bandes.

# Inhalt des dritten Bandes

## Elftes Buch.

### Friedrich ergreift die Zügel. Juni bis Dezember 1740.

## Zwölftes Buch.

### Der Erste Schlesische Krieg, der einen allgemeinen europäischen erweckt, hebt an. Dezember 1740 bis Mai 1741.

## Dreizehntes Buch.

## Der Erste Schlesische Krieg endet, während ringsumher der allgemeine europäische noch fortlodert. Mai 1741 bis Juli 1742.

Seite

## Vierzehntes Buch.

## Der europäische Krieg ringsumher endigt nicht. August 1742 bis Juli 1744.

Druck von Fischer & Kürsten in Leipzig